11. Jahrgang 1931

Bücherei und Bildungspflege

mu

Zeitschrift für die gesamten außer-
schulmäßigen Bildungsmittel
Der Blätter für Volksbibliotheken
32. Jahrgang
Herausgegeben von
E. Ackerknecht, G. Fritz, W. Schuster

Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin,
in Kommission bei Otto Harrassowitz Leipzig

Inhaltsverzeichnis.

Aufsätze.

Lehrgänge und Versammlungen.

Bücherschau.

Register.

1. Verfasser-Verzeichnis.

2. Stichwort-Verzeichnis.

---

3. Buchbesprechungen.

a) Wissenschaftliche Literatur.

b) Schöne Literatur.

---

c) Jugendschriften.

---

d) Dorfbücherei.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten außerschulmäßigen Bildungsmittel

Jahrgang 11 1931 Heft 1

Die Soziologie der literarischen Geschmacksbildung und die Volksbücherei.

Von Dr. Wilhelm Schuster.

Wenn ein Buch über „Die Soziologie der literarischen Geschmacksbildung" erscheint (von Levin L. Schücking, 2. erweiterte Auflage Leipzig: Teubner 1931), so sollte es des Interesses aller Volksbibliothekare sicher sein; trotzdem ist das Werk bei seinem ersten Erscheinen in unseren Kreisen fast unbeachtet geblieben. Deshalb dürfte es angezeigt sein, hier ausführlicher darüber zu berichten und wenigstens zu einem Teile zugleich die Gedanken aufzuzeichnen, die sich dem Volksbildner unwillkürlich bei der Lektüre aufdrängen. Schücking macht den Versuch, die scheinbar rätsel- und schicksalhaften Wandlungen des Kunstgeschmacks beim Publikum aus ihren historisch-soziologischen Zusammenhängen zu deuten. Die Frage des Veraltens und Vergessenwerdens einst hochgepriesener Kunst wird nach ihm manchmal zu rasch erledigt, indem Schäden an der künstlerischen Gestaltung, eine zu primitive Psychologie oder Mangel an Echtheit und Tiefe des Gefühls oder der geschwätzigen Breite der Darstellung aufzuweisen versucht werden. Was wir aber heute an manchen Kunstwerken der Vergangenheit schätzen, das ist durchaus nicht immer dasselbe, was einst die Menschen jener Zeit, in der sie entstanden, zur Begeisterung hinriß. Auch die heute beliebte Forderung, den Kunststil einer Zeit als Verkörperung des Zeitgeistes zu deuten, sieht die Dinge zu einfach, denn es erhebt sich sofort die Frage, was denn nun dieser Zeitgeist eigentlich ist. Sieht man näher zu und richtet den Blick auf das Volksganze, so sind bestimmten geistigen Formen und Strömungen einer Zeit immer nur bestimmte Gruppen, sei es sozialer, sei es religiöser oder weltanschaulicher Art zugeordnet. Oft aber stehen diese Gruppen in schroffem Gegensatz zueinander. So kommt Schücking zu folgendem Ergebnis: „Es gibt gar keinen Zeitgeist, sondern es gibt sozusagen eine ganze Reihe von Zeitgeistern. Immer werden sich durchaus verschiedene Gruppen mit andersgerichteten Lebens- und Gesellschaftsidealen aussondern lassen. Zu welcher von diesen aber die jeweilig vorherrschende Kunst die nächsten Beziehungen hat, hängt von mancherlei Umständen ab und nur jemand, der in einem Wolkenkuckucksheim wohnt, wird dafür rein ideelle Faktoren verantwortlich machen" (S. 9/10).

Bevor wir nun mit dem Verfasser diesen einzelnen Faktoren näher nachgehen, wird es gut sein, sich den „Zeitgeist" noch etwas näher zu betrachten. Die Einheitlichkeit, die der Zeitgeist für den rückschauenden Historiker gewinnt, hat zunächst eine ihrer Ursachen darin, daß er den Gang der Entwicklung überschaut. Er weiß, welche unter den zu einer Zeit wirk-

samen Tendenzen die zukunftsträchtige ist, die sich durchsetzt, welche nur das Rückzugsgefecht der im Absterben oder in Umwandlung befindlichen Gruppen decken. Dadurch ordnet sich ihm das für den gegenwärtigen Menschen verwirrend mannigfaltige Bild in bestimmte Linien, unter denen die Leitlinie beherrschend hervortritt. Der berechtigte Kern aber des von Schücking bekämpften Bestrebens, den Kunststil aus dem Zeitgeist zu erklären, liegt tiefer, nur ist das Wort Zeitgeist vielleicht nicht glücklich gewählt. Das Einheitliche eines „Zeitgeistes" liegt in der einheitlichen Problemlage der gesamten Lebenssituation einer Zeit, der politischen, wirtschaftlichen und geistigen, die einmalig ist. Selbstverständlich sieht jede Gruppe die Dinge aus ihrem Interessenkreis von ihrer Seite je nach ihrer besonderen Lage im Kräftefelde einer Zeit. Aber die Struktur dieses Kräftefeldes, im ganzen gesehen, ist für alle dieselbe und bedingt alle, ganz gleich, an welchem Punkte desselben sie sich befinden, wenn auch alle in verschiedener Weise. Die Herausarbeitung dieser Gesamtstruktur des Lebens einer Zeit und der daraus für das wirtschaftliche, soziale, politische und geistige Leben sich ergebenden Problemstellungen, das heißt den Zeitgeist fassen. Wenn es meist nicht so gemacht wird, so ist das eben falsch, aber es besagt nichts gegen die richtig angewandte Methode.

So geht Schücking selbst nun auch etwa vor, nur wertet er die gesellschaftlichen Funktionen der einzelnen Gruppen in diesem Kräftespiel nicht ganz richtig. Er erklärt Dasein, Färbung und Eigenheit der Kunst „zu erheblichem Teil" aus ihrem sozialen Nährboden. „Die Geschichte der Literatur ist zu erheblichem Teil die Geschichte der Wohltätigkeit einzelner Fürsten und Aristokraten. Der Sänger geht mit dem König, nicht weil „sie beide auf der Menschheit Höh'n" wohnen, sondern weil der Fürst der einzige ist, dem seine Mittel erlauben, dem Sänger Unterhalt zu gewähren. Der Unterhaltene aber unternimmt dafür die Unterhaltung". Das ist richtig, auch, daß die Weltanschauung des Brotgebers nun für das Kunstprodukt maßgebend wird, eine tiefere Erklärung aber kann sich damit doch nicht begnügen. Sie fragt weiter, weshalb denn zu gewissen Zeiten der Fürst und der Aristokrat diese Mittel in Händen haben, und die Antwort ist, weil sie im Kräftefeld einer Zeit eine bestimmte Funktion zu erfüllen haben. Gewiß geht die Kunst nach Brot, aber erst die Herausarbeitung der Funktion der Gruppe, die das Brot hat, und zwar in allen ihren Teilen, führt zu einer tieferen Erklärung*). Unter dieser Voraussetzung erst ist den Sätzen Schückings zuzustimmen: „Eine an sich unendliche Variabilität des Schaffens wird durch eine gewisse Auswahl in bestimmte Richtungen gelenkt. Für diese Auswahl sehen wir in der Vergangenheit großenteils den Umstand von Wichtigkeit, daß sie aus dem literarischen Interesse von Gruppen erwächst, die sich im Besitz wirtschaftlicher und sozialer Machtmittel befinden, von denen die künstlerisch Schaffenden abhängig sind" (S. 21).

Zweierlei ist ferner zu beachten und von Schücking mehr oder weniger übersehen. Zunächst die zugleich gesellschaftlich-wirtschaftliche wie kulturelle

*) Diesen Einwand muß man auch gegen die beiden Bücher von Upton Sinclair „Die goldene Kette" und „Das Geld schreibt" erheben, die sich sachlich mit dem Schückingschen Buche vielfach berühren.

Bedeutung solcher Gruppen, die zwar bereits im Niedergang befindlich sind und von der neu heraufdrängenden Gruppe bestritten werden, aber noch im Besitze der materiellen Machtmittel sich befinden. Sie sichern nicht nur die notwendige Kontinuität des Wirtschaftlichen und Kulturellen, sondern sie bilden in ihrem Schoße vielfach noch die Machtmittel aus, die zum Werkzeug der sie stürzenden Gruppe werden sollen. Dieses zweite ist im Geistigen und Künstlerischen überall sehr deutlich aufzuzeigen, denn es gibt eine große Zahl von Werken, die zwar ideologisch noch ganz im Solde der herrschenden Gruppe stehen, in ihren Stilmitteln aber bereits das Handwerkszeug der Kunst der heraufsteigenden Gruppe vorbereiten, und oft nicht nur in den Stilmitteln (man vgl. etwa Jeremias Gotthelf und die anderen, den Naturalismus vorbereitenden Realisten des 19. Jahrhunderts). Dies steht wieder in innigstem Zusammenhange mit der erwähnten Tatsache, daß für die Gesellschaft einer Zeit die Gesamtstruktur des Kräftefeldes verbindlich ist, daß die gleichen großen Probleme allen gestellt sind, von so verschiedenen Seiten her und mit so verschiedener Zielrichtung sie auch zu lösen versucht werden. Mit der Zerstörung des gesellschaftlichen Nährbodens einer Kunst freilich muß diese, wie Schücking betont, absterben, soweit sie eben durch die besondere, einmalige gesellschaftliche Form bedingt ist.

Die Folgerungen, die hieraus für die literaturpädagogische Auswertung zu ziehen sind, ergeben sich dahin: Es ist der gesellschaftliche Nährboden des literarischen Denkmals herauszuarbeiten und die Funktion der das Kunstwerk tragenden Gruppe im gesamten Kräftespiel einer Zeit aufzuzeigen (wie wir von ritterlicher, von bürgerlicher und von Arbeiterdichtung sprechen). Erst wenn dies durchsichtig gemacht ist, kann richtig erfaßt werden, was an allgemeinverbindlichen oder für die Gegenwart wichtigen Werten darin vorhanden ist (vgl. meinen Aufsatz: Der Dichter als Führer und Bürger der Gesellschaft, in „Zeitgeist und Literaturpädagogik", Stettin: Verlag Bücherei und Bildungspflege 1930).

Die Schwäche der Schückingschen Gedankenentwicklung liegt darin, daß er vielfach zwar nicht ausdrücklich, aber tatsächlich ein einfaches Kausalverhältnis zwischen dem gesellschaftlichen Unterbau und dem darüber sich erhebenden Oberbau annimmt. Er schränkt zwar immer vorsichtig ein — „zum erheblichen Teile" oder „großenteils" oder sonstwie —, aber das bedeutet meist doch nur, daß er seine Untersuchung vor dem Anspruch bewahren will, die ursächlich bedingenden Faktoren in absoluter Vollständigkeit aufgewiesen zu haben. Es ist die Vorsicht, die der Gelehrte gewohnheitsmäßig aus der Erfahrung heraus übt, daß bereits der ihm nacharbeitende Schüler das eine oder andere Körnlein findet, das dem die Ernte einbringenden Forscher nebenbei gefallen und von ihm übersehen worden ist. Dieses einfache Kausalverhältnis nun zwischen wirtschaftlich-gesellschaftlichem Unterbau und geistig-kulturellem Oberbau — wie es auch der gröbere dialektische Materialismus annimmt — zu bestreiten, heißt aber mehr, als eine mögliche Deutung geschichtlichen Geschehens neben die andere setzen. Der Ausfall der Entscheidung in dieser zentralen Frage ist bestimmend für das Schicksal der abendländischen Kultur und bestimmend somit auch für die Zukunft der Bildung und Volksbildung, die bis in die

Einzelheiten ihrer Methodik dadurch beeinflußt werden muß. Deshalb rechtfertigt es sich, in diesem Zusammenhange, hierbei einen Augenblick zu verweilen*).

Die Versuche, Kunst und Kultur aus den Bedingungen des sozialen Nährbodens im Sinne eines einfachen Kausalverhältnisses zu erklären, sind bisher restlos mißglückt. Sie pflegen dieses Mißlingen, wo es sich um ernsthaftere Versuche handelt, auch einzugestehen. Konsequente Vertreter der Theorie helfen sich jedoch dann mit zwei Voraussetzungen. Die eine ist die Annahme eines komplizierten Ineinanderspielens von materiellen Ursachen und aus dem Kulturellen her das Materielle beeinflussenden „Rückwirkungen". Schon hiermit aber ist in Wahrheit die Theorie durchbrochen, denn mit der Rückwirkung wird Geistiges zur Ursache von Materiellem und an Stelle der Theorie einer einseitigen Entwicklungsrichtung von materieller Ursache zu geistiger Folge eine Wechselwirkung gesetzt, wenn auch der Primat des Materiellen dabei festgehalten wird**). Die zweite Annahme ist die billigere der unmöglichen Auffindung aller Faktoren der bedingenden materiellen Ursachen, welche die unerklärbaren Restbestände begründet, und eines unauflösbaren Restes der Individualität. Eine eingehendere Untersuchung müßte zeigen, wie weit bereits mit der Annahme von Rückwirkungen ein Eigenleben und eine Eigengesetzlichkeit des Geistig-Seelischen gesetzt ist.

Wird nun an Stelle des einfachen, der Mechanik entstammenden Kausalitätsbegriffes eine andere „Kausalität" gesetzt, eine Beziehung, wie sie zwischen Anorganischem und Organischem, zwischen Leib und Seele waltet, so wird die Eigengesetzlichkeit der Gebiete gesichert, die als Gestalts- oder Ganzheitsgesetzlichkeiten begriffen werden können. Die Errungenschaften des dialektischen Materialismus bleiben dabei im Kern gewahrt. Es wird auch die Notwendigkeit der Erforschung aller irgend faßbaren materiellen Vorbedingungen anerkannt, für deren weitreichende Bedeutung, obwohl sie als solche auch vorher nicht unbekannt war, uns doch erst der dialektische Materialismus die Augen geöffnet hat. Die Gefahr aber eines allzu primitiven und grobfädigen dialektischen oder ökonomisch-historischen Materialismus für die Volksbildung liegt in der Auslieferung des Seelisch-Geistigen und damit des Ethischen an die Macht in allen ihren Formen, des Menschen an die Maschine. Bildung aber entsteht erst dort, wo sich die seelisch-geistige Gestalt gegen die Macht und über ihr behauptet. Das Ringen des Menschen aber um diese Behauptung ist zugleich gerade die innerste Triebkraft aller revolutionären Bewegung, sowie ihre materiellen Voraussetzungen ge-

*) Andeutungen in meinen früheren Arbeiten, daß ich hier eine Schicksalsfrage der deutschen Bildung sehe, haben jüngere marxistische Kollegen veranlaßt, an mich die Frage zu richten, wie ich zu der Einordnung des dialektischen Materialismus in die Volksbildungsarbeit stehe. Die Antwort auf diese Frage ist deshalb ungemein schwierig, weil dieser dialektische Materialismus in seiner heutigen Form keineswegs eindeutig zu bestimmen ist und muß deshalb einer größeren Arbeit vorbehalten bleiben, für die ich die Vorstudien erst begonnen habe. Das Obige mag als eine vorläufige Antwort gelten, deren Vorläufigkeit ich aber ausdrücklich betonen möchte.

**) Dabei ist noch die Frage ganz beiseite gelassen, wie weit Wirtschaft selbst ein „Materielles" sei. Was heißt in solchem Zusammenhang materiell?

geben sind. Im Sinne dieser Behauptung des Menschlichen, seines seelisch-geistigen Wesens gegen die Macht ist nun alle Pädagogik und somit alle Volksbildung revolutionär (vgl. Elisabeth Siegel: Das Wesen der Revolutionspädagogik. Langensalza: Beltz 1930 und meine Auseinandersetzung mit dieser Schrift in einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift). Die positive Bedeutung des oben gekennzeichneten grobfädigen und primitiven dialektischen oder ökonomisch-historischen Materialismus für die kulturelle Entwicklung liegt in seiner zerstörerischen Kraft gegenüber erstarrten und überlebten Kulturformen. So vermag er zwar gewisse Vorbedingungen neuer Bildung zu schaffen, nicht aber Bildung selbst als geistig-seelische Gestalt.

Eine Soziologie der literarischen Geschmacksbildung nun darf sich nicht darauf beschränken, die Abhängigkeit der Kunst und der Künstler von ihrem gesellschaftlichen Nährboden aufzuzeigen, sie muß versuchen, tiefer in das Zueinander und Gegeneinander von Geist und Macht hineinzuleuchten. So hätte zum Beispiel auch schon für die älteren Zeiten näher auf das eigentümliche und durch die gesellschaftliche Bewegung bedingte Herabsinken von Kunstformen differenzierter führender Schichten und das Aufsteigen volkstümlicher Formen eingegangen werden müssen*). Sehr gut ist im Übergang zur bürgerlichen Kultur die Verschiebung in der sozialen Stellung des Künstlers und sein Aufstieg gezeichnet. Dies führt schließlich zu einer Übersteigerung der Auffassung vom künstlerischen Schaffen und von der Mission des Künstlers, „bei der von dem tatsächlich vorhandenen Publikum überhaupt abgesehen wird und der Dichter sich nur noch durch die Rücksicht auf den idealen Leser bestimmen läßt. Nur noch den eigenen Geschmack und die eigene Überzeugung läßt der Dichter für sein Werk gelten" (S. 32). Diese Kluft zwischen Dichter und Publikum vertieft sich, indem auch der Kritiker als „Eingeweihter" auf die Seite des Dichters tritt. Sehr mit Recht fordert Schücking hier eine eingehendere Erforschung der Breitenwirkungen von Kunstrichtungen, wie des Naturalismus, Impressionismus und Expressionismus. Der Ablösungsprozeß des Dichters vom Publikum in der l'art pour l'art — also doch auch von dem gesellschaftlichen Nährboden — erweist sich nun als eine Vorbedingung für das Angehen der Kunst gegen den Publikumsgeschmack als Ausdruck des Umschichtungsprozesses in der Gesellschaft. Das die Künstler treibende Moment ist hier also keinesfalls ein wirtschaftliches, sondern die Bedrohung des Seelischen und Menschlichen durch die Entwicklung der gesellschaftlichen Lage. Der Augenblick, in dem der Gleichgewichtszustand zwischen den materiellen und gesellschaftlichen Bedingungen und der geistig-seelischen Entfaltung gestört ist, zwingt das Kulturelle von sich aus zur Wiedereroberung des an die Macht verlorenen Terrains ohne Rücksicht auf, ja

*) Ich denke bei diesem Herabsinken nicht nur an die von Hans Naumann aufgewiesenen Vorgänge in der eigentlichen „Volksdichtung" (ein Kunstlied wird zum Volkslied und dabei umgeformt oder „zersungen"), sondern auch an die Übernahme der Kunstformen der bisher führenden Schichten durch die neu heraufsteigenden und an die Umformung, die sie dabei erfahren (Wandel der ritterlichen Verserzählung zur Prosakunst der Renaissance, des höfischen Barockdramas und Barockromans zu den entsprechenden bürgerlichen Formen im 18. Jahrhundert).

gegen das Materielle, weil der Mensch immer zur Auswirkung der Totalität seines Wesens drängt. Diese Wiedereroberung aber kann nur erfolgen durch eine Umwandlung auch der Machtverhältnisse. Dies sind die so geheimnisvoll erscheinenden „Rückwirkungen" des Ideellen. Oder: eine Umschichtung des Wirtschaftlich-Gesellschaftlichen, die die Eigengesetzlichkeit des Seelisch-Geistigen gefährdet, treibt dieses zur Einwirkung auf das Materielle im Sinne einer Umformung, die ihr die Entfaltungsmöglichkeit zurückgewinnt. Liefen beide Kräfte genau parallel im Sinne einer mechanischen Kausalität, so wären die Diskrepanzen dieses Widerspiels unmöglich.

Hieraus ergeben sich für die Volksbildung gewisse kulturpolitische Folgerungen. Ihre Aufgabe als Volks-bildung stellt sie an die Seite der Kräfte, die diesen Entfaltungsraum für das gesamte Volk zu gewinnen oder zurückzugewinnen trachten. Sie bestimmen auch die Haltung der Volksbildung zu der Geschmackshaltung und Geschmacksbildung der Massen, insoweit als die Kunst und die Betrachtungsweise und Auswertung künstlerischer Werte diesem Ziele dienen. Sofern Volksbildung also zu den politisch-wirtschaftlichen Kämpfen von sich aus Stellung zu nehmen hat, geschieht dies unter dem Gesichtswinkel der Sicherung der Entfaltungsmöglichkeit des ganzen Menschen in seiner Totalität als leiblich-seelische Persönlichkeit.

Die Kluft zwischen Publikum und Kunst, Publikum und Kritik, die in Deutschland mit den achtziger Jahren etwa entsteht, vertieft sich nun, wie Schücking zeigt, durch die Zersetzung der bisherigen „Gesellschaft" als des eigentlichen literarischen Publikums, die sich in eine Reihe von Gruppen auflöst. Gleichzeitig tritt die Bedeutung des literarischen Elements zurück, so „daß, wo früher literarisch-historische Interessen die Führung hatten, heute in Deutschland an ihre Stelle naturwissenschaftlich-technische, politische, soziale und sportliche getreten sind" (S. 48) . . . „die Zeiten, wo der „Gebildete" ein Typ war, dessen Wesenheit durch wenige Momente, in intellektueller Hinsicht nur durch solche ästhetisch-literarisch-historischer Art bestimmt war, sind vorüber. Eine völlig andere soziologische Struktur ist eingetreten, der gegenüber die alte so wirkt, wie wenn man die Verhältnisse in einer heutigen kleinen Stadt ohne Industrie ins Große übertrüge, wo das allgemeine Tempo des Daseins noch viel langsamer, der Einfluß der Laien auf das Kunstleben selbstverständlich, der Bildungsgang derjenigen, die die soziale Führung haben, noch ziemlich gleichartig ist, ihre Erfahrungen wesentlich dieselben, ihre Lebensgewohnheiten und wirtschaftlichen Verhältnisse ähnlich, ihre politischen Ideen nicht radikal entgegengesetzt, ihre sonstigen Ideale ebenfalls nicht durchweg verschieden und also das, was sie von der Kunst verlangen, auch nicht durch Abgründe voneinander getrennt" (S. 49/50).

Tritt heute an Stelle der alten „Gesellschaft" irgendeine Gruppe, so wird diese Gruppenbildung im Publikum gefördert durch die Gruppenbildungen bei den Künstlern in sogenannten „Schulen", die immer für den Schaffensprozeß von großer Bedeutung waren. Ja für den Künstler kann diese Schule von Gleichstrebenden und ihre Anerkennung weithin die des eigentlichen Publikums ersetzen (man denke an die Kreise um die Blätter

für die Kunst, den Sturm, den Charon- und Quadriga-Kreis bis zu den Dadaisten). Die Bedeutung dieses Zerfalls des Publikums in Gruppen bildet bekanntlich für die Volksbildung ein äußerst schwieriges Problem. Es ist nicht lösbar ohne eine Bewertung der Gruppen in ihrer Bedeutung für die Gesamtheit der Gesellschaft, die wieder nur auf einer Herausarbeitung der gegenwärtigen gesellschaftlichen wie geistigen Situation sich aufbauen kann, wie ich das andern Orts ausgeführt habe. Das führt hinüber zu den Fragen der Auswahl der Produktion durch die Gesellschaft, der Schücking ein eigenes Kapitel widmet.

Hier stehen im Anfang Theaterdirektor und Verleger, deren Rolle historisch beginnt, als die des Patrons als Mäzen ausgespielt ist, im 18. Jahrhundert. Die Mängel und Zufälligkeiten dieser Auswahl, auch der Abhilfeversuche durch die Dichterpreise werden beleuchtet, ein hübsches Beispiel aus England, das den Volksbibliothekar besonders interessieren wird, möchte ich nicht vorenthalten. „Die dreibändigen Romane nämlich, die früher zu Zeiten Thackerays und Dickens' in solchem Maße die Regel gewesen waren, daß der erste Roman der Charlotte Brontë, das nachmals berühmte Buch „The Professor" hauptsächlich deswegen überall abgelehnt wurde, weil es nur einen Band füllte, starben plötzlich anfangs der neunziger Jahre aus. Die Ursache war die Erklärung der großen Leihbibliotheken, daß sie sie nicht mehr nehmen würden. Dies geschah 1894. In diesem Jahr gab es noch 184 solcher dreibändigen Erzählungen, 1897 nur noch vier. Mag diese Entwicklung sich immerhin schon längere Zeit aus verschiedenen Ursachen vorbereitet haben, so ist doch das reißende Tempo, in dem die alte Kunstform abstirbt, ausschließlich auf äußere Gründe zurückzuführen." Ich will nun den von Schücking behaupteten Einfluß der Leihbibliotheken als mitwirkend gar nicht leugnen, bewerte aber die „verschiedenen Ursachen", die dies Aussterben vorbereitet haben, doch stärker als er, weil wir in Deutschland etwa aus der gleichen Zeit eine ähnliche Entwicklung haben, die bekanntlich mit der Änderung der Stilform sich ausreichend begründet. Die Leihbibliotheken gingen eben auch deshalb nur gegen die ihnen unbequemen mehrbändigen Romane vor, weil sich der Umschwung bereits angebahnt hatte. — Danach werden Möglichkeiten und Grenzen wie Entwicklung der Propaganda beleuchtet. Die Veränderung der Stellung des Kritikers zum Publikum, für das er heute „eine Art ästhetischer Aufsichtsbehörde" bedeutet, wurde bereits erwähnt. Die Machtlosigkeit des Publikums verstärkt sich durch seinen Zerfall in Gruppen. Diese Verhältnisse führen nun zu der üblen Lage, die Schücking folgendermaßen beschreibt: „Letzten Endes ist dabei eine unaufhörliche Jagd nach neuen künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten zu bemerken, bei der dasjenige, was der Laie von der Kunst an seelischen Werten verlangt, vollkommen zu kurz kommt" (S. 79). Man denke z. B. an unsere moderne Lyrik. Hier liegt nun eine der wichtigsten Aufgaben der Volksbüchereien, im recht verstandenen Interesse des Publikums ausgleichend zu wirken. Die Wirkungsmöglichkeiten der Büchereien in dieser Hinsicht, eine ihrer vornehmsten Zukunftsaufgaben, sind noch kaum richtig begriffen und begonnen, sie sind auch erst lösbar durch einen stärkeren Zusammenschluß. Rühmliche Anfänge hat Ackerknecht von Stettin aus gemacht durch die Ermöglichung

und Anregung von Neuauflagen wertvoller vergriffener Werke mit Hilfe der dieser Zeitschrift und ihrer Arbeit befreundeten Büchereien. Der Kampf gegen die großstädtische Asphaltkritik der Überliteraten, der in unseren Fachzeitschriften geführt wird, kann auf tiefere und breitere Wirkung erst rechnen, wenn die Organisation der Leserzeitschriften Fortschritte macht. Nur große und sehr reich dotierte Büchereien können sich bisher Leserzeitschriften leisten. Diesem Übelstande kann abgeholfen werden, indem die Leserzeitschriften in Format und Satz sich angleichen und in Austausch treten, der durch Matern billig und einfach vermittelt werden kann. Kleinere Büchereien könnten so ihre Leserzeitschriften ganz durch eine Auswahl aus einigen größeren zusammenstellen, die ländlichen Beratungsstellen sich vereinigen. Auch eine Zusammenarbeit mit den Volkshochschulen ist hier möglich (Gleiches gilt übrigens für die Zusammenarbeit der großen Büchereizeitschriften für die Hand des Bibliothekars mit den kleinen Zeitschriften gleicher Art in den Beratungsbezirken). Wie groß der jetzige Anteil der Büchereien an der Geschmacksbildung ist, läßt sich schwer nachprüfen. Jedenfalls ist die Zerklüftung des Publikums in Gruppen ohne Zweifel ein Übergangszustand, da die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse sich nicht weiterhin differenziert, sondern angeglichen haben (wachsende Zahl der Arbeitnehmer!). Diese Tatsache muß sich früher oder später auswirken. Solange aber die Zerklüftung besteht, ist es für die Volksbücherei doppelt wichtig, in jedem einzelnen Falle zu untersuchen, welcher sozialen Gruppe ein Kunstwerk zuzuordnen ist, denn wenn sich auch, wie Schücking richtig bemerkt, über den Geschmack nicht streiten läßt, so läßt sich doch über den menschlichen Wert derjenigen sehr wohl streiten, die den Geschmack besitzen.

Für den Wandel des Geschmacks nun gilt nach Schücking, daß nicht der Geschmack in der Regel ein anderer wird, sondern andere, d. h. bei großen Umwälzungen eine andere soziale Gruppe, werden Träger eines neuen Geschmackes, wie das im Kleinen schon der Generationswechsel zeigt. Schücking kommt dann zur Forderung der Aufstellung von Geschmacksträgertypen, die eine bestimmte Kunstrichtung bejahen, weil sie ihren besonderen durch Lebensanschauung und Lebenserfahrung bedingten Anforderungen entspricht. Wir denken dabei an unsere Lesertypen. Zum Schluß untersucht er die geschmackserhaltenden Kräfte der Schulen und Universitäten und endlich auch die Einflüsse der Literaturvereine, Büchereien, Leihbibliotheken usw. In Volksbühnen, Buchgemeinschaften und Büchereien sieht Schücking dabei mit Recht die Möglichkeit eines sozialen Prozesses, der „die Aufgabe der Auswahl in die Hände der wirklich Beauftragten zurückführt" (S. 111). Und hierin liegt das für uns wichtigste Ergebnis des Buches, das an der Hand sehr zahlreicher und instruktiver Beispiele die gekennzeichneten Probleme erörtert und allenthalben anregt, wenn es auch in der Erfassung und Deutung der der Geschmacksbildung und dem Geschmackswandel zu Grunde liegenden gesellschaftlichen Vorgänge und vor allem der Beziehung dieser Vorgänge zu den kulturellen noch vielfach an der Oberfläche bleibt.

Volksbüchereien und Heimatmuseum.*)

Von Stadtbüchereidirektor und Museumsdirektor Dr. Fritz Adler (Stralsund).

Die Volksbüchereien und Heimatmuseen in Deutschland nach 1900 verdanken der gleichen Erkenntnis und dem gleichen Willen ihren Ursprung: der neuen Forderung nach einer Volksbildung, welche weiteste Kreise zu erfassen imstande ist und zugleich vertiefend auf Geist und Gemüt einzuwirken vermag. Man wurde sich damals der Verantwortung bewußt, welche die Unmenge der verschiedenartigsten Kulturgüter uns auferlegt, und daß deren Nutznießung nicht das Vorrecht weniger sein darf, sondern sie vielmehr möglichst allen Teilen des Volkes zur Vertiefung und Erhöhung des Lebens zugänglich gemacht werden müssen.

Aus dieser Einsicht und dem Willen zum Dienst am ganzen Volke entstanden neben den alten rein wissenschaftlichen Bibliotheken die Volksbüchereien, in ihrem Wesen ausschließlich durch volkserzieherische Aufgaben bestimmt. Dank dem Vorbild außerdeutscher Länder war unserem Büchereiwesen Weg und Ziel gewiesen, wodurch die Entwicklung vor allzu großen und verhängnisvollen Experimenten bewahrt wurde.

Nicht so glücklich lagen die Verhältnisse, als die Bewegung der Heimatmuseen aufkam, die zwar schon vor dem Kriege eingesetzt hatte, aber erst nach dessen unglücklichen Ausgang sich allgemein durchsetzte. Während man sich bei den Volksbüchereien von vornherein bewußt war, daß ihre entscheidende Bedeutung in der erzieherischen, bildungspfleglichen Aufgabe lag, traten bei den Heimatmuseen oft zu sehr nur gefühlsmäßige Momente in den Vordergrund. In der neu erwachten Liebe zur engeren Heimat fing man an, das Kulturgut vergangener Zeiten zu sammeln und entging dabei nicht immer der Gefahr einer bedenklichen Romantik und eines nur rückgewandten, oft kleinlichen Historizismus. Man sammelte ohne Wertunterschiede in falscher Überschätzung alles Heimatliche und trug auf diese Weise oft eine Menge Belanglosigkeiten zusammen. Ebenso wenig begriff man anfangs, daß eine wesentliche Aufgabe der Museen die Art der Darbietung ist. Über dem Gefühlsmoment der Liebe zur Heimat vergaß man, daß erst durch die Auswahl beim Sammeln und die Art der Aufstellung die erzieherische Aufgabe gewährleistet ist. Erst in den letzten Jahren ist die bildungspflegliche Bedeutung der Museen immer mehr erkannt worden und durch Neuordnung vieler bestehender Sammlungen in Erscheinung getreten. Waren aber erst einmal das rein gegenständliche Interesse und die romantische Einstellung gebührend durch die Einsicht zurückgedrängt, daß es vor allem und in erster Linie auf eine jederzeit bewußte Einwirkung auf das Publikum ankommt, so wurde es offenbar, wie eng Volksbücherei und Heimatmuseum zusammengehören in ihrem Bildungswillen, Gegenwartsdienst am ganzen Volk zu tun.

Das Verbindende beruht indessen nicht allein in der Gemeinsamkeit einer letzten Zielsetzung, sondern auch in gewissem Grade in den Bildungsgütern selbst, welche dem Volke vermittelt werden sollen. Diese Wechsel-

*) Vgl. dazu: Dibbelt, O.: Heimatmuseum und Volksbildung. Bücherei und Bildungspflege Jg. 8, S. 223.

beziehungen bestehen aber nicht nur zwischen Volksbücherei und Heimatmuseum, sondern in noch höherem Maße vielleicht zwischen Volksbücherei und Museen aller Art. Während die Aufgabe der ersteren die Vermittlung des guten Schrifttums aller Zeiten und Länder ist, zeigen die letzteren unmittelbar die Sachgüter der verschiedenen Kulturen sowie die Formen und Organismen der Kultur. Sie geben ganz unmittelbar Anschauung und führen an die Objekte selbst heran, mit denen der Leser in diesem oder jenem Buch in Berührung gekommen ist. Selbst die besten Beschreibungen fremder Länder werden niemals den unmittelbaren starken Eindruck vermitteln können, welche die Gebrauchs- und Kultgegenstände völkerkundlicher Sammlungen ausstrahlen.

Andererseits wird vielen Museumsbesuchern die Welt des steinzeitlichen Menschen unzugänglich und unverständlich bleiben, solange er nur die in Vitrinen ausgebreiteten Werkzeuge und Waffen betrachtet. Denn manchem wird erst die Seele dieser Zeit lebendig, wenn sie ihnen in einer Dichtung wie dem „Gletscher" von J. V. Jensen in ihren wesentlichen Zügen nahegebracht ist. Das eine Mal wird der Weg vom Gegenstand zum Buch, vom Museum zur Bücherei führen, ein anderes Mal umgekehrt. Das hängt sowohl vom Zufall als auch von der geistigen Beschaffenheit des Einzelnen ab. Es ist jedoch in diesem Fall an sich gleichgültig, ob das Interesse für Lionardo da Vinci zuerst durch das Betrachten eines seiner Werke im Original geweckt wird oder durch Mereschkowskis Roman, entscheidend ist vielmehr, daß erst das Zusammenwirken von Museum und Bücherei eine Ergänzung und Vertiefung der bildungspflegerischen Aufgabe gewährleistet. Die Gemeinsamkeit von Bücherei und Museum beruht also nicht nur in der gleichen Zielsetzung, sondern zum großen Teil auch im Bildungsstoff selbst, den beide vermitteln wollen, indem erst durch ihre Zusammenarbeit eine vertiefte Bildung möglich wird.

Die Verbundenheit dieser beiden Institute selbst läßt sich nicht von der Hand weisen, ebensowenig kann aber bestritten werden, daß die Büchereien sich in viel höherem Maße ihrer erzieherischen Aufgabe bewußt sind als im allgemeinen bisher die großen Museen. Diesen haftet zumeist noch immer jene Unnahbarkeit und Würde, Ausschließlichkeit und Vornehmheit an, womit die Wissenschaft und die hohe Kunst sich so gern umgeben. Als vermittelndes Glied stehen zwischen beiden seit den letzten Jahrzehnten die Heimatmuseen. Das Kulturgut, das diese darbieten, liegt dem Volke im allgemeinen näher und ist ihm daher auch leichter zugänglich. Daher sind sie wie die Volksbüchereien in erster Linie auf ein großes und ganz verschieden geschichtetes Laienpublikum eingestellt und infolgedessen ist auch hier jetzt stärker das Bestreben fühlbar und rege, durch diese Sammlungen in die weitesten Kreise hinein volksbildend zu wirken.

Es ist bekannt, mit welcher Gewissenhaftigkeit und welchem Verantwortungsgefühl im Büchereiwesen seit langem immer wieder neue Mittel und Wege gesucht und gefunden worden sind, um alle Möglichkeiten einer weitgehenden Bildungseinwirkung zu erfassen, und es wäre wünschenswert, wenn diesen aktiven Erziehungswillen sich auch die Museumsleiter immer mehr zu eigen machen würden. Freilich ist dazu erforderlich, daß wir uns ein wenig von den „Objekten" abwenden und umso entschiedener unser

Intereſſe dem „Subjekt“, dem Muſeumsbeſucher, zuwenden und niemals vergeſſen, daß alle ausgeſtellten Gegenſtände dem lebendigen Menſchen von heute dienſtbar gemacht werden müſſen. Die Volksbüchereien haben ſchon lange dieſe Einſtellung, und daher können manche ihrer methodiſchen Erfahrungen und Erkenntniſſe auf das Muſeumsweſen angewendet und für dieſes nutzbar gemacht werden.

Wie es in der Anſchaffungspolitik der Büchereien eine untere Grenze gibt, die nicht überſchritten werden darf, wenn nicht das Bildungsziel gefährdet werden ſoll, ſo ſollten ſich auch die Leiter der Heimatmuſeen immer mehr bewußt werden, daß man mit Auswahl ſammeln muß. Schund gibt es nicht nur in der Literatur, ſondern auch unter den Sachgütern der menſchlichen Geſellſchaft, und außerdem gibt es eine Menge Belangloſigkeiten, die nicht den geringſten Wert für die Heimatgeſchichte haben und nur eine gefährliche Belaſtung jeder Sammlung ſind, wodurch der Blick nur allzu leicht von dem wirklich Bedeutſamen abgelenkt wird. Wie früher die erſten Volksbüchereien mit ſehr zweifelhaften Stiftungen beglückt wurden, wobei einzelne Familien die Zeitſchriftenſerien und Bücher geſchenkweiſe abgaben, die ſie ſelbſt nicht mehr brauchten, ebenſo leiden die Heimatmuſeen noch heute oft unter derartigen Schenkungen. In den Büchereien iſt im allgemeinen dieſe Gefahr überwunden. Bei der erzieheriſchen Verantwortung jener ſollte ſie auch alsbald für die Muſeen beſeitigt werden.

Nichts läßt eindeutiger die zentrale Stellung der Bildungspflege innerhalb der Büchereien in Erſcheinung treten als die Leſerkunde, die allmählich ein Zweig der Pſychologie geworden iſt, in der Mittel und Wege erforſcht und gezeigt werden, durch die das Schrifttum in das Volk hineingebracht und lebendig gemacht werden kann. Entſprechend dieſem Vorgang ſollten ſich die Muſeen mehr als es bisher geſchehen iſt um die Pſychologie der Muſeumsbeſucher kümmern und ſich immer wieder die Frage ſtellen, wie das Intereſſe des Laienbeſuchers geweckt und ſein Wiſſensdrang angeregt, nicht aber abgeſchreckt wird. Um nicht mißverſtanden zu werden, möchte ich hier einfügen, daß Bücherei und Muſeum natürlich auch eine Verantwortung gegenüber dem Objekt, dem Schrifttum und den Kulturſachgütern haben. Wie jene ſich ganz beſonders für die Verbreitung ganz beſtimmter Schriften einſetzen und andere wiederum ganz auszuſchalten ſuchen, ſo haben dieſe die Verpflichtung, Kulturgüter, die ihnen auf Grund ihrer Sammelaufgabe zugehören, zu erwerben und zu pflegen. Mit dieſen Verpflichtungen gegenüber den Kulturgütern erſchöpft ſich jedoch keineswegs die Aufgabe der Muſeen. Vielmehr ſchließt ſie zugleich die Verantwortung in ſich, dieſe Sachgüter nicht nur für die Wiſſenſchaft ſicherzuſtellen, ſondern ſie zugleich dem Bildungsſtreben des ganzen Volkes zugänglich zu machen. Letzteres aber erfordert, daß man ſich um die Pſyche des Laienbeſuchers kümmert und ihr durch die Art der Aufſtellung und die Beſchriftung Hilfsmittel gibt, welche dem allgemeinen Verſtändnis und Intereſſe den Weg bahnen.

Es kann hier nicht die Aufgabe ſein, auf dieſe methodiſchen Fragen der Muſeumstechnik näher einzugehen, jedoch mögen einige Beiſpiele zeigen, wie wenig man ſich noch heute in den Muſeen im Gegenſatz zu den Volksbüchereien bemüht, das Verſtändnis und den Bildungstrieb des Volkes zu

wecken und ihm zu dienen. Wenn in einem großen Raum Hunderte von verschiedenen Volkstrachten zusammenstehen, so kann es den Laien nur verwirren und beraubt ihn der Möglichkeit, das Einzelne in seiner Besonderheit und Eigenart aufzunehmen. Jede Anhäufung ist unpädagogisch und aus dieser Erkenntnis heraus haben bereits eine Anzahl Museen begonnen, von der eigentlichen Schausammlung die wissenschaftliche Lehrsammlung abzutrennen. Allzu große wissenschaftliche Bedenklichkeit schreckt ferner davor zurück, Stilzimmer des Biedermeier und Empire oder Bauernstuben einzurichten, weil niemals innerhalb eines Museums die Maße des Raumes und der Fenster und Türen historisch richtig sein werden. Zweifellos ist hier in den meisten Fällen ein Kompromiß notwendig, aber er ist gerechtfertigt mit Rücksicht auf den Laienbesucher, der durch derartige Stilzimmer eher etwas von der Atmosphäre vergangener Zeiten und fremder Länder erfaßt. Es ist ein ähnlicher Kompromiß, den der Büchereileiter auf sich nimmt, wenn er gewisse Bücher einstellt, die vielleicht künstlerisch nicht allzu hoch zu bewerten sind, aber echte Lebenserfahrungen und Schicksale vermitteln.

Zeigt sich der Mangel an volkserzieherischem Willen der Museen schon bei der Aufstellung, so tritt er am offenkundigsten jedoch bei der Beschriftung zutage. Sie ist das wichtigste Mittel, um der bildungspfleglichen Aufgabe gerecht zu werden und das Entscheidende dabei ist, daß sie auf den Laien und nicht auf den Fachmann eingestellt ist. Wenn z. B. an einem romanischen Gießgefäß nur „Aquamanile, 13. Jahrhundert" steht, so zeigt diese Art der Beschriftung, wie herzlich wenig einem daran gelegen ist, daß das Interesse des Laien geweckt wird. Noch heute bedient man sich mit Vorliebe der wissenschaftlichen Fachausdrücke, wie man es bis in das 18. Jahrhundert als selbstverständlich betrachtete, wissenschaftliche Bücher nicht in der Muttersprache sondern in Latein zu schreiben. Manchmal mag es Hochmut sein, manchmal Trägheit, daß man sich nicht zu einer Beschriftung entschließen kann, die so gefaßt ist, daß sie auch dem Laien die Gegenstände näherbringt. Dieser Mangel an Beschriftung kann auch nicht durch den Einwand entkräftet werden, daß durch Führungen Gelegenheit gegeben werde, mit den Dingen vertrauter zu werden. Denn regelmäßige Führungen kommen für den täglichen Museumsbesuch schon aus Personalmangel nicht in Frage.

Vor allem von seiten der Kunstmuseen bestehen große Hemmungen gegenüber der Beschriftung. Gewiß gibt es sehr vieles in der Kunst, was nicht in einer Beschriftung gesagt werden kann, aber warum kann z. B. nicht in einem Raum, der nur Werke Caspar David Friedrichs oder Ludwig Richters beherbergt, durch eine zusammenfassende Beschriftung kurz auf die Persönlichkeit dieses Künstlers, das Wesentliche seiner Kunst und seine Stellung in der Kunstgeschichte eingegangen werden? In gleicher Weise können Beschriftungstafeln zu ganzen Epochen gegeben werden. Daß dabei manches so gefaßt werden muß, daß ein zu ängstliches wissenschaftliches Gemüt es nicht verantworten mag, soll zugestanden werden; aber es ist andererseits sicher, daß derartige Beschriftungen manchen Laienbesucher veranlassen werden, die Dinge sich genauer und mit besserem Verständnis zu betrachten und vielleicht den Wunsch in ihm erwecken, mehr

von dem oder jenem Künstler zu erfahren. Wird das letztere erreicht, so ist der Zweck der Beschriftung erfüllt: zum Verweilen zu zwingen und zur Weiterbeschäftigung mit dem Geschauten zu veranlassen. Fachleute brauchen diese Beschriftung nicht zu lesen.

Daß aber die Museen sich in erster Linie auf den Laienbesucher einstellen und seinem Bildungsstreben sich dienstbar machen, diese Grundeinstellung sollten sie sich nach dem Vorbild der Volksbüchereien zu eigen machen. Die Museen sind nicht in der glücklichen Lage, den einen die ausschließlich wissenschaftliche Aufgabe und den andern die volksbildnerische zuzuweisen, wie diese Teilung zwischen den wissenschaftlichen Bibliotheken und Volksbüchereien möglich war. Jedes Museum muß in sich diese Teilung der Aufgabe vollziehen, indem es zugleich der Wissenschaft und der allgemeinen Volksbildung dient. Wenn die letztgenannte Aufgabe bisher meist versäumt wurde, so ist das z. T. in der geschichtlichen Entwicklung der Museen begründet; wenn jedoch heute andererseits die Forderung nach der Erfüllung der volksbildnerischen Pflicht der Museen immer lauter und entschiedener erhoben wird, so ist klar, daß hier die Heimatmuseen infolge der durch sie vermittelten Kulturgüter zuerst diesen Weg beschritten haben. Aber nicht nur sie, sondern alle Arten von Museen sollten immer mehr die volkserzieherische Einwirkung in den Mittelpunkt ihres Aufgabenbereiches stellen, denn nur so sind die großen Summen gerechtfertigt, welche jährlich für die Museen ausgegeben werden.

Zur Gestaltung des Buchkartenapparates.

Von Dr. Kurd Schulz (Gera).

II.

Im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift (S. 241ff.) ist versucht worden, Vorschläge für die Gestaltung des Buchkartenapparates der Schönen Literatur zu geben. Das gleiche soll hier nun für die belehrende Literatur nachgeholt werden. Diese Aufgabe ist allerdings bedeutend schwieriger, weil gerade die belehrenden Abteilungen der Volksbüchereien viel stärker differieren wie die „unterhaltenden". So sehr nämlich gerade die Schöne Literatur und ihre Bedeutung für die Volksbücherei ausschlaggebend war für den Richtungsstreit im Volksbüchereiwesen, so ist dennoch deren Bestand in allen Volksbüchereien ziemlich ähnlich und unterscheidet sich voneinander eigentlich nur durch das Vorhandensein oder Fehlen bestimmter umstrittener Autoren oder Bücher. Bei der belehrenden Literatur hingegen sind die Unterschiede aus verschiedenen Gründen viel größer. Einmal ist der Umkreis der in Frage kommenden Literatur größer als bei der Schönliteratur und darum ist auch der von jeder Volksbücherei gebotene Ausschnitt ein anderer. Dann wird gerade die Einstellung der belehrenden Literatur in der Volksbücherei viel weniger von „ideellen" Erwägungen als von praktischen Erfordernissen bestimmt: Eine großstädtische Volksbücherei, die in enger Zusammenarbeit mit einer „wissenschaftlichen" Stadtbücherei*) steht

*) Vgl. dazu den Aufsatz von Wilhelm Braun: „Die Studienbücherei" in „Aus dem Volksbüchereiwesen der Gegenwart", Stettin 1930: Verlag Bücherei und Bildungspflege.

oder in deren Arbeitsbezirk sonst eine leistungsfähige wissenschaftliche Bücherei vorhanden ist, wird in der Einstellung von wissenschaftlicher Literatur längst nicht so weit zu gehen brauchen wie eine andere, als einzige in der Stadt vorhandene Bücherei, die bei allem Bestreben, ihren volksbüchereimäßigen Charakter zu erhalten, sich notgedrungen dem Typus der Einheitsbücherei annähern wird. Eine ähnliche Situation kann selbst in kleineren Orten vorliegen, wenn dort bestimmte Interessen in der Einwohnerschaft vorhanden sind, deren Pflege sich die Bücherei angelegen sein lassen muß, mag auch der Ausbau der betreffenden Abteilung ihrer belehrenden Literatur weit über das sonst in Volksbüchereien Übliche hinausgehen. Ferner können rein zufällige Umstände eine Erweiterung der Bestände nach einer besonderen Richtung bedingen, so etwa, wenn die Volksbücherei eine Gewerkschaftsbücherei mitübernommen hat oder gar aus ihr hervorgegangen ist, was zumeist eine bedeutende Verstärkung der Bestände an sozial- und naturwissenschaftlicher Literatur mit sich bringt. Endlich können auch einzelnen Volksbüchereien noch besondere Funktionen im Rahmen größerer Büchereiorganisationen zuwachsen (Zentralbüchereien, Stützpunktbüchereien), die wiederum eine Erweiterung der belehrenden Bestände erfordern*). Aus all den Gründen ist ein allgemeinverbindliches Ordnungsprinzip für die Gestaltung des Buchkartenapparates der belehrenden Literatur noch weniger möglich als bei der Schönen Literatur**), wir müssen uns daher damit begnügen, gewisse Grundgedanken auch hier herauszuarbeiten, die allerdings für jeden praktischen Gestaltungsversuch nur als Wegweiser, nicht als gültige Norm angesehen werden wollen. Zur Vermeidung unnötiger Wiederholungen muß das Bekanntsein mit dem ersten Aufsatz allerdings vorausgesetzt werden.

Von den verschiedenen Möglichkeiten der Gestaltung des Buchkartenapparates der belehrenden Literatur scheinen uns folgende vier die wichtigsten zu sein: 1. die durchgehend alphabetische Aufstellung, 2. die Aufstellung nach leserpsychologischen Prinzipien, 3. die differenzierte Gliederung nach stofflichen Gesichtspunkten, 4. die Gliederung nach gewissen größeren Stoffgruppen unter Berücksichtigung der Erfordernisse der Ausleihpraxis. Wir werden versuchen, die Vor- und Nachteile jeder Aufstellungsart gegeneinander abzuwägen.

Die alphabetische Aufstellung erscheint von all den Möglichkeiten als das einfachste Prinzip. Bei der kleinen Bücherei mit einem Bestand von nicht mehr als hundert Bänden belehrender Literatur erscheint sie auch als nächstliegende Lösung. Bei einer solchen Bestandsgröße übersieht nämlich der Bibliothekar noch den ganzen Buchbestand ohne weitere Hilfsmittel, und auch der Leser hat noch kaum die Möglichkeit zur Äußerung differenzierterer Wünsche. Auch ist ein solcher Bestand eigentlich zu gering, um darin noch verschiedene Gruppen zu konstruieren, ja, ein solcher Versuch

---

*) Vgl. Schriewers Aufsatz „Die Zentralbücherei als Büchereityp" in dem oben genannten Werk.

**) Die Einführung eines rein formalen, allgemeinverbindlichen Katalogisierungs- und Aufstellungsprinzips wie in den amerikanischen oder dänischen Büchereien wäre in Deutschland, auch wenn man sie früher versucht hätte, wohl kaum möglich gewesen.

führt bei der Unzulänglichkeit des Bestandes leicht dazu, um der Vollständigkeit des Systems willen Bücher einer Buchgruppe zuzuweisen, in die sie eigentlich kaum hineingehören. (Man kann sogar, wenn man von kleineren Büchereien zu statistischen Zwecken Angaben über unterhaltende und belehrende Literatur fordert, das Bestreben vieler Büchereileiter antreffen, Bücher, die normalerweise der unterhaltenden Literatur zugerechnet werden, wie geschichtliche Romane, zur belehrenden Literatur zu zählen!) Neuerdings hat man aber auch sogar bei großen Büchereien den Versuch unternommen, die gesamte belehrende Literatur alphabetisch aufzustellen. Gewisse Vorteile liegen auf der Hand: Einmal erspart man sich manche Arbeit bei der Signierung der Bücher, und die bei allen größeren Büchereien auftretende Schwierigkeit, daß man bei einzelnen Büchern im Zweifel ist, welcher Gruppe man sie zuordnen soll, verschwindet. Denn die Einfügung des Buchtitels in den Leserkatalog ist lange nicht so schwierig, weil man dort in viel stärkerem Maße die im Buchkartenapparat nicht so gegebene Möglichkeit der mehrfachen Verweisung des einzelnen Buches hat. Zugleich wird die Ausleihe insofern erleichtert, als das Auffinden der Buchkarte eines vom Leser gewünschten Buches ohne jede weitere Überlegung, rein mechanisch möglich ist. Voraussetzung für diese Aufstellung ist allerdings, daß ein gut durchgearbeitetes Katalogwesen für den Leser vorhanden ist, so daß der Leser im allgemeinen schon mit präzisierten Wünschen an die Ausleihe kommt. Auch ein Schlagwortkatalog dürfte dann unerläßlich sein, um dem Leserwunsch rasch nachgehen zu können, der sich nicht präzis auf ein bestimmtes Buch sondern auf Literatur über eine bestimmte Frage richtet.

Ausleiherfahrungen mit dieser Art der Aufstellung sind, soweit mir bekannt, noch nirgendwo niedergelegt worden, mir scheint aber doch Folgendes gegen dies Verfahren zu sprechen: Es stehen alle Buchkarten, die der viel benutzten und die der wenig benutzten Abteilungen und Bücher zusammen, man hat also nicht die Möglichkeit, sich das Vielverlangte griffbereit zur Hand zu stellen. (Es mag hier eingefügt werden, daß dieser vielverlangte Bestand mit dem Bestande der Schönen Literatur wohl am zweckmäßigsten a u f der Theke, nicht, wie es noch vielfach üblich ist, auf einem besonderen Tisch hinter der Theke steht. Bei letzterer Aufstellung empfindet man es nämlich immer wieder als lästig, daß der Ausleihende sich bei jeder Beratung vom Leser abwenden muß, und damit der so entscheidende Kontakt zwischen Bibliothekar und Leser unterbrochen wird. Solche „Äußerlichkeiten" sind im Grunde nämlich doch von großer Bedeutung. Der weniger verlangte Bestand kann dann ohne Schaden anderswo aufgestellt werden. Vgl. dazu auch Schriewer a. a. O. S. 106). Ferner spricht gegen diese rein alphabetische Aufstellung die Tatsache, daß bei dem auch der Zahl der Autoren nach viel umfangreicheren Bestand der belehrenden Literatur, besonders bei den gebräuchlichen Namen, eine unangenehme Häufung der Buchkarten auftritt, die den ausleihenden Bibliothekar, wenn ihm nicht Schreibweise und Vorname bekannt ist, zu einer umständlichen Blätterei zwingt. Besonders wird das Aufsuchen der Buchkarte ohne weitere Hilfsmittel unmöglich, wenn dem Bibliothekar einmal der Name eines Verfassers ganz entfallen ist. Endlich ist ja über-

haupt fraglich, ob nicht durch diese ganz mechanische Aufstellung der Karten der Bibliothekar bei der belehrenden Literatur eines sehr wertvollen Beratungsmittels beraubt wird: nämlich der Möglichkeit, die ihm der nach sachlichen Prinzipien geordnete Buchkartenapparat gibt, sich durch ein rasches Durchblättern der Buchkarten einer Abteilung manches Buch ins Gedächtnis zurückzurufen, das ihm im Augenblick nicht gegenwärtig war.

Die zweite Möglichkeit der Aufstellung des Buchkartenapparates, die Aufstellung nach leserpsychologischen Gesichtspunkten, geht von einer ganz andern Ebene aus. Sie berührt sich mit dem, was wir in dem vorigen Aufsatz über die stoffliche Gliederung der Schönen Literatur ausgeführt haben. Als ausschlaggebenden Grund für die Aufstellung der Schönen Literatur nach den gebräuchlichen Stoffgruppen, etwa Abenteuerromane, geschichtliche Romane usw., sieht man nämlich auch eine leserpsychologische Erfahrungstatsache an, nämlich das starke Verlangen nach Büchern dieser Gruppen. Es ist nun ja auch in gewisser Weise naheliegend, Prinzipien, die für die Gestaltung der Leserkataloge maßgebend sind, auch auf den Buchkartenapparat anzuwenden. Wenn man z. B. Kataloge für bestimmte Lesergruppen geschaffen hat, etwa Kataloge für die sozialistische Arbeiterschaft, wenn in den „Heften für Büchereiwesen" einmal sogar der Gedanke vertreten wurde, für die einzelnen „Leserschaften" müßten „Büchereien in der Bücherei" aufgebaut werden*), so wäre, hieraus folgernd, denkbar, auch den Buchkartenapparat von dem Interessenkreis des Lesers aus zu gestalten. Mir scheint allerdings, daß hier eine ziemlich bedenkliche Verwechslung zweier ganz verschiedener Tatsachen vorliegt: Die psychologische Situation des Lesers ist ein — freilich noch viel zu wenig geklärter — Erfahrungstatbestand; daß wir in dem den Buchbestand erschließenden Leserkatalog dieser psychologischen Situation Rechnung tragen müssen, ist eine Selbstverständlichkeit. Aber dieser Tatbestand ist nur Ausgangspunkt unserer Arbeit, unsere Arbeit selber aber will von hier aus doch weiterführen. Und der Buchkartenapparat darf nicht dem bloß „psychologischen Befunde" Rechnung tragen, sondern muß Arbeitsinstrument *unseres* Wollens sein.

Um das Prinzip an einem Beispiel zu veranschaulichen auf einem Gebiet, in dem uns gerade heute die verschiedene Interessenwelt der Leser ganz besonders deutlich entgegentritt: man könnte etwa daran denken, die heute sehr viel gefragte politisch-historische Literatur nach Gesichtspunkten zu ordnen, die den derzeit herrschenden politischen Ausdrucksformen entsprechen, z. B.: Darstellungen vom sozialistischen, vom liberal-demokratischen, vom nationalen Standpunkt aus. Eine solche Gliederung hätte natürlich etwas für sich, weil gerade hinsichtlich dieser Literatur der Wunsch des Lesers stark von seiner politischen Weltanschauung bestimmt wird. Aber schon, wenn der Leserkatalog nach solchen Prinzipien angelegt ist, ergeben sich, wie auch Schuster bei seiner Besprechung des Leipziger Kataloges „Die Welt des Sozialismus" betont hat**), gewisse grundsätzliche Bedenken

*) Hefte für Büchereiwesen, Jg. 1925/6, S. 190.

**) Jg. 1927 dieser Zeitschrift, S. 318.

insofern, als der Leser dadurch leicht zu einer ganz einseitigen Beschäftigung mit der Literatur angeleitet wird; wendet man nun aber dasselbe Prinzip noch auf die Gestaltung des Buchkartenapparates an, so findet eine zum mindesten nicht unbedenkliche Neigung des Lesers auch noch eine Unterstützung durch den ausleihenden Bibliothekar, der bei seiner Beratung durch das Zusammenstehen der Buchkarten immer wieder in eine bestimmte Richtung gedrängt wird. Dadurch könnte es im Einzelfall bei der doch recht beschränkten Kenntnis von der „Weltanschauung" des Lesers, die uns die Begegnung an der Ausleihe ermöglicht, zu Erscheinungen kommen, die den Kredit der Bücherei als einer „neutralen" Einrichtung gefährden. Dabei ist noch nicht einmal der Schwierigkeit gedacht, das einzelne Buch eindeutig in das recht grobe Schema einzuordnen. Aber selbst wenn man von diesem Gesichtspunkte absieht, der ja zusammenhängt mit der jetzt viel erörterten Frage, wie die Bücherei überhaupt zu den Weltanschauungen steht, bleiben noch genug Argumente, die gegen solche Gestaltungsversuche sprechen. Zunächst das eine, daß unsere leserpsychologischen Kenntnisse überhaupt sehr schwer systematisch faßbar sind und es daher überhaupt fraglich ist, ob eine Anwendung dieser Erkenntnisse auf den Bücherei m e c h a n i s m u s schon angezeigt erscheint; dann aber das andere, daß gerade in unserer Zeit bedeutsamer weltanschaulicher Wandlung jeder solche Versuch recht provisorischen Charakter tragen müßte und uns eventuell zu einer dauernden Umorganisation unseres wichtigsten Arbeitsinstrumentes zwingen würde. Wobei schließlich noch zu bedenken wäre, ob die öffentliche Bücherei durch solche Bestrebungen den Versuchen der machtpolitischen Gruppen, die Bücherei ihren Zwecken dienstbar zu machen, nicht geradezu in gefährlicher Weise Vorschub leisten würde.

Eine Hauptschwierigkeit liegt schließlich noch darin, daß solche Gliederungsprinzipien natürlich keinesfalls auf alle Buchgruppen anwendbar wären und, konsequent auf alle Gebiete angewandt, ein unübersehbares Vielerlei voneinander abweichender Gestaltungsformen schaffen müßten. Bei der Reiseliteratur müßte man beispielsweise doch, um dem Bedürfnis des Lesers nachgehen zu können, eine Aufteilung der Bücher in solche mit abenteuerlichem Einschlag — dem meistverlangten Gebiet — und solche von mehr sachlich erdbeschreibendem Charakter versuchen. Solche Versuche sind in der von vielen Büchereien vorgenommenen Trennung der Reisebücher von der länderkundlichen Literatur auch erkennbar. Jeder aufmerksame Ausleihende wird hierbei allerdings auch die Beobachtung gemacht haben, daß durch solche Aufteilung eine sehr wertvolle Möglichkeit der Leserberatung, die Weiterführung von der nur abenteuerlichen Literatur zu solcher, die eine vertiefende Erfassung fremden Volkstums ermöglicht, leicht außer acht gelassen wird. Im Grunde spricht hiergegen also das gleiche Argument, das wir bei der Behandlung des Buchkartenapparates der Schönen Literatur gegen die stofflichen Gliederungsversuche vorgebracht hatten.

Von den Gliederungsversuchen, die von stofflichen Gesichtspunkten ausgehen, behandeln wir zuerst die konsequenteste Durchführung des Prinzips: die Einteilung des gesamten Buchkartenapparates nach den kleinsten Stoffgebieten, die die vorhandene Literatur bietet. Es dürfte einleuchten, daß

diese nur anwendbar ist bei Literaturgebieten, in deren Charakter es liegt, daß sie im wesentlichen Erkenntnisstoff bieten. Bei solchen Gruppen, denen sich der Leser wesentlich erlebnismäßig nähert, etwa bei dem Gebiet der Biographien, sind sie kaum angebracht. Die Lebensbilder gerade sind ihrer inneren Struktur nach der Schönen Literatur verwandter als der „belehrenden", jeder Versuch, sie nach sachlichen Gesichtspunkten zu gliedern, muß daran scheitern, daß es kein genügend eindeutiges Charakteristikum gibt, um bestimmte Gruppen herauszuheben. Man wird bei ihnen deswegen bei der alphabetischen Aufstellung bleiben müssen, allerdings einer alphabetischen Aufstellung nach dem Biographierten, nicht nach dem Verfasser des Buches. Auch bei einem andern, vielverlangten Gebiet, der Reiseliteratur, kann man sehr zweifeln, ob hier eine sachliche Gliederung irgendwelcher Art angebracht ist. Rein vom Stoff aus betrachtet, macht sie kaum Schwierigkeiten, da sich hier eine Einteilung nach den bereisten Erdteilen oder Ländern ohne weiteres anbietet, es ist aber fraglich, ob sie für die Ausleihe besondere Vorteile hat. Man stellt nämlich immer wieder fest, daß besonders der primitive Leser, der viel Reisebeschreibungen liest, weniger nach dem Inhalt des Buches als nach seiner Struktur fragt, daß ihm also das bereiste Land ziemlich gleichgültig ist, wenn die Reisebeschreibung nur abenteuerlich oder erlebnisreich ist. Hiermit läßt es sich natürlich begründen, wenn die oben charakterisierte Aufteilung der erdkundlichen Literatur in erlebnismäßig bedingte (Reisen und Abenteuer) und sachlich-erdbeschreibende (Länderkunde) versucht wird. Die länderkundliche Literatur wird in solchem Falle nach den behandelten Ländern aufgestellt werden können, und das ist von Vorteil, weil man zur Befriedigung der diesbezüglichen Leserwünsche die jeweils zusammengehörende Literatur ohne weiteres Suchen zur Hand hat.

Diese Überlegung spricht schließlich auch für die Richtigkeit unseres im vorigen Aufsatze ausgeführten Gedankens, daß eine stoffliche Einteilung der Schönen Literatur abzulehnen sei: Je mehr ein Werk stofflichen Charakter hat, je „belehrender" sein Charakter ist, desto leichter ist es einer bestimmten Buchgruppe zuzuteilen. Ein „belehrendes" Werk, das künstlerische Formelemente enthält, macht bei der Einordnung schon gewisse Schwierigkeiten (vgl. etwa die Tierbücher Bengt Bergs oder selbst ein Werk wie die neuerdings erschienene ausgezeichnete Photographiensammlung von Sander „Antlitz der Zeit!"), bei jedem Werk der Schönen Literatur wird sie eigentlich zur Unmöglichkeit. Die differenzierte stoffliche Gliederung ist daher am ehesten anwendbar bei der „belehrenden" Literatur im engeren Wortsinne, der wissenschaftlichen Literatur. Ein Gebiet wie die Technik kann man ohne bedeutende Einordnungsschwierigkeiten ziemlich weitgehend unterteilen, man wird etwa bei größeren Literaturbeständen nicht bei der umfangreicheren Untergruppe „Elektrotechnik" stehen zu bleiben brauchen, sondern kann weitere Unterteilungen schaffen „Allgemeine Elektrotechnik, Starkstrom, Schwachstrom, Elektrische Maschinen" usw. In der Ausleihpraxis wird nämlich der Wunsch des Lesers sich meistens auf ein ganz bestimmtes Interessengebiet der technischen Literatur richten, und da bedeutet die Aufstellung der Literatur nach kleinsten Gruppen eine Ausleihhilfe, weil sie ein längeres Suchen in einer größeren Gruppe erspart.

Gerade auf diesen Gebieten wird zudem die Mehrzahl der Bibliothekare nicht über eine so ins Einzelne gehende Kenntnis der Literatur verfügen, wie man sie bei den stärker verlangten Abteilungen voraussetzen muß, und wird deshalb eine Ausleihhilfe, die der Apparat bietet, hier nur begrüßen. Es ist dabei auch nicht, wie bei der Schönen Literatur, zu befürchten, daß durch solche mechanischen Hilfsmittel des Apparates eine Mechanisierung des Ausleihvorganges eintritt, weil es sich bei dieser Literatur gar nicht um die Herstellung seelischer Beziehungen zwischen Leser und Buch handelt sondern um eine Befriedigung gewisser, rational bedingter und bestimmter Wünsche. Wenn man den Unterschied zwischen der Ausleihe von Büchern der Schönen und der Erlebnisliteratur und denen der eigentlich „belehrenden" Literatur antithetisch fassen wollte, könnte man etwa so formulieren: Bei der einen lautet die Frage, die sich der Bibliothekar bei der Beratung stellen muß: „Erzielt das von mir vorgeschlagene Buch auf den Leser eine Wirkung?", bei der andern: „Erfüllt das Buch den vom Leser gewünschten Zweck?". Die Verhaltungsweise des ausleihenden Bibliothekars gegenüber den beiden Gruppen ist deshalb eigentlich ganz verschieden; mit der ersteren arbeitet er bewußt als Pädagoge (was immer ein Mitarbeiten des ganzen Menschen einschließt), bei der letzten genügt ein rationales Beherrschen des Stoffes resp. der Hilfsmittel, um ihn zu erschließen. (Ich bin mir natürlich bewußt, daß es auch einige Leser gibt, die etwa technische Literatur aus eigentlichem „Bildungs"interesse lesen; ihre Zahl ist aber so gering, daß man sie für diese Betrachtung füglich außer acht lassen kann.)

Wieweit nun die differenzierte stoffliche Einteilung der Literatur auf alle eigentlich „belehrenden" Gebiete angewendet werden kann, kann hier aus Raummangel nicht bis in Einzelheiten hinein verfolgt werden. Es mag hier nur darauf hingewiesen werden, daß sie in ihrer reinen Form z. B. schon bei der Geschichte versagt, weil hier außer dem stofflichen Prinzip sich noch das „historische" mit Notwendigkeit aufdrängt. Oder es sei daran erinnert, daß etwa die philosophische Literatur, soweit sie in Volksbüchereien vorhanden ist, sich in das übliche Einteilungsschema dieser Wissenschaft schwer einordnen läßt, weil die Volksbücherei von dieser Literatur eigentlich mehr lebenskundliche Bücher einstellt als „wissenschaftliche" im engeren Sinne.

Deswegen scheint mir die zweckmäßigste Gestaltungsform für den Buchkartenapparat der belehrenden Literatur die oben zuletzt genannte zu sein: die Gliederung nach größeren Stoffgruppen unter Berücksichtigung der Erfordernisse der Ausleihpraxis. Es dürfte für die Bücherei allgemein gelten, was Schriewer in dem oben zitierten Aufsatz für die Zentralbücherei fordert: „Die Bücherei braucht im Buchkartenapparat ein festes formales Gerüst, wird also in diesem Arbeitsinstrument Anschluß suchen an den systematischen Katalog, den die Bücherei führt, und sich die Übereinstimmung damit und die Unterschiede davon klarmachen"*). Wenn man etwa das Bücherverzeichnis der Zentrale für Nordmarkbüchereien zugrunde

*) a. a. O. S. 107, vgl. auch dazu den Aufsatz von Felix Plage „Buchmarke und planmäßige Gliederung des Bücherbestandes", Jg. 1925, S. 321 ff. d. Ztschr.

legt, so findet man dort die gesamte belehrende Literatur untergeteilt in folgende Gruppen: „Lebensbilder; Geschichte und Kulturgeschichte; Heimatkunde; Erd- und Länderkunde, Reisen; Naturkunde; Sprach- und Literaturkunde; Bildende Kunst; Musik; Religion und Lebensanschauung, Erziehung und Psychologie; Staat und Recht, Volkswirtschaft und Sozialismus; Gesundheitspflege und Sport, Gymnastik und Tanz, Beschäftigung und Spiel; Technik, Handwerk und Berufe; Das Haus und seine Wirtschaft. In ein solches System läßt sich ungefähr alles einordnen, was überhaupt an belehrender Literatur in Volksbüchereien vorhanden zu sein pflegt, und diese Gruppierung ließe sich etwa auch auf den Buchkartenapparat übertragen. Doch wird man keiner Bücherei raten können, eine solche Gruppierung nun schematisch auf ihren Bestand zu übernehmen. Zwar werden die fünf erstgenannten Stoffgebiete ungefähr in jeder Bücherei wiederkehren, sie ergeben sich auch als Gliederung der Literatur in jeder Bücherei mit Notwendigkeit. Die weiter genannten Gruppen sind aber in vielen Büchereien mit geringerer Beständezahl zum Teil nur recht schwach vertreten, und, da die Mittel häufig doch zunächst für das dringend und am häufigsten Verlangte verwandt werden müssen, können sie auch nicht im erforderlichen Maße ausgebaut werden. In solchem Falle wird man die innerlich verwandten Gruppen des obigen Systems ohne Schaden zu einer Gesamtgruppe zusammenfassen können. So lassen sich die drei Gruppen „Sprach- und Literaturkunde, Bildende Kunst, Musik" ohne Schwierigkeit vereinigen in die umfassendere Gruppe „Künste und Sprache", so läßt sich die Gruppe „Hauswirtschaft" ohne zu großen Zwang in die Gruppe „Technik" miteingliedern. Die größere Bücherei hingegen wird wieder mehr Gruppen bilden, etwa „Religion und Lebensanschauung, Erziehung und Psychologie" in zwei oder drei oder auch vier Gruppen aufteilen. Und selbstverständlich ist es möglich, bei starkem Buchbestand diese Gruppen noch weiter unterzuteilen.

Eins allerdings muß immer verlangt werden: Die Gruppenbezeichnung muß eindeutig sein, ein klarer Begriff, der ein fest umrissenes Gebiet unter sich subsumiert. Es erscheint mir z. B. schon fragwürdig, wenn man anstelle des eindeutigen Wortes „Philosophie" eine Gruppenbezeichnung „Lebensweisheit" wählt, weil dies Wort viel zu stark nach der Seite der Religion wie auch nach der Psychologie hinüberreicht. Denn nichts ist in der Ausleihe verhängnisvoller, als wenn mangels solcher klarer Abgrenzungen immer wieder die Frage auftaucht, welcher Gruppe wohl ein bestimmtes gesuchtes Buch zuzurechnen sei. Natürlich wird es immer einige Bücher geben, die auf der Grenze zweier oder manchmal sogar mehrerer Gebiete liegen und bei denen man mit Recht zweifeln kann, in welcher Gruppe man sie zu suchen hat. (Und solche Fälle werden natürlich umso häufiger auftreten, je feiner die Systematik durchgeführt ist. Dies ist aber auch noch ein Grund, der gegen die allzu große Differenzierung des Systems im Buchkartenapparat spricht.) Notfalls muß man sich dann durch Verweiskarten in den Gruppen helfen; doch dürfen diese, um den Apparat nicht unnötig zu belasten, nicht zu häufig auftreten. Eine wirkliche Beratungshilfe durch den Buchkartenapparat erhält man nur, wenn seine Struktur durchsichtig ist und sich eigentlich aus der Ausleihepraxis als zweckentsprechende Lösung von selbst ergibt.

Aus diesem Grunde wird man auch den Versuch, innerhalb der einzelnen Buchgruppe noch Beratungshilfen zu schaffen durch die Aufstellung der Karten nach dem Schwierigkeitsgrad der Bücher, als verfehlt ansehen müssen. Abgesehen davon, daß eine eindeutige Feststellung des Schwierigkeitsgrades bei jedem einzelnen Buch doch eine Unmöglichkeit ist und das Prinzip immer wieder durchbrochen wird — wir haben hier dieselbe Situation wie bei der Schönen Literatur, wo, wie in dem vorigen Aufsatz nachgewiesen wurde, ein solches Prinzip auch zu Unmöglichkeiten führt — erlebt man dann nämlich immer wieder die Schwierigkeit, daß man nach der einzelnen Buchkarte unnütz lange suchen muß, und daß eine rasche Feststellung, ob etwa das gesuchte Buch verliehen ist, nicht möglich ist. Grundsätzlich sollte darum innerhalb der bestehenden Gruppen an dem einfachsten Aufstellungs- und Orientierungsprinzip, dem alphabetischen, festgehalten werden. Den gedachten Zweck, den Leser vor Fehlentleihungen zu bewahren, erreicht man viel besser durch kurze Anmerkungen auf der Buchkarte über den Schwierigkeitsgrad des Buches, soweit das erforderlich und angebracht ist. Solche Anmerkungen können bei aller Kürze so abgefaßt sein, daß sie Ausleihfehler verhüten, aber auch so, daß sie dem Bibliothekar eine gewisse Charakteristik der Verwendbarkeit eines Buches für einen ganz bestimmten Lesertypus an die Hand geben. Sie dürften übrigens auch auf anderem Gebiete angebracht sein, etwa bei der politischen oder weltanschaulichen Literatur, wo man einzelne Bücher, deren weltanschaulicher Charakter so ausgesprochen ist, daß ihre wahllose Ausgabe an jeden Leser Bedenken erregen könnte, durch solche kurzen Anmerkungen für den mit dem Buche nicht vertrauten Ausleihenden charakterisiert. Eine solche „pädagogische Fassung des Kopfes der Buchkarte" wäre, das ist zu dem vorigen Aufsatz noch nachzutragen und Schriewer, der sich in dem oben zitierten Aufsatz*) darüber ausläßt, zuzugeben, in begrenztem Umfang selbst für die Schöne Literatur angebracht. Sie erfordert allerdings eine gewisse Vorsicht und pädagogisches Geschick, so daß sie nicht zur Eselsbrücke sondern zu einem wirklichen Aushilfsmittel wird, wo das Können und das Gedächtnis des Bibliothekars versagt. Diese Überlegung aber wird schließlich die Durchgestaltung aller technischen Hilfsmittel der Ausleihe immer wieder maßgebend beeinflussen müssen.

Der Bibliothekar und der Proletarier.

Von W. Lohmeier (Buer-Resse).

Wir bringen den kleinen Aufsatz des jungen Verfassers, der selbst vier Jahre lang Arbeiter war, als einen wichtigen Beitrag zu der schwierigen Frage der Auswahl des Nachwuchses aus proletarischen Kreisen mit Volksschulbildung. Wir glauben, daß die hier aufgezeigte Gefahr, einen falschen Maßstab bei dieser Auswahl anzulegen, richtig gekennzeichnet ist. Diese aus dem Proletariertum zu uns kommenden Kollegen sollen ja gerade helfen, das Verständnis für den Proletarier in unserem Beruf zu vertiefen und das Vertrauen des Proletariers zur Volksbücherei zu befestigen. Dazu bedarf es

*) a. a. O. S. 107.

aber eines ganz besonderen Menschentyps, der ganz gewiß nicht ohne weiteres mit einer überdurchschnittlichen Begabung gleichzusetzen ist. Deshalb ist auch den Arbeiterabiturienten gegenüber bei der Auswahl genau dieselbe Vorsicht anzuwenden, die wir sonst üben müssen. Der intellektuelle Mensch bürgerlicher Herkunft ist nur allzu geneigt, schon mit der Tatsache der Herkunft aus dem Proletariat die besondere volkspädagogische Eignung als gegeben vorauszusetzen. Die Schriftleitung.

Wer als Bibliothekar dem Proletarier näher zu kommen wünscht, sollte als stärksten Gegensatz dessen elementare Wirklichkeitsnähe empfinden. Wenn er leben kann, so ist das alles. Wenn er seinen Sohn auf die höhere Schule schickt, so tut er's, damit er einmal mehr Geld verdiene. Wüßte er schon immer vorher, was dem Jungen für „Flitzen" in den Kopf gesteckt werden, würde er sich vielleicht nicht das Geld vom Mund absparen. — Und in dieser elementaren Welt wächst sehr viel von dem, was dem Gebildeten nur zu leicht verloren geht: Die Echtheit des Fühlens und Denkens. Was er denkt, das hat er sich selbst erdacht, und er verteidigt es, als ginge es ihm ans Leben. Der Gebildete weiß, daß er sein Wissen von anderen hat; ihm sitzt sein Wissen im Gehirn, dem Proletarier im Herzen. — „Wir empfinden mit Abstraktion", sagt Grillparzer. Verglichen mit der Empfindung des Proletariers dürfte wohl jeder Gebildete mit Abstraktion empfinden. Mag sein, daß seine Gefühlssensibilität intensiver ist; elementarer, den ganzen Menschen erfassend ist das Empfinden des Proletariers. Wenn er einmal gemerkt hat, der Bibliothekar hat feine Gedanken, dann muß er auch gleich ein feiner Kerl sein, den man gern duzen würde. — Der Gebildete kann aber ein feiner Mensch sein und doch die größten Grausamkeiten verüben — so weit ist er vom konkreten Leben entfernt. Unwillkürlich denkt man dabei an die mancherlei Erfahrungen mit Prüfungskommissionen zurück. Auch bei ehrlicher Absicht, den Prüfling zu verstehen. Der Proletarier hat für solche unnötigen Quälereien ein ungeheuer starkes Empfinden. Man denke nur an die Folgen der früheren Rekrutenschikanen. Jeder Steiger im Bergwerk hütet sich, dieses Empfinden zu verletzen. Ich erlebte es, daß einem, der Aufseher in einem Schacht war, ein schwerer Hammer „unabsichtlich" nachflog, als er ungerecht kritisiert hatte. — Auffallend ist nun, daß dem Proletarier, der seine Klasse verlassen hat, oft das Verständnis für diese elementaren Dinge verloren geht. Ihm ist anderes wichtig geworden, es erfüllt ihn ganz. Der elementaren Dinge schämt er sich fast. Der proletarische Bibliothekar beurteilt alle Menschen danach, ob und wieviel Bücher sie lesen. Der Parteibonze füllt sich mit seinen Schlagworten an und benutzt sie als Maßstab für seine Menschenbeurteilung. Sie erkennen den Abstand von denen, mit denen sie einmal gleich waren, und eignen sich ein ins Maßlose gesteigertes Selbstbewußtsein an; ihr gesundes Lebensgefühl haben sie verloren. Innerlich unruhig suchen sie nach neuem Rhythmus. Ihre proletarischen Freunde aber werden durch diese Veränderungen abgestoßen und rücken von ihnen ab. Den gesunden Zusammenhang mit den Proletariern verliert so der ehemalige Proletarier oft gründlicher als der geborene Bürger. Dieser kann aus seiner abstrakten Liebe zum Proletarier sich in Vieles hineinarbeiten. Er wird bei seinem Bemühen zwar immer ein etwas wohlwollend-überlegenes Lächeln in dem

Proletarier hervorrufen, aber er ist doch wohl die erfreulichere Erscheinung von den beiden.

Was wird man nun tun können, um diese unerfreuliche Erscheinung zu vermeiden? Sehr wesentlich scheint mir hier das Verhältnis des Proletariers zu seinem Beruf zu sein. Für ein Hinauswachsen über den Beruf und über das Proletariertum kommt m. E. nur der in Frage, der fest in seinem Beruf steht, in ihm etwas leistet und die Anerkennung seiner Mitarbeiter findet. Wer diesen Beruf in genialer Anwandlung verlassen kann, stolz auf seine Dichtkunst oder andere „höhere" Fähigkeiten, der stellt sich außerhalb einer gegebenen Ordnung. Nur zu leicht ist er geneigt, die zu verachten, die treu ihre täglichen Pflichten erfüllen; für sich aber verlangt er einen Ausnahmemaßstab. Er wird leicht das soziale Moment seines Berufes übersehen. (Vielleicht lebt er aber gerade in einer Zeit, wo „sozial" zu denken Mode ist, und er wird sein ganzes Leben hindurch sich als „Proletarier" fühlen, ohne es im eigentlichen Sinne je gewesen zu sein.) Natürlich kann jemand ein tüchtiger Bibliothekar werden, der kein tüchtiger Schlosser war. Ich würde aber in der Berufsverbundenheit des Schlossers eine günstige Vorbedingung auch für den zukünftigen Bibliothekar sehen. Man muß von ihm verlangen, daß er in jeder Lebenslage das tut, was seine nächste Pflicht ist, auch wenn er das Gefühl hat, daß er innerlich dabei ausgehöhlt wird. Denn es gibt eine Unzahl von Proletariern, die in diesem Bewußtsein ihre tägliche Arbeit tun. Man wird von dem, der sich diesem eisernen Zwang hat beugen müssen, eher erwarten können, daß er Verständnis für die behält, die seinem „Gedankenflug" nicht mehr folgen können. Er wird nicht in Unheilrufe ausbrechen, wenn ihm eine junge Mutter sagt, sie habe gar kein Bedürfnis zum Lesen mehr, und wird nicht ohne innere Zufriedenheit immer wieder seinen Jack London oder Gerstäcker ausgeben. Denn er weiß, daß derjenige, der todmüde abends von der Arbeit kommt, nicht mehr viel Energie hat für intensive Bildungsarbeit, und daß die eigentlichen Lebenswerte unabhängig sind vom Wissen und von den Büchern. Ihm wird leichter werden, sich vor Überschätzung seines Wissens und seiner Arbeit zu hüten. Er wird Trost suchen müssen in dem Willen zur Pflichterfüllung und die verbindende Linie erkennen, die als verpflichtende kleinliche Wirklichkeit jeden Lebens den Arbeiter zwingt, sich für seine Arbeit zu opfern (sei es durch körperlichen Kraftaufwand oder durch geistige Anspannung), wie sie auch den Vorsitzenden einer Prüfungskommission nötigt, sich in seine Prüflinge einzufühlen. Er wird in seiner Weise elementar bleiben.

Zur neuen Preußischen Bibliotheksprüfungsordnung.

Von Dr. Wilhelm Schuster.

III.

An der Ausbildung sind die Schulen und die Büchereien als praktische Lehrstätten gleichmäßig beteiligt. Es muß darauf hingewiesen werden, daß bisher in der praktischen Ausbildung mancherorts Mißstände herrschten. Wer selbst nicht die Zeit und nicht das Hilfspersonal hat, seine Bücherei

zur Lehrstätte für die Praktikanten zu machen, der hat auch nicht das moralische Recht auf Zuweisung von Praktikanten. Nach § 3 der Ausbildungsanweisung sind dem Prüfungsausschuß die Ausbildungspläne einzureichen. Sie werden auf Grund der neuen Bestimmungen sorgfältig aufzustellen sein, denn selbstverständlich verlangt die neue Ordnung, daß auch die praktische Ausbildung sich ihr anpaßt. Vor einigen Tagen waren in meiner Sprechstunde noch zwei Praktikantinnen, die seit April vorigen Jahres an einer volkstümlichen Bücherei beschäftigt waren, um mich in Ausbildungsdingen um Rat zu fragen. Sie hatten in der bisher über dreiviertel Jahr währenden Ausbildungszeit noch niemals eine Unterweisungsstunde an ihrer Bücherei gehabt, sie kannten nicht ein einziges Buch der Fachliteratur! Wenigstens hatten sie scheinbar einigermaßen planvoll den praktischen Dienst kennen gelernt, aber doch mehr oder weniger rein mechanisch. Das sind zum mindesten keine seltenen Ausnahmen. Noch schlimmer ist es, wie allgemein bekannt, an einigen wissenschaftlichen und technischen Spezialbibliotheken, wie überhaupt die technischen Bibliotheken eigentlich als Ausbildungsstätten wenig geeignet sind. Das geht uns nun insofern nichts mehr an, als die Prüfungen und die Ausbildung getrennt oder gegabelt sind, doch aber dahin, daß wir größten Wert darauf legen müssen, daß die Praktikanten der volkstümlichen Bücherei in dem wissenschaftlichen Halbjahr ihrer Ausbildung möglichst an größeren Bildungsbibliotheken oder solchen wissenschaftlichen Bibliotheken beschäftigt werden, die in größerem Umfange auch allgemeine Bildungsaufgaben zu erfüllen haben, wie etwa eine Reihe der Landesbibliotheken und manche Universitätsbibliotheken. Denn der Sinn dieser Einrichtung soll ja doch sein, daß auch unsere Praktikanten lernen, sich in größeren Bildungsbüchereien auszukennen und die ihnen mit zufallenden wissenschaftlichen Nebenaufgaben betreuen zu können. Keinesfalls aber dürfen Praktikanten für die volkstümliche Bücherei für ihr Semester an einer wissenschaftlichen Bücherei technischen oder Spezialbibliotheken überwiesen werden. Umgekehrt wird es praktisch sein, die Praktikanten für die wissenschaftliche Bibliothek nicht gerade kleineren oder ländlichen Büchereien für ihr Halbjahr an der volkstümlichen Bücherei zuzuweisen.

Nach den Erhebungen des Verbandes ist die Zahl der jährlich auf dem Arbeitsmarkte für das volkstümliche Büchereiwesen frei werdenden Stellen viel geringer, als angenommen wurde. Diese Verhältnisse werden sich bei dem herrschenden Kulturabbau noch verschlimmern. Dabei ist der Markt überfüllt und die Überfüllung steigt durch die noch nach der alten Ordnung angenommenen und nach ihr in den nächsten Jahren ihr Examen ablegenden Personen um jährlich etwa 140, während nicht viel mehr als die Hälfte wird untergebracht werden können. Deshalb werden nur sehr wenige Praktikanten und diese in strenger Auswahl für die nächsten Jahre angenommen werden können. Viele Büchereien, die bisher regelmäßig Praktikanten erhielten, werden weniger oder gar keine bekommen und der Prüfungsausschuß oder sein Vorsitzender werden die Auswahl unter den Büchereien haben, die eine geregelte und durch Unterricht zu unterbauende praktische Ausbildung zuzusichern vermögen.

IV.

Die Annahme durch den Vorsitzenden des Prüfungsausschusses geschieht auf Grund der Empfehlung durch einen Büchereileiter einer zur Ausbildung zugelassenen Bücherei oder durch eine Schule. Es ist selbstverständlich, daß solche Empfehlung nur nach eingehender Prüfung des Bewerbers ausgesprochen werden darf. Es wäre aber auch sehr erwünscht und würde dem Prüfungsausschuß seine schwierige Arbeit sehr erleichtern, wenn der Büchereileiter sich vorher mit einer der Schulen, zu der er in besonders enger Arbeitsfühlung steht, über den zu empfehlenden Praktikanten einigte, so daß er zugleich von beiden Stellen empfohlen werden kann. Das wäre nicht nur erwünscht, um die Auswahl zu erleichtern (ein Achtel bis ein Zehntel der Meldungen kann berücksichtigt werden) und um Eifersüchteleien zwischen Schulen und Büchereien über die anzunehmenden Praktikanten zu vermeiden, sondern es würde auch das erforderliche Zusammenarbeiten der Büchereien mit den Schulen in den Ausbildungsdingen von Anfang an sicher stellen. Je nachdem, ob der betreffende Praktikant von der Bücherei aus zur Schule kommt oder umgekehrt, wird es notwendig sein, daß der eine Teil den andern genau über die Vorzüge und Schwächen des Auszubildenden unterrichtet, damit nach der gewünschten Richtung nachgeholfen werden kann, eventuell auch Anwärter, die sich nicht in erwünschter Weise weiter entwickeln, rechtzeitig bewogen werden können, auszuscheiden. Der volksbibliothekarische Beruf erfordert einmal ganz besondere Eigenschaften und zu diesen Eigenschaften gehört auch, daß der Ausbildende soviel pädagogischen Eifer besitzt, daß er den, der seiner Ausbildung einmal anvertraut war, solange überwacht und betreut, bis er gänzlich flügge geworden ist.

Um zu erreichen, daß die Büchereien mit den ihnen besonders zusagenden Schulen in enge Arbeitsfühlung in allen Ausbildungsfragen treten, müssen die Büchereileiter die Schulen kennen lernen, sie nach Möglichkeit besuchen und auch einmal beim Unterricht hospitieren. Auf diese Weise werden auch die praktischen Erfahrungen der Büchereileiter den Schulen zugute kommen.

Der Erfahrungsaustausch und die notwendige Angleichung der Schulen aneinander sind bereits zwischen der Kölner und der Berliner Schule eingeleitet worden und werden fortgesetzt werden. Diese Zusammenarbeit wird sich immer fruchtbarer gestalten, nicht nur zum Nutzen des deutschen Büchereiwesens, sondern auch zur Freude derer, die daran teilnehmen dürfen. Und dazu sind alle Ausbildungsbüchereien berufen, soweit die Entfernungen es irgend gestatten in persönlichem, sonst in schriftlichem Austausch mit den Schulen.

Zwei Neuerscheinungen zur Jugendschriftenfrage.

1927 hat Wilhelm Fronemann den Versuch gemacht, in seinem Buche „Das Erbe Wolgasts“ einen Querschnitt durch die heutige Jugendschriftenfrage zu geben. Er betonte damals, daß eine Monographie der Jugendschrift noch unmöglich sei und sein Buch darum durchaus als persönlich gesehener Querschnitt durch den ganzen Fragenkomplex aufgefaßt werden sollte. Er legt jetzt in einem zweiten Buch „Lesende Jugend“ (Langensalza 1930: Beltz, 344 S., Lw. 9,— *RM*) eine Sammlung seiner Reden und

Aufsätze zur Jugendschriftenfrage aus den letzten Jahren vor. Die Sammlung ist von dem Verfasser als Weiterführung und Ergänzung seines ersten Buches gedacht. Es ist selbstverständlich, daß der persönliche Standpunkt des Verfassers in einer Sammlung von Reden und Aufsätzen noch viel deutlicher spürbar sein muß als in seiner zusammenhängenden Darstellung, die zum wenigsten doch in der Struktur einer Monographie gleichkommt. Die weithin sichtbare Stellung Fronemanns als Jugendschriftenkritiker ist aber geeignet, seine persönlichen Ansichten als die gültige Anschauung der Jugendschriftenkritik überhaupt aufzufassen. Das zwingt zu ernsthafter und gründlicher Auseinandersetzung mit ihm.

In den ersten vier Abschnitten stellt Fronemann eine Anzahl Einzelabhandlungen zu folgenden Themen zusammen: „Zur Theorie und Geschichte der Jugendlektüre" — „Vom literarischen Unterricht" — „Vom Aufbau und Ausbau der Jugendliteratur" — „Vom untergeistigen Schrifttum und seiner Bekämpfung durch die staatlichen Gewalten". Ein Literaturnachweis zur Jugendschriftenfrage und zum Jugendbüchereiwesen, ein Verzeichnis der deutschen Jugendschriftenstellen und ein Namen- und Sachregister ergänzen die vier Hauptabschnitte. Auf den Anhang „Das Erbe Wolgasts in der öffentlichen Meinung", der sich schon äußerlich durch die Fortzählung der Seiten als etwas anderes darstellt und von dem Verfasser auch durchaus anders gemeint ist, wird nachher noch hingewiesen werden.

Die Reden und Aufsätze Fronemanns stammen aus den Jahren 1925—1930. Eine Reihe kleinerer Beiträge zum „Aufbau und Ausbau" sind seinerzeit in dem Zeitungsdienst „Buch und Jugend" erschienen, als Fronemann für die Herausgabe verantwortlich zeichnete. Sie zeigen in der Mannigfaltigkeit der Themen, daß der Verfasser sich mit allen praktischen Fragen nicht nur eingehend beschäftigt, sondern Ernsthaftes und Wichtiges dazu zu sagen hat. Fronemann hat versucht, die größeren Aufsätze durch Ein- und Überleitungen zu größeren Ganzen zu verbinden. Es spricht in keinem Fall gegen den Verfasser, wenn ihm das nicht immer gelungen ist. Aus den sechs Arbeiten, die z. B. in dem ersten Abschnitt vereinigt sind und durch die besondere Gelegenheit ihrer Entstehung den Verfasser nötigten, jedesmal ziemlich weit auszuholen und dasselbe abermals zu sagen, kann man schlecht ein einheitliches Ganzes machen. Der Leser wird es in den Kauf nehmen müssen, die theoretischen und historischen Grundlagen der Jugendlektüre mehrmals wiederzufinden, und zwar jedesmal in dem Umfange, den Fronemann für den jedesmaligen Leser- oder Hörerkreis für notwendig hielt. Der mit den Verhältnissen vertraute Jugendschriftler wird sich aus dieser Art der Entstehung auch alle die Dinge erklären können, die der unbefangene Leser für Widersprüche hält. Mehrmals in den Arbeiten des ersten Abschnitts setzt sich Fronemann u. a. eingehend mit Rumpf und seiner Schrift „Kind und Buch" auseinander. Rumpf hat bekanntlich als Generalsekretär des Borromäus-Vereins eine Umfrage bei den sämtlichen Zweigbüchereien nach dem Buch veranstaltet, das von den Kindern der einzelnen Altersstufen am liebsten gelesen wird. Er hat dann in seiner Schrift die Ergebnisse dieser Umfrage erkenntnismäßig wie richtunggebend für die Aufbauarbeit ausgewertet. Fronemann äußert sowohl gegen die Form der Erhebung Rumpfs, der ihm im Gegensatz etwa zu den Erhebungen Charlotte Bühlers und Hans Heinrich Busses zu wenig lebendige Fühlung mit der Jugend hat, als auch gegen die pädagogische Auswertung dieses Materials die lebhaftesten Bedenken. Weil Fronemann niemals eine einzige der auf alle Fälle ernst zu nehmenden Formulierungen Rumpfs anführt, sondern sich auf die Wiedergabe der zahlenmäßig festgestellten Ergebnisse und einer einzigen der zahlreichen Tabellen Rumpfs beschränkt, muß jedem Leser des Fronemannschen Buches dringend empfohlen werden, sich gleichzeitig mit der Arbeit Rumpfs selbst zu beschäftigen und von dort aus zu der Fronemannschen Kritik Stellung zu nehmen. Den gleichen empfindlichen Mangel, als den man die Wiedergabe fremder Theorien und Formulierungen einseitig mit Fronemanns Worten ansehen muß, zeigt auch die Auseinandersetzung Fronemanns mit Ackerknechts Stellung zu der Jugendschriftenfrage. Wie im „Erbe Wolgasts" vermeidet Fronemann auch diesmal, Ackerknecht wörtlich anzuführen. In der Polemik gegen Brunkhorst (S. 63) verlangt Fronemann von dem Gegner: „Immerhin hätte er meine Ausführungen richtig zitieren können". Dabei be-

schränkt er sich nicht einmal darauf, Ackerknechts Aufsatz „Jugendlektüre und deutsche Bildungsideale" dem Inhalt nach in zusammenhängender Darstellung wiederzugeben, obwohl Fronemann in der Charakteristik des Verzeichnisses den „Büchereifragen" grundsätzliche Bedeutung zugesteht, sondern er greift der sich bildenden Stellungnahme des Lesers immer wieder durch sein eigenes dazwischen geschobenes Urteil vor. Daß dadurch mehr als nur ein schiefes Bild der Ackerknechtschen Gedankenfolge entsteht, sei an einem Beispiel bewiesen. Ackerknecht sagt: „Worin unterscheidet sich die seelische Haltung des Kindes wesentlich von der des Erwachsenen? Doch unzweifelhaft dadurch, daß im kindlichen Seelenleben die Triebe eine viel größere Rolle spielen als der Wille, ja daß sie recht eigentlich die Sphäre des kindlichen Innenlebens sind, innerhalb deren sich die ihr wesensfremde Sphäre des urteilenden und wollenden Geistes erst allmählich entfaltet. Es ist eine geheimnisvoll-weise Einrichtung der Natur, daß sie diesen Trieb [nämlich den Geschlechtstrieb] beim normalen Menschen sich erst entfalten läßt, wenn die Vernunft, der wollende und urteilende Geist, Zeit gehabt hat, das Chaos der übrigen Triebe einigermaßen zu ordnen und diese Ordnung in ihren Grundlinien durch Gewohnheit zu erhärten. Denn der Kampf zwischen Triebleben und Willensleben, zwischen seelischer und geistiger Sphäre, der jetzt anhebt, würde sonst infolge der dem Menschen eigentümlichen Fähigkeit, aus seinem Vorstellungsleben, eigenem oder fremdem, heraus sein Triebleben zu entfesseln, von vornherein die ganze Entwicklung eines Menschen zur Persönlichkeit in Frage stellen. Indem der Geschlechtstrieb aus seinem keimhaften Zustand heraustritt, vollzieht sich aber auch noch eine andere, für die Sphäre des menschlichen Geistes — diesmal nicht in seiner wollenden, sondern in seiner urteilenden Funktion — wichtige seelische Entfaltung: Der Schönheitssinn entfaltet sich beim heranwachsenden „Jugendlichen". Erst jetzt „gehen ihm vollends die Augen auf" für die Schönheit der Natur. Gewiß ist der Schönheitssinn, so gut wie der Geschlechtstrieb, keimhaft beim Kinde vorhanden, und dieses Vorhandensein wird sich dem geübten Auge des Psychologen und des Erziehers manchmal deutlich verraten: aber als wesentlicher Faktor kommt der Schönheitssinn bei der geistigen Entwicklung des Kindes noch nicht in Betracht."

Bei Fronemann sieht diese Gedankenfolge so aus: „Er (Ackerknecht) geht vom Kinde aus, definiert es als triebhaftes Wesen, dessen geistiges Verhalten im wesentlichen Zügen passiv sei. Er kennt also kein schöpferisches Kind. Auch dem keimhaft schlummernden „Schönheitssinn" des Kindes traut er keine Aktivität zu. Er will ihn deshalb im Kindesalter ganz ruhen lassen und erst in der Reifezeit mit großer Vorsicht entwickeln." — Über die mißverständliche Auffassung Fronemanns in bezug auf den Begriff der Rationalisierung des menschlichen Trieblebens, die Ackerknecht durch die ästhetische Einstellung der Jugendschriftenkritik Wolgastscher Richtung beschleunigt glaubt, hat sich bereits Wilhelm Schuster in seiner Kritik von Fronemanns „Erbe Wolgasts" eingehend und klar geäußert*). Es kann darum an dieser Stelle darauf verwiesen und jedem nur geraten werden, die Ausführungen Schusters noch einmal vorzunehmen, umso mehr als Fronemann in dem oben erwähnten Anhang diese Kritik als „massige und geistlose Polemik" bezeichnet. Es ist außerdem nicht sehr geschmackvoll, wenn diese Sätze und im Gegensatz dazu allerlei Lobendes über das „Erbe Wolgasts" in einem Vorwort zu einer Sammlung von Besprechungen stehen und der Verfasser des in Frage stehenden Buches dieses Vorwort doch wohl selbst geschrieben hat. (Irgend ein Hinweis auf einen andern Verfasser findet sich nicht.)

Nach dieser altbekannten und darum nicht weiter befremdenden Einstellung Fronemanns gegenüber Ackerknecht ist man erstaunt, wenn man auf den S. 64—74 mehr als heftige Angriffe gegen die Vereinigten Deutschen Prüfungsausschüsse liest. U. a. behauptet Fronemann: „Zweifellos ist in ihr (der Vereinigung nämlich) der Organisationsgedanke überspannt, der organisatorische Apparat ist zu umfangreich geworden, um den feinen Belangen der literarischen Kritik in allen Stücken gerecht werden zu können." — „Die Kritik der Jugendschriftenstellen ist fast überall Mehrheitsabstimmung, ohne daß überall Sicherheit gegeben ist, daß die wirkliche Sachkunde urteilt. Diese Art der Jugendschriftenkritik widerspricht dem Wesen der

*) vgl. Bücherei und Bildungspflege Jg. 1927, S. 103.

literarischen Kritik aufs Schärfste, denn diese ruht in der überragenden Sachkenntnis und in dem starken Verantwortungsbewußtsein des einzelnen Kritikers." — Die Fortsetzung dieser gegen die Jugendschriftenausschüsse gerichteten Gedankenreihe kann kaum anders aufgefaßt werden, als der Versuch, in die Vereinigung, in der selbstverständlich und nach meiner Auffassung zum Nutzen ihrer praktischen Arbeit die verschiedensten Ansichten vertreten sind, einen Keil hineinzutreiben. Auf S. 74 verdichten sich die Angriffe gegen die Prüfungsausschüsse so stark, daß jeder Buchhändler und Journalist als Leser der Fronemannschen Ausführungen zu der Ansicht kommen muß, die Ausschüsse machten jeden Versuch der Buchhändler und der Tagespresse in der Richtung einer vernünftigen Propaganda für das Buch unmöglich. Fronemann sagt wörtlich: „Der Doktrinarismus, der vom Jugendschriftenlager herüberdringt, bedeutet für den lebendigen Menschen der Gegenwart, der mitten im Berufsleben steht, nicht viel mehr als mißtönendes Geschrei." Man muß sich dabei doch allen Ernstes fragen, ob man so einer Sache dient, die festes Zusammenstehn der Leute aus den verschiedensten Lagern bitter nötig hat. Die angeführten Sätze stehen in der Denkschrift „Neue Wege des Jugendschriftenverlags". Wenn Fronemann sich nur an den Hamburgern reiben will, weil Brunkhorst sein „Erbe Wolgasts" in der „Jugendschriftenwarte" abfällig beurteilte, mag ihm gesagt sein, daß ein Buch „Lesende Jugend" der ungeeignetste Ort dazu ist.

Es ist außerordentlich bedauerlich, daß sich Fronemann gelegentlich von rein gefühlsmäßigen Erwägungen hinreißen läßt und daß sein für die tatsächlichen Verhältnisse sonst so klarer Blick dadurch getrübt wird. Man bedauert das umso mehr, wenn man liest, wie frei und offen er z. B. über die Auswirkung des Gesetzes gegen Schund und Schmutz und seine eigene Stellung dazu spricht. Er scheut sich nicht, zu bekennen, daß er durch die Erfahrungen bei der praktischen Durchführung der entschiedenste Gegner des Gesetzes von 1926 geworden sei. Er ist der Zustimmung jedes aufrichtigen Jugendfreundes und ehrlichen Bekämpfers alles wirklichen Schmutzes und Schundes sicher. Dasselbe gilt ohne jede Einschränkung für die Ausführungen, die er in seinen grundsätzlichen Anmerkungen zu der Preisfrage des Börsenvereins von 1928 macht, „Kann die Volksschule ihre Schüler zum guten Buch erziehen?" Selten ist die Schwierigkeit der literarischen Erziehung in der Volksschule von einem alten Praktiker der literarischen Erziehung so eindeutig formuliert worden, wie Fronemann es auf S. 99 tut: „Wir können aber keine Erziehung über die geistige Struktur der Altersstufen und über die Geistigkeit der Volksschicht, der das Erziehungsobjekt entstammt, hinaus vortreiben. Daraus ergibt sich, daß der Erziehungstätigkeit feste Grenzen gesetzt sind. Ich bejahe also die Erziehung des Kindes innerhalb dieser Grenzen, verneine sie aber außerhalb derselben." Aus dieser Einsicht zieht Fronemann für die praktische Arbeit dann den Schluß: „Wir sollten z. B. nicht immer vom „schöpferischen Kinde" reden. Die geistige Aktivität unserer Volksschuljugend ist nur selten so stark, daß man darauf einen idealen Arbeitsunterricht aufbauen könnte. Wir müssen also auch die Technik unseres Arbeitsunterrichts der geistigen Stufe unserer Volksschuljugend anpassen. Versuchen wir Unterrichtsformen, die erst die meist starke Aktivität der Reifezeit ausfüllen kann, oder die mit geistigen Kategorien rechnet, die in den unteren Wertklassen des Geistes nicht gefunden werden, so artet unser Unterricht in Spielerei aus." Ich möchte nun allerdings wissen, wie Fronemann diese Einstellung auf S. 100 mit der von S. 23 vereint, wo er — in übrigens ganz irriger Auffassung — Ackerknecht die Verkennung des Schöpferischen im Kinde vorwirft. Ich will nicht annehmen, daß Fronemann eine Formulierung nur darum ablehnt, weil er die Priorität nicht für sich in Anspruch nehmen kann. Wenn man bei Fronemann auf S. 100 außerdem den Satz liest: „Die Biologie des Geistes sollte endlich auch den Entwicklungsgedanken aufnehmen und einsehen lernen, daß die Entwicklungsstufen der Menschheit sich nicht allein im Kindesalter wiederholen, sondern auch im Volkskörper deutlich beobachtet werden können", dann kann man ihm zu dieser Formulierung nur beglückwünschen und sich darüber freuen, daß Fronemann aus seiner praktischen Erfahrung zu denselben Ergebnissen kommt wie der von ihm so heftig bekämpfte Ackerknecht, dessen gesamte Schriften — nicht nur den Aufsatz „Jugendlektüre und deutsche Bildungsideale"! — ich ihm nach-

drücklich zur Lektüre empfehle. Wenn Fronemann z. B. sagt: „Es gilt also, die Welt des Buches als einer Quelle künstlerischer, wissenschaftlicher und sittlicher Bildung zu erschließen. Ich betone scharf, daß die künstlerische Erziehung nicht einseitig in den Vordergrund gerückt werden darf. Noch viel weniger darf sie einseitig als Erziehung zur ästhetischen Genußfähigkeit aufgefaßt werden, sondern sie hat sich in den Rahmen der Menschenbildung einzufügen, und die Dichtung soll ihren Gesamtgehalt zur Bereicherung und Formung des Seelenlebens hergeben. Das Sachbuch ist ebenso wichtig", wenn er über die Behandlung von „Pole Poppenspäler" in der Volksschule sich ausläßt: „Pole Poppenspäler ist also für die Volksschule eine schlichte und einfältige Geschichte, die leicht verständliche Menschenschicksale erzählt. Daß hier höchste Kunst vorliegt, mag der Lehrer wissen. Der Schüler sieht nur das Leben und nimmt mit ihm die künstlerische Gestaltung ganz naiv auf. Bewußtes Kunstempfinden ist dieser Stufe absolut verschlossen. Wenn die Kinder sagen: O, wie schön ist das, dann sehen sie dabei auf die Inhalte und nicht auf die Gesamtheit des dichterischen Kunstwerks" und endlich „Wie weit man auf die sprachlichen Gestaltungsmittel und auf die Stilformen der Dichtung eingehen kann, hängt ganz vom einzelnen Falle ab. Jedenfalls ist in diesem Punkte Zurückhaltung zu empfehlen, will man nicht Gefahr laufen, über die Köpfe der Kinder hinwegzureden. Zum bewußten Kunstgenießen und zum bewußten künstlerischen Urteil werden wir Volksschüler nie erziehen können, denn wir haben sie nicht einmal bis zum Ende der Vorpubertätszeit in der Schule" — dann müssen wir diese Sätze als Zeichen dafür ansehen, daß auch bei dem scharfen Polemiker Fronemann mit der praktischen Bildungspflege an der Jugend der Meinungsstreit um die Jugendschrift aufhört. Hier teilt er aus seiner reichen Erfahrung mit, hier regt er an und fördert uns auch da, wo wir es sicher ganz anders machen, als er es empfiehlt.

Aus diesem Grunde verzichte ich darauf, festzustellen, ob und wieweit Fronemann sich von Wolgast entfernt hat. Das werden andere Kritiker zur Genüge besorgen. Es scheint mir allerdings mit dem Geiste Wolgasts unvereinbar, die gegenwärtige Arbeit nach ihrem Gehalt an Wolgastschen Gedanken zu messen und danach zu bewerten. Auch Wolgast urteilte aus seiner Zeit heraus und suchte nach neuen Wegen. Wenn unsere wissenschaftlichen Hilfsmittel besser und damit unsere Einsichten tiefer geworden sind, versündigten wir uns am Geiste der Jugend, wenn wir unsere Arbeit nach rückwärts orientierten. Jemand in den Rahmen seiner Zeit hineinstellen und zusammen mit den aus seiner Zeit geschöpften Lebensimpulsen sein Werk würdigen, heißt durchaus nicht, ihn abtun und für alle Zeit als erledigt ansehen.

Die zweite Schrift stammt von Franz Lichtenberger, dem Herausgeber der Marholdschen Jugendbücher. Er nennt sie „Der Neue Weg der deutschen Jugendschrift". (Halle 1930: Marhold. 64 S. Geh. 1,50 *RM*). Seine Forderung gipfelt in dem Satz: „Die Jugendschrift sei kindertümlich". Als Anhänger der Bestrebungen Berthold Ottos und des Charonkreises sieht Lichtenberger den „Neuen Weg" in der sprachlichen Gestaltung der Jugendschrift nach den Gesetzen der Altersmundart. Aus dieser Einstellung heraus kommt Lichtenberger zu einer scharfen Scheidung von Sprechsprache und Schriftdeutsch. Interessant ist Lichtenbergers Auseinandersetzung mit der Wolgastschen Forderung: „Der Begriff der Jugendliteratur in dem Sinne eines Schrifttums, das eigens für die Jugend geschaffen und im allgemeinen auch nur für die Jugend Interesse haben kann, muß fallen." Darin besteht nach seiner Auffassung Wolgasts Grundirrtum. Er weist nun nach, daß sowohl Wolgast wie die Hamburger sich allmählich gewandelt haben und daß heute in der Jugendschriften-Warte „nicht mehr eine höchst zweifelhafte Theorie verfochten würde, sondern man lasse jetzt alle Bestrebungen auf dem Gebiete der Jugendschriftenfrage zum Wort kommen und gebe so ein Bild der Entwicklung, wie sie ist, und nicht, wie man sie haben möchte". Die Ausführungen Lichtenbergers, die sehr gut das von ihm angeschnittene Problem erörtern, sind ein wenig durch allerlei briefliche Anerkennungen seiner Forderungen und durch sehr viel Reklame für Marholds Jugendbücher belastet!

E. Sielaff (Stettin).

Zur Organisation des dänischen Büchereiwesens.

Beim Aufbau des modernen dänischen Büchereiwesens wurde von vornherein bewußt darauf hingearbeitet, das gesamte volkstümliche Büchereiwesen der Städte (außer Kopenhagen) und des flachen Landes in einen planmäßigen Arbeitszusammenhang zu bringen und ihm den Anschluß an das wissenschaftliche Bibliothekswesen des Landes zu ermöglichen. Steenberg kennzeichnete bei seiner Büchereiagitation diese organisatorische Aufgabe durch die Forderung, man müsse es in Dänemark soweit bringen, daß „jeder beliebige Mensch jedes beliebige Buch an jedem beliebigen Ort bekommen könne“. Und Dössing, der staatliche Büchereidirektor Dänemarks, der schon bei der Ausarbeitung des Büchereigesetzes von 1920 entscheidend mitgewirkt hat und seither der spiritus rector der Entwicklung gewesen ist, hat von jeher dem Zusammenwirken der einzelnen Bücherei- und Bibliothekstypen sein besonderes Augenmerk zugewandt (vgl. auch seinen Vortrag bei der Ersten Nordischen Büchereitagung, Jg. 6 dieser Zeitschrift S. 333). Der wichtigste Fortschritt in dieser Richtung, den das Gesetz selbst brachte, war die Sanktionierung der „Zentralbüchereien“, die bisher nur auf verwaltungsmäßigem Wege ermöglicht worden waren. Es gab deren 7, ehe das Gesetz in Kraft trat. Heute sind es 27.

Ich will in diesem Zusammenhange nicht näher auf die Arbeitsweise und die Leistungen der dänischen Zentralbüchereien eingehen, da dies, trotz aller gelegentlichen Mitteilungen über dieses Thema (vgl. Jg. 5 S. 21 f., Jg. 6 S. 3 f. und 193, Jg. 8 S. 77 f., Jg. 10 S. 541), mehr Raum beanspruchen würde, als unsere Zeitschrift zur Verfügung stellen kann, und da ich alle wesentlichen Zentralbüchereifragen gründlich erörtere in meinem Buche über skandinavisches Büchereiwesen, an dem ich eben schreibe. Ich möchte nur einige Aufklärungen geben zu der ungemein lehrreichen graphischen Darstellung, die ich unseren Lesern als eine Vorfrucht der Arbeit an meinem Buche schon jetzt bieten kann. Ich verdanke sie dem freundschaftlichen Entgegenkommen des Kollegen Carl Thomsen, des Leiters der „Zentralbücherei für Südwestjütland“ in Esbjerg*). Man sieht an ihr die vermittelnde Funktion einer dänischen Zentralbücherei klar veranschaulicht.

Es handelt sich dabei sozusagen um vier Schichten:

Zunächst ist die „Zentralbücherei für Südwestjütland“ die öffentliche Bücherei für die Stadt Esbjerg (28 000 Einwohner). Um anzudeuten, wie groß dieser innerstädtische Betriebsumfang ist, gebe ich wenigstens die Ausleiheziffern (den Besuch des Erwachsenen- und des Kinderlesesaales lasse ich hier beiseite) und zwar von 1929. Es wurden 95 000 Bände an 2400 Leser ausgegeben.

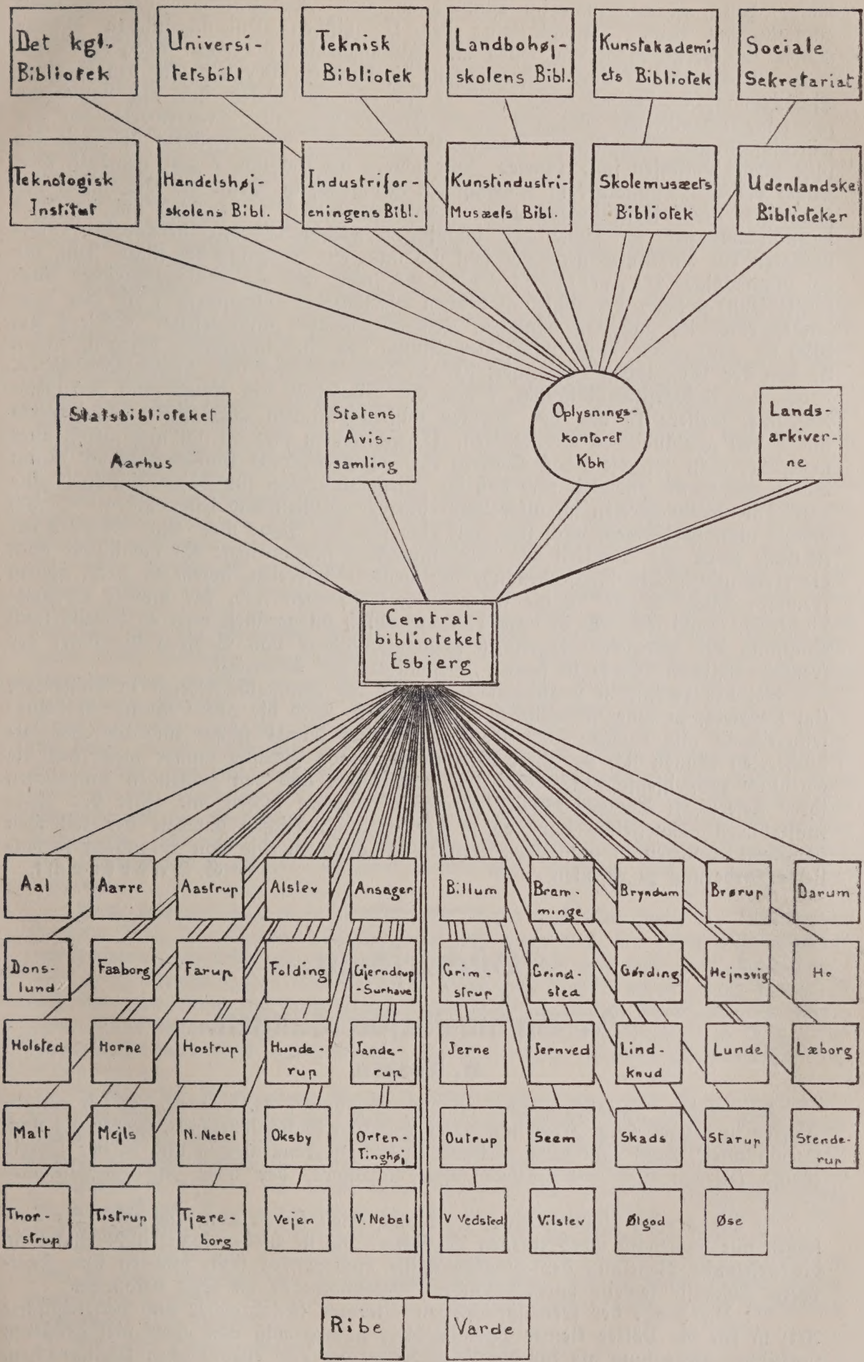
Ferner hat die Zentralbücherei die kleinen Büchereien ihres Bezirkes (er deckt sich hier wie meist mit einem „Amt“, und zwar ist es das Amt Ribe) in Gestalt von Einzelentleihungen und von Belieferung mit Wanderbeständen zu ergänzen. Man sieht auf der unteren Hälfte der Figur die 49 Dorfbüchereien und die zwei Kleinstadtbüchereien (Ribe und Varde) angegeben, die von Esbjerg aus in dieser Weise versorgt werden. Die Zentralbücherei verlieh 1929 aus ihren Beständen 26 000 Bände an 383 direkte auswärtige Leser und an 39 Gemeindebüchereien. Davon wurden in Gestalt von (lediglich für auswärtige Entleihungen bestimmten) Wanderbeständen 2400 Bände in den Bezirk versandt.

Wo nun die eigenen Bestände nicht ausreichen, kann die Zentralbücherei zunächst (wie das übrigens jeder beliebige Einzelentleiher aus ihrem Bezirk unmittelbar auch tun kann) für ihre Leser die Staatsbibliothek in Aarhus in Anspruch nehmen. Insbesondere gilt das für fremdsprachliche Schönliteratur und belehrende Literatur, sowie für seltener gebrauchte dänisch-sprachliche Werke (namentlich auch Zeitschriften) aus der Heimatgeschichte, Technik und Naturwissenschaft und für Musikalien. Von dort hat Esbjerg 1929 im ganzen 632 Bände entliehen. Außerdem 39 Bände von der staatlichen Zeitungssammlung in Aarhus. Aus den Landesarchiven, die auch — zur Benutzung im Lesesaal — an die Zentralbüchereien unmittelbar verleihen, wurden 1929 12 Pakete Archivalien bezogen.

Eine besondere Rolle spielt nun das von und bei der staatlichen Büchereiaufsichtsbehörde (Bibliotekstilsyn) in Kopenhagen 1926 eingerichtete Oplysnings-

---

*) Über ihr Gebäude vgl. Wiesers „Volksbüchereibau“ S. 112 f. und 133 f.


Det kgl. Bibliotek
Universitetsbibl
Teknisk Bibliotek
Landbohøjskolens Bibl.
Kunstakademiets Bibliotek
Sociale Sekretariat
Teknologisk Institut
Handelshøjskolens Bibl.
Industriforeningens Bibl.
Kunstindustri-Musæets Bibl.
Skolemusæets Bibliotek
Udenlandske Biblioteker
Statsbiblioteket Aarhus
Statens Avissamling
Oplysningskontoret Kbh
Landsarkiverne
Centralbiblioteket Esbjerg
Aal
Aarre
Aastrup
Alslev
Ansager
Billum
Brammingе
Bryndum
Brørup
Darum
Donslund
Faaborg
Farup
Folding
Gjerndrup-Surhave
Grimstrup
Grindsted
Gørding
Hejnsvig
Ho
Holsted
Horne
Hostrup
Hunderup
Janderup
Jerne
Jernved
Lindknud
Lunde
Læborg
Malt
Mejls
N. Nebel
Oksby
Orten-Tinghøj
Outrup
Seem
Skads
Starup
Stenderup
Thorstrup
Tistrup
Tjæreborg
Vejen
V. Nebel
V Vedsted
Vilslev
Ølgod
Øse
Ribe
Varde

kontor, dessen Namen man im Hinblick auf das „Auskunftsbüro der Deutschen Bibliotheken“ beim „Gesamtkatalog der Preußischen Wissenschaftlichen Bibliotheken“ in Berlin wohl am besten mit Auskunftsbüro übersetzt. Trotzdem dieses Büro ein Organ des Volksbüchereiwesens ist, liegt ein Vergleich mit der Berliner Einrichtung schon deshalb nahe, weil es sich zum Ziel gesetzt hat, als Grundlage für seine vermittelnde Tätigkeit einen Zettelkatalog aller Neuerwerbungen der wissenschaftlichen Bibliotheken Dänemarks anzulegen, der vorläufig die Zeit bis 1901 zurück umfassen soll. (Dieses Jahr wurde als terminus a quo gewählt, weil seither die Kgl. Bibliothek in Kopenhagen alljährlich im Druck ein Verzeichnis des Zuwachses der beiden Kopenhagener Staatsbibliotheken — der Kgl. und der Universitätsbibliothek — sowie der wichtigsten Fachbibliotheken herausgibt.) Die Tätigkeit des Auskunftsbüros vollzieht sich nun, wie man aus der Figur sieht, als ein planmäßiger Vermittlungsdienst (nicht nur als bibliographischer Auskunftsdienst) zwischen den wissenschaftlichen Bibliotheken Dänemarks*) und des Auslandes einerseits und den dänischen Zentralbüchereien andererseits. Esbjerg hat 1929 im ganzen 93 Bände durch Vermittlung des Auskunftsbüros bezogen, davon 37 von der Königlichen Bibliothek, 19 von der Bibliothek des Industrieverbandes, 7 von der Universitätsbibliothek, 7 von der Bibliothek des Kunst- und Industriemuseums, weitere 16 von den übrigen wissenschaftlichen Bibliotheken Dänemarks und 7 von ausländischen Bibliotheken. (Diese Zahlen sind an sich nicht groß, aber man darf nicht vergessen, daß Esbjerg eine ausgesprochene Handelsstadt mit wenig Beamtentum und Industrie und daß die „Zentralbücherei für Südwestjütland“ eine von 27 Zentralbüchereien ist, allerdings eine der größten und lebendigsten.) — Ich möchte nicht versäumen, auch noch auf eine aus der Figur nicht ohne weiteres ersichtliche Seite der Tätigkeit des Auskunftsbüros hinzuweisen: Es mobilisiert auch die fremdsprachlichen Bücherbestände der Zentralbüchereien, indem es z. B. häufig fremdsprachliche Werke**), die in Esbjerg vorhanden sind, für andere Provinzbüchereien requiriert. Es ist dazu bibliographisch ausgerüstet, weil es jeweils nach Empfang des gedruckten jährlichen Zuwachskatalogs von Esbjerg die Titel der fremdsprachlichen Werke in seinen „Gesamtkatalog“ überträgt.

Bei der reichlichen staatlichen Dotierung der Zentralbüchereien in Dänemark (im Vergleich zu unseren deutschen Verhältnissen) wird die obere Grenze der Ausleiheleistung aus eigenen Beständen naturgemäß immer höher und die Zentralbüchereien können sich bei ihrer Heranziehung von Aarhus immer mehr auf die eigentlich fachwissenschaftliche Literatur beschränken und den steigenden Ansprüchen ihrer Leserschaft darüber hinaus gerecht zu werden suchen mit Hilfe des Auskunftsbüros. Zweifellos wird es so der organisatorischen Energie der leitenden dänischen Kollegen in nicht allzu ferner Zeit gelingen, die von Steenberg formulierte Forderung zu erfüllen. E. Ackerknecht.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

B. Traven.

Der deutsche Sozialist, genauer Anarcho-Syndikalist B. Traven, der seit einigen Jahren in rascher Folge Werk um Werk aus Mexiko herüberschickt, verkörpert nach Persönlichkeit, Stoff und Form weitgehend den oft konstruierten und in der Praxis ebenso seltenen Typ des proletarischen Erzählers, der über das revolutionäre

*) Die großen Kopenhagener Volksbüchereien stehen ganz für sich. Sie verleihen nur innerhalb ihres eigenen Bereiches, wie sie bisher sogar nicht einmal in die gesetzliche Regelung der Staatszuschüsse einbegriffen sind, sondern ihre staatlichen Zuschüsse jeweils durch besondere Bewilligungen im Etat bekommen.

**) Die Frage der fremdsprachlichen Literatur (belehrender und belletristischer Art) ist für die Völker kleiner Sprachgebiete naturgemäß von einer viel größeren praktischen Bedeutung als für die Angehörigen der drei europäischen Weltsprachen.

Pathos hinaus den Lebensnerv seiner Klasse aufdeckt, gestaltet und glorifiziert. In seinen Romanen und Anschauungen präsentiert sich der Mensch des vierten Standes, der seine bare Kraft und Leistung der „Ausbeutung" durch die herrschende Produktionsform preisgeben muß. Travens Proletarier lassen dies so teuer als möglich mit sich geschehen, sie rebellieren aus Instinkt, sie arbeiten, hungern, schwindeln, streiken und philosophieren sich durch diese Welt, die ihnen wie ein Reich des Teufels ist, sie verachten die Tradition und den ganzen kulturellen Überbau der Gesellschaft. Sie besitzen einen entwaffnenden Köhlerglauben an ihren Endsieg. Gerade dem Optimismus seiner jungen Klasse weiß Traven die gewinnendsten Töne zu verleihen. Aus dem Bewußtsein des Eigenwerts und der Kraft der Arbeiterklasse entspringt ein im westlichen proletarischen Roman bisher seltenes Grundgefühl der Weltfreude und überlegenen Heiterkeit.

Eingegossen ist, in viel engerer Verschmelzung als bei dem sehr verwandten Jack London, das soziale Element in das des Exotischen und Abenteuerlichen. Es bedeutet für Traven keine Ersatzwirklichkeit, sondern den Abstand, aus dem heraus die Klasse noch einmal ganz elementar sich selbst erkennt und konstituiert in ihrer alle natürlichen und politischen Grenzen überspringenden Geltung. Es ist bezeichnend, daß diese literarische Leistung aus den Reihen des Anarcho-Syndikalismus kommt, der den Arbeiter in seinem Lebenskreis streng abschließt und zur rein kämpferischen Berührung mit der Umwelt erzieht*).

Über seine Person schweigt Traven sich aus in der, wie es scheint, ehrlichen Absicht, dem Autoritätsglauben entgegenzutreten. „Ich erfülle meine Pflicht, wie ich es getan habe als Arbeiter, als Seemann, als Forschungsreisender, als Hauslehrer in weltentlegenen Farmen und jetzt als Schreiber. Meine Werke sind wichtig, meine Person ist unwichtig . . ." Trotzdem ist Travens Schicksal kein alltägliches, und ein im eingangs angedeuteten Sinne typisches Schicksal. Auch ohne seine Äußerung, daß er alles, was er schreiben soll, wirklich erlebt haben muß und daß ihm die schaffende Phantasie abgeht**), ließe sich aus den Werken ein gutes Stück konkreter Biographie ableiten. Daß Traven Deutscher ist, unterliegt beim genauen Besehen seiner Sprache und auch der Zielrichtung seiner Gedanken nach keinem Zweifel. Er selbst läßt sich nicht einmal einen Europäer nennen, „die Europäer haben mir das abgewöhnt". Als Seemann hält er es mit den Kulis, mit allen, die die Kehrseite der Matrosenromantik zu fühlen bekommen. Er lebt als Gleicher unter Gleichen mit den Tramps, den Goldgräbern, den Indios, auch hier auf die Darstellung der nüchternen Wirklichkeit bedacht. Er kennt die Gefängnisse und den Dschungel, studiert auf seine Weise die Indianerkunst***) und die Wirtschaft. Wie weit er in den amerikanischen radikalen Organisationen, unter den berüchtigten J. W. W.-Leuten†), aktiv war, darüber gibt es geringe Andeutungen.

Heute lebt und reist er in Mexiko. Auf dieses nach dem Sturz der Diktatur des Porfirio Diaz, den Traven glühend haßt und verspottet, seit etwa 1916 arbeiter- und indianerfreundlich regierte Mexiko konzentriert sich auch nach dem „Totenschiff" seine ganze Arbeit. „Von Traven reden heißt von Mexiko reden", dem Land, „in dem man alle Dinge und alle Weisheit der Welt ergründen kann", in dem naturhafte Unberührtheit und hereinbrechende Zivilisation (lies: Kapital) in ihrem Zusammenstoß einen Herd revolutionärer Unruhe bilden. Traven ist überzeugt, daß

*) Als eine Kundgebung dieser Ausschließlichkeit muß man Travens gewollte und erst kürzlich durchbrochene Absperrung von der literarischen und buchhändlerischen Öffentlichkeit in der gewerkschaftlichen „Büchergilde Gutenberg" hinnehmen — und bedauern. Denn auch für die Mission, die Traven im deutschen Proletariat zu erfüllen hat, reicht diese Plattform nicht aus, von seiner Bedeutung für die geistigen Auseinandersetzungen der Zeit ganz abgesehen. — Über die Bezugsmöglichkeiten für die Büchereien siehe die Notiz am Schluß der Besprechung.

**) Das ist richtig und stilistisch kontrollierbar. Wo Traven erfindet, verfällt er leicht in einen unnatürlichen, bramarbasierenden Ton, den er durch Ironie wieder auszugleichen sucht. Besonders das „Totenschiff" leidet unter dieser primitiven Einstellung zum Dichterischen.

***) Ein umfangreiches Werk hierüber wird vorbereitet.

†) Industrial Workers of the World.

dieses von der Welt nicht ernst genommene Revolverland Mexiko eines der Länder ist, in denen der Entscheidungskampf unserer Zeit ausgetragen wird. Die Weltherrschaft der weißen Rasse ist im Schwinden. „Können Sie nicht hören, Senjor, wie alle nichtweißen Völker der Erde ihre Glieder regen und strecken, daß man das Knacken der Gelenke über die ganze Welt vernehmen kann? Die Zivilisation hat keine tragende Idee. Sie wird von einem einzigen Gedanken geleitet, und der heißt Geld. Mit Geld kann man Geschäfte machen, aber keine Seelen erwärmen.“ Mexiko ist für diesen modernen Tacitus die „Wiege einer neuen Kultur“. Der Indio, auf der Grundlage der nie ganz ausgestorbenen altindianischen Genossenschaftsformen seiner Stammesnatur nach kollektiv und rational gerichtet, bringt günstige seelische Eigenschaften für eine künftige Gesellschaft mit. Darum liebt ihn Traven in der verkommensten Gestalt, ist nachsichtig gegen seine Mängel und ihm zuliebe ungerecht gegen die halbe Welt. Er sieht die in jahrhundertelanger Unterdrückung nicht gebrochene Kraft dieser Rasse und glaubt unerschütterlich an ihre Wiedererstehung und kommende Weltgeltung. Wertvoller als diese letzte etwas phantastische Perspektive ist, daß man die Gegenwartslage des Landes in einer Fülle von Einzelheiten kennen lernt: Die Volksbildung aus einem zweirassigen Menschenmaterial, das Ringen um den Boden und seine unermeßlichen Schätze, die Städte und den Dschungel, die Religionsverhältnisse und die Arbeiterbewegung, den Verkehr und die Sorge um die öffentliche Sicherheit. Ausgangspunkt für alle Schilderungen und Informationen ist das Leben und Denken der Arbeiter, der Tramps, der Indios. Hier wird auch Travens Position innerhalb der Arbeiterbewegung aus Einzelzügen deutlich. Die Staats- und Regierungsprobleme werden zunächst kaum berührt. Der Aktivismus ist bei den Arbeitern und ihrer obersten Instanz, den Gewerkschaften. Streik ist ihnen Herzenssache, Streikbruch das denkbar größte Verbrechen. Die Regierung gewährt diesem Kleinkampf Bewegungsfreiheit. Die direkte Aktion, der unmittelbare, ohne politische Umwege rein in der wirtschaftlichen Sphäre geführte Klassenkampf wird verherrlicht. Doch spürt man gerade aus Travens Werk die geographische Bedingtheit der syndikalistischen Lösung, wenn ihm hin und wieder die Maßstäbe durcheinandergeraten und er von dem kolonialkapitalistischen Mexiko allzu rasch seine Schlüsse und Forderungen auf die Länder des Hochkapitalismus ausdehnt. Auch sonst, z. B. in mancher sprachlichen Wendung, hat man das Gefühl, daß Traven etwas den Kontakt mit der alten Welt, für die sein Werk in jeder Zeile geschrieben ist, verloren hat und gegen Dinge losgeht, die für uns überwunden sind.

Diesem naturhaften Rebellen und ausgesprochenen Kolonialcharakter, der genau besehen auch als Anwalt der Indios und des vierten Standes in einer recht individualistischen Haut steckt, ist der Anarchismus so gemäß wie unseren Industriearbeitern ihre Massenorganisation. Traven verkörpert den Zauber, die Ungebundenheit und Persönlichkeitsfülle, die an dieser Theorie so bestechend wirken. In ihm lebt etwas nach von den schillernden Gestalten unserer jungdeutschen Demagogen*). Seine Satire gelingt so spielend, daß sie zum Zweck zu werden droht und in Selbstironie umschlägt. Auch ist es, bei aller gelungenen Vermeidung der Pseudo-Romantik und unbeschadet der Anerkennung des Elementar-Proletarischen in Travens Werk doch eben ein Rest Romantik, wenn er seinen Platz und seine Stoffe in Mexiko findet. Unsere Leser werden ihr soziales und individuelles Anders-Sein erkennen müssen. Hier wird, wie im Fall London, die Ausleihpädagogik anzusetzen haben, soll nicht der kämpferische Inhalt beider Dichter geschwächt und das Exotische doch wieder als Ersatzwirklichkeit verstanden werden. Denn, das sei nach diesen Ausstellungen noch einmal gesagt, Travens Werk enthält die eindeutige Forderung der sozialen Revolution, der Befreiung der Kolonialvölker, der Gleichstellung der Rassen. Es ist durchsetzt mit Kirchenhaß und den entsprechenden, manch-

*) Dabei sei auf die Traven wohl nicht unbewußte Situationsverwandtschaft mit Sealsfield hingewiesen. Dieser konnte von dem damals noch freien Amerika aus seinen Landsleuten den Spiegel eines demokratischen Landes vorhalten, während Europa sich um die Demokratie zerfleischte. Traven tut Ähnliches an einer neuen Zeitwende, ebenfalls aus der Anonymität heraus. Er nennt seinen Roman vom rücksichtslosen Vordringen der Zivilisation „Weiße Rose“; Sealsfields Mexiko-Roman hieß: „Tokeah oder die Weiße Rose“.

mal rohen populärwissenschaftlichen Argumenten. Es kommt aus einem Lager, in dem man an den auch uneingestandenen Tendenzwert jeglicher Literatur glaubt und damit rechnet. Traven handhabt seine Tendenz offen und weit geschickter als der noch so unerschrockene Pamphletist Sinclair: Er ist menschlich ursprünglicher, wirkt suggestiv durch seine Persönlichkeit. Seine Überredung reißt kräftig mit (meistens; es gibt Stellen, wo ihn die Selbstkritik im Stich läßt und man einen liebenswürdigen und ungefährlichen Optimisten zu hören glaubt). Und doch enthebt uns Travens dichterische Qualität und das Einmalige seiner literarischen wie menschlichen Erscheinung der Frage, die hier vor Jahren im Fall Sinclair gestellt werden mußte: ob er in die Volksbücherei gehöre oder nicht.

Travens Welt ist die Außenwelt. Unausgesprochen steht als bewegendes Element in seiner Weltansicht die Materie, konkreter: die Wirtschaft. Er versteht es, einerseits die Welt der Arbeit, die Freude des Arbeiters an Material und Werkzeug, das Schicksalhafte des wirtschaftlichen Daseinskampfes, anderseits wirtschaftliche Funktionen und auch Theorien mit einer verblüffenden Kenntnis und Anschaulichkeit in die Dichtung einzubeziehen. In diesem Sinne erscheint die „Weiße Rose", die Gegenüberstellung der primitiven und der hochkapitalistischen Wirtschaftsform als die bisher glücklichste Vollendung des Sinclairschen Bestrebens, die Gewalten der Wirtschaft als die uns heute beherrschenden Gewalten aufzuzeigen und bloßzustellen. Zugleich scheint es, als ob Traven zum Kampf mit diesen Riesenorganisationen den Staat nicht mehr umgehen könne. Jedenfalls werden ihm gegenüber in dem genannten Roman freundlichere Töne angeschlagen als in dem gänzlich anarchischen, nur staatslästernden Erstlingswerk „Totenschiff".

So fanatisch Traven den Dingen der Außenwelt nachspürt, so intensiv er sie erlebt, so entschieden versperrt er sich vor dem Mechanismus der Innenwelt. Seine persönlichste Novelle*) wurde zu — einer Geistergeschichte! Seine Psychologie ist nicht falsch, aber sie umgeht jede Tiefe, ist rationalistisch, unproblematisch und auf das Notwendigste beschränkt. Seine Sachlichkeit entspringt einer materialistischen Lebensanschauung, die Hintergründe des Geschehens und seine Beeinflussung aus persönlicher Ethik verneint. Auch sein Abenteurertum ist frei von aller seelischen Kompliziertheit. Wichtig sind die Folgen, die sich hieraus für Travens Form ergeben und vor allem die Art, wie sie überwunden werden. Selten wird so wie an diesem negativen Beispiel klar, daß der Roman eine Kunstform des Individualismus ist, die mit der Ausschaltung der Persönlichkeit als des höchsten Wertes zunächst zerfallen muß. Wären Travens Bücher nicht so zum Zerspringen voll von Erlebtem, von Bewegtheit und Energie, so müßte das Urteil über seine Komposition, an Roman-Maßstäben gemessen, vernichtend ausfallen. Es fehlt völlig die innere Führung und es bleibt der Eindruck einer Folge von Episoden. Das häufige Ausbrechen aus der erzählenden Form in die der Information, der Polemik, ins Betrachtende wird am besten seine Parallele finden in der betont formlosen Zweckmäßigkeit moderner Architektur, besonders ihrer Ausartungen. Es ist nun erstaunlich, wie diese Anarchie der Form mit einem Schlage (ob für immer?) überwunden wird wiederum in der „Weißen Rose". Auch hier wird mit episodischer Gründlichkeit und der gewohnten Spannweite von Humor, Ironie und Tragik gearbeitet, aber darüber hinaus wird der objektiv gestaltete Wirtschaftskampf selbst, nicht das Schicksal der beiderseits in ihn eingespannten Menschen zur beherrschenden Leitlinie und die Stellungnahme dazu zum Ethos, das aufwühlt und nicht mehr ruhen läßt.

Travens Stil, eigenständig und unverkennbar in seinem Eifer für alles Gegenständliche, besonders technische Details, ist gekennzeichnet durch ein unermüdliches und nie ermüdendes Hin- und Herwenden der Wörter und Begriffe, und eine eigenartige Triebkraft und Verzahnung der Sätze. Bis zur Manier geht sein Drang zur plastischen Klarstellung der Dinge; er macht Traven zu einem ausgesprochen leicht lesbaren Schriftsteller, der zugleich von feinster Musikalität sein kann. Das gilt für die dichterischen Werke wie für das Reisebuch. Den Grundton seines Vortrags macht das stets wache Argumentieren, das Überzeugenwollen und die etwas hausbackene Vernünftigkeit, die der Arbeiter in Gespräch und Straßendiskussion offenbart. Dieses bisher (und stellenweise auch bei Traven noch) naturalistische

*) Der „Nachtbesuch im Dschungel", in dem Band „Der Busch".

Stilmittel wird bei ihm in sublimierter Form zum Stilelement; es ist des kuriosen Beigeschmacks entkleidet und läßt uns den Arbeiterdichter in Traven keinen Augenblick vergessen. Mit der Zeit verschwinden die sprachlichen Laxheiten und überflüssigen Kalauer, mit denen er sich vielfach zwischen seinen Figuren vordrängt, wenn er ihre Denk- und Sprechweise, ihre Derbheit und ihren selbstbewußten Humor wiedergibt. Daneben besitzt er aber schon etwas von der Formgeschmeidigkeit und natürlichen Eleganz, die er an den Mexikanern und Indios bewundert.

Die folgenden Einzelbesprechungen sind chronologisch angeordnet. Über die Verwendung in den Büchereien s. die Schlußnotiz. Für das Äußere der Bände ist bemerkenswert, daß sie alle ein großes Format haben und, da die „Büchergilde Gutenberg" ein Unternehmen der Buchdrucker-Gewerkschaft darstellt, satz- und einbandtechnisch sowohl hohen künstlerischen wie unseren praktischen Ansprüchen gerecht werden.

Die Brücke im Dschungel. 1929. 192 S. Lw. 3,—.

In einem Indianerdorf versammelt man sich zu einem nächtlichen Fest. Ein Kind stürzt von der Brücke und ertrinkt im Fluß. Der Junge wird auf abergläubische Weise gesucht, geborgen, in lächerlicher europäischer Kleidung aufgebahrt und nach einem Leichenzug durch den Dschungel von einem betrunkenen Kantor gesegnet und begraben. Das ist die ganze Handlung dieses ältesten Traven-Werkes, das nachträglich veröffentlicht wurde und von allen anderen absticht durch die Gemächlichkeit und Breite, mit der ein winziges Erlebnis zu einem ethnologischen Gemälde ausgestaltet ist. Durch die Menge der erklärenden Zutaten, die der eigentliche Zweck sind, wirkt die Erzählung reichlich aufgeschwemmt. Traven beschäftigt sich hier am ausgiebigsten mit den Indios und ihrem dörflichen Zusammenleben, wobei es ihm darauf ankommt, die Zivilisation und ihre verheerenden Wirkungen auf die bodenständige Indianerkultur anzuprangern. Der Leichenzug mit Schlagermusik und die Szenen am Grabe sind eine Anklage, die in ihrer grotesken Widerlichkeit etwa an Brechts „Ballade vom toten Soldaten" oder an George Grosz erinnert.

Das Totenschiff. Die Geschichte eines amerikanischen Seemanns. 1929. 256 S. Lw. 3,—. Im Buchhandel: Berlin: Universitas Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft 1930. 354 S. Lw. 5,—.

Totenschiffe sind alte Schiffe, die die Reederei nur fährt, um sie bei Gelegenheit der Versicherung wegen absaufen zu lassen. Die Mannschaft besteht aus Leuten, die nichts zu verlieren haben, Verbrechern und Staatenlosen, Seeleuten ohne Papiere, wie der Deckarbeiter Gale aus New Orleans, dem sein Schiff in Antwerpen samt seinem Seemannsbuch davonfuhr. Er durchtrabt Westeuropa, kein Konsul kann ihm helfen, er wird über Grenzen verschoben und ins Arbeitshaus gesteckt, kämpft einen Drachenkampf gegen Polizei und Paragraphen. „Ich habe gelernt, daß das, was Heimat, Vaterland sein sollte, eingepökelt und in Aktenmappen eingeheftet ist". Ihr Ende findet die Irrfahrt Gales, die Traven als eine willkommene blutige Satire gegen den „Götzen Staat" und die europäische Kleinstaaterei im besonderen aufzieht, auf einem Totenschiff, das an der afrikanischen Küste Waffen schmuggelt. Er, der Deckarbeiter, wird zum Kohlenzieher deklassiert („niemand versteht so allerfeinste Rangunterschiede zu machen wie der Arbeiter") und hat nun, ein Toter unter Toten, das denkbar schmutzigste, martervollste, körperlich wie seelisch verrohende Dasein auf sich zu nehmen. Der helle amerikanische Junge verliert nicht die Besinnung auf den tieferen Grund seines Schicksals, das ihn zum letzten Sklaven des Gesellschaftssystems, zum Gladiator der Versicherungspolice stempelt. Neben solchen mit unnachahmlicher Ironie und Frechheit herausgeschleuderten Entlarvungen ersteht aus Anklage, Verzweiflung, Kameradschaft und Galgenhumor eine packende Atmosphäre des Grauens und des Untergangs, die symbolhaft wirkt. So der Schluß, wenn nach dem endlichen Schiffbruch die beiden auf den Brettern treibenden Kohlenzieher Welt, Tod und Teufel und den „Caesar Augustus Capitalismus" verhöhnen. — Das Totenschiff ist kein realistischer Roman, sondern ein phantastischer. So bitterernste Erlebnisse Travens ihm zu Grunde liegen mögen, so weit erhebt sich doch die Art, wie die Geschehnisse

verdammend oder verklärend gegeneinander gestellt und mit subjektiven Deutungen durchsetzt sind, über jede Wirklichkeit. Das tut der Durchschlagskraft keinen Abbruch. Das Totenschiff ist ein Sturm- und Drangwerk, ein eigenwüchsiges, kantiges Gebilde, bei aller Frische und unheimlichen Beredsamkeit doch noch ungeschlacht und tastend in der Gestaltung.

Der Schatz der Sierra Madre. 1928. 213 S. Lw. 3,—.

Diese Goldgräbergeschichte kommt stofflich dem alten Abenteuerroman am nächsten. Sie beginnt in der Herberge einer mexikanischen Stadt, wo die merkwürdigsten Existenzen sich zusammenfinden. Drei arme Teufel, darunter wieder der kluge Amerikaner, vereinigen sich zum Goldgraben. Die Reise ins Gebirge, die Technik, die unmenschlichen Mühen und Gefahren der Arbeit, die tierische Seelenverfassung, in die sie versetzt, ein Banditenüberfall mit happy end, Streitigkeiten, Habsucht und Mord sind die Etappen der Handlung. Wie aber hat Traven diesen Stoff in der Hand, wie durchsetzt er ihn mit seiner Intelligenz und seinem Wissen um Land und Leute, wie beschwört er in der eingeflochtenen Titellegende die Vergangenheit des Landes, um den unglückseligen Ausgang thematisch vorzubereiten, aber auch um den Goldwahn als eine Unart der weißen Völker und ihrer Kultur anzuprangern. Das Ganze ist als Roman wiederum wenig geschlossen, in den Einzelheiten aufregend und von filmischer Anschaulichkeit, der Schluß ein Stück Kriminalerzählung, so wie wir sie uns wünschen.

Der Baumwollpflücker. 1929. 184 S. Lw. 3,—. (Älterer Titel: Der Wobley.)

Die Autobiographie des Totenschiffes setzt sich hier in Mexiko fort. Gale, der Wobley, der fingierte U.S.A.-Gewerkschaftler, geht in die Baumwollfelder. Wieder wird unter unwürdigen Bedingungen gearbeitet. Die Lohnfrage schließt ihn mit Eingeborenen, Negern und Chinesen zusammen, „die proletarische Klasse bildete sich, und wir hätten gleich mit dem Aufklären und Organisieren anfangen können“. Es wird gestreikt und etwas leichtsinnig und frisch-fröhlich Klassenkampf getrieben. Die Saison ist aus, der Ertrag gering. Zwei Mexikaner kämpfen, damit wenigstens einer genug hat, um ihren Lohn ein grauenvolles „Aztekenduell“ aus. Der Wobley arbeitet als Öldriller, dann als Bäcker in der Stadt; auch hier sind die Arbeitsverhältnisse miserabel, man streikt und sabotiert. Immerhin hat man einiges Geld gemacht. Es folgt eine Schilderung der oft beschriebenen Freudenstadt von Tampico (?), außerordentlich wirksam in ihrer Mischung von humorvoll-naiver Stilisierung und nüchterner Gesellschaftskritik. Den Moralisten wird die Lebensgeschichte der „Dame“ Olga aus Charlottenburg aufgetischt, die ihren Eltern mit ihrem Gewerbe durch die Inflationszeit hilft. Zum Schluß avanciert Gale zum Feldherrn einer Rinderherde, die er durch den Dschungel und das Gebirge zu transportieren hat. Wieder interessiert Traven sich zunächst für das Technische, um dann die Erzählung zu einem Epos von seltener Wucht, Natur- und Daseinsfreude zu steigern.

Land des Frühlings. (Reisebeschreibung.) 1928. 429 S., 64 Taf. Lw. 4,50.

Es wäre geschickter gewesen, dieses Reisewerk bei der Herausgabe auch äußerlich in seine beiden deutlich geschiedenen Teile aufzulösen, den ersten, in dem ein umfangreiches ethnologisches Material zusammengetragen wird, und die eigentliche Reisebeschreibung, die bedeutend lebendiger und leichter zu lesen ist. Wie das monströse Werk nun aussieht, so ist der Bericht aus dem Dschungel selbst ein Gestrüpp von unsystematisch und willkürlich durcheinandergewürfelten Einzelbeobachtungen, liebevollen Kleinschilderungen, novellistischen Einschüben und temperamentvollen Auslassungen über die fernstliegenden Gegenstände. Travens Forschungsgebiet ist Chiapas, der südlichste Staat von Mexiko, auf dem Boden der alten Maya-Kultur. Er beschreibt die Völkerschaften, ihre Stammesverfassung und Lebensweise und die Form ihrer Siedlungen, die Schwierigkeit ihrer Erfassung und die Bildungsversuche von seiten des Staates. Hier findet man auch, eingestreut zwischen die Beschreibung von Kräutern und Volkstänzen, am ausführlichsten Travens Hypothese vom Niedergang und Aufstieg der Indianerrasse; seine Ansichten vom Staat und vom Kommunismus werden wiederholt. Rabiat wird er, sobald es sich um die Kirche handelt, der er unbeschadet ihrer Verdienste zur Kon-

quistadorenzeit ein gut Teil Schuld an der ökonomischen und kulturellen Niederhaltung der Indianer zuschreibt. Daher Vorsicht bei katholischen Lesern, die nicht zur sachlichen Auseinandersetzung hiermit bereit sind. — Der zweite Teil erzählt eine Maultierreise durch das abgelegene westliche Chiapas und an der pazifischen Küste entlang. Wie kann Traven hier sich und den Leser mit Naturschönheiten berauschen, wie empfindet er mit jeder Kreatur! Und bleibt doch der Beobachter mit dem unbestechlichen Blick und der Leidenschaft, aufzuklären und zu berichtigen (z. B., daß der Esel kein dummes, sondern nur ein wenig gefügiges Tier ist, ein für Travens ganze Art und Anschauung sehr bezeichnender Exkurs). — Der photographische Anhang ist nochmals ausgiebig mit Text versehen. Das Material bedürfte aber der Siebung und steht auch nicht auf der Höhe der Reproduktionstechnik.

Die Weiße Rose. 1930. 206 S. Lw. 5,—.

Eingangs wird mit den bezauberndsten Farben das Leben auf einer Indianerfarm gemalt. Sie liegt inmitten von Ölfeldern, und ihr Besitzer wird von den Ölmagnaten umworben, zu verkaufen. Doch ihm und seinen Leuten bedeutet Öl so wenig wie Gold, sie wollen Bauern bleiben. In einem (bei Traven völlig überraschenden) Milieuwechsel wird dann die Ölgesellschaft, ihre Bürokratie und die privateste Welt ihres Präsidenten vorgeführt. Aus dieser intimen Sphäre kommt die entscheidende, mit skrupellosen Mitteln geführte Attacke auf den Besitz der „Weißen Rose". Der Streich gelingt, der alte Bauer wird nach den Staaten gelockt und beseitigt, die Ölquellen fließen, die Bauern werden zu Lohnarbeitern, was ihnen, wie ehrlich betont wird, nicht übel bekommt. Die Verfolgung des Verbrechens durch die mexikanischen Behörden wird durch einen ausbrechenden Bürgerkrieg unmöglich gemacht. — In diesem objektivsten und gelungensten Traven-Werk gibt es erfundene und logisch durchgeführte Figuren, eine einheitliche, fesselnde Handlung und einen Spannungsbogen, der nicht allein von den kriminalistischen Motiven ausgeht, so meisterhaft diese wiederum ausgestaltet sind. Der hohe menschliche Wert dieses Tendenzromans liegt darin, daß, während das System des Wirtschaftsimperialismus und seine Aufrechterhaltung durch Gewalt und Verbrechen klar und deutlich angegriffen werden, die Menschen in beiden Lagern alle mit dem Maßstab ihrer sozialen Bedingungen, d. h. im Sinne der Tendenz fast allzu gerecht, gemessen sind. — Manchem mag Traven zu weit gegangen sein in der Verherrlichung der patriarchalischen Verhältnisse auf der Hacienda, wie überhaupt des National-Mexikanischen. Die mexikanische Frage, wie sie nun einmal gleich jeder Kolonialfrage liegt, ist eine Verkoppelung des nationalen mit dem sozialen Befreiungskampf. Es bleibt abzuwarten, wie sich Traven zu dem Umschwung nach rechts und der Hinwendung zu Nordamerika, die die Folge des letzten Bürgerkrieges waren, verhalten wird.

Der Busch. (Novellen.) 1930. 220 S. Lw. 5,—.

Die in der erweiterten Ausgabe neu hinzugefügten Novellen bestätigen, wohin Travens Schaffensweg geht. Die Novellen der ersten Ausgabe (1928; 173 S.) waren humorvolle, leidlich gut pointierte Kurzgeschichten und Erlebnisse aus der Atmosphäre der „Brücke im Dschungel" und legten Zeugnis ab von dem vertrauten Zusammenleben des Verfassers mit den Indios, als Medizinmann, als Berater und Freund und als Opfer ihrer naiven Schlauheit. Am Schluß stand der merkwürdige „Nachtbesuch im Dschungel", in dem das Spukhafte des Einsiedlerdaseins in einem Bungalow, aufregendes Studium und der mystische Druck der großen Vergangenheit des Landes sich verdichteten zu einer Geistergeschichte, die zugleich in ihrem realen Milieu dem heutigen Dasein Travens am nächsten kommen mag. Neu hinzugekommen sind die Geschichte von Porfirio Diaz und seinen diebischen Generälen, saftige und angriffslustige Erzählungen nach der Art alter Volksschwänke (Das gezähmte Weib, Das bestrafte Heiligenbild, Das Wunder, Geburt eines Gottes u. a.), die ernste Skizze von der Indianerbekehrung. Travens trockener Humor und oft zur Schau getragene Naivität schlagen in Bosheit und Satire um, sobald es sich um Kirche und Feudalherren handelt. Daher ist „Der Busch" für manche ein Ärgernis, für Freidenkerleser ein Erbauungsbuch. Im ganzen kann man auch an diesen Neuschöpfungen feststellen, wie das Blickfeld und der Sinn für ferne Zusammenhänge, aber auch die darstellerischen Kräfte ge-

wachsen sind; aus dem instinktiv rebellierenden Burschen vom Totenschiff ist ein Mensch von Weltkenntnis und geistiger Überlegenheit geworden, der noch genau dasselbe sein will wie jener: ein Richter und Überwinder dieser Weltordnung.

In erster Linie und für alle Büchereien notwendig sind: „Totenschiff", „Weiße Rose" und „Der Busch", denen „Der Baumwollpflücker", „Der Schatz der Sierra Madre" und auch das „Land des Frühlings" zu folgen hätten. Größere und große Büchereien mögen die erzählenden Werke den Exemplarzahlen der Londonschen mindestens angleichen. Die „Weiße Rose" übertrifft die besten Sinclair-Romane und hätte deren Exemplarzahl zu übersteigen. Die „Brücke im Dschungel" genügt für größere Büchereien zur Vervollständigung. Die Vorlesemöglichkeiten sind sehr vielfältig und bei der lockeren Komposition auch in den Romanen leicht zu entdecken. Die besondere Bedeutung der „Weißen Rose" für die ländliche Bildungspflege geht aus der Inhaltsangabe hervor.

Der Travenlektüre durch Jugendliche steht von der literarischen Seite nichts im Wege. Wenn er sachlich auch nicht in jeder Anspielung verstanden werden wird, so hat er in der Jugendbücherei die hervorragende Mission, im rechten Moment die Wild-West-Romantik in klare Vorstellungen zu verwandeln. Darum sollte der „Schatz der Sierra Madre" besonders gepflegt und aus dem „Busch" vorgelesen werden. Die Einstellung weiterer Werke wird von dem vorhandenen Grad der Reife und des sozialen Interesses abhängen.

Nach Schluß der Sammelbesprechung erschien:

Der Karren. 1931. 239 S. Lw. 3,—.

Anscheinend ein frühes Manuskript wie die „Brücke im Dschungel", diesem Werk ähnlich in der Dürftigkeit und Unausgeglichenheit der Handlung, im Überwuchern der Details. Doch tritt vor die zivilisationskritische Einstellung die klassenmäßige Betrachtung aller Vorgänge. Es handelt sich um die indianischen Fuhrleute der Handelskarawanen, die das Küstenland mit dem Hochland verbinden. Lebenslauf und Umwelt eines solchen „Carreteros" werden mit viel Liebe und Scharfblick verfolgt, die soziale Anatomie des ganzen Standes daran aufgezeigt und dagegengestellt die Welt der Händler, der Pfahlbürger, der Grundbesitzer und wiederum die Kirche, von der sich der einfältige Indio auf seine Weise befreit. Wir erleben dann die Geschichte einer ersten Liebe, in deren eigenartigem Stimmungsreiz sich am deutlichsten offenbart, wie Traven indianisches Wesen auffaßt. So viel Überzeugendes und Aufschlußreiches an menschlichem Schicksal in dem Buch, besonders auch in den Lebensgeschichten der Indio-Mädchen, eingefangen ist, so kann es doch wegen seiner Längen erst in zweiter Linie für die Bücherei in Betracht kommen. Sprache und Darstellung fesseln wie immer.

Einkauf durch die Büchereien.

Das „Totenschiff" ist in der Ausgabe der „Universitas Deutsche Verlagsgesellschaft", Berlin, durch den Buchhandel zu haben. Die übrigen Werke werden dort, in der Ausstattung ähnlich der London-Ausgabe desselben Verlages, in Abständen folgen. Inzwischen ist die „Büchergilde Gutenberg" bereit, an öffentliche Büchereien zu ihren Mitgliederpreisen, die oben angegeben sind, zu liefern. Die Bestellung wird, am besten unter Bezugnahme auf diese Notiz, direkt an die „Büchergilde Gutenberg", Berlin SW. 61, Dreibundstr. 5, gerichtet.

R. Keller (Berlin).

B. Wissenschaftliche Literatur.

1. Religion, Philosophie, Erziehung.

Gide, André: Uns nährt die Erde. (Les Nourritures terrestres.) Aus dem Franz. von Hans Prinzhorn. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1930. 231 S. Lw. 7,—.

„Ich schrieb dieses Buch", sagt Gide in der Einleitung zur französischen Ausgabe von 1927, „in einem Augenblick, da unsere Literatur entsetzlich gekünstelt und

muffig schien. So sehnte ich mich nach der Erde; ich wollte sie wieder berühren, den nackten Fuß auf den Boden setzen.“ Das Buch entstammt also einer ähnlichen Seelenlage wie Nietzsches „Zarathustra“, und es zeugt von so ähnlicher Seelenhaltung, daß für deutsche Leser die Vermutung nahe liegt, der Verfasser der „Nourritures“ müsse den „Zarathustra“ gekannt haben. Dieser Vermutung tritt Gide in der Einleitung zur vorliegenden, unter seiner Aufsicht entstandenen und vielfach von ihm veränderten deutschen Ausgabe entgegen — mit dem Hinweis, daß sein Werk schon 1897 in Buchform vorgelegen habe, während Nietzsche erst 1899 durch die Übersetzung Henri Alberts ihm wie ganz Frankreich bekannt geworden sei. Jedenfalls sind beide Werke Dokumente derselben Unruhe, beide sind Philosophien der Loslösung, des „denuement“, wie es bei Gide heißt, d. h. der Selbstaufgabe, der inbrünstigen Hingabe an die Welt, das Schicksal, an ein Kommendes. So heißt es in den „Nourritures“ ganz ähnlich wie im „Zarathustra“: „Wenn Du mich gelesen hast, wirf dies Buch fort — und brich auf. Ich wünschte, es weckte in Dir das Verlangen, aufzubrechen.“ Oder: „So viel Menschliches, wie nur möglich, auf sich nehmen — das ist die beste Formel.“ Oder: „Nathanael, ich lehre Dich inbrünstig leben.“ Die Ähnlichkeit des deutschen und des französischen Orphikers läßt sich bis in die formalen Einzelheiten verfolgen: Auch bei Gide spricht ein Meister, ein wandernder und Umschau haltender, zu seinem Jünger, auch bei Gide strömt die Erkenntnis auf ihren Höhepunkten in Hymnen und Liedern aus. Und um die Übereinstimmung vollständig zu machen: „Zarathustra“ wie „Les Nourritures“ sind in ganz ähnlicher Weise mißverstanden worden, nämlich als bloße „Verherrlichung von Trieben und Instinkten“. — Im Leben ihrer Verfasser freilich bedeuten die beiden Bücher etwas sehr Verschiedenes: für Nietzsche etwas Endgültiges, Gipfel und jähen Absturz, für Gide nur Abschluß einer ersten Entwicklung und — Zugang zum Evangelium. Für uns ist selbstverständlich der „Zarathustra“ wichtiger, dennoch sollte uns auch seine französische Paraphrase willkommen sein: erstens als in sich ruhendes vollendetes Kunstwerk, dann aber auch, weil sie geeignet scheint, Nietzsche zu erläutern, und ihn vor gewissen, gerade heute sehr billigen Mißdeutungen retten zu helfen.

G. Hermann (Berlin-Treptow).

Vom Ursprung zur Vollendung. Ein Lebensbuch kosmisch-religiöser Bindung. Hrsg. u. eingel. von Kurt Liebmann. Jena: Diederichs 1929. 210 S. 3,—.

Stirb und werde. Ein Arbeitsbericht über 30jährige Verlagstätigkeit auf religiösem Gebiete (1899—1929). Mit Anhang: Philosophische Dichter. Jena: Diederichs 1929. 82 S.

Der Verlag Diederichs in Jena hat seit drei Jahrzehnten eine lange Reihe von Schriften veröffentlicht, die für eine Erneuerung und Vertiefung des religiösen Denkens und Lebens eintreten. Charakteristische Stellen aus diesen Schriften hat der Verlag jetzt zu einem „Lesebuch“ vereinigt. Eine längere Einführung K. Liebmanns faßt ihre Grundgedanken zusammen. Es handelt sich bei allen diesen Verlagswerken darum, die Vorstellung eines persönlichen, richtenden und erlösenden Gottes abzuweisen und an ihre Stelle diejenige eines unpersönlichen, unfaßbaren, Natur und Leben erfüllenden Göttlichen zu setzen, an dem auch der Mensch teil hat, der Mensch, der sich mit allen Kräften des Kosmos einig und harmonisch verknüpft fühlt. Das Lesebuch führt von den Religionsvorstellungen der Urvölker der alten und neuen Welt zur christlichen Mystik und zu den Rosenkreuzern, zu Paracelsus und Kepler, zu Goethe und den Romantikern bis zu Denkern der neuesten Zeit wie Maeterlinck, Klages, A. Bonus u. a. Eine Anzahl eigenartiger Bilder von G. Wolf und M. Thalmann, die das Versenken in Natur und All veranschaulichen, beleben den Text des Buches.

Von der Fülle der Diederichsschen Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Religion und Weltanschauung gibt der Arbeitsbericht ein Bild. Der bibliographischen Zusammenstellung sind einleitende Charakteristiken vorausgeschickt.

G. Kohfeldt (Rostock).

Borries, Kurt: Kant als Politiker. Zur Staats- und Gesellschaftslehre des Kritizismus. Leipzig: Meiner 1928. 248 S. 10,—; geb. 12,—.

Gegen Kriegsende, als die Frage des Völkerbunds immer lebhafter erörtert wurde, ist viel darauf hingewiesen worden, daß Kant der Vater dieses Gedankens sei. Wie dieser und ähnliche Gedanken über den ewigen Frieden, über Republik und Staatsraison, Nationalgeist und Souveränität bei dem Philosophen formuliert und eigenartig schwankend begründet sind, kann man im 2. Teil des überaus sorgfältigen Borriesschen Werkes nachlesen. Der größte Teil aber ist der „Geburt der Staatsidee aus dem Kritizismus" gewidmet, d. h. der Verfasser hat sich bemüht, die „Schicksale der Staatsidee" innerhalb des kantischen philosophischen Systems aufzuzeigen. Er stellt dar, welche großen Schwierigkeiten es für Kant hatte, seinen dualistischen Ansatz von der Unvereinbarkeit der intelligiblen und der Sinnenwelt festzuhalten, wenn er sich so sehr mit dem Wirklichen einlassen mußte wie bei der Erörterung des Staates. Sein Versuch hierbei, das öffentliche Leben mit einer transzendental begründeten Rechtsgesinnung zu durchdringen, offenbart die Schwächen des Kantischen Systems. Schwanken, Ungenauigkeit der Beweisführung, mangelnde Schärfe der Begriffe zeigt sich allenthalben. Das alles macht die Lektüre dieses Buches nicht gerade zu einem Vergnügen, was aber selbstverständlich nicht dem Verfasser zur Last fällt, der durch eine Anzahl kleiner Exkurse über so interessante Dinge wie Kants Verhältnis zu Luther, zu Rousseau und zu Hobbes die Darstellung zu beleben sucht. Für den Laien wird der 2. Teil der interessantere sein; beleuchtet er doch Kants Stellung zu den einzelnen politischen Fragen, z. B. zum Minderheitenproblem, zur Kolonialfrage, zur Revolution u. a. — Das Buch ist ein Beleg zu dem Rankeschen Wort, das sich als Motto auf dem Titelblatt findet und das wohl immer mehr die Ansicht der modernen Philosophie über Kant wiedergibt: „Es gibt Geister, denen die Besonderheiten der Dinge leichter entschlüpfen; aber für ihren allgemeinen Charakter, für den großen Wurf von Licht und Schatten über das Gebirge hin haben sie einen offenen Blick." Es kommt nur für große Büchereien in Betracht, da es beim Leser eine genaue Kenntnis der Kantischen Philosophie voraussetzt und in dem Bestreben, jeder Nuance, jedem kleinen Wandel in den Gedankengängen des großen Königsbergers nachzugehen, die großen Linien nicht nachdrücklich genug zieht.

J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

Brentano, Franz: Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis. 2. Aufl. Hrsg. von Oskar Kraus. Leipzig: Meiner 1921. 108 S. 3,—. (Philosophische Bibliothek.)

Franz Brentano, der Neffe des Romantikers Clemens Brentano, ist einer der eigenartigsten Denker in der Geistesgeschichte der Neuzeit. Durchdrungen von dem Glauben an eine heilige Mission der Philosophie, lebt er inmitten einer andersgearteten Zeit das Leben eines Weisen. Mehr durch persönlichen Umgang und Vortrag als durch seine Schriften gewinnen seine Lehren entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung der modernen Philosophie. — Das Buch „Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis" — hervorgegangen aus einem Vortrag des Jahres 1889 — gibt die Grundzüge der Ethik Brentanos. Das Prinzip ihrer Lehre ist der Begriff einer „als richtig charakterisierten Liebe". Wie es ein unmittelbar als richtig einleuchtendes Denken und Urteilen gibt, so gibt es auch ein als richtig in sich selbst gewisses Fühlen, Gefallen und Lieben. Gut ist, was mit einer als richtig charakterisierten Liebe geliebt wird. So ist die Liebe des Wissens unmittelbar als richtig evident, Wissen somit ein unbezweifelbares Gut des Menschen. So sind weiter Freude, Reichtum der Vorstellungswelt und richtiges Lieben selbst als gut gewiß. — Dem Begriff der richtigen Liebe tritt der Begriff des richtigen Vorziehens ergänzend zur Seite. So ist etwa die Freude, an der eine Mehrzahl von Menschen Anteil hat, mit Recht der Freude eines Einzelnen vorzuziehen. Damit erscheinen neben und über den Gütern des individuellen Lebens die Güter des Sozialen: das Wohl der Familie, des Volkes, der Menschheit. — Das Ganze der ethischen Welt ist eine große Hierarchie der Güter. — Die Arbeit Brentanos ist klar und schön geschrieben. Sie lehrt im besten Sinne philosophisches Denken und wird darum in der Ausleihe der Volksbücherei als eine gute Einführung in das philosophische

Schrifttum von Nutzen sein. Sie ist zugleich ihrem Gehalte nach ein äußerst anregendes Werk der modernen Ethik; ihre Anschaffung ist für jede größere Volksbücherei zu empfehlen. H. Margolius (Berlin).

Wundt, Max: Fichte-Forschungen. Stuttgart: Frommann 1929. X, 420 S. 13,—; geb. 15,—.

Im Jahre 1927 gab Wundt in der Sammlung der Frommannschen Klassiker der Philosophie eine Darstellung Fichtes heraus, die allgemein als eine der bedeutenden Leistungen der neueren Geschichte der Philosophie angesehen wird. Bei der Arbeit mußte er manches Einzelproblem beiseite lassen, dessen Darstellung er jetzt in dieser Sammlung vorlegt. Den größten Teil des Werkes nimmt eine Untersuchung der Frage ein, ob die Philosophie Fichtes durch alle Abschnitte ihrer Darstellung ein und dieselbe geblieben sei oder ob sie Veränderungen durchgemacht habe, eine Frage, die auf den Streit Schelling-Fichte zurückgeht und im Laufe der Zeit sehr verschiedene Darstellungen erfahren hat. In sorgfältiger und überaus klarer und überzeugender Weise legt Wundt dar, daß es sich bei Fichte „nicht um eine fortgesetzte Veränderung seiner Lehre handelt, sondern vielmehr um verschiedene Einkleidungen eines und desselben Grundgedankens, der ... sich wohl nach manchen Seiten bereichern kann, vielleicht auch nach der Tiefe auswachsen mag, in seinem Kernpunkt aber doch immer derselbe bleibt". Es schließt sich daran an eine kritische Untersuchung der Frage, ob das „absolute Ich" Fichtes Gott gleich zu setzen sei. Wundt lehnt diese neuere Behauptung ab. Eine größere Arbeit ist dann dem eigentümlichen Verfahren der Philosophie von Wolff, Kant und Fichte gewidmet, ein erster Beitrag zu einer Klärung des gleichen Problems für die deutsche idealistische Philosophie von Leibniz bis Hegel. Kleinere Aufsätze befassen sich mit Fichtes Verhältnis zu Platon, zur französischen Revolution, zum demokratischen Gedanken, und vor allem zu Schopenhauer. — Es ist ein überaus anregendes und klärendes Buch, von einer geradezu wohltuenden Sauberkeit im Aufbau der Gedanken, von einer Sorgfalt des sprachlichen Ausdrucks, daß man es mit Genuß liest. Es gehört in jede größere Bücherei, wie die obenerwähnte Fichtedarstellung selber schon in mittleren städtischen Büchereien vertreten sein sollte.

J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

Bühler, Charlotte: Kindheit und Jugend. Genese des Bewußtseins. Mit 16 Abb. Leipzig: Hirzel 1928. XX, 307 S. Geb. 12,—.

Der Gedanke, der in der Pädagogik seit Rousseau und dann besonders seit Fröbel so wesentlich geworden ist, daß die Entwicklung des Menschen in abgeschlossenen Stufen mit eigener Gesetzlichkeit vor sich geht, wird hier von der Psychologie einer gründlichen Untersuchung unterzogen. Ch. Bühler sieht die Entwicklung nicht als das „Nebeneinander verschiedener und gesonderter funktionaler Aufbaulinien, sondern als eine Stufenfolge geschlossener Aufbausysteme". Ihre Methode ist „statistisch ausgewertete Beobachtung und Experiment". Sie untersucht die Stufen: erstes Lebensjahr, zweites bis viertes, fünftes bis achtes, neuntes bis dreizehntes und vierzehntes bis fünfzehntes Lebensjahr. Wie sie selbst sagt, bedarf die Abgrenzung der Phasen noch eingehender Untersuchung, aber grade von hier ist die nichtberücksichtigte Fehlerquelle zu sehen: die Verflochtenheit auch der Kinder in das geschichtliche Leben, derzufolge eine endgültige Abgrenzung kaum zu finden ist, wodurch manche Ergebnisse der Arbeit fragwürdig werden. Mit seinen überreichlichen Fremdworten ist das Buch keine leichte Lektüre, jeder deutsche Sprachvereinler würde seine helle Freude daran haben.

R. Joerden (Göttingen).

Eberhard, Otto: Welterziehungsbewegung. Kräfte und Gegenkräfte in der Völkerpädagogik. Berlin: Furche 1930. 253 S. Brosch. 8,—.

Das sehr anregende Buch will als den durchgehenden Gegensatz in allen Ländern der Gegenwart aufdecken den zwischen einer Renaissancebewegung und einem „Verantwortungsbewußtsein, das aus dem Ewigen schöpft". Humanismus und Christentum, säkularistische und christozentrische Pädagogik werden verfolgt, wie sie sich mit steigender Bewußtheit entgegentreten in mannigfacher Verbindung mit internationalistischen, nationalistischen und anderen Strömungen. Der Verfasser

untersucht dabei ähnlich, wenn auch nicht so gründlich, wie es früher Foerster für Frankreich getan hat (vgl. B. u. B. 1926, S. 153), Frankreich, Rußland, Türkei, Italien, Amerika, China, Palästina, Afrika (koloniale Erziehungspolitik). Die Schwäche des Buches ist die etwas undurchsichtige Gliederung, wodurch dann die beiden Aufgaben, Stoffvermittlung und Wertung, nicht klar genug auseinandertreten. Die Stärke der Position, die eine „Ausrichtung des Lebens auf einen letzten Sinn" fordert, entsteht vor allem aus der Bejahung der Spannung zwischen dem zur Aktivität verpflichtenden Leben in dieser Welt und dem Jenseits.

R. Joerden (Göttingen).

Klein, Wilhelm: Arbeiterbildungsbestrebungen in Belgien. Leipzig: Quelle & Meyer 1930. VII, 100 S. 4,40.

Neuloh, Otto: Arbeiterbildung im neuen Deutschland. Ebenda 1930. IX, 150 S. Kart. 6,—.

Naumann, Paul: Freies Volksbildungswesen. Ein Nachschlagebuch für Theorie und Praxis. Halberstadt: Meiers Buchdruckerei 1929. XXVII, 142 S. Lw. 4,—.

Klein gibt einen sorgfältigen Überblick über Geschichte und gegenwärtigen Stand der belgischen Arbeiterbildung unter besonderer Herausstellung der christlichen und sozialistischen Bildungsbestrebungen; sehr viel schwer zugängliches Material wird verarbeitet. Neuloh grenzt gegen die früheren „negativistischen" Versuche (Universitätsausdehnung usw.) eine „neuhumanistische" (Flitner, Weitsch u. a.) und eine „aktivistische" (sozialistische, wirtschaftspädagogische) Bewegung ab und sieht die Lösung in einem Zusammengehen beider, in einer gegenseitigen Befruchtung. Das Buch ist eine wertvolle Zusammenfassung. In der Einleitung sagt er von Naumanns Buch, daß es „über die Fragen und Einrichtungen der Arbeiterbildung hinreichenden Aufschluß" gäbe. Dieses „Nachschlagebuch für Theorie und Praxis" ist aber doch in seiner ganzen Durchführung (Wahl der Stichworte, sachliche Angaben und sprachliche Formulierung) so ungenügend, daß man ihm diese Ehre nicht antun sollte. R. Joerden (Göttingen).

Tumlirz, Otto: Jugendpsychologie der Gegenwart. Berlin: Junker & Dünnhaupt 1930. 83 S. Brosch. 3,80. (= Philosophische Forschungsberichte H. 7.)

Sturm, K. F.: Erziehungswissenschaft der Gegenwart. Ebenda 1930. 67 S. Brosch. 3,—. (= Philosophische Forschungsberichte H. 8.)

Es mag fraglich scheinen, ob die Absicht solcher Berichte, ein Referat über die erschienenen Schriften und einen Überblick über die Problemlage der einzelnen Forschungsgebiete zu geben, zu verwirklichen ist. Der Verfasser muß seine eigene Meinung dabei weitgehend zurückhalten, und aus dieser persönlichen Blickrichtung kommt einer Darstellung doch erst die produktive Kraft. Zur Orientierung werden dem Bibliothekar aber beide vorliegende Berichte nicht unerwünscht sein, obgleich sie nicht den Anspruch auf Vollständigkeit machen können. Die Hauptabschnitte in Tumlirz' Bericht gelten den Stufen der geistigen Entwicklung, der Entwicklung einzelner geistiger Fähigkeiten, der Umweltbedingungen und der Bildsamkeit. Sturm führt von der Pädagogik Reins und der Grundwissenschaft (Natorp, Hönigswald) zur geisteswissenschaftlichen Pädagogik (Spranger, Litt) und zu deren Zentralproblemen: autonome Erziehungswissenschaft und ihre „einheimischen Begriffe". Er bleibt dabei absichtlich im Bereich der Erziehungstheorie.

R. Joerden (Göttingen).

Tumlirz, Otto: Pädagogische Psychologie. Leipzig: Klinkhardt 1930. 364 S. Lw. 11,60.

Der alten Behauptung, daß die Psychologie die Grundlage für die Pädagogik hergeben müsse, steht die fast ebenso alte Erfahrung gegenüber, daß die Ergebnisse der psychologischen Forschung für die Erziehungstätigkeit ohne Belang sind. Im Zuge der modernen Versuche (Charakterologie, Psychoanalyse, Menschenkunde), mit anderer Blickrichtung und neuen Methoden lebensreichere Befunde zu zeitigen,

steht auch vorliegende pädagogische Psychologie. Ihr Unternehmen, die seelischen Tatsachen von „einem ganz bestimmten Gesichtspunkt, dem pädagogischen", aus anzusehen, erweist sich als sehr fruchtbar. Das ganze Problemgebiet wird unter die Erziehungsaufgabe der erwachsenen Generation an der heranwachsenden Generation gefaßt, und es ergeben sich dann drei Kreise: Einzelbeziehungen (Eltern und Kinder), Gemeinschaftsbeziehungen (Lehrer, Schüler, Schulgemeinschaft), überpersönliche Beziehungen (Landschaft, Volkstum, Kultur, Politik, Religion, Schicksal — es fehlt leider die Kunst!). Tumlirz geht immer auf „Ganzheitsbetrachtung", auf den „ganzen Menschen" aus, und wenn dabei manchmal notgedrungen seine persönliche Meinung vor die Objektivität wissenschaftlicher Feststellung tritt, so sind die Ausführungen doch immer anregend, aufgeschlossen und für jeden erziehlich Interessierten, auch den Erwachsenenbildner, wichtig.

R. Joerden (Göttingen).

Weisbart, Josef: Geschichte einer Erziehung. Berlin-Hessenwinkel: Verlag der neuen Gesellschaft. 114 S. 1,40; Lw. 2,40.

Weisbart, der Sozialist, Freireligiöse und Lebensreformer gibt Anschauungsunterricht an seiner eigenen Erziehungsgeschichte und zeigt so das Kind in seinen natürlichen Trieben und Entwicklungsmöglichkeiten und die Gefahren, die dieser Entwicklung durch Knebelung der Persönlichkeit und falsche Erziehungsmethoden entstehen können. Es können hier nicht die vielfachen pädagogischen Probleme und Folgerungen erörtert werden, die der Verfasser gewissenhaft aufwirft. Die Blätter zeigen einen feinsinnigen Beobachter der Kindesseele, einen leidenschaftslosen Praktiker der Erziehung, der dabei tief durchdrungen ist von der elterlichen Verantwortung am Kinde und damit an der vorwärtsschreitenden Menschheit. Die Einstellung des Buches, dessen weltanschauliche Bindung zu berücksichtigen ist, kann schon mittleren Büchereien empfohlen werden. W. Salewski (Schneidemühl).

Weisbart, Josef: Der Arbeiter. Ein Leben. Berlin-Hessenwinkel: Verlag der neuen Gesellschaft 1928. 288 S. 3,50.

Wenn Weisbart nach seinem Vorwort keinen Roman in üblichem Sinne noch eine Lebensbeschreibung mit diesem Buch geben wollte, sondern eine Darstellung des „Sozialisten aus Naturanlage", also eine von ihm empfundene und ersehnte weltanschauliche Idealgestalt, so ist ihm das ohne Zweifel gelungen. Stellt Nexö in seinem „Pelle" den in Not geborenen und in Not sein Leben fristenden Proletarier als ein „Dennoch", als den geistig-politischen Führer einer aufsteigenden Klasse dem Leser vor Augen, so kommt Weisbart in dieser Entwicklungsdarstellung an seinen Arbeiter-Künstler von einer anderen Seite heran. Er will in ihm „das Kulturgewissen der Arbeiterschaft wachrütteln", zeigen, wie die Not des Proletariats gerade seine besten geistigen Kräfte zum Schaden der Menschheit verkümmern und zu Grunde gehen läßt. Der Held ist mit höchster Sittlichkeit erfüllt, Keuschheit bis zur ehelichen Gemeinschaft und Enthaltsamkeit in schädlichen Genußmitteln wie Trinken und Rauchen sind ihm z. B. selbstverständliche Grundzüge. Sein Freidenkertum befähigt ihn zu einer tiefen, gedankenvollen Auffassung vom Sein aller Dinge. Weisbarts Weigand ist ein Mensch, der sich dauernd kritikvoll beobachtet und sich in harter Selbstdisziplin kraftvoll zu läutern sucht, um die Stufe zu erreichen, auf welcher seiner Forderung nach der sozialistische Mensch gemäß seinem Kulturwillen stehen müßte. Weisbart ist auch ein strenger Kritiker an dem Parteiismus des Sozialismus und an der ihm zu idealloseń Lehre des Marxismus. Die Esperantosprache und aus ihr erweiterte Möglichkeiten finden eine besonders liebevolle Behandlung und führen ihn naturgemäß auf den internationalen Gedanken der Kulturgemeinschaft aller Völker. Die Forderung der Bildungsmöglichkeiten für das Proletariat bleibt die leidenschaftlichste Mahnung dieses Buches. Wie „Stine Menschenkind" geht auch Weigand an der Not des Proletariats zu Grunde, die den Lebenskeim schon in der Jugend ankränkelt und zu frühem Ersticken bringt. Aber der Held hier bricht vor allem auch seelisch an dem Bewußtsein zusammen, „ein um das Leben Betrogener zu sein". Zur Problematik und Diskussion des Sozialismus ist dies Buch in seinem ernsten Ringen nach Reinheit und Vervollkommnung ein wertvoller Beitrag. Es kann ebenso wie sein erster Teil „Geschichte einer Erziehung" schon in mittleren Büchereien Einstellung

finden und wird in selbstbewußten Arbeiterkreisen gewiß gerade wegen seiner gedankentiefen Kritik am heutigen Leben des Arbeiters ganzes Interesse finden.

W. Salewski (Schneidemühl).

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Keyserling, Hermann Graf: Amerika. Der Aufgang einer neuen Welt. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1930. 475 S. Lw. 14,—.

Das diesjährige Buch des Weisen von Darmstadt ist „nicht über Amerika, sondern für Amerikaner" geschrieben, weil wir „heute in der nordamerikanischen Geschichtsperiode leben". Es enthält eine sehr interessante Psychologie des Amerikaners, wie er ist und wie er sein sollte, gemessen an der Keyserlingschen Philosophie, die nebenbei ganz vorzüglich geschildert wird. Da sie aber „mit dem sachlichen Inhalt als solchen nichts zu tun hat", da sie keinen Wert darauf legt, daß „die angeführten Tatsachen richtig" sind, sondern da sie als intuitive Improvisation gekennzeichnet ist, wird sie für Volksbüchereien entbehrlich. Auch wenn der Verfasser für die zukünftige Entwicklung recht behalten sollte, auch wenn er die Aufgabe der nächsten Jahrhunderte zutreffend zeichnet: „Ein neues spirituelles Leben auf der Grundlage des neuen technischen Zeitalters zu entwickeln", seine nur anregende Pose, sein Jonglieren mit 1001 Einfällen, sein Springen durch alle Kulturen, womit er nichts weiter begründen will, müssen wir ablehnen, weil sie Bildungswerte in keiner Weise vermitteln können und in ihrer Originalität nicht repräsentativ genug sind. K. Berger (Berlin).

Woolley, C. Leonard: Ur und die Sintflut. Sieben Jahre Ausgrabungen in Chaldäa, der Heimat Abrahams. Mit 92 Abb., 1 Kt. und 1 Pl. von Ur. Leipzig: Brockhaus 1930. 137 S. Brosch. 6,50; Lw. 8,—.

Neben Koldeweys „Das wiedererstehende Babylon" und Carters „Tut-ench-Amun" stellt Woolley einen gleich interessanten Bericht der Ausgrabungen im südlichen Mesopotamien. Die auf Grund der Ausgrabungen wesentlich bereicherte Geschichte der Sumerer hat er in dem früher erschienenen Werke „Vor 5000 Jahren" gegeben. Da der Weg zu diesem historischen Bild nicht durch staubige Akten an Hand trockener Textkritik führt, sondern mit dem Spaten durch uralte Schutthaufen gebahnt wurde, ist die Darstellung dieses Zweiges wissenschaftlicher Forschung ein Verdienst, das der Teilnahme aller entdeckerfreudigen Leser sicher sein kann. Wir folgen dem Gang der Grabungen Schicht um Schicht in die Tiefe, stoßen auf Scherbenhaufen und Königsgräber, Mauerreste und kostbaren Goldschmuck. Und Woolley zeigt uns, wie er aus den Funden Tempel rekonstruiert, politische und kriegerische Ereignisse wiedererkennt, einzelne Epochen datiert, sogar den Verlauf einer Begräbnisfeierlichkeit aus genauester Beobachtung aller gefundenen Einzelheiten mit Phantasie zusammenschaut. Die Sintflut wird so gut aus ihren hinterlassenen Spuren als historisches Ereignis erkannt, wie ein Wohnhaus der Zeit Abrahams mit sicherer Hand rekonstruiert. Die Bilder sind instruktiv ausgewählt und technisch gut. — Für mittlere und größere Büchereien.

W. Schrader (Stettin).

Burbank, L. und W. Hall: Lebensernte. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1929. 307 S. Lw. 8,50.

Nach einem kurzen Lebens- und Charakterbild, das der Mitbearbeiter gibt, plaudert Luther Burbank, der berühmte Pflanzenzüchter und Naturforscher, in bunter und zwangloser Folge von seinen Arbeiten und den Gedankengängen, die ihm daraus erwuchsen. Von der Entwicklung seines Lebens, dem Fortschritt seiner Züchtungen, bei denen er Hunderte ganz neuer Arten, wie etwa den stachellosen Kaktus oder die steinlose Pflaume, schuf, von seinen Erinnerungen an Menschen und Ereignisse erzählt er und entwickelt eine Betrachtungsart auch der menschlichen Verhältnisse, die er aus seinem siebzigjährigen Umgang mit der Natur, „der vollendetsten aller Lehrmeisterinnen", gewann. — Die in schlichter und verständlicher Sprache geschriebenen Ausführungen sind vor allem als Selbstzeugnis des bisher unerreichten Züchtungskünstlers, der in seinem Verhältnis zur Natur mehr als eine

Verdienst- und Ruhmesquelle sah, bemerkenswert. Naturnahe Leser, Garten- und Blumenliebhaber, die genügend gründlich eingestellt sind, um sich von dem manchmal etwas planlosen Aufbau nicht abdrängen zu lassen, werden viel Gewinn von dem mit schönen Abbildungen geschmückten Buch davontragen.

C. Barth (Stettin).

Colette: Mein Elternhaus. Übers. von Erna Redtenbacher. Berlin: Zsolnay 1929. 231 S. 3,—; geb. 5,40.

Die französische Schriftstellerin Colette schildert in diesem Buche ihre Kindheit und Jugend in einem französischen Dorfe. Mit starker Anschaulichkeit und schöpferischer Liebe macht sie Menschen, wie Tiere und Pflanzen, lebendig, erzählt sie von Schicksalen und Erlebnissen des Alltags. Im Mittelpunkt steht die Gestalt der Mutter in ihrer großen Menschlichkeit. Aus Skizzen und novellistisch gerafften Lebensberichten rundet sich diese Selbstbiographie zu einem künstlerisch geschlossenen Werk, das in allen Volksbüchereien — besonders für weibliche Leser — vorhanden sein sollte.

C. Wormann (Berlin).

Frühling und Herbst des Lü Bu We. Aus dem Chines. verdeutscht u. eingel. von Richard Wilhelm. Jena: Diederichs 1928. (Religion und Philosophie Chinas.) XIII, 541 S. 12,50; geb. 15,—.

Lü Bu We war ein chinesischer Glücksritter des dritten Jahrhunderts v. Chr., der es bis zum Reichskanzler und Gründer einer Kaiserdynastie brachte und als solcher eine Art Enzyklopädie des damaligen Wissens zusammenstellen ließ. Sie enthält Betrachtungen über das biologische Leben und seine kosmischen Gesetze (in Monatsanordnungen), über die Gesetze der Blüte und des Verfalls der Staaten, die älteste vorhandene Fassung der chinesischen Musiktheorie, Abhandlungen über Militärwissenschaft und Politik, Naturwissenschaft und Ethik u. s. f., großenteils unter Benutzung alter, heute nicht mehr vorhandener Quellen der chinesischen Philosophie. Vorliegende Übersetzung (mit eingehenderen Erläuterungen) ist die erste europäische. Als z. T. unschätzbares Quellenwerk zu Kultur und Geschichte, Religion und Philosophie Chinas bedeutsam und stofflich wie literarisch interessant, kommt das Werk im allgemeinen doch nur für große Büchereien in Frage.

K. Th. Bayer (Berlin).

Hesse, Hermann und Adele: Zum Gedächtnis unseres Vaters. Tübingen: Wunderlich 1930. 82 S. 1,50; Lw. 3,50.

Als vor 10 Jahren der „Kleine Garten" von Hermann Hesse erschien, wurde darin zum ersten Mal allgemein zugänglich gemacht das vordem nur für Freunde gedruckte Gedächtnisblatt, das der Dichter bald nach dem Tode seines Vaters (1916) geschrieben hatte. Wer Hesses Schaffen verfolgt hat, der weiß, was für seine Entwicklung die innere Auseinandersetzung mit seinem Vater, das Ringen mit dem Bilde dieses seltenen Mannes, bedeutet, und Ball hat in seiner Biographie (Jg. 1927 d. Zeitschr. S. 435 f.) mit zartem freundschaftlichen Verständnis darauf hingewiesen. Es gibt keine schönere Urkunde der echten Pietät (im ursprünglichen Sinne des Wortes pietas), die jenem Ringen zugrunde liegt, als die Betrachtung „Zum Gedächtnis". Deshalb war es sehr schade, daß der „Kleine Garten" bald vergriffen war und nicht wieder aufgelegt wurde. Zwar hat Hesse das Stück in seinem „Bilderbuch" vor einigen Jahren nochmals abgedruckt, aber niemand vermutet es dort, und der Band ist auch für viele nicht erschwinglich. So müssen wir es denn mit großer Freude begrüßen, daß sich in dem vorliegenden, schön gedruckten, mit zwei Porträts von Johannes Hesse geschmückten Büchlein, dessen geheftete Ausgabe auch für die kleine Eigenbücherei, dessen gebundene für die kleine Volksbücherei erschwinglich ist, nicht nur jenes Gedächtnisblatt wiederfindet sondern außerdem das bittersüße Bruchstück „Meine Kindheit" aus dem „Hermann Lauscher", das den jungen Vater Johannes zeigt; ferner sind hinzugekommen zwei Jünglingsbriefe von ihm, ein Lebensabriß aus der Feder der Tochter Adele und ein kurzes „Nachwort" von Hermann Hesse, in dem dieser die Frage aufwirft und andeutungsweise beantwortet, inwieweit sein Vater innerhalb der spezifisch christlichen Wertungen verblieben sei und weshalb sein Bild auf alle Fälle dem Be-

trachter den Glauben stärken könne an „das Bild des Menschen", das „für verloren zu erklären" wir trotz aller chaotischen Züge unserer Zeit kein Recht hätten. — Für alle Büchereien. E. Ackerknecht.

Mereschkowskij, Dmitri: Napoleon. Der Mensch. Deutsch von Arthur Luther. Leipzig: Grethlein 1928. 537 S. 6,—; Lw. 10,50.

„Napoleons Leben gleicht dem Tageslauf der Sonne". Unter diesem Leitgedanken, den er mit magischer Symbolik erfüllt, stellt Mereschkowskij, ergriffen von der Persönlichkeit seines Helden, voller Leidenschaft den rasenden Lauf dieses Lebens von der „Morgendämmerung" in Korsika, Brienne, Toulon bis zu der „Nacht" St. Helenas dar. Er verschmäht nicht die Legende, er verleiht Napoleon — und erklärt damit dessen genialen strategischen und politischen Scharfblick —, die magische Gabe des „rückerinnernden Wissens", die ihn vorausschauen ließ, was seiner Umgebung noch verschlossen war. — Als zweiten Teil schließt er Gedanken über den Menschen Napoleon und seine Bedeutung für die Zeit und uns an, geistreich und tiefgründig, doch nicht ohne unklare Mystik: „Napoleons Richter", „Der Mann aus Atlantis", „Gut oder böse?", „Commediante" u. a. m. — Es liegt also keine neue Napoleon-Biographie vor, sondern eine Dichtung, die dem vorgebildeten Leser manche Anregungen zu geben vermag und in vielem mehr die Gedankenwelt des russischen Dichters als die seines Helden erschließt. Voll ausgewertet wird das Buch wohl nur in größeren Büchereien, wenn auch der erste Teil (bis S. 330) wohl die in aller Kürze lebendigste Lebensbeschreibung Napoleons bringt. M. Thilo (Stolp).

Schomburgk, Hans: Zelte in Afrika. Eine autobiographische Erzählung. Mit 30 Bildern auf Kupfertiefdrucktafeln und 1 Kt. Berlin: Hobbing 1931. Kart. 5,50; Lw. 6,50.

Schomburgk hat 1898 als achtzehnjähriger fixer Hamburger Junge nach einer schon recht bewegten Lausbubenvergangenheit die Heimat mit Südafrika vertauscht. Seinen Tatendrang befriedigte er zunächst als englischer Polizeisoldat, dann als Pferdezureiter, Jockei, Droschkenkutscher und in anderen lebenserhaltenden Zufalls- und Neigungsberufen. Später durchstreifte er Afrika als Elefantenjäger, bis es ihm gelang, als selbständiger Forscher im Auftrag von Hagenbeck und anderen Geldgebern Tierfang- und Filmexpeditionen in verschiedenen afrikanischen Gebieten erfolgreich durchzuführen. — Schomburgks abenteuerlicher Lebensbericht ist frisch, ehrlich, humorvoll und besticht außer durch seine schlicht vorgetragene Afrikakenntnis noch dadurch, daß der Verfasser seine bisherigen Bücher nicht skrupellos für dieses neue ausgeschlachtet hat. Das hübsch illustrierte, liebenswürdige Buch wird in allen Büchereien viele Freunde finden. E. Holtz (Stettin).

Susmann, Margarete: Frauen der Romantik. Jena: Diederichs 1929. 179 S. Lw. 8,50.

Dies Bild der Romantik ist klar, überlegen und geistvoll gestaltet und doch bleibt in jedem Augenblick spürbar das leidenschaftliche Hingegebensein der Verfasserin, dem nichts unlebendig, nichts nur Stoff bleibt. Romantik ist hier keine philologische Angelegenheit, sie ist so in Lebensnähe gerückt, daß man ihre Probleme als eigene zu empfinden und, trotz der Zeitferne, den „Bruder" in jenen Menschen zu erkennen vermag. Wer in unserer „sachlichen" Zeit Rätsel, Unbegreifliches und Undeutbares noch wirksam fühlt, wird erschüttert von dem großartigen und notwendig vergeblichen Versuch, als welcher in diesem Buch die Romantik aufgezeigt ist: einer Entwicklung sich entgegenzustellen, die auf allen Gebieten des Lebens zur Loslösung und Verselbständigung des Geistes drängte, die in einer dünn gewordenen Luft keinen Raum mehr ließ, die Ganzheit des Lebens zu erfassen und zu erfahren. Und was die Romantik will, wird unmittelbar und großartig lebendig im Leben ihrer Frauen. In einer unerhörten Gradlinigkeit verläuft Karolines wundervolles Leben, ungebrochen von Zwiespältigkeit und Zweifel; „Dame Lucifer" für die, die nach „Normen, nach Feststehendem leben", ein Wunder heute für die, in denen eigener unbeirrbarer Lebensgrund als Sehnsucht noch lebt.

Dorothea, Rahel, Bettina — ihr Leben, so verschieden es nach Anlage und Schicksal ablaufen muß und abläuft, ist sichtbar gewordener Ausdruck der Zeit. Und noch einmal erscheint das Lebensgefühl der Romantik verdichtet, zu reiner und klarer Form kristallisiert in der fast unwirklichen Gestalt der Günderode, die nur von dem großen und innersten Rhythmus des Lebens, ihres Lebens weiß und erfüllt ist, davor ihr die Dinge des Tages klein werden, deren freiwilliger Tod folgerichtig und also harmonisch ihr Leben endet. Ihr Leben und ihr Tod ist die Erfüllung auch der verklingenden Romantik, „ihre Vollendung und Auflösung in einem". — Trotz der mitreißenden und beglückenden Lebendigkeit der Darstellung werden nur Gebildete im engeren Sinn den psychologischen und philosophischen Gedankengängen und ihren Formulierungen zu folgen vermögen. Für solche Leser aber muß jede Bücherei das Buch bereit halten. Hilde Schmid (Stettin).

Weber, Fritz Karl: Reinhart, der Stammler. Geschichte einer Jugend. München: Beck 1922. 255 S. Lw. 5,50.
—: Reinhart und seine Helfer. Ebenda o. J. 298 S. Lw. 6,—.
—: Reinhart und Benigna. Ebenda o. J. 301 S. Lw. 6,50.

Die Entwicklungsgeschichte eines Pfarrersohnes aus einem kleinen Dorfe im fränkischen Jura. Ein grüblerischer, schüchterner Knabe wächst, früh verwaist, unter der Obhut einer Tante heran: eine Zeit lang von einem Sprachleiden, eine Zeit lang von einem unnatürlichen Drang zu Vergeistigung und Askese gehemmt, immer wieder ein Einsamer unter den Kameraden, doch im Grunde voll frohen, gesunden Willens. Volksschule und Lateinschule, Pfarrhaus, Kirche und dörfliche Landschaft sind das Milieu seiner Kindheit. In einer kleinen Stadt verlebt er seine Gymnasiastenzeit: ein Gymnasiastenleben der Vorkriegsjahre ohne alle Extravaganzen, mit Schulsorgen, Freundschaft, Schülerliebe, Internatsleiden und Internatsfreuden, mit literarischen Versuchen und vielem Nachdenken über Beruf und Zukunft, mit Schulfesten und Wanderungen. Dann folgt nach Jahren theologischen Studiums eine glückliche Hauslehrerzeit, Vikariat und Promotion zum Doktor der Philosophie, endlich ein eigenes Pfarramt. Über allem aber steht nun die Liebe zu Benigna, eine Liebe von großer Zartheit. Sie gibt ihm ein kurzes Glück. Durch eine schwere Krankheit wird ihm die junge Frau bald nach der Hochzeit entrissen. — Alles das ist ganz einfach erzählt, meist ohne alle Stimmungsmalerei, oft rein biographisch berichtend. Gewiß nicht ohne Breiten und Mängel, im Ausdruck oft unbeholfen, aber doch wertvoll in der Reinheit der Gesinnung, in der unbedingten Ehrlichkeit, mit der Menschen und Einrichtungen in ihren Vorzügen und Schwächen geschildert werden. Oft erfreut ein guter Blick für zartes und stilles seelisches Leben, immer der Wille eines ernst bemühten Strebens. — In einigem den Jugenderinnerungen von Albert Schweitzer ähnlich. Zur Anschaffung zu empfehlen. H. Margolius (Berlin).

Wegner, Armin T.: Fünf Finger über Dir. Bekenntnis eines Menschen in dieser Zeit. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1930. 358 S. Lw. 9,—.

„Um mein dreißigstes Jahr ist der Orient das große Erlebnis meiner Jugend gewesen. Rausch der Einsamkeit und des Sterbens — Weltferne. Heute im vierzigsten ist es Rußland — Rausch der Gemeinschaft und Begierde schöpferischer Tat. Aber Tod und Blut sind in beiden." — Es ist erschütternd, mitzuerleben, wie A. T. Wegner, der Anarchist, der „keine andere Lehre mehr verteidigen zu können glaubte als die der Duldsamkeit und des Nichtwiderstehens", in schmerzvollem Ringen sich wandelt auf seiner Reise ins Rote Rußland. Sie beginnt mit der Zehnjahresfeier der russischen Revolution 1927 in Moskau, führt ihn durch die weiten Gebiete der Sowjetunion bis nach Persien. Er wird Kommunist, sagt mit dem Soldaten der Roten Armee, die Hände über dem Kopf erhoben: „Fünf Finger hat meine Hand — Fünf Weltteile die Erde — Und ihr Wohl steht mir höher als ich!" Er bejaht trotz aller Widersprüche, die ihm auf Schritt und Tritt begegnen, trotz aller Unfreiheiten des täglichen Lebens, mehr noch des Geistes. In einem Brief an Gorki verteidigt er das, was die Wissenschaft erst zur Wissenschaft macht, den Zweifel. Den will man dort in der Partei nicht mehr kennen, „dem

weltlichen Orden des Sozialismus, der dogmatisch jedes Recht der freien Meinungsäußerung ablehnt, jede Opposition mit den Mitteln des Jesuitismus unterdrückt". Er verhehlt sich nicht die Gefahren dieses Systems, das vielleicht nicht den erstrebten klassenlosen Staat, sondern eine „Aristokratie der Arbeiterklasse" zur Folge haben könnte. Zutiefst empfindet A. T. Wegner den ewigen Konflikt zwischen Ideal und Wirklichkeit wieder am Beispiel des neuen Rußland und erkennt, daß es, hier wie immer, „die Unlösbarkeit aller Probleme zu sehen und dennoch zu handeln, die Aufgabe ist, die uns gestellt ist". In die Entscheidung gedrängt, gibt er auf die Frage: „Aber was bewunderst du dann eigentlich an diesem Land, an dem du so viele Fehler erkanntest?" die Antwort: „Das Schöpferische! ... Hier ist das Unverbrauchte, die Jugend der Menschheit ... hier allein ist das Ungeheure, das es sonst nirgends in der Welt gibt, das Unmögliche, die wahre Phantastik der Zukunft." — Auch in kleineren Büchereien, fraglos in jeder Großstadtbücherei, sollten diese Briefe und Tagebuchblätter, die, von leidenschaftlichem, wahrem Pathos erfüllt, mehr sind als nur ein Buch über Sowjetrußland, bereitstehen für reife Leser, die ähnlich wie Armin T. Wegner ernstlich sich bemühen um das Problem der sozialistischen Weltanschauung. U. Streich (Berlin).

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Barbusse, Henri: 150 Millionen bauen eine neue Welt. Berlin: Neuer Deutscher Verlag 1930. 369 S. Brosch. 4,—; geb. 6,—.

Das Rußlandbuch des französischen Kommunisten kann als das positive Gegenstück zu Istratis Darstellung (vgl. Jg. 1930 dieser Zeitschrift S. 442) gelten: Wo dieser aus der Fülle des Herzens verneint und protestiert, bejaht der intellektuell zweifellos feinhörigere Franzose ohne Vorbehalt die Mission und den Erfolg des herrschenden Sowjetsystems. Womit nicht gesagt ist, daß Barbusse etwa „objektiver" sei als Istrati, — Barbusse sieht nur Licht, wo jener nur Schatten sieht. Es ist dabei freilich zu berücksichtigen, daß ein großer (und der wertvollere) Teil des Buches den politischen Verhältnissen in den Südstaaten der Sowjetunion gewidmet ist, wo nach Barbusses Darstellung die kluge Minderheitenpolitik der Sowjets einen vergleichsweise wohltuenden Gegensatz bildet zu den entsprechenden europäischen Fällen. Das Kapitel „Länder im Süden" ist jedenfalls das anregendste des Buches, zumal Barbusse hier nicht nur sich selbst, sondern vorwiegend Vertreter dieser Länder in ausführlich mitgeteilten Gesprächen sich vernehmen läßt. Das kürzere Kapitel über wirtschaftliche und organisatorische Fragen („Die Arbeit") beantwortet konkrete Fragen fast nur mit einigen oberflächlichen Angaben und im übrigen mit einer optimistischen Geste, die beinahe kindlich anmutet und durch heute bekannte Tatsachen längst widerlegt ist. Wertvoll dagegen erscheint die Beobachtung, daß sich in Rußland anscheinend eine neue Rasse bildet, die durch ein neues Lebensgefühl bestimmt ist, und ein gewisser Blick für die historische Rolle des russischen Bolschewismus. An Kritikfähigkeit reicht das Buch nicht an ältere Darstellungen, wie die von Deutsch, Gumbel, Dreiser (s. u.) u. a. heran. — Für größere Büchereien und für Leser, die mit der Rußland-Literatur vertraut sind.

H. Stresau (Berlin-Spandau).

Dreiser, Theodore: Sowjet-Rußland. Berlin: Zsolnay 1929. 413 S. Lw. 7,—.

Dreiser hat die Einladung der russischen Regierung, die Sowjet-Union zu besuchen, angenommen unter den folgenden Bedingungen: „1. Daß es mir vollständig freistehen sollte, meine Reiseroute zu wählen und alle von mir gewünschten Informationen einzuholen, 2. daß man mir überall einen sprachkundigen Sekretär beistelle, 3. daß man es mir nicht als Ungezogenheit gegenüber dem Staat, dessen Gast ich sein würde, auslegen dürfe, falls das Ergebnis meiner Studien in Rußland zu ungünstigen Schlußfolgerungen führte, 4. daß ich nicht verpflichtet sein sollte, irgend einen Bericht über meine Reise — günstig oder ungünstig — zu veröffentlichen, wenn ich nicht gewillt wäre, es zu tun." Diese Vorbehalte bieten die Gewähr dafür, daß Dreiser hier keine Potemkinschen Dörfer beschreibt. Er versteht es, die mitunter schroff gegensätzlichen Erscheinungen des heutigen Rußland aus ihrer geschichtlichen Entwicklung heraus zu begreifen, er versteht es, der Ver-

fasser der „Amerikanischen Tragödie", hinter den kleinen Dingen des täglichen Lebens die bewegenden Kräfte zu sehen. So gibt er ein lebensvolles Bild von der sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Struktur des kommunistischen Staates, wobei Anerkennung und Kritik von dem gleichen außergewöhnlich starken Verantwortungsbewußtsein diktiert werden. Daß das Buch lebendig und anregend geschrieben ist, und keinerlei Kenntnisse der zahlreichen und gründlich behandelten Probleme voraussetzt, macht es für unsere Arbeit zu einem Standardwerk der Rußland-Literatur. — Für alle Büchereien. G. Maiwald (Breslau).

Woytinsky, Wladimir: Tatsachen und Zahlen Europas. Wien: Paneuropa-Verlag 1930. 210 S. Brosch. 6,—.

Das Werk bildet gewissermaßen die Fortsetzung der 1926 vom gleichen Verfasser herausgebrachten Abhandlung über die „Vereinigten Staaten von Europa". Während er hierin nur die Vereinigung der europäischen Völker als notwendig fordert, will er in der vorliegenden Abhandlung zum erstenmal den Versuch machen, die Wirtschaftsbeziehungen des bereits zusammengeschlossenen Europas zur übrigen Welt systematisch zu untersuchen. Er behandelt neben dem Bevölkerungs-, Ernährungs- und Rohstoffproblem das Absatzproblem, die Beziehung zur äußeren Welt und die Gestaltung der inneren sozialen Bedingungen und sucht auf all diesen Gebieten unter Aufbietung eines ebenso gewaltigen wie interessanten Zahlenmaterials die völlig veränderte Lage der europäischen Staaten nach dem Kriege zu erläutern, die nach seiner Auffassung gewissermaßen die Vereinigung Europas bereits zur Voraussetzung hat. Für die Beurteilung der paneuropäischen Ideen ist die Arbeit ebenso bedeutungsvoll wie für die politischen Strömungen der Nachkriegszeit überhaupt. W. Fiedler (Berlin).

4. Sprach- und Literaturkunde, Theater.

Gundolf, Friedrich: Romantiker. Berlin-Wilmersdorf: H. Keller 1930. 395 S. Geb. 12,—.

Die hier vereinigten Aufsätze über Friedr. Schlegel, Schleiermacher, Brentano, Arnim und Büchner waren in etwas anderer Gestalt bereits verstreut veröffentlicht. Gundolf hat kein inneres Verhältnis zur Romantik, und hierin liegt ihre Schwäche, dennoch sind sie von hohem Reiz. Sie leuchten alle von einer neuen Seite her ins Innere der Gestalten, freilich beschränken sie sich auch auf diese Sicht. Vielleicht ist ihm das Bild Schlegels am besten gelungen. An Schleiermacher sieht er nur die menschliche Grenze, die selten so scharf und mitleidslos herausgearbeitet wurde. Aber Schleiermacher ist doch mehr. Der junge Brentano und seine Dichtung sind glänzend charakterisiert, die knappe Charakteristik Büchners leidet daran, daß Gundolf die Gestalten zu isoliert, zu losgelöst von den gesellschaftlichen Kräften und auch der großen Linie der künstlerischen Entwicklung sieht. — Die Lektüre ist ein hoher Genuß. Was an den großen Werken Gundolfs oft stört, das nimmermüde Hin- und Herwenden eines Gedankens, um ihm auch die letzte Nuance abzuringen, das ist hier auf knappem Raume gemäßigt. Büchereien mit entwickelterer literarhistorischer Abteilung werden für das Buch dankbare Leser finden. W. Schuster.

Korff, A. H. und W. Linden (Hrsg.): Aufriß der deutschen Literaturgeschichte nach neueren Gesichtspunkten. Leipzig: Teubner. 217 S. 4,80; geb. 6,40.

Dieses Buch erfüllt einen oft sehnlich empfundenen Wunsch nach einem Abriß, der nicht Namen, Zahlen und Werke in ermüdender Reihe aufzählt, sondern sich wirklich auf die großen Grundlinien der geistigen und künstlerischen Entwicklung beschränkt und diese zuverlässig auf Grund der neueren Forschung darbietet. Hans Naumann bearbeitet in überlegener Zusammenschau die altgermanische und frühdeutsche Dichtung, Friedrich Neumann die ritterliche Zeit, mit sehr feinsinniger Darstellung der Lyrik, G. Müller die Mystik, Merker Humanismus und Reformation. Bis hierher sind auch die gesellschaftlichen Grundlagen der Dichtung ausge-

zeichnet herausgearbeitet, das läßt etwas nach bei der sonst sehr schönen Darstellung des Barock von Viëtor und verschwindet mehr oder weniger bei der Aufklärung (Ermatinger) und der Goethezeit (Korff und Strich), die sich etwas zu ausschließlich im Ideengeschichtlichen bewegen, hier allerdings mit einer gelungenen Verdichtung des weitschichtigen Stoffes. Im Zeitalter des Realismus (Linden) tritt dann das gesellschaftlich-politische Leben naturgemäß wieder schärfer hervor und auch Pongs bemüht sich, in seiner Zusammendrängung der Entwicklung vom Naturalismus bis zur neuen Sachlichkeit hier das Mögliche zu leisten. Das hervorragende und überaus nützliche Buch ist selbstverständlich nicht immer ganz leicht zu lesen und eine sparsamere Verwendung von Fachausdrücken oder ihre Verdeutschung, die vielfach möglich gewesen wäre, hätte manches noch glätten können. Es bleibt die beste Literaturgeschichte so knapper Form, die wir heute besitzen, und kann mit Nutzen auch dem fachbibliothekarischen Unterricht zu Grunde gelegt werden. W. Schuster.

Spoerri, Theophil: Präludium zur Poesie. Eine Einführung in die Deutung des dichterischen Kunstwerks. Berlin: Furche-Verlag 1929. 333 S. 10,—; geb. 12,—.

Bevor Spoerri sich mit dem Wesen der Dichtkunst beschäftigt, gibt er dem Leser Rechenschaft über seine Stellung zur Wirklichkeit überhaupt, d. h. über seine Philosophie und Weltauffassung. Das Verhalten des Menschen zur Wirklichkeit scheint ihm dreifacher Art zu sein: man kann das Äußere der Dinge auffassen durch die Tätigkeit des Verstandes, man kann dem Gefühl folgend von der inneren Bewegtheit ausgehen und man kann auf die Dinge einwirken durch den Willen. So ergeben sich für Spoerri als drei Haupttypen der statische, der dynamische und der normative Mensch. Der statische Mensch, den Spoerri hauptsächlich in der abendländischen Kultur findet, macht sich durch die Wissenschaft zum Herrn des Natur-Äußeren. Der dynamische, dessen ganze geistige Tätigkeit auf das Innere gerichtet ist, hat seine Heimat im Orient, besonders in Indien. Der normative, für den Spoerri nur Vertreter des Christentums als Beispiele anführt, nimmt die ganze Wirklichkeit ernst, sucht aber alle Ganzheit und alle Lösung der Widersprüche im Willen Gottes, für den sich der Mensch entscheiden muß. Dies Wirklichkeitsschema, das natürlich alle möglichen Übergänge zuläßt, legt nun Spoerri auch seiner Betrachtung der Dichtkunst zugrunde. Der statischen, dynamischen und normativen Einstellung entsprechen im ganzen das Epos, die Lyrik und das Drama. Am Faden dieser Gruppierungen, die, wenn sie nicht zu schroff gefaßt wird, sich wohl als fördernd für die Deutung des Gegenstandes erweist, macht Spoerri treffende Bemerkungen über das Wesen der einzelnen Dichtungsarten. Im letzten Teil seines Buches zeigt er dann noch an besonderen Beispielen, wie ihn seine Grundeinstellung zur Erklärung von Dichtungen befähigt. Seinen hauptsächlich sich an Goethe und an die Romantiker anlehnenden Ausführungen kann man mit lebhaftem Interesse folgen. G. Kohfeldt (Rostock).

Weisgerber, Leo: Muttersprache und Geistesbildung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1929. — S. 6,60; geb. 8,—.

Im Gegensatz zu der heute üblichen irrationalen Einstellung, welche es liebt, die Sprachen ästhetisch oder kulturgeschichtlich abzurahmen, verficht der Verfasser mit einem an sich schon erfreulichen Mute die Auffassung, daß die Sprache ihrem innersten Wesen nach rational ist, sie ist für ihn „eine gesellschaftliche Erkenntnisform", sie ist „das Werkzeug des Intellekts, mit dessen Hilfe er sich über das Triebhafte, das rein Gefühlsmäßige erhebt". In Wortschatz und Redeform gibt sie eine bestimmte begriffliche Auffassung der Welt wieder, die ein über dem Einzelnen stehendes Kulturgebiet — eine funktionale Realität — darstellt und die Weltauffassung des Einzelnen aufs stärkste beeinflußt, ja formt. „La langue fait la mentalité" (Millerand). An zahlreichen, sehr sorgsam gewählten Beispielen wird dieser Zusammenhang von Sprache und Begriffsbildung gezeigt, besonders eingehend sind die Verschiedenheit der Sprachen und die Ausfallserscheinungen (Taubsein) berücksichtigt. Der Verfasser fordert einen neuen Weg für Sprachforschung

und Sprachunterricht, besonders in der Muttersprache, der von der romantischen Sprachpsychologie zu einer Art Sprachlogik hinüberführen soll.

K. Hartmann (Stettin).

Wiegler, Paul: Geschichte der deutschen Literatur. 1. Bd. Von der Gotik bis zu Goethes Tod. VIII, 730 S. 2. Bd. Von der Romantik bis zur Gegenwart. XI, 868 S. Berlin: Ullstein 1930. Brosch. 40,—; Lw. 48,—.

Die beiden Bände, zusammen über 1500 Seiten stark, mit einem sorgfältig gewählten und reichen Bildmaterial ausgestattet, sind nach der Art der älteren populären Literaturgeschichten angelegt, die Daten und Lebensumstände in die Einzelheiten hinein bringen und dazu zu einer ungeheuren Menge von Werken oft ausführliche Inhaltsangaben. Bleibt dieser materielle Wissensstoff in Grenzen, so kann man dieser Darstellungsweise eine gewisse Berechtigung nicht absprechen. Diese Grenze ist hier erheblich überschritten. Ferner: werden Inhaltsangaben gebracht, dann müssen sie entweder in den Text verwoben werden oder ihre Darstellungsweise muß über das rein Stoffliche hinaus die besondere Auffassung des Dichters und die künstlerische Gestaltung erkennen lassen. Auch dieser Forderung wird das Werk in den seltensten Fällen gerecht. Weiter: das Eingehen in die materiellen Einzelheiten erschwert die Herausarbeitung der Zusammenhänge. Der Ausweg ist dann meist, diese Zusammenhänge in besonderen zwischengeschobenen Abschnitten oder in den Einleitungen zu den einzelnen Kapiteln zu geben. Dabei geht aber die Möglichkeit verloren, die einzelnen Persönlichkeiten und Werke zu den großen Linien recht in Beziehung zu bringen. Für diese Mängel kann nicht entschädigen, daß die gewaltige Fülle des ausgebreiteten Stoffes den Liebhaber an zahlreichen Stellen reizt, daß vieles auch durch die Art der Darstellung (manches bei Goethe, beim jungen Deutschland und der Literatur von 1848) fesselt und besonders im 19. Jahrhundert manche feine Bemerkung auffällt. In den letzten Abschnitten, die die neueste Literatur behandeln, wird die Darstellung dann allzu gedrängt, so daß man kaum noch einen Eindruck von den einzelnen Dichtern und ihrer Besonderheit erhält. — So kann man nur bedauern, daß eine solche Fülle emsigsten Fleißes ohne den erstrebten ideellen Gewinn geblieben ist.

W. Schuster.

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Deutsche Volkskunst, hrsg. von Reichskunstwart Edwin Redslob. 1. Niedersachsen von W. Preßler. — 2. Mark Brandenburg von W. Lindner. — 3. Die Rheinlande von M. Creutz. — 4. Bayern von H. Karlinger. — 5. Schwaben von Karl Gröber. — 6. Franken von J. Ritz. — 7. Thüringen von E. Redslob. — 8. Schlesien von G. Grundmann und K. Hahm. — 9. Westfalen von R. Uebe. — 10. Ostpreußen von K. H. Clasen. — 11. Pommern von Fr. Adler. — München: Delphin-Verlag. Jeder Band brosch. 7,50; geb. 8,50; Lw. 9,50.

In der Volkskunst spiegeln sich die Stammesgeschichte, die Wirtschaftsgeschichte und die Religionsgeschichte des deutschen Volkes in einzigartiger Weise. Obwohl die Volkskunst heute nur noch zum kleinsten Teile lebendig ist, ist ihre Kenntnis keine gelehrte antiquarische Angelegenheit, die Pflege ihrer Hinterlassenschaft in breiteren Volksschichten nicht romantischer Überschwang. Volksbildung will Geschichte ja vor allem als Erkenntnis vom Werden und Wachsen des Volkes lebendig machen: Staatengeschichte, Wirtschaftsgeschichte, Geistesgeschichte werden von ihr immer auf diejenigen Wirkungen hin befragt, die sie auf die Gesamtheit des gesellschaftlichen Körpers „Volk" ausüben. Sehr verschiedenartig liegen die Dinge da in dem langehin zerspaltenen Deutschland. In Niedersachsen und Westfalen die alte Bauernkultur, auf reichem Boden schwer und wuchtig in der Form. Im Rheinland, in Franken und in Schwaben der handwerkliche Einfluß der zahlreichen kleinen Städte mit ihrer reichen Stadtkultur. Überall die deutliche Scheide zwischen dem katholischen Gebiet, das sich aus dem Mittelalter in ungebrochener Tradition

die Freude am kultischen Bildwerk und Schmuck erhält und dem nüchternen Protestantismus. In Thüringen und z. T. auch in Schlesien die Hausindustrien, die auf kargem Boden den Menschen nähren helfen. Dann im Osten, in Pommern, in der Mark, in Ostpreußen fast ergreifend zu sehen, wie der Großgrundbesitz eine geschlossene bäuerliche Kultur entweder vernichtet oder nicht emporkommen läßt und nun die Gebiete reicheren volkstümlichen Lebens inselartig dazwischen emporblühen. „Das freie Bauerntum Schwedens", so heißt es einmal in dem Bande Pommern, „das niemals mit der Leibeigenschaft in Berührung gekommen ist, hat unter den germanischen Stämmen die reichste Volkskultur entfaltet, während bei den einst freien, dann aber zu Hörigen herabgesunkenen Bauern Pommerns jede künstlerische Betätigung verkümmerte". — Bei der Vielgestaltigkeit der deutschen Grenzen und der mannigfachen Berührung und Vermischung mit andersstämmigen Völkern machen sich natürlich auch die Stammeinflüsse vielfach und reizvoll geltend. Die Anlage der einzelnen Bände ist im allgemeinen so, daß einem knappen Text von 2—3 Bogen ein reiches Abbildungsmaterial als wichtigster Bestandteil folgt. Nacheinander werden Siedlung, Haus- und Kirchenbau, Möbel, Hausrat und Arbeitsgeräte, mit dem Brauchtum und dem Religiösen zusammenhängende besondere Kunstformen abgehandelt und im Bilde gezeigt. Die Mannigfaltigkeit des Zusammengebrachten ist sehr groß. Leider ist der Preis so hoch, daß die meisten Volksbüchereien auf die Anschaffung der ganzen Serie verzichten müssen. So sollten sie doch wenigstens auch für die kleineren Büchereien die Bände bereit halten, die die eigene und die angrenzenden Landschaften behandeln. W. Schuster.

Sonner, Rudolf: Musik und Tanz. Vom Kulttanz zum Jazz. Mit Notenanhang. Leipzig: Quelle & Meyer 1930. 124, 16 S. Geb. 1,80. (= Wissenschaft und Bildung Bd 266.)

Ein erster Versuch, das Phänomen Tanz in seinen historischen und sachlichen Verflechtungen von den musikethnographischen und -soziologischen Gesichtspunkten der vergleichenden Musikwissenschaft einheitlich zu deuten, unter ausgedehnterer Einbeziehung ethnologischen Materials; das Hauptgewicht wird entsprechend auf die Behandlung der vor dem Gesellschaftstanz liegenden älteren bzw. außereuropäischen Entwicklungsstadien gelegt und dabei das Wesen des Tanzes in seinen magisch-kultischen und kosmischen Hintergründen sichtbar zu machen gesucht. Die Darstellung erhält dadurch eine besondere Blickweite, wie sie auch sonst in ihrer untraditionellen Materialverarbeitung über den Rahmen der populärwissenschaftlichen Reihe hinausgeht. Bei der Fülle des Materials konnte natürlich in so engem Rahmen Vieles nur fragmentarisch zur Behandlung kommen; immerhin hätten gerade die inneren Beziehungen zwischen Musik und Tanz doch stärker berücksichtigt werden dürfen. Der Notation von Tanz und Musik ist ein besonderes Kapitel gewidmet. Ein Notenanhang bringt 28 Stilproben aller Zeiten und Völker. K. Th. Bayer (Berlin).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Mann, W.: Volk und Kultur Latein-Amerikas. Hamburg: Broschek 1927. 301 S. 9,—.

Der erhöhten Bedeutung, die den südamerikanischen Ländern gegenwärtig in jeder Beziehung für die Aufnahme überschüssiger Kräfte Deutschlands zukommt, will der Verfasser, ehemals Konsul und Professor der Staatsuniversität Santiago, Chile, durch Abfassung des vorliegenden Buches Rechnung tragen, wobei es ihm auf die bisher vernachlässigte Darlegung der geistigen Verhältnisse der südamerikanischen Länder ankommt. Nach einem kurzen Überblick über die geographischen Grundlagen schildert er auf Grund langjähriger Erfahrungen und sorgfältiger Beobachtungen zunächst die eigenartige rassenmäßige Struktur der südamerikanischen Bevölkerung, sodann die politischen und sozialen Verhältnisse und schließlich die allgemeinen und speziellen Äußerungen der geistigen Kultur, wie sie in Moral und Weltanschauung, Familienleben und Religion, insbesondere in Literatur, Kunst, Wissenschaft und Erziehungswesen ihren eigenartigen, dem oberflächlichen Beobachter oft seltsam anmutenden Ausdruck findet. Da viele frische, unverbrauchte

Kräfte sich überall in den Ländern regen, um neben der Beherrschung und Fruchtbarmachung der ungeheueren Naturschätze auch in seelisch-geistiger Beziehung eine hochentwickelte Stufe zu erreichen, glaubt der Verfasser diesen Ländern in naher Zukunft auch eine eigenartig entwickelte und betont kulturelle Bedeutung prophezeien zu dürfen. Wer sich ein richtiges Urteil über das geistige Antlitz Südamerikas verschaffen will, der wird mit größtem Gewinn das grundlegende Buch des Verfassers in die Hand nehmen. Schon für mittelgroße Büchereien stellt es einen unentbehrlichen Führer zur richtigen Beurteilung südamerikanischer Verhältnisse dar.

H. Horstmann (Gleiwitz).

Filchner, Wilhelm: Om mani padme hum. Meine China- und Tibetexpedition 1925/26. Mit 103 Abb. und Skizzen, 1 Übersichtskt. 2. Aufl. Leipzig: Brockhaus 1929. IX, 352 S. Geb. 15,—.

Der bekannte Forscher schildert hier seine berühmte Expedition, die ihn in den Jahren 1925 und 26 durch Tibet geführt hat und auf der man ihn in Deutschland bereits verloren gegeben hatte. Bei seiner Reise durch Tibet von Osten nach Westen legte er den Hauptwert auf astronomisch-erdmagnetische Messungen und kartographische Aufnahmen bisher unbekannter Gegenden, die an sich schon mit Schwierigkeiten verknüpft waren. Sein sachlicher Bericht ist selbstverständlich keine Abenteurergeschichte, obgleich seine Wanderung von abenteuerlichen Ereignissen vom ersten bis zum letzten Tage erfüllt ist; das Buch enthält vorwiegend völkerkundliche und kulturpolitische Kapitel, die nicht bloß für den fachlich interessierten Leser sehr aufschlußreich sind. Filchner vollendete seine Reise unter den schwierigsten Umständen: er hatte keine ausreichenden Geldmittel, war während einer langen Zeit schwerkrank und hatte überdies das Pech, besonders schlechte Witterungsverhältnisse anzutreffen; trotzdem drehte er noch etwa 20 000 Meter Film neben seinen wissenschaftlichen, exakten Beobachtungen, die viele Stunden Arbeit erforderten. Der fesselnde Reisebericht mit seinen zahlreichen vorzüglichen Bildern ist ein rechtes geradliniges, aufrechtes und starkes Buch von betonter Männlichkeit, und darum sollten es zum wenigsten alle städtischen Büchereien für ihre völkerkundlich und geographisch interessierten Leser, und darüber hinaus, eben seiner tapferen Haltung wegen, auch für reifere jugendliche Leser anschaffen.

W. Eggebrecht (Stettin).

Gide, André: Kongo und Tschad. Aus dem Franz. von Gertrud Müller. Mit 24 Bildern. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1930. 491 S. Lw. 10,—.

Aufzeichnungen von einer Reise, die von Gide und seinem Freund Marc Allégret in den Jahren 1925 und 26 unternommen wurde, und die durch den französischen Kongo bis zum Tschadsee und von dort zurück entlang der ehemaligen Kameruner Grenze bis nach Douala führte. Im Gegensatz zu dem durchschnittlichen Reisenden-Typ vermeidet es Gide sorgfältig, sich als kühnen Urwalddurchdringer und Expeditions-Organisator aufzuspielen. Er gibt sich — was er seinem innersten Wesen nach in allen Lebensumständen ist und sein muß: als Gehirnmenschen mit einem ungeheueren formalen Gewissen, der ausgezogen ist, um ein Stück fremder Natur mit reinen, unbestochenen Künstleraugen anzuschauen und die neuen Eindrücke möglichst frisch in ein mit fast pedantischem Fleiß geführtes Tagebuch zu übertragen. Er hat seine Freude an Tieren und farbigen Menschen, an den Kindern namentlich, er beobachtet und sammelt Schmetterlinge, er bekundet seinen Abscheu vor den Grausamkeiten einzelner Verwaltungsbeamter — ohne jedoch ein „System" darin erblicken zu wollen —, er tritt gelegentlich für mißhandelte Eingeborene ein, aber die Hauptsache bleibt doch das Studium, die innere Bewältigung und Formung des Erlebnisstoffes; und der gewohnte Studiengang, die Regel, der sich dieser Asket unterworfen hat, leidet auch auf Reisen keine Unterbrechung — daher begleiten ihn Lafontaine, Corneille und Goethe bis auf seine Ausflüge in den Urwald. Mehr noch als Gides Dichtungen vermittelt dieses Reisetagebuch den Eindruck einer seltenen intellektuellen Redlichkeit. Die Übersetzung strotzt leider von Unebenheiten und Sprachgreueln („per Stunde", „per Schiff" u. a.!). — Für größere Büchereien. G. Hermann (Berlin-Treptow).

Hauser, Heinrich: Die letzten Segelschiffe. Schiff, Mannschaft, Meer und Horizont. Berlin: Fischer 1930. 281 S. 3,—; Lw. 5,—.

Hundertundzehn Tage, davon allein drei Wochen Kampf um Kap Horn, dauert die sechsunddreißigste Reise des Hamburger Vollschiffs „Pamir" nach Chile. Diese Tage werden in der Darstellung des Seemanns und Schriftstellers Heinrich Hauser, der eine der letzten großen Fahrten an Bord eines Viermasters mitmachen darf, zu einem Hohen Lied auf die allmählich aussterbende Segelschiffahrt. Oft genug bedrohen Gefahren und Tod das Schiff, das, von widrigen Winden und ungünstiger Witterung abhängiger als die Dampfer, eine weit seemännischere Besatzung erfordert und dafür mit einem letzten Hauch sterbender Romantik umgeben ist. Trotz der plastisch geschilderten Ereignisse in Sturm und Stille, trotz aller Spannung kein eigentlich abenteuerliches Buch, sondern eine fesselnde, von einem Dichter geschilderte Reise und als solche wohl bald ein Kulturdenkmal. Nicht allein für Spannungsleser, sondern für alle, die Seeromane lesen und lieben, kann das Buch in allen Büchereien angeschafft werden. W. Eggebrecht (Stettin).

Karrillon, Adam: Meine Argonautenfahrt. Berlin: Grote 1929. 171 S. 3,—; Lw. 4,50.

Der Odenwälder Erzähler bringt hier als Ergänzung zu seinen Erinnerungen (vgl. B. u. B. 1925, S. 50) einen launigen Bericht über seine Erlebnisse als Schiffsarzt der „Regina", die 1920 Abstimmungsberechtigte nach Ostpreußen brachte und später dem deutsch-russischen Gefangenenaustausch zwischen Stettin und Narva diente. Leider ist die Schilderung reichlich breit und verweilt zu sehr bei Unwesentlichem, so daß die meisten Büchereien auf die Anschaffung verzichten können. M. Thilo (Stolp i. P.).

Kretzen, Johannes: Zwischen Parana und Tiété. Tiere und Menschen im Urwald von Sao Paulo. Leipzig: Verlag der Leipziger Buchdruckerei 1929. 263 S. Ill. Lw. 5,—.

Ein Buch über Brasilien mit der ausgesprochenen Absicht, deutschen Auswanderern oder sonstigen Interessenten eine klare und ungeschminkte Darstellung des Landes zu geben, könnte ein verdienstliches Werk sein. Was der Verfasser an wirklichen Tatsachen berichtet, ist denn auch durchaus aufschlußreich, aber leider ist er auf den Einfall gekommen, einen fiktiven Helden alles Wissenswerte erleben zu lassen, um sein Buch „unterhaltsamer" zu machen. Zum Erzähler aber hat er nicht das geringste Talent. Kommt zu dieser Unfähigkeit noch hinzu, daß er sich aus gut republikanischer Gesinnung heraus verpflichtet fühlt, nicht nur die Beschränktheit gewisser „schwarz-weiß-roter" Anschauungen drüben aufzuzeigen (was ganz gewiß berechtigt wäre), sondern zugleich ein häßlich verzerrtes Bild von dem Deutschtum in Brasilien zu zeichnen, so muß man m. E. ein solches Buch für die Öffentliche Bücherei ablehnen, so gern man ein allgemein zugängliches, wahrheitsgetreues Buch über Brasilien einstellen würde. K. Schulz (Gera).

Markgraf, Friedrich: In Albaniens Bergen. Mit 81 Abb. u. 1 Kartenskizze. Stuttgart: Strecker & Schröder 1930. XIV, 244 S. Geh. 11,—; Lw. 14,—.

Koehler, Albert: Sonne über dem Balkan. Mit 94 Bildern. Dresden: Reißner 1930. 220 S. 5,50.

Zwei Reisebücher vom Balkan, sehr unterschiedlicher Art: Markgraf, Privatdozent an der Universität Berlin und Assistent am Botanischen Museum in Berlin-Dahlem, gibt einen Bericht von zwei Reisen, 1925 und 1928, die ihn zur Erkundung der albanischen Pflanzenwelt in beschwerlichen Streifzügen kreuz und quer durch die wilden Berge dieses noch wenig erschlossenen Landes führten. Die wissenschaftliche Einstellung des Verfassers bedingt den Charakter des Buches, das aus der Fülle von Beobachtungen botanischer, geologischer, tektonischer, klimatischer, folkloristischer und etymologischer Art — den entsprechend gebildeten Leser voraus-

gesetzt — ein plastisches Bild der Natur des Landes und der altertümlichen Eigenkultur seiner Volksstämme erstehen läßt. Politische Verhältnisse — als Reisebehinderungen — werden kaum gestreift, das Einbrechen der westlichen Zivilisation und Technik ragt nur in den Rand des Blickfeldes. Die beigegebenen Photos und Handskizzen sind wertvolles Erläuterungsmaterial, erstere leider selten mehr als dies. Nur für großstädtische Büchereien mit entsprechendem Publikum, hier aber zur Anschaffung sehr zu empfehlen.

Die Reise Albert Koehlers durch die Schweiz, Norditalien, Slowenien, Kroatien, Dalmatien, Montenegro, Bosnien, Serbien, Albanien, Türkei, Ungarn und Österreich ist eine Vergnügungsreise auf dem Hintergrunde eines ministeriellen Auftrages. Das Buch steht im Dienste der Hebung des internationalen Fremdenverkehrs und: „... über den internationalen Tourismus führt der Weg zum Weltfrieden", meint der Verfasser optimistisch. „Zusammenhangslos und bunt, wie sich die Länder dem Reisenden zeigen, gebe ich dem Leser den Querschnitt meiner Beobachtungen." Die Plauderei entspricht dem Niveau des Durchschnittsreisenden, der ohne viel Geldsorgen, behaglich genießend mit Humor die Schönheiten der Landschaft und die fremdartige Buntheit südlichen Volkslebens auszukosten vermag. — Es ist fraglich, ob man die Anschaffung solcher Reisebücher, die nicht zwischen „Baedeker und Homer" stehen, wie der Untertitel lautet, sondern zwischen Kommentar zum Baedeker und literarischem Werbeplakat, für die Volksbücherei empfehlen kann, denn sie decken weder die natürlichen und geschichtlichen Bedingungen der Eigenart von Land und Volk auf, noch vermitteln sie ein bedeutendes persönliches Erleben fremder Wesenheit. Immerhin sind diese aktuellen Momentbilder geeignet, das Interesse für jene im Fluge gestreiften Länder zu wecken, und damit ist die Aufgabe des Buches erfüllt. O. Kratz (Stettin).

Mjöberg, Eric: In der Wildnis des tropischen Urwaldes. Abenteuer und Schilderungen aus Niederländisch-Indien. Mit 67 Abb. und 1 Kt. Leipzig: Brockhaus 1930. 179 S. 6,50; Lw. 8,—.

Der Verfasser, ein schwedischer Zoologe, hat acht Jahre auf Borneo gelebt und im wesentlichen an der naturwissenschaftlichen Erschließung der Lebewelt des Urwaldes gearbeitet. Ein Bericht darüber, der noch dazu wenig mit Abenteuern geschmückt ist, möchte manchem als langweilig erscheinen; aber Mjöberg hat es verstanden, ihn durchaus fesselnd von der ersten bis zur letzten Seite zu halten. Allerdings wartet der Urwald Borneos auch mit einer Fülle naturwissenschaftlicher Sensationen auf: fliegende Frösche und Schlangen, kletternde Fische, Insekten, deren Weibchen sich im Larvenzustand vermehren. So kann also hier ein Wissenschaftler einen größeren Leserkreis mit Erlebnissen aus seinem eigenen Forschungsgebiet unterhalten und wird nie langweilig dabei, zumal er einen frischen und humorvollen Stil schreibt. Sein Buch eignet sich für die naturkundlich und erdkundlich interessierten Leser vor allem städtischer Büchereien. K. Schulz (Gera).

Mittelholzer, Walter: Kilimandjaro-Flug. Zürich: Orell Füßli 1930. 114 S. 6,40; Lw. 8,—.

Mittelholzer hat Anfang dieses Jahres den Jagdflug des Wiener Barons Rothschild von Zürich über Kairo in die wildreiche Serengete-Steppe östlich des Viktoria-Nyanza geführt. Sein flugtechnisch und geographisch interessanter Reisebericht von dieser mit bisher modernsten Mitteln inszenierten Jagdexpedition eines Millionärs ist von schweizerisch nüchterner Gediegenheit. Aber den Text auszuschmücken tut auch wahrlich nicht not, wenn 121 so prachtvolle Aufnahmen in schöner Tiefdruckwiedergabe und sechs leidlich gelungene farbige Bilder die anschaulichste und lebendigste Kunde übermitteln, wie es hier der Fall ist. Unvergleichlich eindrucksvoll sind die Flugbilder grandioser Gebirgsformationen wie des Kilimandjaro, den Mittelholzer als erster unter sich gelassen hat. Andere Aufnahmen aus geringer Flughöhe zeigen uns ganz nahe Löwen und Giraffen oder weitzerstreute Herden zahlloser Zebras, Kuhantilopen und anderer Tiere in Ruhe oder auf der Flucht. Dazu treten noch viele Bilder, auf ebener Erde aufgenommen, welche Landschaften, Lagerszenen, Negertypen und unter anderem auch

den Löwentanz der Waikoma darstellen. — Alle städtischen Büchereien werden um willige Abnehmer dieses wertvollen Buches nicht verlegen sein.

E. Holtz (Stettin).

Scherzer, K. von: Mit der „Novara" um die Erde. Die Reise einer österreichischen Fregatte 1857—1859. Leipzig: Brockhaus 1930. 159 S. Hlw. 2,80; Lw. 3,50. (= Reisen und Abenteuer Bd 49.)

Das Buch ist ein Auszug aus dem dreibändigen, im Jahre 1861 erschienenen Werk des Verfassers über die Weltreise der „Novara", die vor allem der Neugestaltung der österreichischen Seemacht, den allgemeinen deutschen Interessen und schließlich auch wissenschaftlichen Zielen dienen sollte. Die vorliegende Auswahl ist hauptsächlich nach kulturgeschichtlichen und völkerkundlichen Gesichtspunkten getroffen und schildert Land und Leute damaliger Zeit auf einer Reihe wichtiger Stationen der Reise, u. a. in Rio de Janeiro, auf Ceylon und Java, in den großen südchinesischen Hafenstädten und auf mehreren Südseeinseln. — Für größere Büchereien, auch schon für die reifere Jugend verwendbar.

H. Horstmann (Gleiwitz).

Stein-Saaleck, H. W.: Ritterburgen und Schlösser über der Weser. (= Ritterburgen und Schlösser über deutschen Strömen Bd III) Halle: Graeger 1929. 200 S. Geb. 4,80.

Eines der jetzt anscheinend wieder Mode werdenden und viel gelesenen Bücher (10. Tausend kurz nach Erscheinen!), in denen in etwas antiquiertem und zuweilen leicht pathetischem Stil Sage und Geschichte eines Gebietes im Rahmen einer Reisebeschreibung zu einem losen Ganzen verknüpft werden, in dem anscheinend auch private Belanglosigkeiten als Bindemittel nicht fehlen dürfen. Wenn ein Thema ein solch historienreicher Boden wie das Wesertal von Münden bis Bremen ist, so gibt es alles in allem trotzdem ein ansprechendes und lebendiges Buch, das gewiß Leser finden wird, zumal das Wesertal in dem Zaunertschen Deutschen Sagenschatz (bei Diederichs), einer sehr viel höher stehenden Sammlung, der sonst der Vorzug zu geben wäre, noch nicht vertreten ist. G. Franz (Marburg).

7. Naturwissenschaft, Technik.

Clauß, Ludw. Ferd.: Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker. Eine Einführung in die vergleichende Ausdrucksforschung. Mit 231 Abb. auf 86 Taf. München: Lehmann 1929. XVI, 100 S. 10,—; geb. 13,—.

Es ist eigentlich ein neues wissenschaftliches Forschungsgebiet und Forschungsverfahren, an das Clauß sich hier heranwagt; eine neue Wissenschaft, die „seelenkundliche Anthropologie", die er der bisher hauptsächlich mit naturwissenschaftlichen Methoden arbeitenden Rassenkunde an die Seite stellen möchte. Sein Verfahren ist nicht auf Messen und Zählen gerichtet. Er will das ganze innere Wesen des Menschen und bestimmter Menschenarten erfassen und gleichsam auf eine Formel bringen. Er glaubt dies durch ein völliges Sichhineinleben in die Seele des anderen und der anderen erreichen zu können. Wenn dabei auch keine Gesetze aufgestellt werden könnten, so sei doch durch gute Beispiele das Ganze verstehbar und einsehbar zu machen. Auf Grund seiner bisherigen Studien möchte Clauß zunächst fünf Hauptgruppen —Stiltypen — der Menschen annehmen: den Leistungs-, den Darbietungs-, den Berufungs-, den Erlösungs- und den Enthebungstypus, die der Reihe nach etwa der nordischen, mittelländischen, wüstenländischen, vorderasiatischen und turanischen Rasse entsprechen sollen. Bei dieser Einteilung seien nicht Eigenschaften und Begabungen, sondern die ganze Einstellung der Gruppen zum Leben überhaupt ausschlaggebend gewesen. Begabte und Unbegabte, Schurken, Helden und Heilige kämen in allen Rassen vor, die Angehörigen jeder Gruppe seien aber auf ihre eigene Weise edel oder gemein, gescheut oder dumm u. s. f. Die Unterschiede der Rassen seien Unterschiede des Stils, nicht solche der Eigenschaften. Völlig abwegig sei deshalb auch jede Rang- und Wertordnung der Rassen. In dieser Stellungnahme zeigt sich jedenfalls die Vorurteilslosigkeit des Verfassers. Aber auch sonst verdient wohl sein ernstes Bemühen, den Dingen auf

den Grund zu kommen, Anerkennung. Freilich auf allgemeine Zustimmung werden die stark im Rahmen des Gefühlsmäßigen bleibenden Ausführungen Clauß' nicht rechnen können. Das weiß auch Clauß, für den es sich im ganzen noch um ein Tasten und Wegsuchen bei seinen Forschungen handelt.

G. Kohfeldt (Rostock).

Günther, Hans F. K.: Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes. Mit 100 Abb. u. 13 Kt. München: Lehmann 1929. 152 S. 3,—; geb. 4,50.

In der Wissenschaft von den Menschenrassen gibt es zur Zeit kaum irgendwelche festen und unbestrittenen Sätze. Alles ist unsicher: der Begriff der Rasse, die Zahl der Rassen, die Beständigkeit und Veränderlichkeit der Rasse, die Bedeutung der Reinrassigkeit und der Blutmischung u. v. a. Bedenkt man, daß das Forschungsobjekt dieser Wissenschaft naturwissenschaftlich wie historisch ganz besonders schwer zu fassen ist, so kann diese Lage auch nichts Überraschendes haben. Nur mit größter Vorsicht und Geduld läßt sich hier nach und nach schrittweise ein wenig weiter kommen. Die Abfassung eines Lehrbuchs für Laienkreise erfordert aber noch besondere Vorsicht. Günther hat es hieran durchaus fehlen lassen. Er erklärt selbst, daß er „vieles in bestimmterem Ton gehalten habe, als die Sache es eigentlich zuließe". Dazu kommt, daß er dauernd mit ästhetischen, moralischen und politischen, also unwissenschaftlichen Wertungen arbeitet. So überschüttet er den Leser mit einem Wirrwarr von vorgeschichtlichen und entwicklungsgeschichtlichen Hypothesen, die höchstwahrscheinlich keine lange Lebensdauer haben werden, und andererseits mit seinen eigenen Ansichten über die Tugenden und Schönheiten der einen Rasse, zu der er sich selbst rechnet, und über die Minderwertigkeit aller übrigen. Es wäre zu wünschen, daß einmal von einem unbefangen wissenschaftlichen Standpunkt aus eine Einführung in die Rassenkunde geschrieben würde.

G. Kohfeldt (Rostock).

Hodann, Max: Onanie weder Laster noch Krankheit. Berlin: Universitas 1929. 91 S. 1,80; Lw. 2,60.

Der Berliner Stadtarzt Max Hodann hat in seinen zahlreichen Schriften (insbesondere in dem zusammenfassenden Werk „Geschlecht und Liebe") in glücklicher Weise das von Forel begonnene Werk fortgesetzt: durch eine ebenso ernste und wissenschaftliche wie volkstümliche und radikale Aufklärungsarbeit dem aus sozialer Not, Unwissenheit und Aberglauben erwachsenden Sexualelend zu Leibe zu gehen, was zuweilen nicht ohne Auseinandersetzung mit der Kirche abgeht als dem historischen Gegner naturwissenschaftlicher Ergebnisse. Im Ton und in der Stoffwahl ist Hodann, der die zahlreichen neueren Forschungsergebnisse verwertet, der bessere Popularisator. 90—95% aller Menschen onanieren in größeren Lebensabschnitten, im allgemeinen ohne gesundheitliche Folgen. Die verhältnismäßig seltenen Schädigungen kommen, wie schon Forel feststellte, auf Rechnung einer nervösen Konstitution. In der Regel sind sie überhaupt nicht Folgen der Onanie, sondern der darüber grassierenden moraltheologischen Schriften, die mit ihren Drohungen von Rückenmarksdarre usw. besonders bei Jugendlichen schwere Angstneurosen hervorrufen. Hier wird die kleine Monographie vielen helfen können. In gewissenhafter Untersuchung wird der mittelalterlich-theologische Aberglauben zerstört und einem wissenschaftlichen Standpunkt zu seinem Recht verholfen.

E. H. Ackerknecht (Leipzig).

Scheffelt, E.: Die Vogelwelt unserer Heimat. Mit 51 Bildern und 2 farb. Taf. Freiburg: Herder 1928. 182 S. Geh. 4,20.

Die hauptsächlichsten heimischen Vögel werden, nach Jahreszeiten und Landschaften geordnet, beschrieben. Die Darstellung ist oft reichlich trocken (Gewichtsangaben von Singvögeln gehören beispielsweise nicht in ein volkstümliches Vogelbuch, das vor allem lebenskundliche Charakterbilder bringen sollte). Unter den Abbildungen erkennt man einige uralte Holzschnitte naturkundlicher Lehrbücher wieder; die vom Verfasser selbst hergestellten sind von einer fast grotesk anmutenden Unbeholfenheit und hätten besser wegbleiben sollen; das einzige taugliche Bild ist die sehr zügige Künstlerzeichnung auf dem Einbanddeckel. — Für das Buch bestand in dieser Form keine Daseinsnotwendigkeit, da es in dieser Art bedeutend Besseres gibt.

C. Barth (Stettin).

Small, James: Geheimnisse der Botanik. 7 ausgew. Kapitel aus der modernen Pflanzenkunde. Stuttgart: Franckh 1929. 79 S. Lw. 2,—.

Dieses Kosmos-Bändchen behandelt einige biologische Probleme aus der Pflanzenwelt, in erster Linie den Stoffwechsel und etwas zu kurz die Pflanzengemeinschaften. Es ist gemeinverständlich abgefaßt, aber selbst für sehr bescheidene Ansprüche gar zu anspruchslos. Bei dem heutigen Stande der biologischen Wissenschaften greift auch der nur oberflächlich interessierte Leser besser zu einem etwas gründlicheren Werk. O. Schnurre (Berlin).

8. Verschiedenes.

Das Deutschlandbuch. 296 Bilder in Kupfertiefdruck. Mit einer Einführung von Rudolf Presber. Berlin: Franke 1930. XXIV, 296 S. Lw. 4,80.

Auch dies neue Deutschland-Bilderbuch bietet Aufnahmen aus dem ganzen Deutschen Reich, vom Bodensee bis zur Kurischen Nehrung. Gewiß darf zugestanden werden, daß die reiche Auswahl nicht ohne Geschick getroffen ist. Trotzdem wird in der Regel dem „Blauen Buch" der Vorzug gegeben werden müssen, denn hier ist die Reproduktion klarer; außerdem ist es billiger („Die schöne Heimat", vgl. B. u. B. 1928, S. 246). — Die Einleitung Presbers, in der einige Heimatgedichte zitiert sind, ist etwas schwülstig ausgefallen. Wir kennen, etwa von Paquet, lebendigere und treffendere Charakterisierungen einzelner deutscher Landschaften, und diese sind wertvoller als allgemeine Andeutungen, weswegen dieses Buch ein „Volksbuch" sei. J. Beer (Frankfurt a. M.).

Francé, R. H.: So mußt Du leben! Mit 11 Bildern. Dresden: Reißner 1929. 182 S. 3,30; Lw. 5,80.

Der bekannte Verfasser, der in seinen früheren Büchern schon immer die lebendige Welt der Natur der begrifflichen Regelwelt des Menschen entgegenstellt, macht in diesem Werk den Versuch, das Leben des Menschen selbst an den sich im Wechselspiel der organischen Natur abhebenden „Lebensgesetzen" abzumessen. Er vertritt mit Recht den Grundgedanken, daß alle gewachsenen Lebensformen der harmonischen Gestaltung zustreben, und daß im Lebensgeschehen nötigenfalls die Kräfte entstehen können, die den harmonischen Ausgleich auch gegen Willen und Denkordnungen der Menschen erzwingen. Er findet darum die beste Lösung auch für den Einzelmenschen in einer bewußten Unterordnung unter die Forderungen der Natur, der in keiner Weise der Mensch als Lebewesen entrinnen kann. Mit der erreichten Harmonie tritt gleichzeitig, wie er am hervorragend geeigneten Beispiel des Waldes zeigt, innere Beruhigung und ein sich immerwährend erneuernder Kreislauf ein. — Das Werk leitet seine Grundgedanken von Anfang an aus Beispielen her, die der Naturwissenschaft entnommen sind; eigentliche Lebensregeln, die der Leser wohl nach der Überschrift des Buches erwarten könnte, werden aber nicht geboten. Für nachdenkliche Leser, die keine besondere Vorbildung mitzubringen brauchen. C. Barth (Stettin).

C. Schöne Literatur.

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Ammers-Küller, Jo van: Frauenkreuzzug. Roman. Übers. von F. Dülberg. Bremen: Schünemann 1930. 397 S. Lw. 9,—.

Der „Frauenkreuzzug", der eine Ergänzung der „Frauen der Coornvelts" sein soll, stellt den anfangs mit harmlosen Mitteln geführten, dann immer agressiver werdenden Feldzug der englischen Frauen für Einführung des Frauenwahlrechts dar. Joyce, ein junger verwaister Abkömmlung der altangesehenen holländischen Familie, wohnt vorübergehend bei reichen Verwandten in London und sieht dort voller Begeisterung die Kämpfe der Suffragetten, denen sie sich nach kurzer Zeit

anschließt. Nach einigen Jahren aufopfernder Mitarbeit findet sie bei einem mutigen Vorstoß den Tod. — Anmerkungen und Literaturangaben und die Behandlung des Stoffes beweisen, mit welchem Eifer die Verfasserin geschichtliches Material zum Aufbau ihres Buches zusammengetragen hat. Umsomehr bedauert man es, daß sie das heute wieder besonders interessante Thema mühsam mit einer unergiebigen Romanhandlung verquickt hat, statt eine kurze klare Darstellung der Suffragettenbewegung schlechthin zu geben. In dieser Form vermag das Buch weder einfache noch geschulte Leser zu fesseln. Leider wimmelt es auch von mehr oder minder groben Druckfehlern. — Entbehrlich für deutsche Volksbüchereien.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Göttingen).

Ammers-Küller, Jo van: Maskerade. Roman. Übers. von E. Otten. Leipzig: Grethlein 1929. 345 S. Lw. 9,—.

Die achtzehnjährige Tochter eines kleinstädtischen Professorenhauses fühlt sich heftig angewidert durch die doppelgesichtigen und unehrlichen Beziehungen zwischen jungen Mädchen und jungen Männern. Verstört durch unverstandene Erlebnisse und dem Ideal einer rein geistig-seelischen Verbindung nachjagend, gelingt es ihr Jahre hindurch nicht, eine Ehe zu schließen. Spät heiratet sie einen guten, vernünftigen Mann, nur um Kinder zu haben, die ihr auch geschenkt werden. Das Fehlen einer wirklichen Leidenschaft für ihren Mann stürzt sie in häufige nervöse Depressionen, die sich bei einem Wiedersehen mit einem einst verschmähten Jugendfreund zu einer Krise zuspitzen. Aber die starken Mächte ihrer Umgebung lassen die Frau an dem einmal gewählten Leben festhalten. — Es handelt sich, wie die Verfasserin im Nachwort selbst sagt, um Probleme, die uns heute wenig mehr angehen, da sich inzwischen im Verhältnis der Geschlechter und in den Forderungen der weiblichen Bildung ein ungeheurer Umschwung vollzogen hat. Die damaligen gesellschaftlichen Zustände sind breit und etwas oberflächlich dargestellt, die Menschen wirken weniger erlebt als erfunden. Für deutsche Volksbüchereien überflüssig.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Göttingen).

Bedel, Maurice: Graf Molinoff erobert die Touraine. Roman. Aus dem Franz. übers. von L. v. Jakobi. Hamburg: Enoch 1929. 182 S. Lw. 5,50.

Dieser brauchbare Unterhaltungsroman zeigt einen russischen Aristokraten, der als mittelloser Emigrant in der Touraine lebt, als Koch eines heraufgekommenen und hier residierenden bolivianischen Plantagenbesitzers sein Brot verdient, zugleich aber der ausgesprochene Liebling des eingesessenen Landadels wird. Seine Kochkünste machen ihn dem einen, insbesondere seiner Gattin, unentbehrlich, sein „blaues Blut“ wittern die andern, er wird ihnen zum Halbgott und der Geliebte eines adligen Fräuleins. So verstrickt er sich in Handlungen, die an Hochstapelei grenzen, und entzieht sich den Konsequenzen durch Flucht ins Ungewisse. Die Gegenüberstellung unkultivierten Protzentums bei dem bolivianischen Ehepaar und des königtreuen Politisierens eines verknöcherten und überlebten Landadels ist nicht übel gelungen. J. Beer (Frankfurt a. M.).

Beheim-Schwarzbach, Martin: Die Michaelskinder. Roman. Leipzig: Insel-Verlag 1930. 341 S. Lw. 7,50.

Knapp vor dem Beginn der Renaissance, um die Mitte des 15. Jahrhunderts, drängt die Welle der mystischen Religiosität noch einmal so stark empor, daß selbst die Kinder mit dumpfen und unerschlossenen Seelen, des Lebens unkundig und voll von Furcht, sich zusammenschließen zu Wallfahrten, die Kreuzzügen ähnlich sind. In diesen Jahren „der blinden Eiferer und der zärtlichen Toren“ geschah es, daß aus einem abgelegenen lüneburgischen Heidedorf die Kinder — in einer furchtbaren Nacht sämtlich verwaist — aufbrachen, um zum Heiligtum des Michael bei Avranches in der Normandie zu pilgern. Aber wenngleich die Führerin des Zuges eine kleine Heilige ist — sie zeigt die Wundmale auf den Händen, wie Therese von Konnersreuth! — es bedurfte kaum der List des Teufels, der die Irrenden zu verderben trachtet, um diese Fahrt allein an den äußeren Bedingungen der Natur und der Schlechtigkeit der Menschen scheitern zu lassen. Ganz grauenvoll sind die Szenen, unter denen der lawinenartig anschwellende Zug doch immer wieder die

schrecklichsten Verluste erleidet, bis dann die letzten ein Opfer des Rattenfängers von Hameln werden und nahe der Stadt in den Klütbergen elend erfrieren. — Diese im einzelnen fesselnde und zu dramatischer Spannung sich verdichtende Handlung ist doch im wesentlichen als Symbol eines Ringens zu verstehen um das letzte Unbedingte des Glaubens, eines Kampfes mit dem immer wachen Zweifel, der auch das heiligste Gebaren in Frage stellt. „Oftmals ist das, was von da oben kommt, unverständlich und grausam und stürzt uns in Verwirrung.“ Die oft durch ein legendäres Band mit der Handlung verknüpfte Idee erhellt von selbst, daß dieser Roman in die Hände gereifter und denkender Leser gehört, trotz der verhältnismäßig schlichten Erzählweise. Mittlere und größere Büchereien sollten sich das tiefe und ernsthafte Werk jedoch nicht entgehen lassen.

E. Guttmann (Breslau).

Eckhel, Anna Hilaria von: Die Königreiche der Trine Hansen. Roman. Breslau: Bergstadt-Verlag 1929. 307 S. Geb. 7,—.

Dieser Roman spielt nicht wie die meisten anderen Romane der Verfasserin in Wien, sondern in Italien, und ist mit der ganzen österreichischen Liebenswürdigkeit und Eleganz geschrieben, die schon zu bestechen vermag. Die Art der Erzählung erinnert an Memoiren irgendeiner Hofdame, trotzdem es sich hier nur um die Familiengeschichte eines altehrwürdigen Triestiner Kaufmannsgeschlechtes handelt. Dieser Roman würde das Entzücken gewisser „bürgerlicher“ Leserinnen sein. Trotzdem wird man für eine Einstellung nicht eintreten können. Das ist bis zu einem gewissen Grade zu bedauern, denn aus der Fülle der Gestalten, die an einem vorüberziehen, hebt sich ein Frauenbild heraus, das wirklich echt und schön ist: Die Frau eines ehrgeizigen, aber innerlich haltlosen Mannes, der zwar vielversprechende Anläufe nimmt, aber nicht vermag das Errungene weiterzuführen, stellt sich nach jedem neuen Ruin nur immer fester und stärker an seine Seite und wird so innerlich und äußerlich zum Träger der Familie.

Annemarie Kossak (Frankfurt a. M.).

Fönhus, Mikkjel: Jaampa, der Silberfuchs. Hrsg. von J. Sandmeier. München: Beck 1930. 205 S. 4,35; Lw. 5,80.

Wer Mikkjel Fönhus' „Trollelch“ und den Erzählungsband „Die Wildnis braust“ gelesen hat, wer darin erlebt hat, daß hier ein Dichter nicht nur Tiererlebnisse darstellt, sondern zugleich den brausenden Atem der wilden Natur in seinen Erzählungen eingefangen hat, der wird von seinem neuen Buche viel erwarten. Gewiß ist auch dieser Roman eines Silberfuchses, der oben in den Urwäldern Nordskandinaviens als Junges gefangen, eine Zeitlang in einem Silberfuchsgehege gehalten wird und schließlich, wieder frei geworden, in einem andern Teile Norwegens sein wildes Leben zuende lebt, eine gute Tiergeschichte, über dem Durchschnitt der üblichen Tiererzählungen stehend. Und doch muß man sagen, daß das Buch das unmittelbar Mitreißende der früheren Werke nicht mehr hat. Wohl sind es noch einzelne Teile, in denen des Dichters starke Gestaltungskraft durchbricht, aber daneben stehen andere, die nach der Konvention gemacht sind, die nicht höher stehen als etwa Fleurons Naturdarstellung. Vielleicht tue ich Fönhus unrecht, aber mir will doch scheinen, als sei hier im „Jaampa“ ein erster Ansatz zum Abgleiten ins Schriftstellerische. Das wäre bei keinem so schade wie bei diesem Dichter, der sich mit den beiden früheren Werken in die allererste Reihe der Tierdichter gestellt hat. Hoffen wir, daß es nur ein einmaliges Abgleiten war!

K. Schulz (Gera).

Freuchen, Peter: Der Nordkaper. Ein Roman. Berlin: Safari-Verlag 1930. 329 S. Lw. 6,50.

Wieder ein rauhes Heldenlied aus dem Land der Eskimos. Aber der Held ist diesmal nicht einer der „Menschen“ (wie sich die Eskimos bekanntlich selbst nennen), sondern ein Amerikaner, Danco Kellar aus Boston, Walfängerkapitän auf dem Segelschiff „Nordkaper“ im Dienste der Reederei Lambson, Duck und Lambson. Wir erleben es mit, wie er die verwegenen Burschen, die sich auf solche Schiffe anheuern lassen, durch seine beispiellose Ausdauer, Unerschrockenheit und Härte, aber auch durch sein überlegenes Sachverständnis als Seemann und Wal-

fänger gefügig macht, wie er sie immer wieder, ohne dabei vor einem Totschlag zurückschrecken, zurechtprügelt, um die gewinnbringende Ermordung der Urwelttiere auf eine rekordhafte Höhe treiben zu können. Und wir sind erschüttert von den hilflosen Regungen des Selbsthingebungstriebes, der auch in diesem scheinbar ganz auf Selbstbehauptung gestellten Manne sein Recht haben will, sich aber schließlich nur noch in dem Verhältnis zu den Eskimos ausleben kann. In einem Schiffbruch, den Kellar, als ein grandioses Fest der Rache an seiner Besatzung und an seiner Reederei, selbst herbeigeführt hat, gipfelt der Roman. — Mit dem „Nordkaper" hat Freuchen die Gegenwartsliteratur wieder um ein wahrhaft monumentales Werk bereichert. Und wie wunderbar versteht er es, jene scheinbar so öden und leeren Himmelsstriche mit immer neuen Reizen zu erfüllen. Nach dem zweibändigen Roman von Mala, dem Großfänger (vgl. Jg. 8 d. Z. S. 370f. und Jg. 9 S. 456), konnte man glauben, dieses Milieu sei nun gewissermaßen erschöpft. Aber man braucht nur an die beiden Szenen in dem neuen Buche zu denken, in denen das eine Mal die ihr Junges säugende Walfischmutter, das andere Mal Wale in der Paarung gemordet werden, oder an Allinaluk, die in der äußersten Not von den Leichen ihrer Wandergenossen zehrt, um zu wissen, daß für Freuchen jene Welt unerschöpflich und voll schrecklicher Wunder ist. Was mag er in den beiden Eskimoromanen, die noch kommen sollen (der eine ist soeben im dänischen Original erschienen), alles heraufbeschwören! „Es ist der Fall eingetreten", möchte man nach Art der Eskimos sagen, „daß man schon jetzt ein wenig zerschmettert ist". — Für alle Büchereien, aber nicht für zart besaitete Leser.

E. Ackerknecht.

Gladkow, Fjodor: Marußja stiftet Verwirrung. Roman. Wien: Tal 1930. 188 S. 3,25; Lw. 4,50.

Gladkows neuer Roman schildert nicht die Fabrik, sondern ein Sowjet-Sanatorium am Meer. Wie in Hamsuns „Letztem Kapitel", wie in Thomas Manns „Zauberberg" ist das Sanatorium nicht Selbstzweck. Gladkow gibt keinen Roman von Krankheit, Tod und Genesung im medizinischen Sinne, sondern das Sanatorium ist konzentriertes Sinnbild des Lebens überhaupt, das sich in ihm ursprünglicher und nackter entfaltet als im Werktag. Diese Menschen des Sowjetsanatoriums sind treue Bolschewisten, die an ihrem Platze für ihre Idee gekämpft haben, sie sind Opfer der Arbeit, die hier Genesung suchen. Alte und Junge, Männer und Frauen weilen hier. Sie kommen aus den verschiedensten Schichten und Landschaften. Im Leben draußen sind sie alle geeint in ihrer Weltanschauung, hier aber in der Ruhe, in der Fremde, die ein wahrer Zauberberg ist, entfaltet sich ihr Menschentum in seiner Vielfalt. Da entdecken die Besten von ihnen, der große Wirtschaftsorganisator ebenso wie der junge Kommunist, daß sie über der Arbeit die Natur und die Seele vergessen haben. Da erleben sie die Wahrheit des Wortes Lenins: „Ein Revolutionär muß träumen können, wenn er kein hoffnungsloser Philister ist". Ihre Sehnsucht nach seelischer Entfaltung und Naturnähe kommt zum Durchbruch durch die junge Kommunistin Marußja. Sie ist jung, 17 Jahre alt, schön, voll Leben und Heiterkeit, „trunkene Sonne", wie der Originaltitel lautet. Sie ist naturverbunden, ganz ursprünglich in ihrer Menschlichkeit, und sie wird geliebt von dem großen ernsten Führer wie von dem unsicher tastenden jungen Bolschewisten. Aber, und damit bricht der Roman nur scheinbar ab, denn aus seiner Grundhaltung ist dieser Schluß, der viele Leser enttäuschen wird, notwendig, diese Liebe wird nicht Mittelpunkt oder Gipfel, sie findet keine Lösung, nur einzelne Stunden des Glücks und der Trauer; denn wieder fordert der Alltag sein Recht, und diese Menschen geben es ihm, denn sie sind Gläubige einer neuen Zukunft. — Der Roman ist ein künstlerisch sehr stark gestaltetes Zeitbild des neuen Rußlands, vor allem auch der jüngeren Generation (er ergänzt hier wesentlich die Kostja Rjabzew-Bücher Ognjews; vgl. B. u. B. 1928, S. 196f.). Er ist keine billige Verherrlichung des Bolschewismus, er zeigt auch die Schwächen der Mitläufer, die Zweifel der echten Anhänger. Die Schilderungen der Menschen wie der Natur sind gleich lebenswahr. Eines der wertvollsten Bücher des neuen Rußlands, daß nicht nur in den Großstadtbüchereien vorhanden sein sollte.

C. Wormann (Berlin).

Gregory, Alexander: Die P... kehrt zurück und andere Novellen. Stuttgart: Engelhorn 1930. 219 S. 4,—; Lw. 6,—.

In der Charakterisierung der handelnden Personen wie überhaupt in der Wahl der dargestellten Situationen und Lebensumstände stehen diese Novellen auf der Grenze zum Erklügelten; sie werden jedenfalls den meisten Volksbüchereilesern nichts zu sagen haben. Denn diese können gewiß nichts anfangen mit den merkwürdigen Erlebnissen der aus Rußland gebürtigen, zur Diva arrivierten großen Sängerin P...., bei einer Konzertreise ins heutige Rußland, die zu einem jähen Ende führen, einer späten Liebe wegen. So steht es auch mit dem tragischen Tod eines Morphinisten, den die ihn liebende Ärztin zu retten sucht, oder mit dem Selbstmord eines talentierten, jungen Musikers, der an der Theaterroutine seine hochfliegenden, aber haltlosen Pläne scheitern sieht und den die aufopfernde Liebe der Mutter nicht stützen kann; so ist endlich die Ironie nicht leicht verständlich, die darin liegt, wenn Peter Rümeling, Inhaber einer Chamottefabrik, einen mißglückten Ausflug in die Schriftstellerei und in eine möglichst unbürgerliche Geselligkeit unternimmt. J. Beer (Frankfurt a. M.).

Haken, Bruno Nelissen: Der Fall Bundhund. Ein Arbeitslosenroman. Jena: Diederichs 1930. 240 S. Kart. 3,80; Lw. 4,80.

Dieser Roman, der den Verfasser mit seiner eigenen Behörde in Konflikt brachte, stellt viel mehr dar als einen einzelnen Fall und mehr als das sozialpolitische Problem der Arbeitslosigkeit. Ein stellungsloser Akademiker erhält eine Beschäftigung im Sozialen Amt; er wird amtlich und menschlich in den „Fall" des Arbeitslosen Bundhund verwickelt, der wegen Erwerbsunfähigkeit ausgesteuert wird und, als er wegen seines hartnäckigen Widerstandes verhaftet werden soll, schließlich als gemeingefährlich von der Polizei erschossen wird. Die einfache Fabel wird mit nicht gewöhnlichen künstlerischen Mitteln ins Schicksalhafte gehoben, wodurch jede direkte Tendenz hinfällig wird. Umso klarer tritt ein gesamtmenschlicher Zustand heraus, der die Gerechtigkeit aufs Tiefste verwundet. Nicht irgend eine einzelne Einrichtung wird angegriffen, sondern das „Soziale Amt" als eins unter vielen Symptomen einer Ordnung und Gesittung, die es dem Akademiker als Bearbeiter des Falls Bundhund unmöglich macht, Gerechtigkeit zu üben. Die blutleere Mechanik des Apparats, der Parteien, der Interessen, mit einem Worte: der Macht, reißt eine Kluft auf zwischen dem, der in Not ist, und dem, der helfen will. In dem Roman, dessen eigenwüchsiger, angespannter Stil hier und da noch etwas Sparsamkeit in den Mitteln ertrüge, lebt eine Empörung, die sich mit bitterer Resignation verbindet. Er sollte in allen, zumal in großstädtischen Büchereien eingestellt werden. H. Stresau (Berlin-Spandau).

Hamsun, Knut: August Weltumsegler. Roman. München: Langen 1930. 390 S. 5,50; Lw. 8,—.

Der Roman gibt die Fortsetzung des Landstreichers und zeigt, wie die beiden Freunde August und Edevart noch einmal das Heimatdorf in den Taumel eines künstlichen Aufschwunges jagen, bis die Gründerzeit ein schmähliches Ende nimmt, wie dereinst die Stadt Segelfoß. Das heißt, der Unruhgeist ist August ganz allein, denn Edevart ist aus Amerika zermürbt und gebrochen heimgekehrt als ein lebendiges Mene-tekel der amerikanischen Zivilisation. Nur August ist unverwüstlich geblieben und läßt sich nicht unterkriegen, wenn er auch stark gerupft wird. Er zieht am Ende wieder in die Welt hinaus, während hinter ihm der Heimatort zurücksinkt in seine Armut, die einst selig war und nun bedrückend ist. Das Ganze ist reich an einzelnen wundervollen Szenen, läßt als Ganzes aber in seiner Breite eine sinkende Gestaltungskraft erkennen. Mit dem Problem der Zivilisation ist Hamsun doch nicht recht zuende gekommen, über das Sichbegnügen mit der Erde und dem urväterlichen Brauch kommt es nicht hinaus. Wer Ansätze dazu aus den letzten Bänden zu verspüren glaubte, sieht sich nun enttäuscht. Eine düstere Schwermut liegt über dem Buche. Trotzdem wiegt es noch viele Tageserscheinungen auf und wird dem, der den Dichter liebt, willkommen sein.

W. Schuster.

Istrati, Panait: Michail. Jugend des Adrian Zograffi. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1931. 266 S. Geh. 4,—; Lw. 6,—.

In gewissem Sinne ist dies Buch, die Fortsetzung des „Kodin", eine Enttäuschung: Es wird, besonders im ersten Teile, zu viel geredet, und zwar über die Jungmännerfreundschaft, der dieser Band gewidmet ist. Der zweite Teil enthält wieder einige eindringliche Skizzen aus dem Proletariat von Braila. Doch kommen auch die Gestalten der drei Freunde nicht plastisch genug heraus und erreichen nicht mehr die Größe und Fülle des Kodin, des Onkels Dimitri oder des wundervollen albanesischen Bäckers Kir Nikola. Die im Mittelpunkt stehende Figur des einst reichen weltweisen Wanderers Michail, mit dem Adrian Zograffi sich am Ende auf die Wanderschaft begibt, bleibt schemenhaft, es fehlt ihr das leidenschaftliche Temperament, das Herzstück aller Menschen des Istrati. So wird man mit der Einstellung ruhig abwarten können, bis man Klarheit darüber erhält, ob das nächste Buch nun von der Wanderschaft der beiden Freunde wieder lebendiger ist. Dann allerdings wird man es einstellen, um den Lebenslauf des Adrian Zograffi, hinter dem sich wohl zum guten Teile der Dichter selber verbirgt, in allen seinen Stationen verfolgen zu können. W. Schuster.

Seidel, Ina: Das Wunschkind. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1930. 2 Bde in 1 Bd geb. 568 und 483 S. Lw. 12,50.

Schon einmal hat uns Ina Seidel in das Mainz der Revolutionszeit geführt, nämlich in ihrem „Labyrinth" (vgl. Jg. 2 d. Z. S. 14). Ja es findet sich dort sogar ein Momentbild, aus dem wir sehen, wie lange schon das neue Werk in der Seele der Dichterin keimte: Dem von einer Reise heimkehrenden George Forster begegnet ein kleiner Leichenzug, der das Kind eines preußischen Offiziers zu Grabe geleitet, eines geborenen Mainzers, der „auf dem Wege ins Feld seine Frau und deren Schwester, Töchter eines Generals von Tracht, mit seinem kleinen Sohn für die Dauer der Campagne zu seiner hier lebenden Mutter gebracht hatte". Der neue Roman beginnt mit dem Sterben des Kindes und mit der geheimnisvoll heroischen Empfängnis des „Wunschkindes", mit der gewaltigen Darstellung einer jener Schicksalsnächte, in denen uns — nach Goethes dunklem Wahrwort — „fremde Fühlung überfällt". Und nun sehen wir Cornelie von Echter, die eigentliche Heldin des Buches, im Bewußtsein ihrer neuen, gewissermaßen vom Himmel herabgezwungenen Mutterschaft, wie einen Genius des Lebens unbeirrbar durch alle die Schrecknisse gehen, die ihr die nächsten Monate bringen, durch die vorausgeahnten wie den Schlachtentod des geliebten Mannes und durch die ungeahnten wie den Tod der lebensfrohen Schwester Charlotte und den Fluch des gewalttätigen Vaters. Wir sehen den jungen Christoph ein reiches Kinderglück genießen, dessen beide Pole die fast mystische Verbundenheit mit der Mutter und die Liebe zu seiner Pflegeschwester und Base Delphine sind, dem seltsamen Flattergeistchen, dessen Geburt Charlotte das Leben gekostet hatte. Wir erleben es, wie die Kraft des Wünschens, der er sein Dasein verdankt, sein ganzes Wesen durchdringt, wie das Vertrauen auf sie ihn segnet und zum Segen macht für alle, die um ihn sind. Wir begleiten den Zehnjährigen nach dem Tode der Mainzer Großmutter zum grollenden Großvater in die Priegnitz, den Dreizehnjährigen als Fahnenjunker in die Schlacht von Jena, den Siebzehnjährigen als Studenten auf die Universität Berlin und den Zwanzigjährigen in den Freiheitskrieg, der ihm den Tod bringt und damit ein letztes Glück: nimmer erfahren zu müssen, daß ihm Delphine verloren ist. Von Cornelie aber, der Schmerzensmutter, wissen wir, daß sie ihr vielgeprüftes Herz den Waisen des Krieges schenken wird. — Diese Andeutung der Haupthandlung läßt nicht ahnen, wie gestaltenreich die Welt des ancien régime, der Revolution, des napoleonischen Heeres, der Romantik, der Freiheitskriege ist, durch die sich Mutter und Sohn bewegen. Was sind das für unvergeßliche Charakterköpfe: der alte fridericianische Frondeur von Tracht, die stolze „grande maman" von Echter, der weise Graf Sixtus von Walbrun, ein katholischer Heiliger aus Voltaires Zeit, der romantische Arzt und Mesmer-Schüler Buzzini, um nur einige zu nennen! „Das Wunschkind" ist eine der großen epischen Dichtungen, die trotz der Kunst der Wiederbelebung vergangener Zeiten, die wir an ihr bewundern kön-

nen, mit dem Begriff eines historischen Romanes nicht befriedigend zu kennzeichnen ist. Noch mehr als beim „Labyrinth" ist es der Dichterin hier gelungen (und erst recht als Fontane in seinem als Zeitbild vortrefflichen Roman „Vor dem Sturm"), das Vergängliche zum Gleichnis zu erheben. — Schon mittlere Büchereien, die das Buch erschwingen können, sollten es für ihre ernstesten Leser bereithalten.

E. Ackerknecht.

Stegemann, Hermann: Die letzten Tage des Marschalls von Sachsen. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1930. 265 S. Lw. 6,50.

Die historischen Romane Stegemanns erwachsen aus reichen und vielseitigen historischen Kenntnissen, ihre Handlung ist in der Regel — so auch hier — kunstvoll aufgebaut. Doch fehlt die ursprüngliche Lebendigkeit; das etwas aufdringlich Gewollte der Komposition und die stilistischen Übertreibungen (Häufung der schmückenden Beiwörter) erschweren den reinen Genuß. Die Volksbücherei wird deshalb diesen Roman nur brauchen, wenn sie mit einem besonderen Interesse für die behandelte Person und die geschilderte Zeit rechnen muß. Das wird jedoch nicht die Regel sein; denn das Bild Moritz' von Sachsen, des Sohnes Augusts des Starken und der Gräfin Aurora von Königsmark, ist verblichen, seine kriegerischen Taten als Marschall Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. gehören der Kriegsgeschichte an. Seine menschlichen Eigenschaften freilich finden hier eine feinsinnige Charakterisierung, insbesondere in der Darstellung seiner letzten Leidenschaft, der einzigen, bei der er, der große Don Juan, resignierend seinem Nebenbuhler das Feld räumt.

J. Beer (Frankfurt a. M.).

Wiechert, Ernst: Geschichte eines Knaben. Tübingen: Wunderlich 1930. 93. S. Lw. 3,50.

Wie ein exotischer Bruder des Heiner aus dem „Freund Hein" von Emil Strauß mutet uns der Held der vorliegenden Schülertragödie an. Und wie diesem ein lebensstarker Freund zur Seite steht und doch nicht helfen kann, so ist es auch hier. Während aber bei Strauß die ganze Geschichte in süddeutscher Landschaft und schwäbischem Volkstum wurzelt, bildet es einen besonderen Reiz der Wiechertschen Erzählung, daß das Knabenschicksal, das sich in einer ostpreußischen Kleinstadt vollendet, weither seinen Lauf genommen hat, von Batavia auf Java, und daß es der Zauber der Tropen ist, der wie ein schweres, giftiges Arom die zarte Seele des Helden lähmt. Am Schluß mutet einiges (wie die Schlangengeschichte) romanhaft an. Da jedoch das Ganze spannend, stimmungsvoll und kultiviert erzählt ist, kann man diese kleinen Zugeständnisse an die Ausstattungsromantik in Kauf nehmen. — Das Büchlein wird schon in mittleren Büchereien dankbare Leser finden.

E. Ackerknecht.

D. Jugendschriften.

1. Bilderbücher, Kinderreime.

Andersen, H. C.: Die Prinzessin auf der Erbse. Ill. von Hedvig Collin. 6. Aufl. Berlin-Grunewald: Pestalozzi-Verlagsanstalt 1930. 4⁰. Geb. 3,—.

Volkmann-Leander: Goldtöchterchen. Ill. von H. Collin. Ebenda 1930. 4⁰. Geb. 3,—.

Die „Prinzessin" liegt jetzt schon in 6. Auflage vor. Die Bilder, weiß gehöhte Aquarelle auf braunem Grund, sind einfach, so daß jedes Kind sie verstehen kann, aber sie sind auch affektiert niedlich, wirken unecht wie gewisse englische Kinderpostkarten. In diesem Fall entspricht es ja etwas dem Märchen. Der Druck, Antiquablockschrift, ist von jedem ABC-Schützen leicht zu lesen. Die Übersetzung ist minderwertig.

Das kleine Märchen von Volkmann-Leander ist sehr anspruchslos, die Geschichte eines kleinen Kindes, das sich abenteuernd vom Hause entfernt und erst

spät in der Nacht von einem Engel zu den sorgenden Eltern ins Haus gebracht wird. Also ein Märchen zum Vorlesen für die ganz Kleinen. Antiquablockschrift. Die Aquarelle von flottem Pinselstrich, einfach für kindliches Verständnis, zeigen die gleiche unechte Affektiertheit wie oben, dabei fehlt ihnen die Originalität der Andersen-Illustrationen. (Hedvig Collin — eine Modekünstlerin.)

J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

Claudius, Matthias: Urians Reise um die Welt. Bilder von Irene v. Richthofen-Winkel. Köln: Schaffstein 1930. 16 Bl. Geb. 5,50.

Die anschauungsblassen Verse des guten alten Claudius eignen sich nicht für ein Bilderbuch. Daher kommt es wohl auch, daß die Künstlerin in ihren farbig-bewegten Bildern fast ganz auf die Darstellung von Tatsachen und Handlungen verzichtet. Dagegen zeigt sie mitunter feinen Sinn für die Atmosphäre der einzelnen (besonders der östlichen) Länder. Das interessiert aber die Kinder nicht. Man könnte das Buch — in Verbindung mit einer Übersichtskarte — als Anschauungsmaterial im erdkundlichen Unterricht verwenden. Nur für große Kinderlesehallen. G. A. Narciß (Breslau).

Grüger, Heribert und Johannes: Liederfibel 2. Teil. Kinderlieder in Bildernoten dargestellt. Breslau: Ostdeutsche Verlagsanstalt 1930. 39 S. Geb. 4,50.

In dieser neuen Folge (vgl. B. u. B. Jg. 7 S. 454) der inzwischen wohlerprobten Liederfibel sind den gewöhnlichen Liedertexten und Noten wieder feinfarbige Bildtafeln gegenüber gestellt, durch die die abstrakten Notenzeichen und der Hauptinhalt des Textes in die kindlichen Denk- und Vorstellungsformen übertragen werden. Die neben- und hintereinander angeordneten einzelnen Notenbilder sind in diesem zweiten Teil fast durchweg zu Gesamtbildern zusammengewachsen, Haltung und Bewegung der Figuren sind lebendiger und abwechslungsreicher, ein künstlerischer Fortschritt, der den Bilderbuchreiz wesentlich erhöht, der es dem Kind aber zugleich erschwert, die genauen Notenwerte und Tonintervalle zu erkennen. Der Auswahl der Lieder nach wendet sich auch dieser Band wieder an die Sieben- bis Zehnjährigen. Diese reizende, spielmäßige Anleitung zum Singen sollte in keiner Volksbücherei fehlen. G. A. Narciß (Breslau).

Kästner, Erich und Walter Trier: Das verhexte Telefon. Ein Bilderbuch. Berlin: Williams 1931. 10 Blatt. Kart. 3,90.

—: Arthur mit dem langen Arm. Ein Bilderbuch. Ebenda. 10 Blatt. Kart. 3,90.

Flüssige, schlagkräftige Verse, die in ihrer Unmittelbarkeit die Kinder sicher ansprechen werden. Übermütig-lustige, unbekümmerte Geschichten von allerlei kindlichen Unarten, die nun nicht kraft einer höheren Moral durch einen Vertreter des guten Prinzips bestraft werden, die sich vielmehr eines Tages aus sich selber rächen, wodurch die Kinder das Wesen der Dinge kennen lernen und ins rechte Verhältnis zu ihrer Umwelt gebracht werden sollen. Kästner spricht auch hier oft über die Kinder hinweg zu den Erwachsenen. Walter Trier verzerrt mit seinen farbigen, allzu flotten Pinselzeichnungen einen Teil der köstlichen Einfälle ins Groteske. — Für Großstadtkinder von vier bis acht Jahren. Antiqua.

G. A. Narciß (Breslau).

Kopp-Römhildt, Gertrud: Zehn kleine Hasen und ihre Erlebnisse. Eßlingen: Schreiber 1930. Geb. 1,60.

Die zehn kleinen Hasen sind Verwandte von den „Zehn kleinen Negerlein", von denen nach allerlei Fährnissen nur eines übrig bleibt. Das einsame letzte Häschen nimmt eine Frau und bald sind es wieder zehn kleine Hasen und die Geschichte ist zur Freude der kleinen Zuhörer unbegrenzt zu wiederholen. Text und Bilder sind einfach und kindertümlich, die Ausstattung gut. Für Drei- bis Sechsjährige. Irene Graebsch (Breslau).

Meißen, Conny: In die weite Welt. Ein Bilderbuch. Potsdam: Müller & Kiepenheuer 1929. 21 S. Hlw. 6,50.

—: Das Männchen. Eine Bildergeschichte für Kinder. Berlin: Stuffer 1926. 16 S. Kart. 1,60.

—: Das Männchen kommt zum Zauberer. Ebenda 1927. 16 S. Kart. 1,60.

Die Geschichte eines Negerpüppchens, das eines Tages vor seinem kleinen, allzu wilden schwarzen Papa ausreißt, übers Meer in die weite Welt fährt, in Japan ein anderes Püppchen trifft und mit ihm zusammen schließlich zwei reizende kleine Puppenmütter findet, bei denen sie es sehr gut haben. Conny Meißen erreicht in den — manchmal leider zu grellfarbigen — ganzseitigen Illustrationen und in den vielen hübschen und lustigen Bildchen, die über den ganzen Text verstreut sind, den Stil der kindlichen Primitive, ohne dadurch die innere Geschlossenheit der Bilderzählung zu zerstören. Das Buch wird geweckte Kinder im vorschulpflichtigen Alter und noch Sechs- bis Achtjährige sehr anregen. Blockschrift.

In den beiden Bildergeschichten vom neugierigen Männchen ahmt Conny Meißen fast ängstlich die Kinderzeichnung nach (Strichfiguren). Das ist schade; denn die Drei-bis Sechsjährigen, für die diese hübschen Verse bestimmt sind, interessieren sich (mit wenigen Ausnahmen) noch nicht für diese Art der Darstellung. Die Älteren aber sind über den Inhalt erhaben. Der „gute Doktor" ist etwas zu bedrohlich ausgefallen. Antiqua. G. A. Narciß (Breslau).

Oßwald, Friedrich (Herausgeber): Im blauen Sommerwagen durchs schöne Kinderland. Mit Bildern von Leo Faller. Stuttgart: Thienemann 1930. 77 S. Geb. 2,—.

— (Herausgeber): Heisa, juhei. Mit Bildern von Leo Faller. Ebenda. 79 S. Geb. 2,—.

Eine recht gute Auswahl von Kurzgeschichten, Legenden, Märchen, Gedichten, Spiel-, Neck- und Rätselreimen, begleitet von vorzüglichen schwarzen und farbigen Illustrationen. Zum Vorlesen und Vorsprechen für die Kleinsten, zum Selbstlesen für die Sechs- bis Achtjährigen. Antiqua. G. A. Narciß (Breslau).

Petersen, C. O.: Das sind meine Freunde. Ein Tierbilderbuch. Verse von Gustav Falke. Mainz: Scholz o. J. Hlw. 1,—.

Braun-Fock, Beatrice: Rotkäppchen. Hlw. 1,—.

—: Hänsel und Gretel. Ebenda. Hlw. 1,—.

Doering, Lia: Fritz und Liesel. Eine lustige Kinder-, Hühner- und Entengeschichte. Ebenda. Hlw. 1,—.

Gut ist das Tierbilderbuch von Petersen mit den alten Versen von G. Falke, und gut sind auch die beiden Märchenbilderbücher mit amüsanten Bildern von Braun-Fock in volkstümlichem Jahrmarktsbilderbogenstil; wenig erfreulich dagegen das letzte „Fritz und Liesel", läppisch in der Erfindung mit schlechten Versen. Die Bilder bringen die verbreitete drollige Auffassung des Erwachsenen vom Kinde; sie sind sonst in Farbgebung und Komposition nicht schlecht.

Hanna Boeckers (Berlin).

Scharff, Erich: Spielgedichte. Eine Sammlung auf neuer Grundlage. Zeichnungen von Walter Schröder. Berlin: Bloch. 160 S.

Der als Herausgeber der „Norddeutschen Kinderspiele" und „Norddeutschen Laienspiele" bekannte Verfasser legt hier ein Buch vor, das die Lehrer der Grundschule und die Eltern nicht nur ansehen, sondern vor allem recht fleißig gebrauchen sollten, sich und ihren Kindern zur Freude. In dem 1. Abschnitt seines Nachwortes setzt sich Erich Scharff mit der bisher von dem literarischen Prinzip höchst einseitig beherrschten Gedichtsauswahl für Kinder auseinander und fordert, daß zukünftig die Auswahl vom inneren Entfaltungswillen des Kindes bestimmt werde. An die Stelle des literarischen Prinzips habe das der inneren Lebendigkeit zu treten. Die

Erfüllung dieser Forderung zwingt den Herausgeber, sich bei der Suche nach echten Spielgedichten mehr bei den „Plauderern" als bei den „Gestaltern" unter den Dichtern umzutun, denn die von ihm geforderten, stofflich und gedanklich ganz der Kindeswelt angehörigen Gebilde vertragen eben keine letzte dichterische Form. Nicht die Möglichkeit, daß ein Gedicht mit verteilten Rollen aufgesagt, sondern daß es in mimisch bewegte Handlung umgesetzt werden kann, ist wesentlich für seine Aufnahme unter den Begriff „Spielgedichte". Die Durchsicht der einzelnen Abschnitte zeigt, daß Erich Scharff es sich mit der Auswahl hat sauer werden lassen: die Sammlung hat Niveau! Die Spielanweisungen sind knapp und klar. Mancher Wink für die mimische Gestaltung ist in den zum Teil ganz köstlichen Zeichnungen enthalten. Das Büchlein verdient es, ein Hausbuch für jede Familie zu werden!

E. Sielaff (Stettin).

Schillskaja, Marja: Das Autobuch. Berlin: Stuffer 1930. 12 Bl. Kart. 1,60.

Das Bändchen soll den Vier- bis Fünfjährigen die technischen Grundlagen, Entwicklung und Verwendungsmöglichkeiten des Autos verständlich machen. Die leicht getönten Skizzen sind zuweilen allzu einfach. Der Text ist mäßig. Antiqua.

G. A. Narciß (Breslau).

Schneider-Reichel, Margaret: Es war einmal ein großes Krokodil. Ein Bilderbuch. Berlin: Stuffer 1930. 12 Bl. Hlw. 4,20.

Drei fröhliche Tiermärchen vom Krokodil, Mäuschen und Elefanten in klaren, ausdrucksvollen Buntbildern. Der Text dagegen, zum Teil in süddeutscher Mundart, ist unbedeutend. Für die jüngste Altersstufe der Kinderlesehalle.

Elisabeth Hackbarth (Berlin).

Thelen, Gerda: Das Holzdorf. Wie aus einem Baum ein Spielzeug wird. Ill. von Fritz Kükenthal. Berlin-Grunewald: Pestalozzi-Verlagsanstalt 1930. Lw. 6,50.

In trockener, lieb- und phantasieloser Weise wird erzählt, wie aus einem Baumstamm im Walde in einer Art Massenheimfabrikation Holzhäuser als Spielzeug entstehen. Es ist schade um die guten, kindertümlichen und farbig wirksamen Bilder von Kükenthal. Wie ein solches Thema, das an und für sich zu begrüßen ist, behandelt werden kann, zeigt das schöne Bilderbuch von E. Moeschlin „Das rote Pferd". J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

Umlauf-Lamatsch, Annelies: Die Schneemänner. Bilder von Ernst Kutzer. Wien: Deutscher Verlag für Jugend und Volk 1931. 62 S. Geb. 2,90.

Schulbuben haben sonntags auf einer Waldwiese eine ganze Gesellschaft von Schneemännern gebaut. Die mannigfachen Abenteuer dieser verlassenen Schneemänner werden in zahlreichen recht vergnüglichen Bildern dargestellt. Ein brauchbares und preiswertes Bilderbuch für Drei- bis Sechsjährige.

Irene Graebsch (Breslau).

2. Märchen, Sagen.

Grundmann, Olly: Märchenbuch. Auserlesene Märchen von Bechstein und Andersen. Leipzig: Leipziger Graphische Werke 1930. 159 S. Hlw. 2,—.

Eine brauchbare, weil dem kindlichen Verständnis angepaßte Auswahl in 2. Auflage, verändert nur in den Bildbeigaben, die in den Schwarzweißbildern z. T. wirklich gut sind. Hanna Boeckers (Berlin).

Kirschweng, Johannes: Der goldene Nebel. Märchen. Saarlouis: Hausen-Verlagsgesellschaft o. J. 150 S. Lw. 3,—.

Sehr schöne, neuartige Märchen, dem Volksmärchen verwandt, die das Natürliche des Lebens in romantischer Form und märchenhafter Verklärung zeigen. Die

sensitive Behandlung der Stoffe macht das Buch für **kleinere** Kinder ungeeignet. Elfriede **Benz** (Berlin).

Lofting, Hugh: Doktor Dolittle und seine Tiere. Berlin: Williams o. J. 170 S. Lw. 6,50.
—: Doktor Dolittles schwimmende Insel. Ebenda o. J. 324 S. Lw. 6,50.
—: Doktor Dolittles Zirkus. Ebenda o. J. 280 S. Lw. 6,50.
—: Doktor Dolittles Tieroper. Ebenda o. J. 289 S. Lw. 6,50.
—: Doktor Dolittles Postamt. Ebenda o. J. 302 S. Lw. 6,50.
—: Doktor Dolittles Zoo. Ebenda o. J. 283 S. Lw. 6,50.

Dr. Dolittle, dieser liebenswerte, unerschütterlich sanfte Herr — für die Menschen, die ihn nur oberflächlich kennen, ein alter, lebensuntüchtiger Narr — ist der beste Freund der Tiere; denn er hat genug Phantasie des Herzens, sich in die Begrenztheit und Bedingtheit ihres Lebensraumes hineinzufinden, was ihn wieder befähigt, die Sprache seiner Schützlinge zu verstehen und zu sprechen und ihnen in ihren Nöten und Krankheiten beizustehen. Die Schwierigkeiten, die sich dem phantastischen Herrn im Umgang mit den realen Mächten der Umwelt entgegenstellen, überwindet er auf märchenhafte Weise mit Hilfe seiner Tiere, die ihm damit seine Freundschaft vergelten. Dieses „Hilf, so wird dir geholfen werden" ist die praktische Moral dieser Bücher, die sich im allgemeinen fast ganz hinter der Fülle drolliger Einfälle und hinter einer unerschöpflichen Fabulierlaune verbirgt. Unbekümmert baut Lofting eine weite und fröhliche Welt, in der Erde und Märchenreich ineinander übergehen. Zuweilen freilich sieht er die Tiere allzu menschlich (besonders in den weniger erfindungsreichen Bänden 2, 5 und 6) und die von Band zu Band häufiger werdenden zeit- und gesellschaftskritischen Bemerkungen sind unkindlich. Daß der Prophet einer unsichtbaren Liga für Tierrechte sich und seine tierischen Reisegefährten einmal mit Pöckelfleisch und Fischen verpflegt, ist unlogisch. — Zur Bekämpfung einer Affenseuche geht Dr. Dolittle nach Afrika, prellt die Wilden, macht Seeräuber zu „Kanarienvogelfutterbauern" (!) und kehrt — von den dankbaren Affen mit einem Wundertier beschenkt — in die Heimat zurück (Bd 1). Auf der schwimmenden Insel befreit er den größten Naturforscher der Indianer, deren Weltkrieg er schlichtet (Bd 2). Diesmal kommt er als Indianerkönig heim. Er schließt sich, um endlich einmal Geld zu verdienen, einem Zirkus an, wird schließlich Zirkusdirektor und stellt das Unternehmen ganz auf die freiwillige Mitarbeit der Tiere (Bd 3). Mit ihrer Hilfe führt er dann in London eine Tieroper auf, die großen Erfolg hat und so viel einbringt, daß sich alle zusammen in ihr altes Landhaus zurückziehen können (Bd 4). Später richtet Dr. Dolittle im Königreich Fantippo (Afrika) eine Luftschnellpost ein mit Schwalben und anderen Vögeln als Briefträgern (Bd 5). Schließlich gründet er einen Zoo, der für die Tiere nicht ein Gefängnis, sondern ein Heim ist und in dem es u. a. auch einen Klub für rasselose Hunde gibt (Bd 6). — Die mit viel (angelsächsischem) Humor ausgeplauderten Geschichten, von denen übrigens jede für sich verständlich ist, leben trotz ihrer vielen Schwächen aus einem echten Respekt vor der Kreatur. Hübsche, leicht faßliche Schwarzweißzeichnungen begleiten den Text. Die Übersetzung ist leider nur streckenweise einwandfrei. — Für Acht- bis Zwölfjährige. G. A. **Narciß** (Breslau).

Möncheberg-Kollmar, Vilma: Die neue Märchentruhe. Ill. von Hans Lang. Oldenburg: Stalling 1930. 130 S. Geb. 3,80.

Endlich einmal eine Sammlung von weniger bekannten alten deutschen Märchen, mit feinem Sinn für das kindliche Verständnis ausgewählt, erzählt und illustriert. Für alle Büchereien mit acht- bis zehnjährigen Lesern.

G. A. **Narciß** (Breslau).

Plenzat, Karl: Die goldene Brücke. Volksmärchen. Buchschmuck von Carl Streller. Leipzig: Herm. Eichblatt 1930. 163 S. Hlw. 4,20.

Plenzat bietet hier eine neue Auswahl ostpreußischer Volksmärchen, gut erzählt und in ansprechender Ausstattung. Neben reinen Märchen werden auch

Schwänke und eine Reihe mundartlicher Stücke gebracht, so daß die Sammlung vor allem für das ostpreußische Kind in Frage kommt. Für volkskundlich Interessierte finden sich im Anhang kurze Hinweise über Herkunft usw. der einzelnen Märchen. Hanna Boeckers (Berlin).

Seidenfaden, Theodor: Das Heldenbuch. Mit Bildern von Brökl. Freiburg: Herder 1930. 397 S. Geb. 8,—.

Seidenfaden versucht die alten Heldensagen (Wieland, Beowulf, Walther und Hildegunde, Gudrun, Wolfdietrich, Dietrich von Bern, Kriemhildes Not und König Rother) aus dem Sprach- und Lebensgefühl unserer Zeit zu erneuern. Er tut das in einem an Wilhelm Schäfer (dem das Buch gewidmet ist) gebildeten erzählerischen Sagenstil und dadurch, daß er auch die seelische Problematik der alten Helden zu fassen sucht. Die mitunter allzu kunstvoll gebaute, stark rhythmisierte Sprache erschwert den Jugendlichen den Zugang zu dieser schönen Bearbeitung, die sich erst dem Zuhörenden ganz erschließt. — Auf die Bilder hätte man verzichten können. Zum Selbstlesen erst von 14 Jahren an.
G. A. Narciß (Breslau).

Undset, Sigrid: Östlich der Sonne und westlich vom Mond. Märchenspiel. Mit 8 Bildern von Fritz Franke. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1930. 81 S. Geb. 3,80.

Das alte norwegische Volksmärchen „Der weiße Bär König Valemon" wird hier Kindern als Märchenspiel in Prosaform wiedererzählt. Es ist das Märchen vom verzauberten jungen König Valemon, der durch die Liebe eines guten und tapferen Mädchens erlöst wird aus dem bösen Bann des Trollschlosses östlich der Sonne und westlich vom Mond. — Für Mädchen zwischen 10 und 14 Jahren, aber nicht etwa zum Selbstspielen für Kinder. Margarete Cülmann (Berlin).

Weitzner, M. K.: Geschichten für kleine Leute. Bilder von Ida Bohatta-Morpurgo. Wien: Deutscher Verlag für Jugend und Volk 1930. 64 S. Geb. 2,80.

Etwa 20 kurze „Erzählungen, Märchen und Gedichte", aus der Perspektive einer vergnügt und harmlos spielenden Kinderphantasie, die hier Himmel, Erde Tier und Pflanze auf überkommene Art belebt und verklärt; reich und lustig illustriert in abschattierter grau-rötlicher Tönung. — Antiqua. Für Sechs- bis Achtjährige. Margarete Cülmann (Berlin).

Wichert, Fritz: Philinchen Sacktuch. Ein Märchen mit Bildern von Doris Volhard. Freiburg: Urban 1930. 52 S. Hlw. 6,50.

Kein Leser wird sich dem Reiz dieses phantastischen, mit köstlichem Übermut erzählten Märchens entziehen können. Wie das kleine Philinchen dem Pflegevater beim König von Kamtschatka die Erlaubnis auswirkt, den häßlichen Namen Sacktuch in Schulze zu ändern, was sie auf der abenteuerlichen Fahrt im Zeppelin in jenes ferne Land alles erlebt, wie sie den guten König und damit noch tausend Soldaten und Offiziere glücklich verheiratet, das mit so viel Laune und so viel Übermut geschrieben, daß kein Leser aufhört, ehe er ganz am Ende ist. Für Kinder, die am Ende des Märchenalters stehen, fast mehr noch für Erwachsene. Wenige, sehr bezeichnende Illustrationen begleiten den Text.
J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

3. Erzählungen.

Auswald-Heller, Alma: Wills Reise unter Wasser. Oldenburg: Stalling 1930. 227 S. Geb. 5,20.

Ein Junge macht beim Baden im Inn die Bekanntschaft eines jungen Wassernixen, mit dem er sodann eine Reise unter Wasser die Donau hinab bis zum schwarzen Meer antritt, auf der die beiden allerlei Abenteuer erleben. Die Verfasserin hat eine sehr lebendige Phantasie, und wenn sie sich ein bißchen mehr an

die wirklichen Wunder der Unterwasserwelt gehalten hätte, statt ganz im Phantastischen zu bleiben, dann hätte das ein recht gutes Buch werden können. So bleibt es trotz guter Einzelheiten im ganzen ein müßiges Spiel, dem jeder Sinn fehlt, den doch eine gute Jugendschrift haben sollte. W. Schuster.

Berkner, Kurt: Elf Fußballjungens. Eine Kameradschaft in Sport und Abenteuer. Leipzig: Franz Schneider 1930. 112 S. Geb. 2,50.

Das kleine flott geschriebene Büchlein erzählt anschaulich von einer jugendlichen Fußballkameradschaft, die unter Führung des Gutsbesitzersohnes allerlei Abenteuer erlebt und am Ende eine Brandstiftung aufdeckt. Wenn sich auch die einzelnen Jungen nicht sehr scharf voneinander abheben, so ist das Ganze doch so frisch, anschaulich und spannend erzählt, daß man es 10—14jährigen Jungen, die selbst sportbegeistert sind, gern geben kann. Die Bilder sind leider recht mäßig.
W. Schuster.

Canfield, Dorothee: Bestellte Geschichten. Ill. von Karl Holtz, übers. von Clarissa Meitner. Berlin-Grunewald: Williams & Co. Geb. 4,80.

Die Idee dieses englischen oder wohl vielmehr amerikanischen Kinderbuches ist recht hübsch. Ein Junge gibt seiner Mutter immer einige Gegenstände oder Personen und Tiere an und bittet sie, dann eine Geschichte zu erzählen, in der die genannten Dinge eine Rolle spielen. Die Mutter erzählt dann auch stets die passende Geschichte. Schließlich lernt der Junge selbst, solche „bestellte" Geschichten zu erfinden. Die 12 Geschichten sind leider aber nicht gleichwertig, vielmehr werden die Erfindungen aus dem Drange des Angelsachsen zur Groteske z. T. etwas gar zu weit hergeholt, obwohl sie alle so gedacht sein sollen, daß sie sich ähnlich im wirklichen Leben abgespielt haben könnten. Um der guten Teile aber und um der vortrefflichen Idee willen, die man alsbald mit Vorteil bei eigenen oder anvertrauten Kindern erproben kann, sei das Buch empfohlen. W. Schuster.

Cooper, J. F.: Der Wildtöter. Deutsch von Paul Alverdes. Potsdam: Voggenreiter 1929. 264 S. Brosch. 3,50; Lw. 4,80.

Der Verlag hat die Erneuerung der unsterblichen Geschichte vom Wildtöter in gute Hände gelegt. Die Längen und mancherlei Ungereimtheiten des Originals sind beseitigt, der Text auch im Einzelnen so umgestaltet, daß das Ganze besser als eine Nacherzählung als eine Übersetzung bezeichnet wird. So kann die Bearbeitung empfohlen werden. W. Schuster.

Egg, Gerti: Die „Windiwend"-Kinder. Mit farb. Bildern von J. Divéky. Zürich: Orell Füßli 1931. 284 S. Hlw. 5,20.

Eine gemütvolle, ein wenig altmodisch-moralisierende Familiengeschichte aus der Schweiz. Die Zufriedenheit im Windiwend-Haus wird durch eine Krise der Stickerei-Industrie bedroht, aber die Kinder lenken durch ihre Freude über die für sie angefertigten Stoffpuppen das Interesse der Spielzeugfabrikation auf diese neue Heimarbeit, so daß wieder Glück und Wohlstand ins Windiwend-Haus einkehren. Dazwischen wird in frischer, oft heiterer Art vom Besuch der Kinder in der Stadt, einem Wintersportfest, Krankheit und einer fröhlichen Erholungsreise nach Italien erzählt. Die Bilder von J. Divéky sind unbeweglich im Ausdruck und unsauber in den Farben. — Für Mädchen von 10—12 Jahren.
Elisabeth Hackbarth (Berlin).

Förster Fleck: Mit Napoleon nach Rußland 1812. Bilder von A. Wilke. Wien: Österr. Bundesverlag 1929. 168 S. Kart. 2,70; geb. 3,30.

Die ungemein lebhafte Darstellung des russischen Feldzuges, seiner Härten und der unmenschlichen Qualen der den Russen in die Hände gefallenen Gefangenen in den bekannten Erinnerungen des hannöverschen Försters Fleck eignen sich in ihrer ungeschminkten Farbengebung sehr für Jugendliche, etwa vom 12. Lebensjahre ab. Leider ist die Einleitung „Das Jahr 1812 und das deutsche Volk" etwas allzusehr in der Art verschollener Schulgeschichtsbücher gehalten. Mit dieser Einschränkung kann das Büchlein empfohlen werden. W. Schuster.

Gilbert, Hubert E.: Batterie Glahn. Erzählung aus dem Weltkrieg. Mit 4 Taf. und vielen Abb. im Text. Stuttgart: Franckh. 159 S. Lw. 4,80.

Im Dezember 1914 werden der Batterie Glahn, die in Rußland in Stellung liegt, zwölf neue Leute zugeteilt. 1915 und 1916 kämpft die Batterie in Rußland, wird auf dem türkischen und dem italienischen Kriegsschauplatz eingesetzt und Ende 1917 nach der Westfront verladen. Bei Beginn des Waffenstillstandes ist von den Zwölfen noch einer bei der Batterie. In den ersten Kapiteln ist der Krieg kaum mehr als ein anstrengendes Manöver. Erst in dem letzten Teil des Buches, der die Batterie Glahn auf dem westlichen Kriegsschauplatz zeigt, kommt etwas von dem ungeheuren Grauen des Krieges, von Blut und Tod und Auflösung in der Darstellung zum Ausdruck und erreicht in der Schilderung des Todes von Hauptmann Glahn den Höhepunkt. Die Bebilderung wäre besser fortgeblieben. In größeren Jugendbüchereien kann es neben anderen Kriegsbüchern eingestellt werden.
E. Sielaff (Stettin).

Gruhner, Emmy: Mary Flor und ihre Kameraden. Innsbruck: Tyrolia 1931. 205 S.

Die Frage: Wie stelle ich mich zum Beruf und zur Umwelt überhaupt? — wird an vier Typen von jungen Mädchen aufgerollt mit der unverkennbaren Tendenz, daß das Leben und Wirken der Frau in Haus und Familie der natürlichste und befriedigenste Beruf der Frau ist. Elfriede Benz (Berlin).

Härlin, Hans: Johannes Unbekannt, Soldatenleben im Siebenjährigen Krieg. Mit 17 Bildern und 2 Schlachtplänen und einem farbigen Einbandbild. Stuttgart: Franckh. 173 S. Lw. 4,80.

Das Buch ist eine Neuauflage der bisher unter dem Titel „Roßbach und Minden" verlegten Jugendschrift. Der Held der Erzählung fällt zu Beginn des Siebenjährigen Krieges württembergischen Werbern in die Hände, wird bei Roßbach von den Preußen gefangen genommen und in das Heer Friedrichs II. eingestellt. Als preußischer Soldat kämpft er unter Ferdinand von Braunschweig auf dem westdeutschen Kriegsschauplatz, wird verwundet und nach England gebracht. Nach längerem Aufenthalt kehrt er in die Heimat zurück, stellt endlich Namen und Stand seines Vaters fest und wird nach seiner Heirat mit der Tochter seines ehemaligen Brotherrn wieder ein schwäbischer Bauer. — Die Sprache ist einfach und schlicht, in Satzbau und Wortschatz gelegentlich etwas schwäbisch gefärbt. Die Schilderungen aus dem Soldatenleben und die Darstellung der Kriegsereignisse sind ein wenig altväterisch-behaglich. Es dürfte auch schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts etwas rauher und blutiger im Krieg zugegangen sein. Der kulturgeschichtliche Hintergrund der Erzählung ist mit Sachkenntnis und Verständnis für die Neigungen jugendlicher Leser wiedergegeben. Für Schüler- und Jugendbüchereien! E. Sielaff (Stettin).

Karwath, Juliane: Der Ritt mit dem wilden Jäger. Eine Abenteurergeschichte aus Wald und Luft. Breslau: Ostdeutsche Verlagsanstalt 1926. 124 S. Geb. 3,60.

Der Müller Crispin, eine schlesische Sagengestalt, ist nach mancherlei Jugendabenteuern seßhaft geworden, wird aber doch noch einmal mit unwiderstehlicher Gewalt in neue Wanderschaft gezogen. Er geht aus, um den wilden Jäger zu treffen, und was er nun in den schlesischen Gebirgen erlebt, sind Abenteuer mit den lebendig gewordenen Mächten der Natur, denen der Mensch feindlich und störend im Wege steht, und die menschliche Untaten zu rächen befugt sind. Juliane Karwath erzählt diese Sage vom wilden Jäger in wirklich vorbildlicher Weise, nicht nur für die Jugend, auch für den Erwachsenen. Die Holzschnitte von Max Odoy sind eine wertvolle Beigabe dieses gut ausgestatteten Buches. Für alle Büchereien. Irene Graebsch (Breslau).

Kipling, Rudyard: Fischerjungs. Ein Seeroman. Leipzig: List 1930. Neuausgabe der „Braven Seeleute". 219 S. Lw. 6,30.

Der verzogene Sohn eines amerikanischen Millionärs wird auf der Überfahrt nach Europa über Bord gespült, von Kabeljaufängern aufgefischt und so gründlich in die harte Schule der See und der strengen Kameradschaft dieser kräftigen und treuherzigen Leute genommen, daß er als ein ganzer Kerl in die Heimat zurückkehrt. Über die dichterische Eigenart und Bedeutung Kiplings hier etwas zu sagen, erübrigt sich wohl. Für alle Jugendlichen von 14 Jahren an und für die Erwachsenen aller Büchereien. G. A. Narciß (Breslau).

London, Jack: Joe unter Piraten. Berlin: Universitas 1930. 190 S. Geb. 3,80.

Der kleine Joe geht durch, um dem Schulzwang zu entfliehen und auf eigne Faust abenteuern zu können. Natürlich wird er Schiffsjunge, gerät unter Piraten und erlebt gleich so Ungeheuerliches, daß er schon nach wenigen Tagen gründlich kuriert wieder zu den Seinen zurückkehren kann. Das erzählt London frisch, spannend, unsentimental, etwas zu schnell, etwas zu moralisch. Für Zwölf- bis Sechzehnjährige. G. A. Narciß (Breslau).

Marryat, Frederick: Sigismund Rüstig. Für die Jugend bearbeitet von Fritz Mücke. Reich ill. Leipzig: Graphische Werke A.-G. 160 S. Hlw. 2,—.

Der Bearbeiter hat es fertig gebracht, Sigismund Rüstig zum Nachkommen des Kalifen Arun-al-Raschid und eines Schwarzwaldmädchens Sieglinde zu machen. Es hat gar keinen Zweck, sich mit einer Bearbeitung irgendwie auseinanderzusetzen, in der der wackere Seefahrer verurteilt wird, so zu erzählen: „Sieglinde preßte beide Hände ans heftig pochende Herz, sie empfand unbegreifliche Sehnsucht nach dem Geliebten. Kaum hatte sie ihr Haupt in die weißseidenen Kissen gebettet, als aus der Tiefe ein herrliches Lied an ihr Ohr klang. Die Töne der Geigen und Celli wurden vom Nachtwind getragen bis in ihr stilles Kämmerlein, das in wenigen Stunden zu einem Prunkgemach geworden war. Jubelnd öffneten sich ihre Lippen, und sie sang das herrliche Lied von Hildach mit: „Der Lenz ist da!" Dann fielen ihr die Augen zu. Weihrauchduft füllte das stille Haus an der Mühle im Schwarzwaldtal . . ." — Die Zeichnungen sind schlecht und nichtssagend. Der Wilde, der den alten Rüstig verwundet, ist auf dem einzigen Buntbild ein nordamerikanischer Indianer. Wie der nach der Südseeinsel kommt, die merkwürdigerweise mit Neuschnee bedeckt ist, weiß wahrscheinlich nur der Maler. Mir ist in den letzten Jahren kein Jugendbuch in die Hand gefallen, das mit gleicher Sorglosigkeit bearbeitet und verlegt worden ist. E. Sielaff (Stettin).

Muschg, Elsa: Wie sie lachen und weinen! Mit Bildern von Hans Tomamichel. Bern: Francke 1930. 154 S. Geb. 5,20.

Die neun Geschichten dieses Buches berichten mit sozialem Verständnis und frischem Humor von Kinderspiel und -arbeit in der Schweiz. Die Erzählungen vom Fritzli, der sich selbst das Fürchten abgewöhnt, um ein richtiger „Eisenbahnmann" zu werden, vom Stadtbuben Toni, der auf dem Lande ein Arbeitsfeld für seine jugendlichen Kräfte findet, vom verträumten Putzli, — alle sind lebensechte Kindergeschichten, hinter denen sich ganz unaufdringlich eine Moral verbiegt. Das mit lustigen Strichzeichnungen versehene Buch eignet sich besonders für Mädchen von 8—11 Jahren, doch wird das Verständnis durch die vielen schweizerischen Ausdrücke und den oft angewandten Dialekt sehr erschwert.

Rita Demme (Stettin).

Naumann, Gustav: Hundejunge. Potsdam: Voggenreiter. 2. Aufl. o. J.

Die kleine Erzählung berichtet von dem Schicksal eines armen Proletarierjungen, der früh auf sich selbst gestellt sich sein Brot verdienen muß und — vor allem durch die Liebe zu seinem Ziehhunde — in allerlei Schwierigkeiten kommt, bis er, trotz der Rettungsversuche guter Menschen, darin untergeht. Ein Rektor seiner Schule spielt dabei eine sehr schlechte Rolle. Das traurige Schicksal einer schutzlosen proletarischen Halbwaise ist gut und ohne Sentimentalität, etwas düster, ge-

zeichnet. Allerdings stimmen die Voraussetzungen heute nicht mehr. Der Junge würde heute vor das Jugendgericht kommen und, wenn er überhaupt verurteilt würde, dann würde er sicher nicht ins Gefängnis kommen. So hätte der Ausgang der Geschichte bei der 2. Auflage den heutigen Verhältnissen angepaßt werden müssen, und ich trage Bedenken, das Büchlein in dieser Gestalt zu empfehlen.

W. Schuster.

Rotter, Karl: Unser Eichendorff. Ein Lebensbild des Dichters, dem Volke und der Jugend dargeboten. Breslau: Ostdeutsche Verlagsgesellschaft 1926. 102 S.

Eichendorffs fröhliche Jugend, aus der wir die Tagebücher und eine Reihe munterer Briefe besitzen, eignet sich besonders gut zur Nacherzählung, und Karl Rotter hat denn auch in den ersten Teilen seiner schlichten und ansprechenden Darstellung das Beste gegeben. Das spätere Leben nimmt mit Recht weniger Raum ein. Das kleine Büchlein ist sehr geeignet für reifere Jugendliche und auch für einfachere Leser ländlicher und kleinstädtischer Büchereien. W. Schuster.

Schieker-Ebe, Sofie: Was tun, Sibylle? Abenteuer eines jungen Mädchens. Stuttgart: Silberburg 1930. 136 S. Lw. 3,80.

Sibylle ist es „nicht um das Geld", das eine Mitschülerin ihr entwendet hat. Das 15jährige Mädel leidet nicht, weil es um Dinge, sondern weil es um Menschen bestohlen wurde. Darum wehrt es sich auch mit der ganzen innigen Kraft seines jungen Herzens gegen die gesellschaftliche Ächtung einer Kameradin, die vielleicht gar nicht schuldig ist. Zusammen mit ihrem getreuen Peter Kurre versucht Sibylle, dies Unrecht wieder gut zu machen. Tapfer geht sie den ganzen Weg zurück bis zu den ersten unscheinbaren Anfängen der Schuld, „bis die Schuld wieder ganz klein geworden ist". Und da findet sie dann, daß es leicht ist über eine Untat, schwer über die Schuld des Täters zu urteilen. Diese neue Erfahrung bringt einen seltsamen Ernst in das Leben dieses frischen, unbekümmerten jungen Menschen, eine Nachdenklichkeit, die — weil sie einem tief menschlichen Erlebnis entspringt — auch in den gleichaltrigen Leserinnen weiter wirken wird. Umso mehr als diese durchaus nicht alltägliche Geschichte sehr gut, sehr spannend und nicht ohne Humor erzählt wird. Seit langem das erste Mädchenbuch, das man allen Jugend- und Volksbüchereien rückhaltlos empfehlen kann.

G. A. Narciß (Breslau).

Shatter: Fahrten-Erlebnisse. 2. Im Orient. Potsdam: Voggenreiter 1930. 108 S. 1,80.

Koebel, Eberhard: Fahrtbericht 29 Lappland. Ebenda 1930. 104 S. Lw. 3,80.

Briefe an die deutsche Jungenschaft. Monatszeitschrift. Hrsg. von der deutschen Freischar. Bund der Wandervögel und Pfadfinder. Ebenda. Jährl. 4,80.

Farkas, Julius von: Gärende Seelen. Eine Erzählung aus dem ungarischen Jungenleben. Ebenda 1929. 128 S. 2,—.

Boeckh, Joachim: Königsbühl. Ebenda 1925. 172 S. Geb. 3,—.

Das Urteil über diese Bücher und die Zeitschrift soll hier möglichst unabhängig von der Stellung des Rezensenten zur Pfadfinderbewegung gegeben werden, die ihm, das sei hier nicht verschwiegen, den Beweis ihrer Daseinsberechtigung noch schuldig geblieben zu sein scheint und von der er meint, daß sie nicht imstande sei, die grundsätzliche Schwierigkeit der Führerauslese und die Fraglichkeit einer bewußten Pflege der Jugendlichkeit zu überwinden. Die Fraglichkeit der Führerauslese zeigt sich in den ersten beiden Büchern. Shatter berichtet von einer Balkanfahrt, Rückkehr über Griechenland und Italien (2. Teil eines dreibändigen Opus!). Ein ungekonntes Konglomerat von sensationeller Abenteuerlichkeit und trockenstem Fahrtbericht. — Koebel berichtet sachlicher, nüchterner, ohne Beschönigung von einer Lappenfahrt. Die beiden Bücher werden nur von Pfadfindern und ihnen nahestehenden Jungen gelesen werden, andern werden sie zu langweilig sein. Das

gleiche gilt von der Zeitschrift; sie ist der guten Photographien wegen interessant, aber ohne Eigenart. Schriftleiter ist Koebel. Für Zwölf- bis Vierzehnjährige. — Das Buch von Farkas, das über die Entwicklung eines ungarischen Jungen während der Kriegs- und Nachkriegszeit berichtet, ist recht spannend und mit guter Kenntnis der Jugendlichenpsyche geschrieben. Die gemäßigte Tendenz — hier gegen den Kommunismus, für vaterländischen Patriotismus —, mehr noch der verstiegene und unechte Idealismus stimmen bedenklich. Das Buch wird von 12—16jährigen Knaben sicher gern gelesen werden. — Gut ist das Buch von Boeckh, doch gehört es nicht so sehr in die Hände eines Jungen, dem es, wenn er nicht Pfadfinder ist, zu langweilig sein wird, sondern in die eines Historikers. Es ist eine sehr wertvolle, oft ergreifende Quellenschrift zur Geschichte der deutschen Jugendbewegung im Schwabenlande. Frühestens für Sechzehnjährige.

J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

Sonne und Regen im Kinderland. Stuttgart: Gundert 1930. Je 60 S. Kart. je 0,85.

Bd 32. Schieber, Anna: Ein Tag aus Bimberleins Leben.

Bd 29. Hirsch, Käthe: Die Geschichte von Otto.

Bd 31. Batzer, Maria: Der Rosenbub.

Bd 30. Geiger-Gog, Anni: Schulschluß — Sommerferien. Ein kleines Geschichtenbuch für Kinder mit Kreidezeichnungen von Ernst Hübschmann-Engelhardt.

Am empfehlenswertesten ist das Büchlein von A. Schieber, eine wirklich brauchbare Kindergeschichte, auch für kleine Kinder schon verständlich. Unbeholfener, immerhin kindlicher Buchschmuck von A. Koerber. — Weniger erfreulich in seinem verwirrenden Durcheinander von Wirklichkeitswelt und Märchen, wenn auch gewandt geschrieben, ist „Die Geschichte von Otto" mit humoristischen, z. T. auch etwas verstiegenen Federzeichnungen von A. von Leskoschek. — „Der Rosenbub", etwas rosenrot, zart, noch märchenhaft, aber immerhin Lebenswahrheiten in gefühlsansprechender Form durchleuchten lassend, kommt für Jungmädchen in Frage mit ihrem erwachenden Interesse für seelische Entwicklungen. — Das letzte Büchlein von A. Geiger-Gog enthält feinsinnige Geschichten, die vielleicht Kinder langweilen, wenn sie sie allein lesen. Zum Vorlesen, für den Schulgebrauch, auch für Erwachsene, die Kinder gern haben, geeignet. Reizvoll auch im Bildschmuck.

Hanna Boeckers (Berlin).

Steuben, Fritz: Der fliegende Pfeil. Eine Erzählung aus dem Leben Tecumsehs, alten Quellen nacherzählt. Mit zahlr. Textbildern, zwei mehrfarb. und acht einfarb. Kunstdrucktaf. Stuttgart: Franckh. 156 S. Lw. 4,80.

Diese Geschichte aus dem Leben Tecumsehs ist eigentlich keine Erzählung. Dazu ist die Handlung — sie schildert die Gefangennahme und Freigabe eines Häufleins weißer Jäger und Bauern durch die Shawanos — zu dürftig. Seinen Wert und sein Interesse für die heutige Jugend bekommt das Buch durch seinen kulturkundlichen Gehalt. Aus einer Fülle von Einzelheiten ergibt sich hier ein so ausgezeichnetes, innerlich wahres Bild der nordamerikanischen Indianer, ihrer Lebensweise und ihren Beziehungen zu den weißen Einwanderern, daß jeder normale Junge den Abstand dieses Buches von einem der üblichen Indianerschmöker mit beiden Händen greifen kann. Bei aller Sympathie für den roten Mann denkt Steuben nicht daran, die Fehler der Rasse zu beschönigen. Aber er sucht sie aus der besonderen Situation der Indianerstämme den weißen Einwanderern gegenüber zu erklären und er steht nicht an, Verbrechen und ehrlose Handlungen der Weißen als das zu bezeichnen, was sie sind. Die Bilder sind dem volkskundlichen Charakter des Buches ausgezeichnet angepaßt. Sehr fein sind die kurzen Sachbemerkungen zu den Tafeln am Schluß des Bandes. Für alle Volks- und Schülerbüchereien!

E. Sielaff (Stettin).

Szenes, Béla: Der Schandfleck der Klasse. Ein Roman für Kinder. Ill. von Karl Holtz. Berlin-Grunewald: Williams & Co. 1931. 198 S. Geb. 5,—.

Der Schandfleck ist ein Stipendienschüler aus dem Armenviertel der Stadt, der auf das Gymnasium kommt, in dem die Söhne der Wohlhabenden den Ton angeben und ihn durch allerlei böse Streiche zu verdrängen suchen. Der Schandfleck aber siegt über alle seine Widersacher und wird am Ende als Führer einer siegreichen Fußballmannschaft der Stolz der Schule. Die Personen sind kräftig gezeichnet und das Ganze flott erzählt, die Bildbeigaben gut. Für 10—15jährige Knaben. W. Schuster.

Waldeyer-Hartz, Hugo von: Donar hilf! Eine Wikingerfahrt vom Schwarzen Meer zum deutschen Rhein. Leipzig: Koehler & Amelang 1930. 245 S. Lw. 6,—.

Prachtvoll ist hier geschildert, wie ein Germanenstamm, der nach verlorenem Kampf von den Römern in Thrakien am Schwarzen Meer angesiedelt war, sich durch kühnen Handstreich einer Flotte bemächtigt und sich durch tausend Gefahren nach der Heimat durchschlägt. Man würde das Buch ohne Vorbehalt empfehlen, wenn nicht die Verherrlichung des Kampfes und gelegentliche unnötige Seitenhiebe auf die Juden, die etwas deutlich die politische Herkunft des Verfassers anzeigen, bedenklich machten. J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

Gibré Ben Walim: Der Raub des Basch-namé. Ein Jugendroman. Langensalza: Beltz 1930. 231 S. Geb. 5,50.

Ein guter Versuch über die Sensation des Abenteuerbuches hinaus zur Darstellung von wichtigen Lebensproblemen eines Volkes zu kommen und im Sinne der Völkerversöhnung zu wirken. Es geht um den Raub einer orientalischen Handschrift, deren Besitz für die an der Armenierfrage interessierten Kreise von großer Bedeutung ist. Mitunter etwas breit. Für Zwölf- bis Vierzehnjährige.

G. A. Narciß (Breslau).

4. Belehrende Schriften.

Durch die weite Welt. Jahrbuch für Natur, Sport und Technik. Mit mehreren bunten Tafeln und rund 450 Textbildern. Stuttgart: Franckh 1930. Lw. 6,—.

Der inhaltliche Aufbau dieses beliebten Jugendbuches entspricht in seiner Aufteilung in Erzählungen, Naturbetrachtungen, Sport, Technik, Rätsel und Basteleien den früher erschienenen Bänden. Durch die stets kurzweilige Darstellungsart ist dem Bedürfnis der Jugend nach Abwechselung weitestens entgegengekommen; die neuzeitlichsten technischen Bauten und Maschinen sind selbstverständlich berücksichtigt. Sehr begrüßenswert ist die längere Indianererzählung am Anfang, in der das Indianervolk wahrheitsgemäß als die ihre Heimat verteidigende und stets betrogene und herausgeforderte Minderheit erscheint. Die kurze Betrachtung „Wenn der Mensch die Kräfte der Insekten hätte“ ist falsch, weil sie auf voreiligen Schlußfolgerungen aufbaut. — Das Werk eignet sich für alle Volks- und Schülerbüchereien. Jugendliche von etwa 12 Jahren an werden es begeistert lesen.

C. Barth (Stettin).

Grügor, Leonhard: Mit Faltboot und Fahrrad nach Afrika. Ein lustiges Reisebuch. Mit 56 Abb. und 1 Kt. Leipzig: Deutsche Buchwerkstätten 1930. 211 S. Lw. 4,50.

Mit diesen für eine so weite Fahrt nicht alltäglichen Beförderungsmitteln ist es Grügor tatsächlich gelungen, von Münster durch Frankreich, Spanien, Portugal über die reißende Gibraltarströmung nach Marokko und Algier und — den Dampfer nur von Algier nach Marseille benutzend — über Paris in 2½ Monaten zurück zu radeln und zu paddeln. Er erzählt frisch und ohne Pose von dieser

mit geringsten Mitteln durchgeführten Sportleistung und von seinen Reiseerlebnissen. — Das anspruchslose Buch ist für Jugendliche geeignet.

M. Thilo (Stolp i. P.).

Satow, Hans: Von der Wasserkante. Bilder vom Leben und Treiben an der Wasserkante. Ein Volks- und Jugendbuch. Mit reichem Bildschmuck. Lübeck: Colemann o. J. 164 S.

Von der geschichtlichen Entwicklung der Schiffahrt, von Bau und Ausstattung der Schiffe, von der Fischerei, von der Nautik, von den an Schiffahrt und Fischerei interessierten Industrien, vom Hafenleben, von der Reichsmarine und von anderen mit der Wasserkante zusammenhängenden Dingen berichtet das Buch. Manchmal mutet es wie eine Reklame für die in Frage kommenden Unternehmungen und Industrien und für eine in diesem „volkswirtschaftlichen Sinne" möglichst hohe deutsche Handelsbilanz an. Die vielen dem Text beigegebenen Bilder, einige Tabellen und ein Verzeichnis von Seemannsausdrücken vervollständigen den Bericht, der trotz der angeführten Fraglichkeiten den Vierzehnjährigen und Älteren größerer Jugend- und Volksbüchereien Wissenswertes zu übermitteln hat. Für Kleinstadt und Land entbehrlich. E. Holtz (Stettin).

Frohes Schaffen. Hrsg. von E. Baum. Wien: Deutscher Verlag für Jugend und Volk 1930. 500 S. Lw. 7,50.

Der neue Jahrgang des schon früher an dieser Stelle besprochenen Jugendbuches (Jg. 1930, S. 77) reiht sich in würdiger Weise seinen Vorgängern an. Auch er bringt wieder die schon bewährte Folge von Kurzerzählungen nebst eingestreuten Gedichten, Aufsätzen über neuzeitliche technische Fragen und Lösungen und Sportbetrachtungen. Im einzelnen wird diesmal beispielsweise von Riesenflugzeugen, Hochleistungssegelflügen, Film und Mikrophon, von der Herstellung der Linsen für astronomische Fernrohre, von der Tiefseewelt und vom Leben der Buschmänner erzählt, alles unterstützt von einer großen Zahl schöner Abbildungen. — Ausstattung und Anordnung sind erfreulich treffsicher auf die Wunschwelt jugendlicher Leser etwa vom 14. Jahre ab eingestellt, so daß für alle Volks- und Schülerbüchereien das Werk wieder wärmstens empfohlen werden kann.

C. Barth (Stettin).

Spiegel, E. Freiherr von: U-Boot im Fegefeuer. Berlin: Scherl 1930. 210 S. 3,50; Lw. 5,—.

Spiegel erzählt frisch und lebendig von seinen aufregenden Kampferlebnissen und von seiner Gefangenschaft in England bis zu dem Zeitpunkte, an dem er mit einer ganzen Schar von Austauschgefangenen, die fast sämtlich schwere Krankheiten simuliert hatten, im Juli 1919 nach Deutschland zurückgelangte. Wohl ist das Buch vom Blickpunkt des nationalen Offiziers aus geschrieben, es fehlen auch nicht einige bittere Bemerkungen über „Neudeutschland", aber im ganzen ist es ritterlich und menschlich in seiner Gesinnung, kritisch gegenüber Maßnahmen der deutschen Kriegsführung, gerecht in der Würdigung des Gegners, so daß man es unbedenklich und gerne den Vierzehnjährigen und Älteren in die Hand geben wird. Selbstverständlich eignet es sich auch für jede Erwachsenenbücherei.

E. Holtz (Stettin).

Stevens, F.: Ausflüge ins Ameisenreich. Mit 2 Taf. und 12 Textbildern. Stuttgart: Franckh 1930. 141 S. Lw. 3,20.

Eine Märchengeschichte, in der zwei Kinder die Geheimnisse des Ameisenlebens belauschen können, indem sie von einer Fee zu hirsekorngroßen Wesen verwandelt und von ihr durch die Ameisenstädte geführt werden. Leben und Brutpflege, Haustiere, Räuber und Sklavenhalter, das Schwärmen und die Koloniegründung sind in der Märchenhandlung naturwissenschaftlich richtig wiedergegeben, ohne daß trockene Belehrungen den Fluß der Erzählung hemmen. Die Textbilder kommen auf dem rauhen Papier leider nicht heraus. — Für naturliebe Kinder von 8 bis 10 Jahren. C. Barth (Stettin).

Was Jungens erzählen. Zürich: Orell Füßli 1930. Geb. je 4,80.
Bd 1: Nusbaum, Deric: Deric bei den Höhlenindianern. 24 Abb. 148 S.
Bd 2: Douglas, Robert Dick, David R. Martin, Douglas L. Oliver: Drei Pfadfinder in Afrika. 42 Abb. 201 S.
Bd 3: Washburn, Bradford: Mit Bradford in den Alpen. 45 Abb. 175 S.
Bd 4: Putnam, David Binney: David geht auf Reisen. 23 Abb. 148 S.
Bd 6: —: David geht nach Grönland. 50 Abb. 195 S.
Bd 7: Fuller, Halsey Oakley: Halsey durchzieht Westindien. 32 Abb. 182 S.

Amerikanische Jungens zwischen zehn und achtzehn Jahren, geweckte, lebensfrohe Burschen erzählen von ihren Abenteuern in fremden Ländern: der vierzehnjährige Deric (Bd 1) von Pferdereisen durch die Wildnis Neu-Mexikos, vom Leben und von den Sitten der geheimnisvollen Höhlenindianer und von interessanten archäologischen Funden; drei Pfadfinder (Bd 2) von ihren Zügen durch die afrikanischen Steppen, von gefährlichen Jagden mit Kamera und Gewehr, von ungeheuerlichen Abenteuern mit Löwen und anderem eigenartigen Getier; der ältere Washburn (Bd 3) von waghalsigen Klettertouren im Montblancgebiet, von den Freuden und Gefahren der Alpinistik, ein erstaunlich gutes Buch. — Der kleine zwölfjährige Putnam gibt sich manchmal etwas zu überlegen mit seinen genauen Namenerklärungen und den gescheiten historischen Erläuterungen, die ihm wohl Papa Putnam eingesagt hat. Er hat an der „Arcturus"-Expedition Beebes teilgenommen (Bd 4) und berichtet von dem Leben auf dem Expeditionsschiff, von Haifischjagden, von einigen sehr interessanten Ergebnissen der Meeresforschung, von Vulkanausbrüchen u. a. Später durfte er seinen Vater nach Grönland begleiten (Bd 6), wo er Freundschaft mit den Eskimos schließt, Jagden auf Seehunde, Wale und Eisbären mitmacht und schließlich Schiffbruch erleidet. — Halsey (Bd 7) wird mit einem jüngeren Freund und einem klugen Lehrer auf die Inseln zwischen dem atlantischen Ozean und dem karibischen Meer geschickt. Forsch gehen sie dort allem zu Leibe, was da „kreucht und fleucht und schwimmt", auch wenn es Taranteln oder Haifische sind. — Wie es wirklich in der Welt aussieht, das wollen diese Jungens ihren Kameraden erzählen, klar, einfach und nüchtern, ohne überhebliche Phantastik, aber auch ohne in einen trockenen Tagebuchstil zu verfallen. Sie sprechen zu ihren Altersgenossen in dem frischen Ton, in dem Jungens unter sich plaudern. Zahlreiche, zum Teil recht gute Aufnahmen unterstützen den Text wesentlich. Für Zehn- bis Vierzehnjährige.

G. A. Narciß (Breslau).

Kleine Mitteilungen.

Wilhelm Klein †. Am 24. Dezember 1930 starb nach langem, qualvollem Leiden im Alter von 38 Jahren der Bibliothekar an der Kruppschen Bücherhalle in Essen Dr. Wilhelm Klein. Er hatte als junger Kriegsfreiwilliger schon nach vierzehntägigem Aufenthalt an der Front infolge einer Genickstarre (und der damit verbundenen schweren Gehirnhautentzündung) seine Gesundheit eingebüßt. Nach langer Lazarettbehandlung konnte er trotz aller ärztlichen Bemühungen und Versuche nur als völlig ertaubt entlassen werden. Obwohl er dadurch schwer gehemmt war, nahm er sein Studium der Nationalökonomie in Freiburg i. B. wieder auf, besuchte die Vorlesungen, die er vom Munde der Professoren ablas, und bestand kurz nach Kriegsschluß sein Doktorexamen mit Auszeichnung. Darauf fand er eine zunächst nur als vorübergehend gedachte Beschäftigung an der Kruppschen Bücherhalle. Die bibliothekarische Arbeit machte ihm aber bald Freude, so daß er immer mehr in diesen Beruf, der nicht in seinem ursprünglichen Lebensplan lag, hineinwuchs. Die vielseitigen Interessen, die ihn schon als Studenten weit über das

Gebiet seines Spezialstudiums hinausgeführt hatten, seine reiche Belesenheit, sein logisch geschulter Verstand, seine große Pünktlichkeit und seine stete Hilfsbereitschaft machten die Mitarbeit Kleins von Jahr zu Jahr wertvoller. Allmählich übernahm er die Betreuung unseres gesamten Katalogwesens und konnte sich — ungestört von den Ablenkungen des Tages — auch in die theoretischen und technischen Probleme dieses schwierigen Gebietes vertiefen. Die Ergebnisse seiner Arbeit wurden z. T. in dieser Zeitschrift veröffentlicht. Leider mußten einige auswärtige Anfragen an ihn betr. Übernahme einer leitenden Stelle im Bibliotheksdienst seines Leidens wegen ohne praktische Folgen bleiben; immerhin machten sie ihm Freude. Aber als er eben soweit war, sich mit seinem Geschick auszusöhnen, wozu der Erwerb eines kleinen Häuschens mit großem Garten und ein glückliches Familienleben nicht wenig beitrugen, meldeten sich die Folgen der einstigen Krankheit. Vom Gehirn ausgehende Herzbeschwerden, öftere Ohnmachtsanfälle zeigten die Gefahr, dann kam im letzten Sommer der erste Schlaganfall, dem ein halbes Jahr schwerster körperlicher und seelischer Leiden folgte, von denen ein zweiter Schlaganfall die Erlösung brachte. Schumm.

Verband Deutscher Volksbibliothekare E. V. Die Association des Bibliothécaires Français, Paris VIe, 11, rue Guénégaud, ladet zu einem congrès international de la lecture publique, der in Algier vom 13.—18. April stattfindet, ein. Der Kongreß soll vier Sektionen umfassen:

1. Organisation der Bibliotheken: Hauptbüchereien und Zweigstellen,
2. Erwerb und Revision des Bestandes,
3. Die Ausleihe,
4. Arabische Bibliotheken.

Der Vorsitzende des Verbandes ist auf Wunsch der Association dem Ehrenausschuß des Kongresses beigetreten. Falls Kollegen oder Kolleginnen an dem Kongreß teilzunehmen beabsichtigen, bitten wir sie, sich unmittelbar mit der Association in Verbindung zu setzen, uns aber davon Nachricht zu geben, damit wir anfragenden Kollegen über die Beteiligung Auskunft geben können.

Die nächste Verbandstagung wird voraussichtlich von Montag, dem 11. bis Donnerstag, dem 14. Mai (Himmelfahrt) in Braunschweig stattfinden. Am Montag Abend soll wieder eine öffentliche Kundgebung mit Ansprache, Festvortrag und Begrüßungen stattfinden. Es wird also möglich sein, von den näher gelegenen Großstädten (Berlin, Dresden, Hamburg, Hannover, Leipzig usw.) am Montag Mittag zu reisen, so daß erst der Dienstag als eigentlicher erster Urlaubstag notwendig ist. Die Hauptarbeitstage werden dann der Dienstag und der Mittwoch sein; für den Donnerstag ist ein gemeinsamer größerer Ausflug geplant. — Die Geschäftsberichte des Vorstandes werden als eingehende Lageberichte gegeben werden, so daß bei dieser Gelegenheit Ausbildungs-, Schul- und Examensfragen, die wirtschaftliche Lage, Personal und berufskundliche Fragen zur Aussprache kommen. Besondere kurze Lageberichte sollten dann noch zum Stande der Musikbücherei und seitens der einzelnen deutschen Büchereischulen abgegeben werden. In nebeneinander laufenden Sektionen werden für die Jugendbücherei die Frage des Jungmädchenbuches, eine soziologische und bildungspflegliche Untersuchung, für die Musikbücherei der Bestandsaufbau und Maßnahmen zur praktischen Musikpflege, ferner in einer dritten Sektion die Frage der 50jährigen Schutzfrist und ihre möglichen Auswirkungen auf die Literaturpflege behandelt werden. Daneben soll die Zahl der größeren Fachvorträge auf zwei beschränkt werden. Das genaue Programm wird noch bekanntgegeben.

Bekanntmachung betr. Preußische Bibliotheksprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken und für den Dienst an volkstümlichen Büchereien. — Die nächste Prüfung beginnt in der Staatsbibliothek in Berlin voraussichtlich Mittwoch, den 4. März 1931. Wenn zwei Einzeltermine nötig sind, beginnt der zweite voraussichtlich Mittwoch, den 18. März und bleibt die Verteilung der Anwärter auf die beiden Termine vorbehalten.

Die Prüfung wird vor der bisherigen auf der Grundlage der Prüfungsordnung vom 24. März 1916 eingesetzten Prüfungskommission stattfinden.

Gesuche um Zulassung sind in jedem Fall bis zum 4. Februar 1931 nebst den erforderlichen Anlagen (Prüfungsordnung von 1916, § 5) an den Vorsitzenden des

Staatlichen Prüfungsausschusses für das Bibliothekswesen in Berlin NW 7, Unter den Linden 38, einzureichen.

Getrennte Prüfungen für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken und für den Dienst an volkstümlichen Büchereien nach Maßgabe der Bibliotheksprüfungsordnung vom 24. September 1930 werden im Frühjahr 1931 noch nicht abgehalten.

Für die Stenotypieprüfung hat jeder Prüfling sich die Maschine selbst und auf seine Kosten zu beschaffen. — Berlin, im Dezember 1930. Der Vorsitzende des Prüfungsausschusses.

Büchereiausstellung in Flensburg. Die deutschen und skandinavischen Städte um die Ostsee veranstalten in den Monaten Juni—Juli das sogenannte „Ostseejahr" zur Vertiefung der gegenseitigen kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen. Im Zusammenhang damit finden in einer Anzahl größerer Städte bemerkenswerte Ausstellungen statt. Die Stadt Flensburg wird u. a. in dem neuen Gebäude der Zentralbücherei eine Ausstellung bieten „Die moderne volkstümliche Bücherei". Beabsichtigt wird, eine Gesamtübersicht des öffentlichen Büchereiwesens in Deutschland und dem skandinavischen Norden zu geben. Dabei sollen die Büchereiauffassungen dieser Länder und die Grundtypen der Lösungen besonders herausgehoben werden. Da die Ausstellung nicht nur für den Fachmann, sondern auch für den interessierten Laien gedacht ist, werden ebenfalls die Themen: Bücherei und Leben, Leseraufbau, Lesertypen behandelt werden. Betriebswirtschaftliche Grundzahlen und eine Ausstellung von Fachliteratur wenden sich dann wieder mehr an den Fachmann. Dazu gehören auch „büchereitechnische Neuerungen" und die „Erhaltung und Pflege des Buches". Die deutsch-nordischen geistigen Beziehungen sollen veranschaulicht werden an der gegenseitigen Übersetzungsliteratur, möglichst mit Höhe der Benutzung und der Schätzung in einigen vergleichbaren Büchereien. Eine Buchausstellung „deutsch-nordische Zusammenhänge" aus der Flensburger städtischen Bücherei und eine solche über die gegenwärtige Buchtechnik in Deutschland sollen weiter die Beziehungen der Länder belegen und pflegen.

Der Zweck dieser vorläufigen Bekanntmachung ist es, an die deutschen Fachleute die Bitte zu richten, daß sie diese Ausstellung von sich aus durch Übersendung von Material, welches in dem gegebenen Rahmen liegt, unterstützen. Mit Rücksicht auf die allgemeine Zugänglichkeit wird aber nicht eine verwirrende Fülle von Details geboten werden können, sondern nur Wesentliches in einem organisch gegliederten Zusammenhang. — Dr. Schriewer, Städtische Öffentliche Bücherei Flensburg.

Berichtigung. Betreffs des im Jg. 1930, H. 7 dieser Zeitschrift besprochenen Werkes „F. Schnack, Im Wunderreich der Falter. Berlin: Reimer 1930" sei nachträglich erwähnt, daß die Größenverhältnisse zu den Bildern am Schluß des Buches (S. 189), also an einer etwas ungewöhnlichen Stelle, angegeben sind. Damit wird der in obiger Besprechung gerügte Mangel hinfällig. — O. Schnurre (Berlin).

Diplomprüfungsausschuß. Der Preußische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung hat zum Vorsitzenden des Staatlichen Prüfungsausschusses für das Bibliothekswesen in Berlin den Vorsitzenden des Preußischen Beirates für Bibliotheksangelegenheiten Herrn Geheimrat Dr. Krüß, Generaldirektor der Preußischen Staatsbibliothek Berlin; zum Vorsitzenden der Abteilung für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken Herrn Professor Dr. Schnütgen (Berlin); zum Vorsitzenden der Abteilung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien Herrn Ministerialrat Heinrich Becker (Berlin) ernannt.

Personalveränderung. Dr. Wilhelm Schuster, bisher Obermagistratsrat an der Berliner Stadtbibliothek, ist zum Direktor der Hamburger Bücherhalle gewählt und übernimmt dort die Leitung am 1. April 1931.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. J. Beer, Frankfurt a. M., Stoltzestr. 18/24. Direktion der Städt. Volksbüchereien. — Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei.
Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten außerschulmäßigen Bildungsmittel

Jahrgang 11 | 1931 | Heft 2

Kriminalromane.

Von Professor Dr. G. Fritz.

Wer sich vom Standpunkt des Volksbildners mit der erzählenden Kriminalliteratur beschäftigt, der wird leicht geneigt sein, diese Erzeugnisse schweifender Phantasie oder kühler Berechnung als höchst fragwürdige Bereicherung, ja untragbare Belastung unseres Schrifttums ein für allemal abzulehnen und ihnen den Zugang zu der engen Pforte, die in das Heiligtum des bibliothekarischen Tempeldienstes führt, zu verweigern, umsomehr, als es sich dabei in den meisten Fällen um eine ungezügelte Massenproduktion handelt, die dem Stoffhunger und der Sensationsgier einer breiten Leserschaft, zu der auch die „Gebildeten" zu einem nicht geringen Prozentsatz gehören, mehr als billig entgegenkommt. Die Tatsache, daß die Darbietung krimineller Stoffe durch Literatur, Theater und Kino infolge ungesunden Spannungsreizes geschmacksverrohend wirkt, nötigt dazu, diese ganze Frage ernst im Auge zu behalten, den Gründen nachzugehen, die für diesen offenbaren Kulturverfall maßgebend sind, aber auch festzustellen, ob hier nicht doch Werte vorhanden sind, die das nur zu leicht ausgesprochene Verdammungsurteil zu mildern imstande sind. Das aufdringliche Hervortreten des minderwertigen Kriminalromans darf uns den Horizont für eine vorurteilsfreie Kritik auf keinen Fall vernebeln.

Was das Kriminelle als Stoff, als Motiv literarischer Gestaltung betrifft, so läßt sich zunächst einmal nicht leugnen, daß Vorgänge und Motive dieser Art seit den frühen Tagen literarischen Schaffens der dichterischen Phantasie die stärksten Impulse gegeben haben. Allgemein bekannt ist das Märchen von Wilhelm Hauff: „Abner, der Jude, der nichts gesehen hat", ebenso auch die altägyptische Erzählung vom Schatz des Rhampsenit, die uns Herodot überliefert hat. Was uns Herodot berichtet, ist die auch dem deutschen Volksmärchen nicht fremde Geschichte vom Meisterdieb, und auch im Märchen vom Juden Abner, dessen scharfem Blick und dessen logischen Schlußfolgerungen die geringfügigsten Umstände nicht entgehen, und in ähnlichen orientalischen Anekdoten erkennen wir Motive, die, bis in die neueste Zeit weitergesponnen und vielfach variiert, für den modernen Kriminalroman charakteristisch sind. Aber diese ehrwürdige und vornehme Abstammung aus dem orientalischen Märchengarten besagt selbstverständlich wenig für den Wert oder Unwert des modernen Kriminalromans. Es ist ein anderes, wenn sich die gestaltende Phantasie eines Shakespeare, eines Goethe, Schiller, Kleist, Dickens, Dostojewski derartiger Motive bedient, wenn sie aus dem Gefühl der Totalität des Weltgeschehens heraus auch dem Kriminellen, der Nachtseite der menschlichen Natur, ihr Recht werden läßt, oder wenn auf der Grundlage soziologischer

oder kriminalpsychologischer Erkenntnisse solche Motive literarisch verwertet werden: ein anderes, wenn verbrecherische Regungen, die im Triebhaften wurzeln, der bloßen Sensation dienstbar gemacht werden. Daß die Mehrzahl dieser Erzeugnisse, wie alles Gemeine, schließlich klanglos zum Orkus hinabgeht, soll uns nicht hindern, seine soziologische Stellung im Rahmen der erzählenden Literatur zu erfassen und zu deuten.

Die moderne Psychologie, vor allem die psychoanalytische Forschung bietet uns hier wertvolle Aufschlüsse zum Verständnis der ungeheuren Beliebtheit des modernen Kriminalromans. Verdrängte Schuld- und Rachegefühle, Selbstanklagen, sadistische oder masochistische Triebe, Wunschträume — entsprechend der freilich ganz anders geordneten Welt einer Courths-Mahler — bilden die Substanz des brodelnden Kessels, aus dem die Phantasie des Kriminalschriftstellers, mehr oder weniger bewußt, ihre Nahrung erhält. Ist es zu verwundern, wenn er ein Publikum findet, das ihm hemmungslos auf seinen Wegen folgt? Wobei noch besonders zu beachten ist, daß die seelische Struktur vor allem des Großstadtmenschen mit seiner Unrast, seiner Reizsamkeit, seiner Gier nach Spannung und Entspannung, nach Romantisierung der geheimnisvollen großstädtischen Unterwelt — Dumas, Eugen Sue, auch Dickens haben hier den Weg gewiesen — erst die rechte Basis für den Erfolg darstellt. Im engeren Sinne des Begriffs Kriminalliteratur ist es die Detektivgeschichte, die seit einigen Jahrzehnten im Vordergrunde des Interesses steht. Mit ihr vollendet sich die Intellektualisierung des Kriminalromans und damit auch sein Herabgleiten von künstlerischer Gestaltung zur Veräußerlichung, zum literarischen Betrieb, der dem modernen Sportbetrieb in seinen Verfallserscheinungen in mehr als einer Hinsicht verwandt ist und schließlich in die offenbare Schundliteratur einmündet. So können wir neben anderen gefährlicheren Merkmalen ein spezifisch agonales Moment feststellen: den Wettkampf zwischen Detektiv und Verbrecher, das intellektuelle Vergnügen an der Menschenjagd, eine meist völlig wirklichkeitsferne Konstruktion, die, von künstlerischer Phantasie ganz zu schweigen, sogar des echten kriminalpsychologischen Interesses entbehrt.

Die Namen der Autoren oder auch nur die Serien von Kriminalromanen aufzuführen, die zu der hier gekennzeichneten literarischen Unterwelt gehören, würde sich kaum lohnen. Ein Blick in die Listen der Neuerscheinungen des Buchhändler-Börsenblattes gibt uns eine Vorstellung von der Masse des Gebotenen, und es ist überdies bezeichnend, daß die Mehrzahl der Verfasser der Kriminalbelletristik sich angelsächsischer oder skandinavischer Herkunft rühmen darf, wie ja auch der Schunddetektivroman (Nick Carter und seine Nachfahren) zuerst über den großen Teich geschwommen ist.

Es darf uns auch nicht wundernehmen, wenn der Kriminalroman von gestern nicht mehr der von heute ist, wenn die unserm gegenwärtigen Aspekt leuchtenden Sterne nicht am Fixsternhimmel stehen, sondern eher Kometen zu vergleichen sind, die hoffentlich niemals wiederkehren. Wer kennt noch die Namen der älteren Kriminalliteratur, die bis 1794 zurückverfolgt werden kann — ein Franzose hat hier den Vortritt — Namen, wie den der Amerikanerin Green, die vor 30—40 Jahren ihr Leserpublikum entzückte, oder des Deutschen Temme? Auch der Norweger Elvestad, der Schwede Frank Heller und hoffentlich auch der minderwertige Wallace, der zur

Zeit den Weltrekord schlägt, alle diese und noch viele, viele andere dürften bald die Zenithhöhe ihres Erfolges überschritten haben. Gewiß sollen hier Gradunterschiede gelten, und ich will auch nicht unterlassen zu betonen, daß eine Reihe von neueren englischen Autoren, die zum Teil bei Tauchnitz erschienen, aber bisher nicht übersetzt sind, soweit es die Art zuläßt, Gutes geleistet haben.

Aber man kann wohl, soweit die Verwendung derartiger Kriminalromane, unbeschadet ihres Wertes zur Entspannung, den sie von Fall zu Fall haben mögen, für Volksbüchereizwecke in Betracht kommt, sagen, daß sie schlechtweg abzulehnen sind. Ein Roman, in welchem die Darstellung krimineller Vorgänge Selbstzweck ist, gehört nicht in unsere Büchereien. Auch halte ich es für abwegig, heute noch entsprechend früheren Versuchen Wertliteratur, wie etwa Kleists Kohlhaas, Novellen von E. T. A. Hoffmann oder Heyse, die Judenbuche der Droste unter der Flagge der Kriminalerzählung als Ersatz anzubieten. Die Volksbücherei kann und soll mit reineren Mitteln arbeiten, zudem hat die Praxis längst den Fehlschlag derartiger Versuche erwiesen.

Wieweit kriminelle Stoffe in der neueren Erzählungsliteratur einer künstlerischen Behandlung und Durchdringung fähig sind, möchte ich nunmehr an einigen ausgewählten Beispielen aufzeigen in einer Weise, die auf die Geschichte wie die Problematik dieser Frage Licht zu werfen geeignet ist.

In erster Linie ist hier Edgar Allan Poe zu nennen. Er gehört zu den Größen der erst im 19. Jahrhundert zur rechten Entfaltung gelangten anglo-amerikanischen Literatur. Die novellistischen Werke Poes, ebenso seine gefühlsdunkle, kaum übersetzbare Lyrik sind erfüllt von einer schaurigen Phantastik, einer dämonischen Melancholie, die sich durch eine vor ihm nie in solcher Weise erlebte düstere Welt des Grauens hindurchkämpft. Hellseherei, Spiritismus, Doppelgängertum, die Schrecknisse des Aberglaubens und der Inquisition, Traumvisionen bilden den Gegenstand seines tiefsten Erlebens und Schaffens. Aber seltsam: mit diesen Elementen verbindet sich ein angeborener Hang zu verstandesmäßiger Grübelei, zu unerhört scharfsinniger Zergliederung der unheimlichen und grotesken Probleme, von denen seine Phantasie bis zur Erschöpfung besessen ist. Und so gewinnt Poe auch der Kriminalgeschichte Seiten ab, die diese beiden Grundrichtungen seines Wesens in unauflösbarer Vereinigung zum Ausdruck bringen, und wird vermöge seiner Doppelveranlagung nicht nur der Schöpfer, sondern auch der unerreichte Meister der Detektivnovelle. Eine seiner frühesten Geschichten dieser Art, die den Titel „Der Goldkäfer" trägt, läßt freilich noch nicht viel von den dunklen Seiten seines Wesens ahnen. Es handelt sich hier um eine harmlose, nicht ohne Humor vorgetragene Erzählung, um die Entdeckung eines von Seeräubern vergrabenen Schatzes durch scharfsinnige Enträtselung eines mit seltsamen Schriftzeichen bedeckten Pergamentstreifens: das erste Beispiel einer methodischen Analyse, die in zahllosen Nachahmungen ihre meist sehr billigen Triumphe feiert und noch heute zu den unentbehrlichen Requisiten des Detektivromanes gehört. In einer anderen Erzählung: „Der entwendete Brief", die zu den gelungensten ihrer Art gerechnet werden muß, tritt zum erstenmal in der Gestalt eines Monsieur Dupin — die Begebenheit spielt in

Paris — der Amateurdetektiv auf, dessen geniale Fähigkeiten hier in einen humorvoll gesehenen Gegensatz zu den plumpen Methoden der Polizei gestellt werden, und der das scheinbar Unmögliche vollbringt, einen verborgen gehaltenen hochpolitischen Brief herbeizuschaffen. Dieser M. Dupin, dem nichts entgeht, der aus dem Mienenspiel der Menschen ihre Gedanken und Pläne abzulesen versteht, ist mit seinen Sonderbarkeiten, seinem stets wachen Spürsinn auch der Held der Schauergeschichte: „Der Mord in der Rue Morgue". Wieder wird mit den Mitteln scharfsinniger Analyse die Aufklärung herbeigeführt, um die die Polizei sich vergeblich gemüht hat. Die Belastungsprobe, die Poe unseren Nerven zumutet, ist in diesem Nachtstück wahrlich nicht gering. Mehr eine kriminalistische Studie ist der mit scheinbar kühler Sachlichkeit abgefaßte Bericht über die „Ermordung der Marie Roget". In anderen Erzählungen, wie in der Doppelgängergeschichte „William Wilson", der „Schwarzen Katze" u. a. beweist Poe nicht minder sein Vermögen tiefeindringender Einfühlung in die Welt des Kriminellen und Unterbewußten.

Die Zahl der Nachfahren des von Edgar Allan Poe geschaffenen Meisterdetektivs Dupin auch nur annähernd zu bestimmen, dürfte kaum möglich sein. Unter ihnen mag der vielgewandte M. Lecoq des Franzosen Gaboriau, dessen Kriminalgeschichten als überholt gelten dürfen, wenigstens erwähnt sein. Dagegen wollen wir uns mit der beinahe volkstümlich gewordenen Gestalt des Fürsten unter den Detektiven, Sherlock Holmes, ein wenig beschäftigen, die wir der schreibgewandten Feder des schottischen Arztes Conan Doyle verdanken. Sherlock Holmes, der schrullenhafte Junggeselle, der scharfsinnige Logiker, dabei Gemütsmensch durch und durch, ist nicht ohne Nutzen bei M. Dupin in die Schule gegangen. Nur zu gern läßt der Leser den Reiz der Londoner Verbrecherromantik auf sich wirken, von der uns bereits Dickens in seinem „Oliver Twist" einen Vorgeschmack gegeben hat. Wir lernen unter angenehmem Gruseln die Schleichwege ganzer Verbrecherbanden kennen, oder es handelt sich, wie z. B. in der unheimlichen Geschichte „Das gefleckte Band" um die abgründige Bosheit dunkler Ehrenmänner, oder um gefährliche Tricks, wie im „Bund der Rothaarigen", um aufsehenerregende Schauergeschichten, die sich in weitab gelegenen Landhäusern oder mit billiger Romantik umwobenen Herrensitzen, wie im „Hund von Baskerville", abspielen. Nun, wir wollen den literarischen Wert dieser sehr ungleichen Geschichten nicht übertreiben, aber doch zugeben, daß die Leichtigkeit der Erfindung und des Stils, dazu die oft humorvolle Einkleidung der von Conan Doyle erzählten Abenteuer wohl zu fesseln vermag, trotz dem nüchternen Schema der analytischen Methode, der Sherlock Holmes seine Wunderleistungen verdankt.

Der Schotte Louis Stevenson*) ist ganz im Gegensatz zu Conan Doyle eine Persönlichkeit von ausgesprochenem künstlerischen Temperament, ein Stilist von gewinnender Eigenart, ein romantisch veranlagter Samoa, der Schauplatz fesselnder Südseegeschichten, sind die Stationen seiner rastlosen Lebenspilgerschaft. Zu seinen frühesten Veröffentlichungen gehört

*) Vgl. die Sammelbesprechung von G. Hermann in Jg. 9 d. Ztschr. S. 35ff.

Mensch, den es aus der engen Sphäre des englischen Lebens und Gesellschaftsromans hinaustreibt in die farbige Welt des Abenteuerlichen und Exotischen, dem auch die Dämonie des seelisch Rätselhaften, wie bei Edgar Allan Poe, keineswegs fremd ist. Die Schweiz, die Riviera, Kalifornien, eine Reihe von Erzählungen, die unter dem deutschen Sammeltitel „Der Diamant des Radschah" und „Der Selbstmörderklub" erschienen sind. Der Gesamttitel dieser und anderer Novellen, der in der englischen Ausgabe „New Arabian Nights", d. h. „Neue Geschichten aus 1001 Nacht" lautet, deutet bereits hin auf eine phantastische Welt, in die sich der Dichter hineinträumt. Aber es ist hier nicht der Orient, der seine Einbildungskraft gefangen nimmt und beflügelt, sondern es sind England und Frankreich, insbesondere London und Paris die Schauplätze, auf denen ein moderner, dennoch leibhaftiger Märchenprinz Florizel von Böhmen — so wird er uns vorgestellt — die Rolle des Kalifen Harun al Raschid spielt. Wie der von seinem Großvezier begleitete Beherrscher der Gläubigen geht auch Prinz Florizel mit seinem Adjutanten auf Abenteuer aus, von dem geheimen Wunsche beseelt, auch einmal die Vorsehung zu spielen. Aber es sind recht gefährliche Abenteuer, auf die er sich mit jugendlicher Unbesonnenheit einläßt: mit genauer Not entrinnt er den Schlingen des berüchtigten Selbstmörderklubs und nicht weniger spannend sind die merkwürdigen Begebenheiten, die sich an den unheilvollen „Diamanten des Radschah" knüpfen. Eine traumhaft phantastische Welt, modern kostümiert, aber doch aufgelöst in den feinen Nebel märchenhafter Unwirklichkeit, ein Schattenspiel mit kriminellen Motiven, geschrieben in dem anmutig-bewegten Stil eines Schriftstellers, dessen spätere Werke erst die ganze Stärke und Mannigfaltigkeit seines künstlerischen Erlebens erkennen lassen.

Eine nicht minder glänzende Begabung, freilich ganz anderen Gepräges, zeichnet auch die Schriften des Irländers Chesterton aus, der sich — man möchte sagen, einer bizarren Laune folgend — auf das Gebiet des Detektivromanes verirrt hat. Als katholischer Ethiker und Religionsphilosoph, als geistvoller Essayist, auch als Dramatiker und Verfasser phantastisch-utopischer Romane hat sich Chesterton in schroffen Gegensatz gestellt zu gewissen Grundrichtungen des englischen Denkens, die die Erscheinung der Dinge naiv als Wirklichkeit hinnimmt und dem rechnenden Verstande die restlose Auseinandersetzung mit den Krisen und Widersprüchen des Lebens zutraut. Und so folgen auch Chestertons Novellen, unter dem Sammeltitel „Die verdächtigen Schritte" und „Die Sünden des Prinzen Saradin" oder „Der Mann, der Donnerstag war" in manchem Betracht den Spuren, die Edgar Allan Poe und Conan Doyle hinterlassen haben: Wenn darin ein unscheinbarer katholischer Priester als Amateurdetektiv auftritt, so liegt darin eine heimliche Ironie, gerichtet gegen die Selbstsicherheit des naiven englischen Intellekts. Die kindlich gläubige Einfalt des Pater Brown wird in ihrer Überlegenheit immer da ausgespielt, wo die Vertreter der scheinbar geordneten Welt der Wirklichkeit an sich selbst irre werden. In den besten seiner Detektivgeschichten kann es Chesterton, soweit die stoffliche Spannung in Frage kommt, mit seinen Vorgängern mindestens aufnehmen; aber sie sind, wenn man tiefer blickt, nur der Vorwand, der Vordergrund für einen weltanschaulich begründeten Protest eines viel-

gewandten, lachenden, seine irische Abstammung nicht verleugnenden Philosophen, der jede Waffe zu seinen Zwecken zu gebrauchen versteht.

Zu den fesselndsten Erscheinungen der neueren englischen Literatur gehört der seit einigen Jahren auch in Deutschland vielgelesene Joseph Conrad*). Man muß wissen — es ist dies zum Verständnis seines Wesens unbedingt nötig —, daß Conrad, polnischer Abstammung — sein eigentlicher Name lautet: Theodor Joseph Korzeniowski —, im Alter von 16 Jahren seine Heimat auf immer verließ, um Seemann zu werden, und im Jahre 1878 zum erstenmale englischen Boden betreten hat, der Sprache völlig unkundig, in der er es in der Folge als anerkannter Meister zu Weltruhm bringen sollte. Unter seinen zahlreichen Romanen, die in den letzten Jahren auch in deutscher Übersetzung bei uns bekannt geworden sind, interessiert uns hier der 1907 entstandene „Geheimagent". Es ist, wie schon der Titel andeutet, ein Detektivroman, wenn auch diese Bezeichnung der Bedeutung des Werkes, das auch unter den zahlreichen Romanen Joseph Conrads einen hohen Rang einnimmt — kein Geringerer als Thomas Mann hat es ausführlich gewürdigt — keineswegs voll gerecht wird. Auf alle Fälle stellt das Buch an den Leser weit höhere Ansprüche als der landläufige Kriminalroman, von dem er sich rein stofflich betrachtet nur wenig unterscheidet. Die kriminellen Vorgänge darin offenbaren ihren tieferen Sinn als die erschütternde menschliche Tragödie einer Schwester, die sich für ihren durch Schuld ihres Mannes, des Geheimagenten Verloc, schließlich bei einem Anarchistenkomplott ums Leben gekommenen Bruder opfert. Unübertrefflich geschildert ist der geistige Urheber der Tat, der gewissenlose Diplomat, der unter der Maske des gewandten Weltmannes das unkultivierte Russentum — hier verleugnet sich der Pole Korzeniowski nicht — erkennen läßt. In einer der angelsächsischen Art völlig fremden Weise wird in diesem bedeutenden Roman die Welt des Londoner Anarchismus vor dem Kriege als düsterer Hintergrund für tiefstes seelisches Erleben künstlerisch gestaltet.

Das Widerspiel des Verbrechers und des ihm auf den Fersen sitzenden Verfolgers haben wir als immer neu variiertes Thema in seiner Entwicklung und seiner möglichen Vertiefung bei der Detektivgeschichte angelsächsischer Herkunft zur Genüge kennen gelernt. Der deutsche Kriminalroman, soweit dieser ernst genommen werden kann, ist andere Wege gegangen. Warum dieses der Fall ist, wird ohne weiteres klar, wenn wir uns die Eigenart der deutschen Erzählungskunst, die vielleicht zu sehr auf psychologische Probleme gestellt ist, vergegenwärtigen. Unter allen Umständen ist es kein Zufall, wenn unsere heimische erzählende Literatur sich dieses Spannungsreizes nur selten bedient, wogegen eine rege Übersetzungstätigkeit nicht ohne Glück dafür sorgt, daß uns die echten und falschen Perlen des ausländischen Detektivromanes nicht vorenthalten bleiben.

Kein Geringerer als unser Altmeister Theodor Fontane hat zu einer Zeit, die vor der Abfassung seiner großen, künstlerisch reifen Romane aus dem Berliner Leben liegt, der Versuchung nicht widerstanden, auch einmal eine echte Kriminalnovelle zu schreiben. Ohne höhere An-

*) Vgl. die Sammelbesprechung von R. Joerden im 10. Jg. d. Ztschr. S. 271ff.

sprüche, doch in ihrer Art vortrefflich, ist die Geschichte „Unterm Birnbaum". Echt fontanisch, vor allem durch den wirkungsvoll verwendeten Dialog belebt, ist die Erzählung von der heimtückischen Ermordung eines polnischen Handlungsreisenden durch einen von Schulden bedrängten märkischen Gastwirt. Unnachahmlich ist in dieser schlichterzählten Geschichte der Verzicht auf laute, grelle Wirkungen, die meisterliche Technik, die das Hauptgewicht auf die seelischen Spannungen legt und mit wenigen sicheren Strichen uns die bäuerliche Atmosphäre eines entlegenen märkischen Dorfes um 1830 erleben läßt. Auch in der historischen Novelle „Grete Minde" und in dem größeren Romane „Quitt" sind kriminelle Motive verwendet, doch so, daß wir diese beiden Werke für unser Thema nicht in Anspruch nehmen können.

Um so mehr gilt dies von dem Roman des als Verfasser einer Reihe von kriminalwissenschaftlichen Werken bekannten früheren Staatsanwalts Erich Wulffen, betitelt: „Der Mann mit den sieben Masken", einem der Fälle, in welchen von berufener fachmännischer Seite kriminelle Vorgänge literarisch gestaltet sind. In diesem Roman überwiegt trotz des sensationellen Titels das psychologische Interesse das rein Kriminelle. Als erfahrener Kriminalist gibt Wulffen interessante Aufschlüsse über das anormale seelische Leben des geborenen Hochstaplers und entfernt sich keineswegs von der Wirklichkeit, wenn er von verblüffenden Täuschungsmanövern berichtet, durch die der abenteuerliche Held die Welt immer wieder aufs neue überrascht, bis er endlich sein verfehltes Leben auf tragische Art mit etwas sentimentalem Einschlag verliert. Als romanhaft eingekleidete, zeitgemäße Studie über das Seelenleben des von Geburt an schicksalgebundenen Verbrechers verdient das Werk eines literarisch gewandten Verfassers Beachtung.

Wenden wir uns nun dem Roman von Ricarda Huch: „Der Fall Deruga" zu, so führt uns dieses Werk in eine weit höher gelagerte Sphäre. Die ethisch-religiöse Gewissensfrage: darf ein Mensch töten mit Zustimmung des Opfers, das von unerträglichen Leiden erlöst sein will?, bildet das Motiv dieser als Kriminalfall konstruierten Geschichte, und die Antwort lautet: ja! Ein Arzt italienischer Herkunft, Dr. Deruga, steht vor den Geschworenen unter dem Verdacht, seine seit Jahren von ihm geschiedene Gattin ermordet zu haben; die Szene vor dem Tribunal nimmt fast die ganze Breite des Romans ein und erhält uns in unverminderter Spannung bis zum Ende, wo Deruga, der bis zuletzt mit blendender Dialektik und beinahe schauspielerischer südländischer Verschlagenheit sich vor dem Gericht behauptet hat, der Wahrheit die Ehre gibt und von den völlig entwaffneten Geschworenen freigesprochen wird, nachdem die lange von ihm verhüllten, wahren Motive seiner Tat von ihm selbst offenbart sind. Ein aufregendes Spiel um Leben oder Tod, ein heißer Kampf um das Recht, zu sündigen, sich hinwegzusetzen über die geheiligten Normen menschlich-göttlicher Satzung, die das Gemeinschaftsleben bestimmen, ein Kampf um eine neue Ethik, deren Ansprüche in einem Sonderfall zu einem vollen Siege geführt werden. Mit einer seltenen Kühnheit und Herzenswärme bedient sich hier R. Huch der äußeren Hülle eines in der Form echten, wenn auch über die prozessuale Wahrscheinlichkeit unbedenklich sich hinweg-

setzenden Romans, um für reine Menschlichkeit zu werben, um dann den Sieger mit blutenden Wunden vom Schauplatz des Kampfes in die Stille der Resignation und Selbsteinkehr hinwegzuführen.

Auch in dem Roman von Jakob Wassermann: „Der Fall Maurizius" handelt es sich um Fragen ethischer Natur, um das Eintreten für die Rechte des Herzens, um menschliches Verstehen und Verzeihen unter Anknüpfung an den bekannten Fall des badisch-amerikanischen Rechtsanwaltes Hau, der seiner Zeit nicht geringes Aufsehen erregt hat. Ein Justizirrtum, die Verurteilung des jungen Maurizius zu lebenslänglichem Zuchthaus bildet die Voraussetzung; von erschütternder Wirkung ist die Aussprache des Häftlings mit seinem Richter, dessen 13jähriger Sohn es unternimmt, getrieben von reinem Idealismus, den wirklichen Täter aufzuspüren, meisterlich gezeichnet auch die finstere Gestalt des Mitwissers, des unheimlichen Waremme. Aber trotz der blendenden Erzählungskunst Wassermanns will uns die von ihm verfochtene Tendenz nicht recht befriedigen, daß Recht und Unrecht, Schuld und Sühne letzten Endes problematisch seien, keine absolute Geltung in Anspruch nehmen dürfen.

Gibt es noch andere Möglichkeiten der künstlerischen Gestaltung krimineller Stoffe? Der zeitgenössische amerikanische Roman führt uns hier, wie das Beispiels Dreisers „Eine amerikanische Tragödie" lehrt, ebenso wenig weiter wie der in dieser Hinsicht über das Konventionelle nicht hinausschreitende englische Roman. Ganz anders bei Döblins „Alexanderplatz", wo uns die vom Expressionismus und von Joyce beeinflußte Erzählungstechnik und der kollektivisch-soziologische Standpunkt des Verfassers mitten in die Geburt des Romans von morgen hineinstellt. Ich verweise auf die ausgezeichnete Analyse von G. Hermann in dem Heft „Der Großstadtroman"*) und seine Würdigung des Jungensromans „Emil und die Detektive" von Kästner, ferner auf die wertvolle Studie „Zum Abenteuer- und Kriminalroman in der Volksbücherei" von B. Rang**).

Und damit bin ich mit meiner Übersicht zu Ende. Es ist ein weiter Weg von der rätselhaften, dämonischen Gestalt E. A. Poes bis zu der künstlerisch so ganz anders gearteten Persönlichkeit Ricarda Huchs und Jakob Wassermanns und vor allem Döblins, bei denen die geistige Auswertung des Kriminalistischen im Roman, wie mir scheint, ihren Gipfelpunkt erreicht hat. Solche Möglichkeiten widerlegen die angesichts einer zügellosen Massenproduktion in weiten Kreisen herrschende Meinung, daß diese Probleme höheren Ansprüchen nicht zu genügen imstande seien, und lassen erkennen, daß, wo wirklich gestaltende Kräfte am Werke sind, auch der scheinbar widerstrebende Stoff geistiger Durchdringung fähig ist.

---

*) 12. Beiheft der „Bücherei und Bildungspflege" S. 42 ff.

**) Westdeutsche Blätter für Büchereiberatung, 2. Jg. 1929, Heft 3. — Ferner: Ernst Schultze: Die Schundliteratur. 3. Aufl. 1925. A. Lichtenstein: Der Kriminalroman. 1908. Depken, Sherlock Holmes, Raffles und ihre Vorbilder. 1914. H. Reimann: Männer, die im Keller husten. 1929 (mit einer Studie über den Kriminalroman).

Volksbücherei und Revolutionspädagogik.

Von Dr. Wilhelm Schuster.

Der erste Rausch der mit dem revolutionären Zusammenbruch von 1918 zur Hochflut anschwellenden pädagogischen Bewegung ist vorüber, eine Ernüchterung und eine Gegenbewegung ist gefolgt, deren Berechtigung, ja Notwendigkeit man anerkennen kann und zugleich doch fürchten muß, daß solche reaktive Tendenz nun ihrerseits über das Ziel hinausschießt und die hoffnungsvollen Keime des Neuen vernichtet. Wie weit Praxis und Theorie der Volksbücherei von dieser revolutionären Bewegung beeinflußt worden sind, wäre zu untersuchen. Die neue Volksbücherei ist natürlich, wenn man die Bewegung als Ganzes faßt, ihr Geschöpf, anders aber verhält es sich wahrscheinlich mit ihren Beziehungen zu der Periode der Hochflut der Bewegung von 1918 bis etwa 1925/26. Das liegt teils im Wesen der Büchereiarbeit begründet, teils aber auch in dem besonderen und von der allgemeinen pädagogischen Bewegung etwas getrennten Entwicklungsgang. Allzusehr vielleicht mit sich selbst beschäftigt hat die Volksbücherei sich manchen Vorteils beraubt, den sie in engerem Anschluß an die Pädagogik hätte erreichen können; aber sie hat für diesen Vorteil, der ihr auch manche Umwege nicht erspart hätte, doch einen gradlinigeren Fortgang eingetauscht, der ihr nun auch den reaktiven Umschwung nicht allzustark fühlbar macht. Dennoch ist auch sie von ihm in zwiefacher Hinsicht bedroht. Die pädagogische Hochflut trug auch ihre räumliche Ausbreitung weithin voran, die nicht zufällig mit der finanziellen Krise zusammenfallende Gegenbewegung bedroht ihre äußere Fortentwicklung auf das schwerste. Zweitens aber ist, wie ich im Folgenden zu zeigen hoffe, ihr Wesen als freie öffentliche Büchereiarbeit zu tiefst mit den Grundsätzen einer revolutionären Pädagogik verbunden. Die Bewahrung also der wesentlichen Errungenschaften und der zukunftsstarken Keime revolutionärer pädagogischer Gesinnung und Besinnung ist für sie eine Lebensfrage, wenn anders sie nicht wirklich zum bloßen Verkehrsinstitut, zur geistigen Umschlagstelle der Public Library herabsinken und aufhören will, ein aktiver Faktor in der kulturellen Erneuerungsbewegung zu sein.

Den willkommenen Anlaß und die Grundlagen zur Erörterung dieser Fragen nun gibt die Arbeit von Elisabeth Siegel: Das Wesen der Revolutionspädagogik (Langensalza: Beltz 1930; Göttinger Studien zur Pädagogik, hrsg. von Herm. Nohl, H. 16). Indem wir ihrem Gange folgen, wollen wir zugleich mit der Betrachtung ihrer grundlegenden Gedanken die Nutzanwendung für die Pädagogik der Volksbücherei zu ziehen suchen. Das mag dann auch als Vorarbeit für die nötige historische Untersuchung gelten, wieweit die Entwicklung der Volksbücherei in ihren einzelnen Stadien von der revolutionären Pädagogik beeinflußt worden ist.

Um den Bedeutungsgehalt der pädagogischen Welle sowohl für die Revolutionszeit wie für die Gegenwart klar zu machen und nach Herkunft und Art der pädagogischen Antriebe zu fragen, die damals soviele Menschen mitrissen, wählt die Verfasserin den Weg, an der großen französischen Revolution als dem bisher größten und weitreichendsten Beispiel des pädagogische Komponente gewissermaßen der Revolution überhaupt oder als

solcher herauszuarbeiten. Die große französische Revolution enthält „als eine echte Weltrevolution auch ein „System" echter Revolutionspädagogik in sich", es ist der Nachweis zu führen „von der inneren Zusammengehörigkeit von Revolution und Pädagogik". Die Bezogenheit von Revolution auf Pädagogik wird verständlich durch den revolutionären oder wenigstens revolutionäre Möglichkeiten enthaltenden Charakter einiger Hauptmerkmale echten pädagogischen Verhaltens, wie sie sich in der Revolutionspädagogik beherrschend in den Vordergrund drängen:

„1. Das Eintreten der Pädagogik für das jedem Menschen und zwar auch dem sozial minderbewerteten zustehende Recht auf sein „menschliches" Leben, unbekümmert darum, ob dadurch die Welt, wie sie ist, in ihrem Bestande gestört wird.
2. Ihr Bestreben, jeden Menschen zu bewußter Selbsterziehung und Selbstbestimmung zu befähigen.
3. Die Forderung einer Erziehung ohne jeden Zwang.
4. Die kulturkritische Einstellung der Pädagogik, ihr Zugreifen mit neuartigen pädagogischen Gegenmitteln, wenn sie durch Schuld der alten Pädagogik in der bestehenden Kultur den Menschen und das Volk als Ganzes bedroht sieht.
5. Ihre Richtung auf eine bessere Zukunft, ihre absolute Zuversicht in die Erziehbarkeit und Veredelung der Menschheit" (S. 6/7).

Es ist klar, daß die von der Revolution erhoffte und geforderte Regeneration der ganzen Welt ein pädagogischer Begriff ist, dem pädagogische Impulse von höchster Kraft entspringen müssen. So heißt es: „Von diesem pädagogischen Blick aus ist geradezu eine neue Ansicht von Revolution und dem, was sie für die Menschengeschichte bedeutet, zu gewinnen, denn in der Revolutionspädagogik sieht man den Revolutionären in ihr innerstes Herz, das Bild des neuen Menschen offenbart alle ihre Ideale" (S. 7).

Eine andere, hier nicht gestellte Frage ist, wie weit sich in der inneren Dynamik der Revolution und in den sich gleichmäßig wiederholenden Gesetzmäßigkeiten ihres Ablaufes allgemeine Gesetze historischer Entwicklung zeigen, die hier nur in besonderer Klarheit und Steigerung in Erscheinung treten. Die Beantwortung ist insofern wichtig, als sich Revolutionen nicht verewigen lassen, ja der ihnen eigentümliche Bewegungsablauf geeignet ist, den Verlust eines Teiles ihrer Errungenschaften selbst zu beschleunigen.

Die revolutionäre Pädagogik kennzeichnet sich zunächst als Pädagogik der aufsteigenden Schicht, die alle für ihren Standesaufstieg förderlichen Eigenschaften als Tugenden hinstellt und damit ihre und der Nachwachsenden menschliche Kräfte zweckmäßig auf diese Aufgabe konzentriert. So erwächst eine neue Bewertung der A r b e i t und A r b e i t s e r z i e h u n g (S. 13/15). Der Aufstieg der Klasse zur Macht erfordert ferner, daß sich der Einzelne überhaupt erst einmal in seiner staatsbürgerlichen Funktion erfasse und zu ihr herangebildet werde (Erörterung staatsrechtlicher und sozialreformerischer Fragen, staatsbürgerliche Erziehung — im revolutionären, d. h. im auf Vervollkommnung der Gesellschaftsordnung gerichteten Sinne —, Erwachsenenbildung). „Die Erfahrung von der menschenformenden Kraft der jungen gesellschaftlichen Bewegung macht die Bil-

dungsfähigkeit aller zum Losungswort der nach Freiheit strebenden, jetzt noch abhängigen Schicht" (S. 16/19).

Dieser Wille zu neuen, der sich verändernden gesellschaftlichen Struktur angepaßten Formen führt zum Kampfe gegen die alte Weltanschauung auf breitester Grundlage (schärfster Ausdruck in der Gegenwart: die weltliche Schule und die antireligiöse Propaganda) in einer umfassenden Kulturkritik. Wie ihre Ausgangspunkte so sind nun die Richtungen dieser Kulturkritik von Anfang und mit Notwendigkeit verschieden und zum Teil gegensätzlich. Zunächst wendet sie sich anklagend gegen die Kultur der Vergangenheit, weil diese den Menschen — vornehmlich der aufsteigenden Schicht — versklave und am Gewinn seiner wahren Menschlichkeit hindere. Die Abstellung dieses Übels und die Herstellung eines gerechteren und vollkommeneren Zustandes der Gesellschaft erfordert deren Ordnung durch die regelnde Vernunft. Der Glaube an die Macht dieser Vernunft ist dabei ebenso Voraussetzung wie die Annahme der Bildsamkeit aller (für letzteres ist besonders bezeichnend die Adlersche Individualpsychologie). Die Folge ist die Herausarbeitung einer neuen rationalistischen Wissenschaft, deren Allgemeingültigkeit vorausgesetzt wird (dialektischer oder historisch-ökonomischer Materialismus). „In dem Maße nämlich, wie eine wissenschaftliche Wahrheit sich stetig an die andere reihe, solle sich alles menschliche Leben mehr und mehr nach wissenschaftlichen Grundsätzen regeln und vervollkommnen lassen. Weil Moral und Politik für ebenso objektiv gültige und für ebenso praktisch anwendbare Wissenschaft gehalten werden wie etwa Mathematik und Physik, so wird die Erweiterung ihrer Erkenntnisse zum dringendsten Anliegen, denn sie verheißt durch die damit wachsende Möglichkeit einer rationalen Weltverbesserung noch unermeßlichen Segen" (S. 22). „In diesem Rückgang auf die ratio als auf das letzthin Gültige liegt ein „ewig" revolutionäres und zugleich ein „ewig" pädagogisches Moment" (S. 23). Aber „das Postulat der Vernunftherrschaft bedeutet immer ein Doppeltes, wie es schon die zweifache Verwendung des Begriffes: vernünftige Bildung anzeigt. Es bedeutet einmal das Fähigwerden zu vernunftgemäßer Selbstbesinnung, zum andern die Aneignung und dann den Besitz des Zusammenhanges der vernunftgemäßen Wahrheiten" (S. 24). Daraus nun ergibt sich der erste tragische Widerspruch der Revolutionspädagogik. Ihr echt pädagogischer Wille auf Selbsterziehung und Selbstbestimmung des Menschen, erwachsen im kulturkritisch unterbauten Kampfe gegen die Bevormundung der alten Mächte, vorwärts getrieben bis zur Ablehnung jeglichen Zwanges der erzieherischen Einwirkung (welche Ablehnung — wie wir gleich sehen werden — noch eine andere Wurzel hat) gerät in Konflikt mit dem Glauben an die Allgemeingültigkeit der neuen gesellschaftlichen und weltanschaulichen Ideale der „revolutionären Wissenschaft", und dieser Konflikt wird gesteigert durch das Interesse der kämpfenden und siegenden Klasse, den Menschen mit dem Zwangsidealismus schärfsten Gesinnungsterrors zu ihrem „offiziellen" Glauben zu erziehen (s. bes. S. 93/94). Was aber im ersten Aufschwung stürmisch für alle Menschen verlangt wurde, wird nun der Führerschulung vorbehalten (S. 78). Die Verfasserin zitiert hier als Beispiel aus der Gegenwart die sehr charakteristischen Äußerungen des früheren Leiters der

Bildungszentrale des Metallarbeiterverbandes und der Volkshochschule Linz Engelbert Grafs: „Von Massenintellekt zu reden, ist Unsinn. Die Kraft der Massen liegt in der potenzierten Gefühlshaltung, in der Explosionskraft aufgespeicherter Stimmung . . . Das Ziel ist Sache des Führers. Ganz unwillkürlich wird die Tendenz dahin gehen, die Masse in großen umfassenden Fragen in geistiger Vormundschaft zu halten . . . frei vom Ballast kritischen Nachdenkens . . . Das muß das Ziel unserer Bildungsarbeit sein". Auf diesem Wege will Graf „einen immer zahlreicher werdenden Nachwuchs", eine „Gesellschaftsschicht innerhalb des Proletariats" als „Träger der Diktatur des Proletariats" erziehen.

Schon dieser Widerspruch berührt bekanntlich dringende Fragen auch der Volksbücherei, die manche Kämpfe gekostet haben und immer wieder kosten werden, obwohl sich in der Praxis allmählich eine gleichmäßigere und die Spannung übergreifende Linie herauszubilden scheint. Es sind die Fragen der durch die Buchauswahl bestimmten Wahl des Leserkreises und der Art der Darbietung und Erschließung des Bestandes. Die erste Frage löst die Volksbücherei heute im großen gesehen so, daß sie die Sorge für den in höherem Sinne bildungswilligen und -fähigen Leser voranstellt und schon aus finanziellen Gründen die Betreuung primitiverer Lesebedürfnisse der Massen nur soweit berücksichtigt, als dadurch die erste Aufgabe nicht gefährdet wird. Hierdurch wird die grundsätzliche Frage, wie weit und mit welchen bildungspfleglich einwandfreien Mitteln nicht jeder normale und gesunde Mensch auch einfachster Bildungsstufe zu erfassen sei und erfaßt werden sollte, natürlich nicht berührt. Sie bleibt immer ein zentrales Problem der Büchereiarbeit und wird in kleinen ländlichen Büchereien oder kleineren Büchereien in Bergarbeiterdörfern auch ständig praktisch gefördert, die der Übersichtlichkeit der Leserschaft wegen das ideale Versuchsfeld dafür abgeben. Die Art der Darbietung und Erschließung des Bestandes muß m. E. für die freie öffentliche Bücherei von dem pädagogisch anerkannten Grundsatz ausgehen, daß nur dasjenige zum aufbauenden Bildungsgut werden kann, mit dem der Mensch sich innerlich auseinandergesetzt hat, d. h. er muß grundsätzlich in die Problematik hineingestellt werden, wie sie nun einmal der kulturellen Situation entspricht. Wie weit das im einzelnen Falle ratsam und angängig ist, ist eine Frage des pädagogischen Taktes der Ausleihe. Auf diese Frage kann hier nicht näher eingegangen werden.

Die Ablehnung jedes pädagogischen Zwanges nun hat ihre zweite Wurzel in einer vom Irrationalen ausgehenden kulturkritischen Haltung, wie sie durch ihren ersten und größten Vorkämpfer Rousseau bezeichnet wird. Auch sie geht aus von der Vergewaltigung und Bevormundung des Menschen durch die alten Mächte. Aber während die rationale Kulturkritik die bevormundende Zwangserziehung tadelt, weil sie die unterdrückte Klasse von den Vorteilen der Bildung und Wissenschaft als Wegen zur Macht fernhält, ist diese irrationale Kulturkritik weit ab von solchem Optimismus und zweifelt diese Bildung und Wissenschaft als „lebensfeindlich" und „lebensfremd" an. Der Mensch ist ihr seiner Natur nach gut, sein Wesen durch die Kultur und Zivilisation der alten Mächte verfälscht (in der Volksbüchereibewegung: Mißtrauen gegen die „Wissenschaft" und

wissenschaftliche Bildung im engeren Sinne, Kampf gegen alle zivilisatorischen Methoden wie Kino, Radio usw.). „Rettung des Menschen, des eigentlichen echten Menschen vor der Macht der gewordenen Objektivitäten, die ihn seiner Würde berauben" (S. 28 ff.), ist das Thema. Es ist das „Ideal des frei aus der Fülle der angeborenen schöpferischen Kräfte lebenden Menschen, gut, einfach, natürlich" (S. 30/31), wie es in der Jugendbewegung und den neuen Bildungsmethoden sich ausdrückt, die anstelle der „Vermittlung" und „Verbreitung" von Wissen (Vielwisserei) die freie Entfaltung der in jedem Menschen vorausgesetzten schöpferischen und bildnerischen Kräfte fordern, in der Schule bis zur Ablehnung jedes festen Lehrplanes. Auch die lebensphilosophischen Einschläge in der Volksbüchereibewegung (Nietzsche, Klages), wie sie besonders von Stettin ausgehen, gehören hierher (andererseits hat gerade Ackerknecht als einer der ersten und lange deshalb befehdet eine Versöhnung der zivilisatorisch-rationalistischen und der irrationalistischen Zweige der revolutionären Pädagogik angestrebt).

Diese Versöhnung nun ist für die Volksbücherei wichtiger vielleicht als für jede andere Bildungseinrichtung. Sie gehört aber zu den bei uns so zahlreichen Fragen, deren Lösungen nicht einmalig durch das vielersehnte Rezept zu lösen sind, sondern immer von neuem errungen werden müssen. Die Ablehnung ferner jedes pädagogischen Zwanges scheint nun gerade mit der freien öffentlichen Bücherei wesensgemäß gesetzt. Dennoch liegt in den ebenso feinen, wie wirksamen Mitteln pädagogischer Einwirkung in Ausleihe und Darbietung, Zusammensetzung und Erschließung des Bestandes hier immer eine latente Gefahr für den Volksbibliothekar, der doch als Mensch (manchmal auch als Politiker!) so wenig wie der Lehrer gegen die Eigenschaft bevormundender „Schulmeisterei" gefeit ist.

Die stürmische und schöpferische Kraft ihres pädagogischen Impulses schöpft jede revolutionäre Bewegung aus ihrer Grunderfahrung des Erlebnisses eines durch eigene Kraft errungenen Stufenfortschrittes der Menschheit (S. 37). „Die Revolution will ein neues Geschlecht erschaffen, ohne diesen Willen zum schlechthin neuen Menschen ist sie gar keine Revolution" (S. 41). Dazu gehört der Glaube an die ursprüngliche Menschenwürde aller, an ihre Güte und Vervollkommnungsfähigkeit, an die Erringung der Ziele der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller auf ihrem Wege. Führerschulung und Begabtenauslese müssen in diesen Glauben und Willen *eingebaut* werden, sie dürfen diesen Glauben nicht ablösen und sich mit der Hoffnung trösten, daß allein durch diese — gewiß notwendige — Arbeit in einer fernen Zukunft das Ideal erreicht werden könne. Denn aus diesem Glauben und Willen allein erhält die revolutionäre pädagogische Bewegung ihre hinreißende und schöpferische Kraft. Ihr Bildungsideal und ihre Bildungsmittel sind nach den realen Bedürfnissen des in der Revolution angreifenden Volksteils zu gestalten (vgl. S. 71), was für die pädagogische Seite der Bewegung keineswegs heißen muß, sich mit parteipolitischen Bindungen zu identifizieren.

Vielmehr liegt gerade in der Lösung von ihnen und in ihrer Übergreifung für die freie Volksbildung die einzige Möglichkeit, sich über die unausbleiblichen geschichtlichen Schicksale aller parteipolitischen Gebilde hin-

aus die schöpferischen Kräfte der revolutionären Pädagogik zu bewahren, die in der Kulturkritik wurzeln. Hier liegt freilich eine neue Spannung, indem die revolutionäre Kulturkritik sich radikal gegen die Tradition und damit gegen das Geschichtliche als solches wendet, während die Bildung dieser geschichtlichen Tradition bedarf (S. 87 ff.). Hier liegt die Lösung in einem schöpferischen Verhalten zu den überkommenen geschichtlichen Werten, die immer neuer Durchleuchtung und Deutung aus der ständig sich verändernden Lebenssituation heraus bedürfen. Es ist dies freilich gegenüber dem radikalen „Triumph der Vernunft über die Geschichte" als „einer pädagogischen Grundtendenz aller Revolutionen" (S. 90) bereits ein abgewandeltes Verhalten, welches jedoch als eine vertiefende Auswertung des revolutionären Antriebes angesehen werden darf.

Es ist bedauerlich, daß die Verfasserin es nicht ermöglichen konnte, ihre Arbeit fortzusetzen und die Durchführung der pädagogischen Gedanken der französischen Revolution in Gesetzgebung und Institutionen weiterzuverfolgen, wie eine vergleichende Darstellung der wichtigsten Revolutionen bis zu der von 1918 anzufügen. Es ist jedenfalls in hohem Maße überraschend, zu sehen, wie die uns in unserer Kulturkrise bewegenden Fragen in der großen französischen Revolution vorgebildet liegen, und das reiche von ihr beigebrachte Material zu studieren, in dem oft die gleichen Wendungen auftauchen, die unserer Kulturkritik und neuen Pädagogik heute wieder geläufig sind.

Die Lehre, die die Volksbüchereiarbeit aus diesen Dingen ziehen muß, dürfte aus dem Ausgeführten klar hervorgehen. Es gilt, die mit der revolutionären pädagogischen Bewegung wesensgemäß gesetzten Widersprüche nicht auszuschalten oder kompromißlerisch zu übertuschen, sondern ihre Spannung lebendig zu erhalten und immer neu um ihre Bewältigung zu ringen. Die Voraussetzung dafür ist, daß diese notwendigen Spannungen zu klarem Bewußtsein gebracht werden und ihnen und ihren Auswirkungen auf allen Gebieten, in allen Methoden der Volksbildungsarbeit nachgegangen wird.

Vorlesestunden.

Von Dr. Erwin Ackerknecht.

VIII.*)

Im folgenden gebe ich eine Auswahl von 34 Programmen aus den letzten drei Vorlesewintern wieder und zwar in zeitlicher Folge. Die Vorlesestunden fanden ausnahmslos an Sonntagnachmittagen von 6 Uhr an statt.

*) Vgl. 8. Jg. S. 387 ff. und S. 322 ff., 6. Jg. S. 308 ff. und S. 77 ff., 5. Jg. S. 91 ff., 3. Jg. S. 5 ff. und 2. Jg. S. 49 ff. Die mit * versehenen Ausgaben kommen zum Verkauf im Anschluß an die jeweilige Vorlesestunde in Betracht.

1.

Totensonntag

Wilhelm von Scholz: Dürers Erlebnis[1]) . . . . 15 Min.
Keller: Abendlied[2]) . . . . 1 „
Röttger: Bachs letzte Tage[3]) . . . . 15 „
Otto von Taube: Der Grund (Gedicht)[4]) . . . . 2 „
Federer: Das letzte Stündlein des Papstes[5]) . . . . 25 „

Aus: [1]) Scholz: Zwischenreich. München, Müller. *[2]) Gottfr. Keller: Gedichte. Insel-B. 320. [3]) Röttger: Die Allee. München, Müller. [4]) Taube: Gedichte und Szenen. Leipzig, Insel. *[5]) Federer: Das letzte Stündlein des Papstes. Heilbronn, Salzer.

Wie man sieht, hat dieses Totensonntagsprogramm ein ausgesprochen historisches Gepräge, und zwar im großen, beispielhaften Sinne. Die beiden eingeflochtenen Gedichte lassen dann den zeitlos-menschlichen Unterton noch deutlicher durchdringen. Besonders wirkungsvoll ist es, daß die letzte Erzählung das Thema ins Legendenhafte und damit auf die Höhe religiöser Symbolik hinaufführt. Zur Einstimmung ist, wie fast immer am Totenfest, nicht viel gesagt worden. Ich erinnerte nur daran, daß unser heutiges Programm nach altem Brauche dem Gedächtnis unserer Toten und unseres Todes geweiht sei.

2.

Gedankenmacht?

Nylander: Thompsons Klopfen[1]) . . . . 20 Min.
Andersen Nexö: Drei Söhne[2]) . . . . 38 „

Aus: [1]) Nylander: Der Schoner Lizzie Gray. Leipzig, Merseburger. [2]) Andersen Nexö: Lobgesang aus der Tiefe. Leipzig, Merseburger.

Bei diesem Programm ist, namentlich bezüglich der ersten Geschichte, die Gefahr ziemlich groß, daß es „okkultistisch" ausgebeutet wird. Ich habe deshalb die einstimmende Bemerkung etwas ausführlicher gehalten als gewöhnlich und ungefähr folgendes gesagt: „Vor hundert Jahren erzählte der alte Goethe seinem jungen Freund Eckermann eine Geschichte, die er selbst in seinen Jungmannesjahren erlebt hatte. Er wollte bei der abendlichen Rückkehr von einer längeren Reise rasch noch eine geliebte Freundin allein wiedersehen, hörte aber, als er zu ihr eilte, daß mehrere Damen zu Besuch bei ihr waren. Er kehrte also vor ihrer Türe um und irrte durch die Gassen von Weimar, immer mit dem Gedanken: „Sie muß mir jetzt begegnen". Und richtig: auf einmal kommt sie ihm entgegen. Und als er sich nun doch wundert, wie sie dazu gekommen sei, in der nächtlichen Stadt spazieren zu gehen, erzählt sie ihm, der Gedanke an ihn und das Gefühl, sie müsse ihm begegnen, hätten sie gezwungen, gleich nachdem ihre Besuche fortgegangen waren, ohne bestimmtes Ziel sich auf den Weg zu machen. Goethe knüpft an diese Geschichte allerlei Betrachtungen über die Geistesgewalt, die wie mit unsichtbaren Fäden andere Menschen lenken könne. — Einen ähnlichen Fall werden wir in der zweiten Geschichte begegnen, die ich heute lese. Sie werden aber bemerkt haben, daß hinter dem Wort Gedankenmacht, das über unserem heutigen Programme steht, ein Fragezeichen kommt. Dieses Fragezeichen hielten wir für angebracht im

Hinblick auf die erste Geschichte, in der einer jener Fälle vorzuliegen scheint, wo man vom Fortwirken einer Gedankenmacht über den Tod hinaus reden möchte. Unser Fragezeichen soll auf die Gefahr hinweisen, die man in solchen Fällen mit dem Wort Aberglauben bezeichnet. Gewiß hat Goethe recht, daß „wir alle in Geheimnissen wandeln". Aber vom Geheimnis zum Schwindel ist oft nur ein kleiner Schritt. Immerhin ist auch unsere erste Geschichte, in der uns der bekannte finnländische Seegeschichtenerzähler Nylander ein Erlebnis aus seiner Schiffsjungenzeit berichtet, nachdenkenswert; denn Nylander ist kein Geheimnistuer, sondern ein sehr heller und männlicher Geist."

3.

Aus dem hohen Norden

London: Das weiße Schweigen[1]) . . . . 30 Min.
Alscher: Die Hunde[2]) . . . . 15 „
London: Das Gesetz des Lebens[3]) . . . . 20 „

Aus: [1]) London: Der Sohn des Wolfs. Berlin, Universitas. *[2]) Alscher: Die Kluft. München, Langen. *[3]) London: Feuer auf See. Insel-B. 297.

Programm eines Mitarbeiters. Das Eindrucksvolle, sehr tragische Programm, das über das rein Abenteuerliche hinausgeht, ist seiner starken Spannung wegen auch für ländliche Hörerschaft geeignet.

4.

Weihnachten

Huggenberger: Eia Weihnacht[1]) . . . . 13 Min.
Schussen: Der vergiftete Weihnachtsengel[2]) . . . . . . 10 „
Hamsun: Johannes Treu[3]) . . . . 20 „
Jürgensen: Weiße Weihnachten auf dem Kongo[4]) . . . . 25 „

Aus: [1]) Huggenberger: Der Kampf mit dem Leben. Leipzig, Staackmann. [2]) Schussen: Höschele der Finkler. Stuttgart, Strecker & Schröder. [3]) Hamsun: Gesammelte Novellen. München, Langen. [4]) Jürgensen: Fieber. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.

Einleitend sagte ich: „Wie verschieden gefärbt die Weihnachtsfreude sein kann, dafür sollen uns die vier Geschichten, die ich heute lese, als Beispiele dienen. Es ist ein bunter Reigen, der sich von dem unfreiwillig komischen, derben Weihnachtserlebnis der ersten Geschichte bis zu dem wehmütigen, feinen Lächeln der letzten Erzählung schlingt, einem Lächeln, hinter dem sich so viel Heldentum fast schamhaft verbirgt."

Zur ersten Geschichte gab ich vorweg noch den Hinweis, daß wir uns jetzt unter Schweizer Bauern begeben, wie ja der Dichter selbst ein Schweizer Bauer sei. Beim Aufschlagen der zweiten Geschichte deutete ich an, daß der Erzähler hier eine Jugenderinnerung zum besten gebe, die uns in ein oberschwäbisches Dorf der achtziger Jahre führe, bei der dritten, daß es sich um arme norwegische Studenten, sogenannte „Bauernstudenten", handle, die ein seltsames Weihnachtsfest voll Galgenhumor, aber auch, wie der letzte Satz der Geschichte überraschend offenbare, voll rührender Kameradschaft feiern, und bei der vierten, daß wir einen Sprung vom Nordpol fast

bis zum Äquator machen müssen, um mit Offizieren der Kongoarmee fern von ihrer skandinavischen Heimat „weiße Weihnachten“ zu feiern.

Bei der Hamsunschen Geschichte ließ ich den letzten Satz weg („Dann begann ein anderer Kamerad zu erzählen“), der zum mindesten in diesem Programmzusammenhang abklappen würde. So gab der nunmehr letzte Satz klar und eindrucksvoll die menschliche Pointe des ganzen Erlebnisses. — Es sei besonders darauf hingewiesen, daß bei den direkten Reden die im Druck durchweg fehlenden Anführungsstriche auch für den geübtesten Vorleser unentbehrlich sind. Man muß sie sich also schon ergänzen.

Ich halte dieses Programm übrigens für eines der originellsten und literarisch höchstwertigen Weihnachtsprogramme. Infolge der Verschiedenheit des Tonfalles der einzelnen Geschichten stellt es aber hohe Anforderungen an den Vorlesenden.

5.

Selma Lagerlöf

(zum 70. Geburtstag)

Noch ein Stück Lebensgeschichte[1]) . . . . 20 Min.
Das Kindermädchen[2]) . . . . 15 „
Das Heinzelmännchen von Töreby[3]) . . . . 20 „
Der erste im ersten Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts[1]) . . 30 „

Aus: [1]) Lagerlöf: Ein Stück Lebensgeschichte u. a. Erzählungen. München, Langen. *[2]) Kindheitstage. Kranzbücherei 72. Frankfurt a. M., Diesterweg. *[3]) Wiesbadener Volksbücher 216.

Einleitend wies ich darauf hin, daß diese Vorlesestunde eine bescheidene Nachfeier zum 70. Geburtstag der schwedischen Dichterin sein sollte, die den Hörern nicht nur von zahlreichen früheren Vorlesestunden her wohlbekannt sei. Deshalb seien auch selbstbiographische Stücke vorangestellt. Sie führen uns auf den alten Herrenhof Mårbakka, der aber seinerzeit noch ganz schlicht ausgesehen habe, nicht so, wie er von der Dichterin in den letzten Jahrzehnten ausgebaut worden sei und wie ihn jetzt, aus Anlaß des Jubiläums, viele von den Hörern durch illustrierte Zeitschriften kennen gelernt hätten.

Von „Noch ein Stück Lebensgeschichte“ las ich nur die beiden Abschnitte „Die erste Prophezeiung“ und „Die zweite Prophezeiung“.

6.

Jürgen Jürgensen

Der große und der kleine Fluß . . . . 85 Min.

Aus: *Manuskriptdruck der Stettiner Volkshochschule.

Hier handelt es sich um eines jener Einstückprogramme, wie wir sie nur ausnahmsweise bringen, nämlich wenn es sich um Werke von ausgesprochen weltanschaulicher Wirkungsmöglichkeit handelt. Natürlich muß man bei ihnen umso sorgfältiger einer eventuellen Gefahr des Mißverstandenwerdens vorbeugen (vgl. das Hesse-Programm in meinem „Vorlesestundenbuch“ S. 87 f. und das Riehl-Programm im Jg. 1926 dieser Zeitschrift S. 313 f.). Eine solche Gefahr liegt hier vor, nämlich die, daß aus der

Novelle herausgelesen wird eine zynische Duldsamkeit gegenüber den Methoden einer gewissen Art des „Kolonisierens“ (vgl. Mephistos verhängnisvolle Aufforderung an den hundertjährigen Faust: „Was willst du dich denn hier genieren? Mußt du nicht längst kolonisieren?“). Ich sagte deshalb einleitend:

„Die Kongonovelle von Jürgen Jürgensen, die ich heute lese, bedarf einiger erklärender Vorbemerkungen. Sie heißt „Der große und der kleine Fluß“, ein Titel, der zunächst den Kongostrom selbst, jene riesige Heerstraße ins Innere von Mittelafrika, seinen Nebenflüssen gegenüberstellt. Es ist damit derselbe Gegensatz angedeutet, den wir etwa in unseren deutschen Verhältnissen meinen, wenn wir von Großstadt einerseits und Provinz andererseits sprechen. Und der Erzähler will so unsern Blick auf die besondere seelische Situation lenken, in der sich der vereinzelte Europäer befindet, der da mit einer ungeheuren Verantwortung und einer an sich grausamen Aufgabe belastet weit draußen, abseits von den Verkehrswegen der Rassegenossen, im Urwalde sitzt. Der selbstverständliche Hintergrund für diese besondere Situation aber ist dem Dichter eben jene grausame, jene räuberische Aufgabe des weißen Mannes im Kongo, des uniformierten sowohl wie des nicht uniformierten, die mit dem Wort Kolonisation beschönigt wird. Hinter seiner echt dänischen Ironie versteckt Jürgensen, der lange genug selbst Offizier im Kongo war, seinen Abscheu gegen den mörderischen Raubbau am Leben der Tropen, zu dem sich die Europäer, wie er sagt, auf Grund ihrer weißen Hautfarbe und einer Sache, die sie Zivilisation nennen, ein Recht genommen haben. Aber er ist andererseits auch wieder gerecht genug, menschliche Güte selbst da gelten zu lassen, wo sie sich in Formen betätigt, die ihm und uns weltanschaulich fremd, ja verwerflich erscheinen. Auch von ihm heißt es wie von dem indischen Gott in Goethes Ballade: „Er siehet mit Freuden durch tiefes Verderben ein menschliches Herz.“ Aber daß w i r es mit ihm tun können, dazu bedarf es eines sehr sorgfältigen Hinhörens auf die Herztöne, die oft kaum durch die Worte dieses weltgewandten Erzählers hindurch vernehmbar sind.“

Die Novelle ist als Manuskriptdruck der Stettiner Volkshochschule erschienen (Preis 60 Pfennige). Eine andere deutsche Ausgabe von ihr gibt es nicht. Vielmehr ist sie eigens für diesen Druck übersetzt worden. — Sie muß besonders gründlich Probe gelesen werden, da sie technisch und geistig nicht leicht zu bewältigen ist.

7.

Geschichten aus dem dreißigjährigen Krieg

R a a b e: Else von der Tanne[1]) . . . . 63 Min.
G r i e s e: Die Pflüger[2]) . . . . 35 „

A u s: [1]) Raabe: Else von der Tanne u. a. Erzählungen. Raabe-Bücherei Reihe 1, Bd 5. Berlin, Klemm. [2]) Griese: Die Garbe. Bremen, Schünemann.

Programm eines Mitarbeiters. Es empfiehlt sich, die wegen ihrer altertümelnden Sprache für das Vorlesen nicht durchweg geeignete Raabesche Novelle etwas zu kürzen; sie bedarf, ebenso wie die sprachlich sehr gepflegte Griesesche Erzählung, mehrmaligen Probelesens. Für ländliche Hörer nicht geeignet.

8.

Japanische Geister- und Liebesgeschichten

Hearn: Der Schmetterling[1]) . . . . 4 Min.
— Ubazakura[1]) . . . . 3 „
Dauthendey: Die Segelboote von Yabase[2]) . . . . . 50 „

Aus: *[1]) Die wandernde Seele. Deutsche Jugendbücherei 312. Leipzig, Hillger. [2]) Dauthendey: Die acht Gesichter am Biwasee. München, Langen.

Programm eines Mitarbeiters. Die beiden ersten Erzählungen dienten nur zur Einführung in die Gedankenwelt Japans, die in der Erzählung Dauthendeys in unübertrefflicher Weise dargestellt ist, aber doch dem damit unvertrauten Zuhörer zunächst sehr fremdartig vorkommen wird. Seine Erzählung muß dann auch rhythmisch sehr gut vorgelesen werden, damit der ganze Zauber dieser höchst romantischen, beinahe märchenhaften Handlung zum Ausdruck kommt. Allerdings erfordert dies Programm überhaupt schon aufnahmebereite Leser.

9.

Mensch und Tier

Alscher: Die Alten[1]) . . . . 15 Min.
— Die gebrochene Zehe[1]) . . . . 15 „
— Der Fremde[2]) . . . . 35 „

Aus: [1]) Alscher: Tier und Mensch. München, Langen. *[2]) Alscher: Die Kluft. München, Langen.

Einleitend sagte ich: „Schon mehrfach sind im Lauf der letzten 10 Jahre von mir und meinen Mitarbeitern Programme gelesen worden, denen das Verhältnis von Mensch und Tier zugrunde lag. Zeigt doch dieses so unendlich vielseitige und bedeutungsvolle Thema immer wieder neue Reize, zum mindesten für solche Hörer, die noch eines Gefühles der Verbundenheit mit aller Kreatur fähig sind. Und gerade die Gegenwartsliteratur aller europäischen Völker ist überreich an Erzählungskunstwerken, aus denen das Leben „unserer Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser", wie es im „Faust" heißt, zu unserem Herzen spricht. — Die drei Geschichten, die ich heute lese, stammen von dem noch immer viel zu wenig bekannten deutsch-ungarischen Erzähler Otto Alscher, der in den Bergen und Urwäldern Siebenbürgens den gewaltigen Einklang von Landschaft, Mensch und Tier tiefer erlebt und ausdrucksvoller gestaltet hat als irgendein anderer."

Die Steigerung in diesem Programm ist außerordentlich. Die zweimalige Kontrastwirkung wird durch das dritte Stück, das dem ersten innerlich wieder sehr nahe kommt, in eine wundervolle Harmonie erhoben.

10.

Unverwüstlich

Lars Hansen: Die Blutplätze[1]) . . . . 15 Min.
London: Wie vor alters zog die Argo[2]) . . . . 80 „

Aus: [1]) Hansen: Die weiße Hölle. Berlin, Fischer. [2]) London: Der Rote. Berlin, Universitas.

Einleitend sagte ich: „Über unserem heutigen Programm steht das Wort

„Unverwüstlich". Es hat gewiß in Ihnen die Erwartung erweckt, daß Sie in den beiden Geschichten, die ich lese, Männer kennen lernen werden, die eine überlebensgroße Portion von Not und Gefahr vertragen können, Kerle, die man als Helden bezeichnen müßte, wenn dieses feierliche Wort in ihren so unfeierlichen Lebensstil hineinpaßte. In der Tat, solche Burschen werden nun gleich vor unser geistiges Auge treten, und es kann nichts schaden, wenn wir uns an ihrer Unverwüstlichkeit ein Beispiel nehmen, obwohl unser Leben, auch wo es schwierig ist, wie ein Kinderspiel erscheint neben dem, was jene wagten und duldeten."

Ich bereitete dann noch darauf vor, daß wir uns beide Male in Eisgefilde begeben werden, nämlich erst nach Spitzbergen und dann nach Alaska. Vor der Geschichte von Jack London erklärte ich kurz, was es mit den Argonauten und dem Goldenen Vlies auf sich gehabt habe, und sagte, daß man nun diese „märchenhafte aber wirklichkeitsstark erzählte" Schatzgräbergeschichte hören möge. — Übrigens wird man sich beim Probelesen entscheiden müssen, ob man Crayton oder Clayton für einen Druckfehler halten will, da dieser Name in beiden Formen je zweimal vorkommt und doch nur in einer richtig sein kann. Vielleicht entschließt sich auch der Verlag, das Original noch einmal nachsehen und die Übersetzung entsprechend berichtigen zu lassen. Diese prächtige Geschichte würde es wohl verdienen, daß man sie sorgfältig behandelt.

11.

Agnes Miegel

(zum 50. Geburtstag)

Ich . . . / September / Cranz . .	(Gedichte)[1])	8 Min.
Die Frauen von Nidden / Die Braut . . . . . / Das Opfer	(Gedichte)[1])	15 "
Die schöne Malone[2])		36 "
Heimat (Gedicht)[1])		2 "

Aus: *[1]) Miegel: Heimat. Lieder und Balladen. Eichblatts Deutsche Heimatbücher 2/3, Leipzig. *[2]) Miegel: Die schöne Malone. Eichblatts Deutsche Heimatbücher 1, Leipzig.

In der Vorbemerkung zu diesem Programm, das zugleich den „tieftönigen und harmonischen Abschluß" des Vorlesewinters 1928/29 bildete, gab ich zunächst meinem Bedauern darüber Ausdruck, daß ich mich auf Werke von ausgesprochen romantischer Form beschränken müsse und nicht auch eine der ganz realistisch gehaltenen „Altpreußischen Geschichten" lesen könne, die Agnes Miegels außerordentliche Gestaltungskraft von einer neuen Seite zeigen. Die zur Verfügung stehende Zeit erlaube es aber nicht, daß ich dem Programm eine jener historischen Novellen aus Ostpreußen einfüge. „Heute beschränke ich mich also auf Gedichte und auf eine märchenhafte Erzählung, die eigentlich auch eine große Ballade in Prosa, voll herrlichster Sagenphantasie, ist. Wie in so vielen Gedichten von Agnes Miegel, so glaubt man auch hier die Bernsteinkronen der alten Heidengötter

des Ostlandes fernher blitzen zu sehen, und die Geister der Elemente wirken zauberisch hinein in Menschenseelen. — Ich lese zuerst drei Gedichte, in denen die Dichterin mit ihrem eigenen Herzen redet, in denen wir sie mit ihren eigenen Augen als leidenschaftliche Freundin alles elementaren Lebens sehen."

Vor der zweiten Gedichtgruppe sagte ich: „Und nun drei Balladen, in denen alle dunklen Mächte ihr Wesen treiben."

Der Erzählung schickte ich einen ganz kurzen Hinweis voraus, daß Perkun, der große Vater, eine Art altpreußischer Zeus sei.

Das Schlußgedicht kann man mit der Bemerkung einleiten: „Schließlich den einzigartigen, kindlich frommen Psalm auf die ostpreußische Heimat." Auch wird man gut daran tun, vorweg zu sagen, daß Kadik Wacholder bedeutet.

12.

Im Phantasieland der Kinder

Aanrud: Alexander und Buzephalus[1])	13 Min.
Fritz Müller: Halifax und Biwifax[2])	13 „
Malmberg: Ein König ohne Land[3])	6 „
Carossa: Die Forelle[4])	20 „

Aus: [1]) Aanrud: Jungen. Leipzig, Merseburger. [2]) Müller: Kurzehosengeschichten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. [3]) Malmberg: Der kleine Åke und seine Welt. München, Müller. [4]) Carossa: Eine Kindheit. Leipzig, Insel-Verlag.

Einleitend sagte ich: „Wir eröffnen diesen Vorlesewinter, indem wir uns in das Phantasieland der Kinder begeben, in jenes wunderreiche Land, dessen Bürger wir alle einmal waren, wenn auch viele es schon fast vergessen haben, und in dem wir immer wieder wenigstens zu Gaste sein können, nämlich wenn wir uns der Führung der Dichter anvertrauen. Sie sind ja recht eigentlich die Hüter dieses Märchenreiches, dieses Heimatlandes der Seele. Sie haben ihn im Getriebe des nüchternen Alltags nicht verloren, den Zauberstab der Phantasie. Sie brauchen ihn nur zu schwingen, und die Welt — dieselbe Welt, in der wir vernünftigen Erwachsenen hausen — sieht aus wie ein Tummelplatz für romantische Helden, die kühnsten Wünsche erfüllen sich, und aus Busch und Wald blickt in tausend Gestalten das Abenteuer. — Es sind vier Geschichten, die ich heute lese. Ich beginne mit der lustigsten, einer Erzählung des Norwegers Aanrud aus dem Bande „Jungen". Sie heißt: . . ."

Nach der ersten Geschichte schaltete ich die Bemerkung ein: „Die nächsten drei Geschichten führen uns nun tiefer hinein in das Ringen des Kindes mit den Mächten des Lebens, denen es auf seine Weise beizukommen sucht."

Man bemerkt, daß die Linie des Programms gipfelt in dem literarisch wertvollsten aber handlungsmäßig am wenigsten zugkräftigen Stück aus Carossas Kindheitsbuch. Gerade an diesem Beispiel kann man ausproben, daß man auch an eine bunt zusammengesetzte Hörerschaft hohe Anforderungen stellen kann, wenn man sie durch die vorhergehenden Stücke seelisch aufgelockert hat.

13.

Vater und Sohn

Federer: Vater und Sohn im Examen . . . . 83 Min.

Aus: Federer: Vater und Sohn im Examen. Berlin, Grote.

Programm eines Mitarbeiters. Die sehr schlichte und gemütvolle Erzählung wird trotz ihrer Breite auch auf ländliche Hörer eindrucksvoll wirken.

14.

Totensonntag

Hémon: Der Tod der Mutter[1]) . . . . 45 Min.
Ina Seidel: Ulrike (Gedicht)[2]) . . . . 5 „
Busch: 2 Gedichte aus „Kritik des Herzens"[3]) . . . . 5 „
Hesse: Zum Gedächtnis[4]) . . . . 30 „

Aus: [1]) Hémon: Maria Chapdelaine. Zürich, Rascher, S. 186—213. [2]) Seidel: Neue Gedichte. Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. [3]) Busch: Kritik des Herzens. München, Bassermann, S. 80 und 84. [4]) Hermann und Adele Hesse: Zum Gedächtnis unseres Vaters. Tübingen, Wunderlich.

Einleitend sagte ich: „In einem alten Kirchenlied steht die unerbittliche Zeile: „Hin geht die Zeit, her kommt der Tod." Daß wir eiligen Großstadtmenschen, denen die Zeit so rasch vergeht, uns einmal Zeit lassen und uns innerlich sammeln sollen, um das Ziel zu bedenken, dem alles irdische Leben entgegenläuft, dazu gibt uns der Totensonntag Gelegenheit, und so wollen wir auch hier heute nach unserem alten Brauche hören, was Dichter der Gegenwart zum Sterben und Tod sagen. — Ich beginne mit einem Kapitel aus dem schlichten und innigen Roman „Maria Chapdelaine" des französischen Dichters Hémon, in dem das Sterben der Mutter Marias erzählt wird. Obwohl dieses Ereignis für das Schicksal der Heldin entscheidende Bedeutung hat — was man nur erfassen kann, wenn man das ganze Buch liest —, ist das Kapitel aus sich heraus verständlich. Es ist nur nötig zu wissen, daß es sich um eine Farmerfamilie in Kanada handelt, die in harter Arbeit weit draußen dem Urwald neues Ackerland abgewinnt, und daß die beiden Eltern des jungen Mädchens noch im sogenannten besten Alter stehen."

Wie man sieht, war es mir darum zu tun, die Hörer zur Lesung des gesamten Romanes von Hémon zu veranlassen. Ich glaube auch, daß gerade dieser Ausschnitt einerseits jeden unbefangenen Hörer für den Verfasser und seine Gestalten gewinnt und andererseits gerade noch fragmentarisch genug wirkt, um die Kenntnis der ganzen Geschichte dringend wünschen zu lassen.

Bei den beiden Gedichten von Busch kann man sagen, daß das erste („Nun, da die Frühlingsblumen wieder blühen") an eine jung verstorbene Schwester, das zweite („O du, die mir die Liebste war") an seine Mutter gerichtet war.

Zu Hesses frommer Totenklage um seinen edlen Vater vergleiche man, was ich in der 2. Auflage meines Vorlesestundenbuches S. 76 gesagt habe.

15.

Oskar Jellinek

Der Sohn . . . . 67 Min.

Aus: Jellinek: Der Sohn. Wien, Zsolnay.

Programm eines Mitarbeiters. Die durch ihre menschliche Tragik ergreifende Novelle voll eigenwilliger religiöser Problematik verlangt eine vorurteilslose und aufnahmebereite Hörerschaft.

16.

Allerlei Weihnachtsgeschenke II

Schmitthenner: Der Dickkopf und das Peterlein[1]) . . . . 28 Min.
Malmberg: Weihnachtsgeschenke[2]) . . . . 13 „
Marie Hamsun: Weihnachten bei Langeruds[3]) . . . . . 20 „

Aus: [1]) Schmitthenner: Aus Geschichte und Leben. Leipzig, Grunow. [2]) Malmberg: Der kleine Åke und seine Welt. München, Müller. [3]) Hamsun: Die Langerudkinder im Winter. München, Langen, S. 61—78.

Einleitend erinnerte ich daran, daß ich zwei Jahre zuvor schon einmal ein Programm mit diesem Titel gelesen hätte (vgl. Jg. 1928 d. Ztschr. S. 326 f.). Aber damals seien die Großen die Geschenkgeber gewesen, in den heute zu lesenden drei Geschichten die Kinder. Man könne also, anspielend auf den Unterschied zwischen der norddeutschen und der süddeutschen Weihnachtsmythologie, sagen, daß wir damals mit dem Weihnachtsmann zu tun hatten, heute mit dem Christkind.

Die beiden skandinavischen Stücke stehen sich gefährlich nahe, können aber trotzdem gut nebeneinander bestehen und sie wirken, trotzdem es auch ihnen an tragischen Untertönen (im Sinne kindlichen Erlebens) nicht ganz fehlt, nach dem ersten Stück sehr aufheiternd. Das Ganze muß recht frisch gelesen werden.

17.

Geschichten von Gaunern

Popper-Lynkeus: Die Troubadoure im Grünen[1]) . . . 20 Min.
Hebel: Die drei Diebe[2]) . . . . 6 „
Kyber: Jakob Krakelkakel[3]) . . . . 10 „
Aanrud: Wo der Schnee leuchtet[4]) . . . . 20 „

Aus: [1]) Popper-Lynkeus: Phantasien eines Realisten. Dresden, Reißner. *[2]) Hebel: Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Leipzig, Hillger. Deutsche Jugendbücherei 197. [3]) Kyber: Unter Tieren. Berlin, Vita. [4]) Aanrud: Wo der Schnee leuchtet. Leipzig, Merseburger.

Programm eines Mitarbeiters. Eine Folge mit nachdenklich humoristischem Einschlag. Die literarischen Anspielungen in der Novelle von Popper-Lynkeus bedürfen in der Einleitung einiger Aufhellung. Dann werden sich im großstädtischen Hörerkreis keine weiteren Schwierigkeiten ergeben.

18.

Frauenschicksale

London: Eine Odyssee des Nordens[1]) . . . . 75 Min.
Andersen Nexö: Ann-Maris Reise[2]) . . . . 15 „
Maupassant: Der Schmuck[3]) . . . . 10 „

Aus: [1]) London: Der Sohn des Wolfs. Berlin, Universitas. *[2]) Manuskriptdruck der Stettiner Volkshochschule; aus „Bauernnovellen". München, Langen. [3]) Maupassant: Tag- und Nachtgeschichten. Ges. Werke Bd 19. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Programm eines Mitarbeiters, der gleichzeitig in der Volkshochschule eine Vortragsreihe über „Liebesbeziehungen der Geschlechter" hielt und der nebenbei Hörern seiner Reihe die drei Erzählungen als Beispielmaterial bieten wollte.

19.

Idealisten und Sonderlinge

Busch: Schein und Sein[1]) . . . . 1 Min.
Speyer: Das Autogramm[2]) . . . . 15 „
Bruno Frank: Koptisch muß sein[3]) . . . . 16 „
Tschechow: Der Mann im Futteral[4]) . . . . 40 „

Aus: [1]) Busch: Schein und Sein. München, Joachim. [2]) Speyer: Sonderlinge. Berlin, Rowohlt. [3]) Frank: Erzählungen. Berlin, Rowohlt. [4]) Tschechow: Erzählungen. Berlin, Dom-Verlag.

Einleitend sagte ich: „„Idealisten und Sonderlinge" sind es, die ich Ihnen heute vorführen will, also eine Menschengattung, welche Exemplare verschiedensten Wertes umfaßt: harmlose Menschen, die durch einen glücklichen Wahn vor jeder schmerzlichen Berührung mit der nüchternen Alltagswelt bewahrt sind, reine Gelehrtennaturen, die ihr Sonderlingswesen wie eine Tarnkappe tragen, aber auch kleinliche Seelen, die sich und anderen zum Ärgernis werden, weil es ihnen im Grunde an Liebe und Vertrauen zu ihren Nebenmenschen fehlt. Alle diese Typen werden Sie in den folgenden drei Erzählungen begegnen. Aber wir wollen doch recht vorsichtig sein mit der Abstempelung der drei Sonderlingsgestalten. Denn ein kleines Gedicht von Wilhelm Busch, der ja immerhin einer der größten Menschenkenner war, mahnt uns: „Mein Kind, es sind allhier die Dinge . . ."."

Vor der zweiten Geschichte kündigte ich an, daß sie im Berlin der wildesten Inflationszeit spiele, wo die Schieber und Glücksspieler wie Pilze aus der Erde schossen.

Die dritte Geschichte wirkt trotz ihrer Schwere und Traurigkeit sehr schön als Abschluß durch ihren echt russischen Ausklang, hinaus in die ewig gnadenvolle Natur.

20.

Martin Andersen Nexö

Und was noch?[1]) . . . . 46 Min.
Die Brüder[2]) . . . . 24 „

Aus: [1]) Andersen Nexö: Bauernnovellen. München, Langen. *[2]) Manuskriptdruck der Stettiner Volkshochschule, aus „Bauernnovellen".

Dieses Programm war vor allem auch als Vorbereitung auf einen Dichterabend in unserer Volkshochschule gedacht, an dem Andersen Nexö selbst von den Volkshochschulerlebnissen seiner Jugend erzählte und aus seinem „Gottesland" vorlas. Deshalb hatte ich als erstes Stück gewählt die Skizze „Und was noch?", die bereits ganz deutlich die Grundrisse der Handlung des Romanes enthält. Ich wies auch einleitend auf diese Tatsache hin. Vor der zweiten Geschichte erinnerte ich daran, daß wir jetzt von Jütland nach Bornholm kämen, zu einem Inselvolk, das besonders zäh an seiner Eigenart festhalte, das gar nichts von der Anpassungsfähigkeit der Bewohner von Seeland oder Fünen an sich habe, und daß der Dichter hier die tiefsten Schichten der nordischen Bauernnatur, Schichten, die tiefer liegen als aller Verstand, ahnen lasse.

Beim Lesen dieser zweiten Geschichte muß man sehr sorgfältig die verhängnisvolle Namensverwechselung und ihre unmittelbare Wirkung hervortreten lassen.

21.

Schwedische Geschichten

Lagerlöf: Eine Geschichte aus Hallstanäs[1]) . . . . 25 Min.
Siwertz: Die Mälarbrüder[2]) . . . . 70 „

Aus: [1]) Lagerlöf: Legenden und Erzählungen. München, Langen. *[2]) Manuskriptdruck der Stettiner Volkshochschule; aus „Die Alten". Leipzig, Merseburger.

Einleitend sagte ich: „„Schwedische Geschichten" ist das heutige Programm überschrieben — nicht, weil die beiden Erzählungen, die ich lese, aus der schwedischen Literatur stammen, sondern, weil in diesen beiden Meisterwerken schwedische Volksart und schwedische Landschaft besonders packend gestaltet sind. Die erste Geschichte erschüttert uns dabei durch ihre wuchtige Tragik, die andere rührt und erhebt uns durch ihren liebenswürdigen Humor. Und aus beiden erklingen die tiefsten Schicksalsfragen. — Ich lese zunächst die Novelle von Selma Lagerlöf, der sie den schlichten, verhüllenden Titel „Eine Geschichte aus Hallstanäs" gegeben hat. Wer ihren unsterblichen „Gösta Berling" kennt, den wird diese Geschichte von vornherein seltsam vertraut berühren, da er darin einige der alten Kavaliere von Ekeby wiederbegegnet. Wer aber den „Gösta Berling" noch nicht kennt, den wird hoffentlich die Bekanntschaft, die er heute mit dem alten Oberst Beerencreutz macht, dazu veranlassen, einmal nachzulesen, was für Abenteuer und Feste sich in Ekeby zur Zeit der Majorin Samzelius ereignet haben."

Vor der zweiten Geschichte sagte ich: „Die zweite Geschichte ist von einem jüngeren schwedischen Erzähler, dem Stockholmer Sigfrid Siwertz, und heißt „Die Mälarbrüder". Sie ist dem Novellenband „Die Alten" entnommen. Es handelt sich in ihr, wie Sie gleich sehen werden, um vier alte Herren — auch sie könnte man Kavaliere nennen —, die eine eigentümliche Bruderschaft bilden. Sie wohnen alle an den Ufern des Mälarsees, den der Dichter in seiner ganzen strahlenden Herrlichkeit vor unserem geistigen Auge erstehen läßt."

Diese Geschichte, die inzwischen als Manuskriptdruck unserer Volkshochschule erschienen ist (Preis 50 Pfg.) ist ebenso schwer wie dankbar zu lesen.

Sie muß sehr nuanciert und vieles mit (natürlicher) Nachdenklichkeit gelesen werden; sonst sind manche Hörer in Gefahr, über dem reizvollen Äußeren der Erzählung ihre Gedanken- und Gefühlstiefen zu unterschätzen. Es ist auch zu empfehlen, das lateinische Motto gleich zu übersetzen („Das Herz stirbt zuletzt"), da es hernach doch in der Erzählung vorkommt. Und wenn der seltsame Satz gleich vorweg ausgesprochen wird, wirkt er unterschwellig schon in den ersten Teil der Geschichte hinein — eben als Motto.

Ich halte dies Programm für eins der literarisch höchstwertigen und dabei doch auch seiner Tiefenwirkung sichersten; wohlgemerkt, wenn es gut gelesen wird. Gerade die Siwertzsche Novelle ist, beiläufig gesagt, ein Musterbeispiel dafür, daß viele von den Lesern, die beim Hören ihre Bedeutung zum mindesten ahnen, beim Selbstlesen am Schönsten und Tiefsten vorbeilesen.

Die Arbeiterwirtschaftsschule in Peterswaldau.

Von Lic. theol. Ernst Moering (Breslau).

Wir bringen den Aufsatz des geschätzten Verfassers, da wir die Bedeutung der Wirtschaftsschulen für den gesamten kulturellen und wirtschaftlich-politischen Haushalt der Nation gleich ihm sehr hoch einschätzen und obwohl wir andererseits seine Anschauung über das Verhältnis des höheren seelischen und geistigen Lebens zur triebbestimmten, „materiellen" Lebensbasis nicht teilen. Wir würden die Bejahung von Volksbildungseinrichtungen, wie es die Wirtschaftsschulen sind, anders begründen und würden demgemäß auch die Berücksichtigung des Kulturellen in ihrem Lehrplan von dort aus etwas anders ansehen müssen. Die Herausgeber.

Am 18. November 1919 geht der verfassunggebenden Preußischen Landesversammlung der Antrag Gräf, Lüdemann und Genossen zu: „Die verfassunggebende Preußische Landesversammlung wolle beschließen, die Staatsregierung zu ersuchen, um Arbeitern und Angestellten in steigendem Maße die Beteiligung an der berufsmäßigen Verwaltung sozialer und wirtschaftlicher Angelegenheiten zu ermöglichen, besondere volkswirtschaftliche Mittelschulen nach Art der technischen Mittelschulen (z. B. Maschinenbau- und Baugewerkschulen) einzurichten, die sich auf Volks- und Fortbildungsschulen aufbauen. Die Studienzeit soll zwei bis drei Jahre betragen. Lehrgegenstände sind besonders: Volkswirtschaft, Sozialwissenschaft, Rechts-, Gesetzes- und Verwaltungskunde. — Zweck der Schule ist: Ausbildung geeigneter Personen aus allen Volkskreisen für die Ausübung mittlerer und höherer Verwaltungstätigkeit im öffentlichen Dienst und im freien Organisations- und Wirtschaftsleben." Bei der Verhandlung des Antrages im Handels- und Gewerbeausschuß am 21. April 1920 (Parlamente haben Zeit!) führt der Berichterstatter aus, daß unter allen Umständen Frauen und Männer Gelegenheit haben müßten, „sich für die öffentlichen Ämter, wie Stadtverordnetenämter, Ämter für den Kreistag, Provinziallandtag und die Parlamente auszubilden. Neuerdings werde vielfach aus den Gewerkschaftskreisen die Beamtenschaft genommen; die Leute, die ein öffentliches Amt bekleiden, müßten aber auch mit einem ausreichenden Maß von Wissen ausgerüstet sein, daher sei ihre gründliche Durchbildung eine Notwendigkeit". Reich, Staat, Gemeinden hätten die Kosten aufzubringen. Besonders wichtig sei die Charakterbildung in diesen Schulen. „Dem Mangel an genügend vorgebildeten und richtig geschulten Vertrauenspersonen der Arbeiterschaft müsse unbedingt abgeholfen werden. Das könne nur so geschehen, daß man Leuten aus der Arbeiterklasse die Möglichkeit gebe, sich diejenigen Kenntnisse zu erwerben, deren Besitz die Voraussetzung für die befriedigende Ausfüllung des Berufes als höherer Beamter bildet." „Als Heime könnte man Militärbil-

dungsanstalten und ähnliches nehmen." Der Ausschuß beantragt einstimmig „die verfassunggebende Preußische Landesversammlung wolle beschließen: den Antrag der Abgeordneten Gräf (Frankfurt), Lüdemann und Genossen Drucksache Nr. 1322 anzunehmen." Zu einer Behandlung im Plenum ist es aber nicht gekommen.

Indessen sind auf Betreiben Lüdemanns am 2. 5. 1922 in Berlin und am 12. 6. 1922 in Düsseldorf Staatliche Wirtschaftsschulen gegründet, sie bestehen bis heute, die Berliner „Staatliche Fachschule für Wirtschaft und Verwaltung" ist im Schloß Ruhwald (Spandauer Chaussee Nr. 33/34) untergebracht, ihr Leiter ist Studiendirektor Dr. Ernst Nölting. Neben diesen beiden Schulen besteht noch die „Akademie der Arbeit" in Frankfurt a. M., von ihr wird noch zu reden sein.

Bald nach seinem Dienstantritt als Oberpräsident der Provinz Niederschlesien hat Lüdemann, heute noch Vorsitzender des Kuratoriums der Berliner Schule, die Errichtung einer solchen Fachschule auch für Schlesien betrieben. Er fand Verständnis beim Oberpräsidenten von Oberschlesien, Lukaschek, bei den Provinziallandtagen und nicht zuletzt auch in den Ministerien. Mit Subvention der genannten Behörden und Körperschaften und mehrerer Städte und Landkreise, dagegen unter (vorläufiger?) Ablehnung der Gewerkschaften ist die „Wirtschaftliche Fachschule für Arbeiter und Angestellte" im Frühjahr 1930 gegründet und Ende Februar zunächst mit einem sechswöchigen Vorbereitungskursus, dem sich ein zweiter anschloß, eröffnet, während das erste Schuljahr mit einer Auswahl der Teilnehmer der beiden Vorbereitungskurse am 1. September begann. In schönster Lage des schlesischen Gebirges fand man, dem Sanatorium Ulbrichshöhe gegenüber, ein Haus, das der Gemeinde Peterswaldau als Altersheim gedient hatte. Für diesen Zweck war es ungeeignet, da die alten Leute sich in ihm wegen der weiten Entfernung vom Orte nicht wohl fühlten. Für ein solches Schulheim ist dagegen die isolierte Lage ein Glück: Man sollte grundsätzlich solche Bildungsstätten der Jugend nicht in die Orte legen, andernfalls kommt es, wie mir ein Heimleiter berichtet, dauernd zu unliebsamen Konflikten; nicht alle Dorfbewohner sind den Insassen wohlgesinnt, sie nehmen an allen Dingen Anstoß, und das Gemeinschaftsleben der Anstalt selbst vollzieht sich in der Abgeschlossenheit viel harmonischer.

Die Dauer des Kursus beträgt zunächst ein Jahr, die Angliederung eines Oberkursus ist eine Frage der Mittel, deren Beitreibung nachdrücklich versucht wird. Es ist kennzeichnend für die wirtschaftliche Lage, daß fast alle aufgenommenen Schüler erwerbslos waren: Für sie war daher die Aufnahme ein großes Glück. Folgende Arbeitsgebiete werden behandelt:

1. Staat, Verfassung, Verwaltung (mit internationalen Vergleichen und völkerrechtlichen Erörterungen zur Schulung des außenpolitischen Verständnisses).
2. Allgemeine Geschichte der Arbeiterbewegung und der sozialen Ideen (mit einem Überblick über die Programme und Forderungen der politischen Parteien).
3. Allgemeine Wirtschaftslehre.
4. Fragen der volkswirtschaftlichen Praxis (ausgehend von der Wirtschaftslage Deutschlands).
5. Wirtschaftsgeographie und industriell-agrarische Standortslehre (unter besonderer Berücksichtigung der schlesischen Verhältnisse).
6. Betriebswirtschaftliche Tagesfragen.
7. Grundsätze und Erfahrungen der Finanzpolitik (Finanzierung des Staates, der Gemeinden, der Unternehmungen usw.).
8. Kommunalpolitische Probleme.
9. Abriß der Sozialpolitik und der Sozialversicherung.
10. Allgemeine Rechtsfragen.
11. Arbeitsrecht (mit Beispielen aus der Praxis).

Den Unterricht erteilen zwei hauptamtliche Lehrer, den politischen Machtverhältnissen entsprechend ist der Leiter Sozialdemokrat, der Lehrer gehört dem Zentrum an. Daneben werden für Sonderthemen Gastreferenten herangezogen, größter Wert wird auf Exkursionen in industrielle und landwirtschaftliche Betriebe gelegt.

übungen in Stilkunde, Rhetorik, zur Technik des geistigen Arbeitsprozesses, Turnen und Sport vervollständigen den Plan. Sehr wichtig sind natürlich die Gemeinschaftsabende, wie denn überhaupt schon das Gemeinschaftsleben der politisch und konfessionell stark gespaltenen Schülerschaft in jeder Weise erziehlich wirkt.

In dem Lehrplan fehlt m. E. eine Berücksichtigung der sogenannten Gesinnungsfächer. Man muß befürchten, daß die künftigen Absolventen der Schule als Kreistagsabgeordnete oder Stadtverordnete oder auch nur als Parteifunktionäre im Nebenamt den kulturellen Forderungen ebenso verständnislos gegenüberstehen wie die Mitglieder der Körperschaften überhaupt. Ja, es ist zu befürchten, daß sie die kulturellen Fragen noch unernster behandeln. Die Schüler bekommen eine gründliche, umfassende Einführung in die Probleme der Wirtschaft. Auf diesem Gebiete erwerben sie sich wirkliches Wissen. Es besteht die Gefahr, daß sie infolgedessen noch vielmehr, als es heute sowieso geschieht, die Wirtschaft als die Grundlage des Lebens ansehen und der Meinung sind, daß die Wirtschaft, wenn sie floriere, kulturelle Institute aus Gnaden unterhalte. Denn so ist doch die heutige geistige Lage: Die Daseinsberechtigung der Schule wird anerkannt, ja, wir überschätzen heute die in der Schule erworbenen Kenntnisse, aber alle übrigen kulturellen Institutionen, Theater, Museen, Bildungsstätten wie Volkshochschulen, Büchereien, Bildgemeinden usw. gelten als Zubehör, das man in wirtschaftlichen Notzeiten sparen könne und müsse. Man weiß nicht, daß jede Zeit lebt aus ihrer geistigen Haltung, daß der Geist das Primäre ist und daß er, mag er immer verflochten sein mit soziologischen Faktoren, die Lebensformen, auch die Wirtschaft bestimmt, nicht umgekehrt. Es ist zu befürchten, daß die Absolventen der Schule die Bedeutung der geistigen Kräfte gar nicht erfassen, da sie nur die wirtschaftlichen Faktoren kennen lernen. Man muß also wünschen, daß der Lehrgang der Schulen erweitert und vervollständigt werde durch Hereinnahme von Kursen über Welt- und Lebensanschauung und Geschichte, und daß den Schülern eine dauernde und umfassende Einführung in die große Welt der Dichtung zuteil werde. Es ist zu begrüßen, daß wenigstens in Peterswaldau (für Berlin und Düsseldorf fehlen mir die Unterlagen) die Vorträge der Gastreferenten auch kulturelle Aufgaben erörtern, so daß die Schüler in die Art und die Ziele etwa der Volksbücherei oder des Theaters einen Einblick erhalten. Aber diese Korrektur des offiziellen Lehrplanes beseitigt noch nicht den gerügten Mißstand, daß den Ausgangspunkt nicht die Erkenntnis des geistigen Lebens sondern die der wirtschaftlichen Struktur bildet.

Wir nehmen diesen falschen Ansatz sehr ernst, weil wir in den „Fachschulen für Wirtschaft und Verwaltung" sehr wichtige Erscheinungen sehen und den Antrag Gräf, Lüdemann und Genossen für sehr bedeutsam halten. Der Zusammenbruch von 1918 hat (endlich!) in Deutschland zur Gründung von Volkshochschulheimen und abendlichen Volkshochschulen geführt, und diese Tatsache ist gegen alle pessimistischen Zeitblicke als eines der wichtigsten aufbauenden Elemente anzusehen. Das Volkshochschulheim will auch dem Handarbeiter ermöglichen, eine geistige Existenz zu führen, und jeder Kenner der heutigen Arbeitsmethoden wird wissen, daß heute der Arbeiter und Angestellte nur noch in sehr seltenen Fällen (wie der Bauer und Handwerker alter Art) in seiner Arbeit selbst ruhen kann, weil die Arbeit nicht mehr ein Kosmos sondern nur noch eine Hantierung ist. Da infolgedessen die bildenden Kräfte nicht mehr *aus* der Arbeit selbst kommen, so müssen sie *neben* der Berufstätigkeit aus geistiger Erkenntnis kommen. Die abendliche Stadt- und Landvolkshochschule hat daher ihre volle Daseinsberechtigung, ihr weiterer Aufbau und vor allem ihr innerer Ausbau sind mit allen Kräften zu fordern und zu unterstützen. Als ihre Ergänzung, Erweiterung und Vertiefung hat das Volkshochschulheim zu arbeiten, es ist die Stätte schlechthin der Freizeit, und man muß den Handarbeitern und kaufmännischen Angestellten möglichst viele solcher Heime wünschen, weil solche Freizeiten eine dringende Notwendigkeit sind. Aber neben der Volkshochschule hat die Fachschule ihre selbständige Bedeutung. *Die Fachschule hat ein ganz klares, greifbares Ziel: die Erziehung von Funktionären der Arbeiterklasse.* Über die Notwendigkeit dieser Funktionäre und ihrer Erziehung kann kein Zweifel bestehen. Durch ihre Zahl kommt der handarbeitenden Klasse in der Demokratie ein ungeheurer Einfluß zu: Sie kann ihn nicht ausüben, weil es ihr an geschulten Vertretern fehlt, zu denen sie unbedingtes Vertrauen besitzt. Könnte man noch

einwenden, daß die Arbeiterklasse für ihre politische Vertretung eben gebildete, kenntnisreiche Männer wählen solle, also eine Art von Syndici, wie sie die Arbeitgeberschaft in reichem Maße besitzt, so müssen zum mindesten die Betriebsratsmitglieder der Arbeiterschaft selbst angehören. Diese Betriebsratsmitglieder sind aber in jeder Weise für die Arbeiterklasse wie für den Betrieb selbst unbrauchbar, wenn sie keine Bilanz lesen können, von Konjunktur, Einkauf, Verkauf, Risiko usw. gar nichts verstehen. Sie vermehren nur das Unmaß unproduktiver Verhandlungen, die heute das Elend des deutschen Wirtschaftslebens sind, wenn sie nicht die einfachsten rechtlichen Unterlagen für ihre Tätigkeit, z. B. im Falle von Kündigungen, besitzen. Mindestens also für das Wirtschaftsleben selbst braucht die Arbeiterschaft ihrer Klasse angehörige Exponenten, und diese müssen kenntnisreiche Männer sein.

Aber der Einwand gilt auch nicht für das politische Leben. Zugegeben, daß der aus seiner Klasse aufgestiegene Arbeiter vielfach von den ehemaligen Arbeitskollegen nicht mehr unbedingt als Gleicher anerkannt wird, daß sich (Folge langer Hörigkeit) der Arbeiter eher vor einem Großgrundbesitzer oder Generaldirektor beugt als die Autorität eines aufgestiegenen Klassengenossen anerkennt, so ist eben doch zu sagen, daß der Arbeiter (und nicht nur er!) sich zwar gern vor einem „Höherstehenden" duckt, daß er ihm aber nicht vertrauensvoll folgt, und es ist deutlich, daß der Weg immer mehr dahin geht, in freiem Selbstbewußtsein sich den Führer selbst zu wählen. Entsendet nun aber die Arbeiterklasse ihre Vertreter in die Parlamente der Dörfer, Städte, Kreise, Provinzen, Länder, des Reichs, will sie auch unmittelbar die Verwaltung beeinflussen, indem sie die Beamtenstellen mit Gesinnungsfreunden besetzt (und wie sollte man der Arbeiterklasse verargen, was Adel und Bürgertum auch getan haben und tun?), so muß unbedingt der Vertreter kenntnisreich sein: das liegt im Interesse nicht nur der Arbeiterschaft sondern auch der Nation, denn jeder ihrer führenden Vertreter ist für den ganzen Umfang seines (unter Umständen auch nur kleinen) Wirkungskreises verantwortlich. Aus diesen Erwägungen kommen wir zur Anerkennung der Fachschulen.

Wir kommen aber zu ihrer Bewertung auch, wenn wir an den Arbeiter selbst denken, nicht nur an die Angelegenheiten seiner Klasse. Es ist sicher sehr entscheidend, daß der Arbeiter nicht als Handlanger lebe sondern als homo sapiens, und jeder Versuch, ihm geistige Existenz zu ermöglichen, ist zu fördern, mag es sich bei diesem Versuch um wirtschaftliche oder um pädagogische Maßnahmen handeln. In diesem Sinne sind, um es noch einmal zu betonen, städtische und ländliche Abendvolkshochschulen und Volkshochschulheime auf- und auszubauen. Mag immer nur ein kleiner Kreis an diesen Kursen teilnehmen, es ist eine Elite; der Theologe ist versucht, in diesen Zirkeln dasselbe in ganz anderen Verhältnissen und damit in ganz anderer Art zu sehen, was die Spenerschen Konventikel waren, ecclesiolae in ecclesia, geistige Menschen in ungeistiger Welt. Aber was macht der Absolvent eines Volkshochschulheimes mit seiner Bildung? Er führt eine geistige Existenz. Gewiß, er hat damit nicht nur für sich einen Lebensinhalt und eine geistige Lebensform gefunden, er wirkt missionarisch, er kann in dem Umkreise seines Lebens den Ton angeben. Aber wird er nicht, zurückgeworfen in seinen Beruf, sofern er nicht sehr starke geistige Energien empfangen hat, wieder umgeworfen werden, zurückgestoßen in seine ungeistige Existenz, „denn die Verhältnisse, sie sind nicht so?" Ist nicht zumindest die Gefahr dann gegeben, wenn er nicht seine Bildung ständig vertiefen kann in abendlichen Arbeitsgemeinschaften, weil es die an seinem Wohnort nicht gibt? Es erscheint mir nicht zufällig, daß die weltanschaulich oder politisch gebundenen Volkshochschulheime zahlreicher sind als die der „freien" Erwachsenenbildung. Die Konfessionen und Parteien erziehen sich nämlich durch ihre Volkshochschulheime auch Funktionäre: Führer für kirchliche Vereine, Mitglieder der kirchlichen Körperschaften, freiwillige Helfer des kirchlichen Lebens, politische Agenten. Die „freie" Volksbildung steckt sich ein sehr hohes Ziel, aber die Bildung zum Menschen liegt im Unendlichen, sie ist eine dauernde Aufgabe, die Schule aber verlangt einen Abschluß.

In seinem Aufsatz über „Volkshochschule, Wirtschaftsnot, Arbeitslose" im „Städtetag" vom 8. Januar 1931 erinnert Heinrich Becker an die hochgespannten Erwartungen des verstorbenen Kultusministers Haenisch, denen er in einem Erlaß über die Förderung von Volkshochschulen am 25. Februar 1919

Ausdruck gegeben hat. Becker bemerkt dazu: „Wenn man mehr als zehn Jahre später fragt, ob die Volkshochschule die erhoffte Entwickelung genommen hat, ob sie die hohen Ideale in die Wirklichkeit umgesetzt hat, so muß man das verneinen... Man hätte auch nicht erwarten sollen, daß eine Bildungseinrichtung alle Volksteile versöhnen kann; denn gegenüber den Kampftendenzen des täglichen Lebens bleiben die feineren und edleren Kräfte der Bildung, wenn nicht wirkungslos, so doch auf langsamere Würdigung eingestellt und somit im Augenblick weniger greifbar erfolgreich." Es wäre in der Tat falsch, nach zwölf Jahren, in denen, wie auch Becker mit vollem Rechte bemerkt, manche Volkshochschule doch nur die Bezeichnung „Volkshochschule" trug und trägt (während, um Becker zu zitieren, nur „in Stadt und Land mancher wohlmeinende Studienrat seine alten Kollegheſte vorholte und über „Goethes Faust" oder „Die Geschichte des Mittelalters" las"), es wäre falsch, schon jetzt das Saldo zu ziehen. Wenn auch nicht die hochgespannten Erwartungen erfüllt sind, „das geistige Band zwischen allen Volksteilen wieder fest zu knüpfen und verlorenes Verständnis für gemeinsame Arbeit wieder zu erobern" (Haenisch), so haben doch Tausende von Einzelpersonen durch die Volkshochschule die Kraft empfangen, ihre Arbeit zu vergeistigen und ihr Leben selber und freudig zu formen. Aber daß man die Frage nach dem Wert der Volkshochschularbeit überhaupt stellen kann, daß man die großen Erwartungen von 1919 erst in weiter Ferne sich erfüllen sieht, ist auf einen Fehler im Ansatze zurückzuführen. Durchaus entspringt der Gedanke des Volkshochschulheimes dem deutschen Idealismus. Durch ihn empfängt er seine Würde und sein weit ausgreifendes Ziel. Der Lutheraner wird entgegen dem idealistischen Schwunge, der häufig genug die Realität der Gegebenheiten übersehen hat, sich durchaus nüchtern an die Wirklichkeit halten. Diese Betonung des Konkreten bedeutet nicht, daß wir nicht dem Volkshochschulgedanken Verständnis entgegenbrächten und von der Erziehung zum Menschen nichts, von der Erziehung zum Funktionär alles hielten und im Funktionär nur einen Agenten oder Commis voyageur sähen. Wir haben betont, wie wichtig es uns ist, daß durch die Volkshochschule dem Handarbeiter ein geistiger Lebensinhalt und damit die Möglichkeit zu einer geistigen Formgebung seines Lebens geschenkt wird, und wir haben die Einfügung gesinnung- und charakterbildender Fächer in den Lehrplan der Wirtschaftsschulen verlangt. Auch betonen wir noch einmal, daß man nicht von der Wirtschaft sondern vom Geiste auszugehen hat.

Wir verlangen nur, daß die Erwachsenenbildung sich auch des Gedankens der Fachschule für Wirtschaft und Verwaltung annehme. So wichtig es ist, daß möglichst viele Vertreter der handarbeitenden Schichten (zu denen heute auch die Bauern zu zählen sind, denn es gibt kaum noch Bauerntum sondern nur noch Landwirtschaft) einen geistigen Lebensinhalt empfangen und ihr eigenes Leben leben und Richtung weisen ihren Klassengenossen, so wichtig ist auch die Erziehung von Exponenten dieser Stände, damit diese Stände ihre eigenen Vertreter haben, welche lebenswichtige Ziele der Klasse erreichen und wie der Klasse so der Gesamtheit in politischen oder wirtschaftlichen Stellungen, die keineswegs hauptamtlich zu sein brauchen, in Verantwortungsbewußtsein und kenntnisreich dienen. Wer das Elend der Demagogie nicht nur aus politischen Wahlversammlungen sondern auch aus Tarifverhandlungen und Sitzungen irgendwelcher Parlamente kennt, wer mit der Handarbeiterschaft fühlt und das Mißverhältnis zwischen zahlenmäßiger Macht und geistiger Ohnmacht darum beseitigen will, muß die Gründung von Fachschulen nach Art der Berliner, Düsseldorfer und nun der Peterswaldauer betreiben.

Es kennzeichnet die politische Lage, daß seit dem Jahre 1922 diese Arbeit stecken geblieben ist und nicht mehr vom Staate gefördert wird: Die Gründung von Peterswaldau ist nur auf die Initiative Lüdemanns zurückzuführen, der bald nach seiner Ernennung zum Oberpräsidenten von Niederschlesien seinen alten Gedanken von 1919 wieder aufgenommen hat. Dieses Steckenbleiben zeigt sich nicht nur in der geringen Zahl von Schulen, sondern vor allem darin, daß es bisher nicht gelungen ist, die Kurse auf Zweijahrlehrgänge zu erweitern und als Überbau für fünf oder zehn Prozent der Absolventen der Fachschulen die „Akademie der Arbeit" in Frankfurt a. M. als wirkliche Hochschule auszubauen. Die „Akademie der Arbeit" unterscheidet sich jetzt zwar schon durch mancherlei von den anderen

Schulen. Insbesondere übt sie durch neunmonatlichen Fernunterricht eine sehr scharfe Auslese, auch die nahe Verbindung mit der Universität gibt ihr einen besonderen Charakter. Aber erst dann wäre sie wirklich das, was sie sein sollte, eben eine „Akademie der Arbeit", und erst dann würde die Ausbildung von Exponenten der Arbeiterklasse wirklich durchgeführt, wenn die staatlichen „Fachschulen für Wirtschaft und Verwaltung", entsprechend den „Maschinenbau- und Baugewerksschulen" als eine Art Mittelschulen ihre Gipfelung in einer Hochschule besäßen, als welche die „Akademie der Arbeit" ihrer gegenwärtigen Struktur nach hervorragend geeignet wäre.

Die Festschrift zum 50. Geburtstag Dr. Erwin Ackerknechts.

So wenig man unsere Zeit als eine Zeit kulturell erhöhten Lebens bezeichnen kann, so sehr verdient doch ihr gesteigertes Leben hervorgehoben zu werden. Der fortschreitenden Nivellierung der Geister, die auch mehr und mehr die früher deutlich sich abhebende Kultur des Landlebens umfaßt, entspricht doch eine gesteigerte geistige Erregbarkeit, ein rascherer Ablauf aller Lebensäußerungen begleitet von einem deutlichen Bildungsbedürfnis und Bildungswillen. Immer sichtbarer erhebt sich daher neben der Bildung, die auf so verschiedenen Wegen auf unseren höheren Schulen erworben wird, die völlig schulsackfreie Bildung der Begabten aus dem Arbeiterstand, die auf der Grundlage dessen, was ihnen Beruf und Leben gab, durch oft gar harte geistige Arbeit neben der schweren Brotarbeit ihr Vorstellungsfeld erweitern, abrunden und vertiefen zu jener Aufnahmebereitschaft für die Kulturgüter, die man eben Bildung nennt. Für sie ist schon ein sehr verzweigtes System der Erwachsenenbildung entstanden, das sich immer mehr ausweitet. Das große Publikum summiert diese Bestrebungen unter dem Schlagwort der Volkshochschule mit einem Nachhall von Problematik, Charitas, Halbbildung und dergleichen. Aber die Erwachsenenbildung ist ein junger Riese, und nur allzudeutlich wird er bald denen sichtbar werden, die bloß eine auf höheren Schulen erworbene Bildung, die leider gar oft nur Dressur ist, für wahre Bildung halten.

Derartige mit elementarer Kraft auftauchende Bedürfnisse wie die Erwachsenenbildung müssen notwendigerweise dorthin am stärksten drücken, wo man schon lange ihnen Pfade bereitet hat, und das ist in diesem Falle die moderne Bildungsbücherei, die mit jener kümmerlichen literarischen Wohltätigkeitsanstalt früherer Zeiten nur den Namen „Volksbücherei" gemeinsam hat, was recht viele Leute in Deutschland teils noch nicht wissen, teils noch nicht wissen wollen. Die Volksbücherei stand in einer inneren Krisis. Wie sollte sie auch nicht? Wenn die staatlichen, religiösen, ästhetischen Maßstäbe sich wandeln, wenn die Gesellschaft sich umschichtet, wenn jeder Tag ein neues Blickfeld mit neuen Aufgaben bringt, dann fehlt eben die allgemeine sichere Parole, die ruhigen Zeiten eigen ist, und es scheint dann auch kaum eine Möglichkeit zu sein, ein Wort zu finden, auf das ein größerer Kreis von Volksbibliothekaren sich einigen könnte.

Was aber dem Worte nicht möglich war, das gelang der Tat. Es durfte eben nicht um das Schmieden von Programmen gehen sondern darum, die Dinge zunächst zu nehmen, wie sie sind, aber das Beste daraus zu machen, ihnen ihren Herzschlag abzulauschen und aufgeschlossen zu sein gegen den Zug der Zeit, der nirgends so rasch gespürt wird wie in den Büchern und bei den Menschen, die Bücher verlangen. Wenn dann noch der Mut zur Verantwortung, Tatkraft und ein Herz voll Liebe und doch kühles Blut und kritische Haltung bei einem Leiter einer hervorragenden Bücherei vereinigt war, dann mußte der von diesem ausstrahlende Geist der Sachlichkeit und doch auch der Glut nicht nur Licht in das Chaos bringen und seiner Arbeit Gedeihen verleihen, sondern es mußten sich auch die Herzen seiner Mitarbeiter und Freunde entflammen, es mußte sich ein Kreis Gleichstrebender bilden, wie wir ihn in den Verfassern der 17 Aufsätze sehen, mit welchen sie den Büchereidirektor Dr. Erwin Ackerknecht in Stettin zu seinem fünfzigsten Geburtstage begrüßen.

„Aus dem Volksbüchereiwesen der Gegenwart" heißt dieses 178 Seiten starke Buch, für das als Herausgeber Hans Rosin zeichnet.

Beginnen wir mit dem Beitrag von W. Schuster über die Autonomie der Pädagogik. Nach Aufweisung des starken Interesses der in der Volksbücherei betriebenen Bildungspflege an der Klärung dieser Frage schließt sich die weitere Ausführung an eine meist zustimmende Kritik von Georg Geißlers gleichfalls Autonomie der Pädagogik betitelten Arbeit an. Gar bald aber findet Schuster den Punkt, wo über Geißler hinausgegangen werden muß. Denn dieser hat in der Zweiheit Erzieher — Zögling zu sehr den Zögling betont und außerdem das Verhältnis beider zu wenig im sozialen Raum der Erziehungsgemeinschaft gesehen.

Diese fundamentale Dinge erörternde Arbeit hätte ich an die Spitze des Bandes gestellt und wäre dann übergegangen zu dem Aufsatz von J. Beer: Pädagogische Menschenkunde. Menschenkenntnis, eine Hauptrüstung des Volksbibliothekars, sehr auf Anlage beruhend, aber doch der Ausbildung fähig, sicher der Klärung bedürftig. Aber Beer warnt, daß man sich nicht vorzeitig in spezielle charakterologische Festlegungen begeben solle, ehe man nicht ein klares Bild von der Totalität der menschlichen Seele habe. Als Führer dazu empfiehlt er den Aufsatz Nohls „Pädagogische Menschenkunde" im zweiten Band des ausgezeichneten Handbuchs der Pädagogik. Besonderes Interesse verdient der Schluß seiner Arbeit, wo er eine abweichende Stellung zu Ackerknecht einnimmt. Während nämlich Ackerknecht dem Volksbibliothekar eine Rolle zuschreibt, die an eine direkte seelsorgerische Leitung erinnert, was in kleinsten Büchereien sich allerdings fast zwangsmäßig ergibt, und während er weiter in dem Buch „die Quelle lebensteigernder, sinnspendender, gemeinschaftsbildender und darum beglückender Kräfte" sieht, stehen nach Beer die Volksbibliothekare „in dem Chaos der heterogensten Bildungselemente in der Literatur der Gegenwart ebensowohl wie der heterogensten Bildungswünsche der Leserschaft". Wir „bejahen diese Spannung ... und fühlen deswegen unsere seelsorgerliche Aufgabe in der ehrlichen Vermittlung der echten und wesentlichen Inhalte dieses Chaos erschöpft. Sofern wir nicht glauben, die Einseitigkeit wagen zu müssen, ... wobei dann der Anruf der Verantwortlichkeit des Lesers und sein Mitgehen als die wichtigsten Aufgaben erscheinen."

Mag man sich nun in dieser Frage auf die Seite Ackerknechts oder auf die Beers stellen, so bleibt davon unberührt die Tatsache, daß die seelsorgerischen Fähigkeiten des Volksbibliothekars auch in der großen Volksbücherei ein reiches Feld zur unmittelbaren Betätigung haben. Das zeigt R. Joerden, indem er über Gefährdetenpädagogik und Volksbücherei berichtet. Es handelt sich zunächst um die Frage, wieweit kann schlechte Literatur, oder auch gute aber an den Unreifen gebrachte Literatur den jugendlichen Leser und schließlich die Gesellschaft schädigen? Es zeigt sich, daß Vorwürfe in diesem Sinne kaum zu beweisen sind. Es zeigt sich weiter, daß die Bekämpfung der Schundliteratur am besten mit unliterarischen Mitteln erfolgt, mit Wandern, Sport und dergleichen. Aber andererseits soll doch auch die Jugend in die Literatur hineinwachsen. Da nun die Volksbüchereiarbeit „heute nicht auf gesicherten Grundlagen aufbauen kann", so muß sie „zur Ergänzung der Pädagogik der Ausleihe Hilfseinrichtungen" angliedern, „die den modernen Menschen wieder zur Kunst des Lesens zu führen vermögen". Unter diesen Hilfseinrichtungen steht die Vorlesestunde, um die sich Ackerknecht die größten Verdienste erworben hat, an erster Stelle. Aber Joerden knüpft hieran eine verheißungsvolle Anregung. Es soll in der Volksbücherei nicht nur vorgelesen, sondern namentlich für Jugendliche auch erzählt werden. Wenn es Joerden, der diese Forderung sehr gut begründet, gelingt, die mündliche Erzählung einzubürgern und einen Stamm von Erzählern heranzubilden, was ich aber für sehr, sehr schwer halte, so wird er der Volksbildungsarbeit ein besonders wertvolles Glied einfügen.

Nun stellen aber die Jugendlichen und die jüngeren Erwachsenen ein sehr fluktuierendes Element dar. Die Statistik, wie sie Horstmann ausgewertet hat, gibt ein anschauliches Bild, namentlich in der von ihm gewählten graphischen Darstellung vom Altersaufbau und der Lesestetigkeit der Altersstufen beider Geschlechter. Im fünften Lesejahr erscheint knapp die Hälfte der weiblichen und reichlich ein Viertel der männlichen Leser als treugebliebene Lesegäste. Dazu ist zu bedenken, daß der größte Teil der Leser dem jüngeren Alter gehört, welches aber

die geringste Lesetreue besitzt. Horstmann hat größere Verhältnisse im Auge, Kock aber, der ebenfalls zur Frage der Auswertung statistischer Erhebungen schreibt, hält sich an kleinstädtische und dörfliche Büchereien. Von ihm erfahren wir z. B., wieviel Bände bei einer Verteilung des ganzen Bücherbestandes auf den Kopf der Bevölkerung kämen, der wievielte Mensch ein Lesegast ist, und welchen Prozentsatz die schöne und die belehrende Literatur in der Gesamtsumme der Bände ausmacht und dergleichen mehr.

Neben dem Menschen als Objekt des Volksbibliothekars ist am wichtigsten sein Werkzeug, das Buch, dessen Kenntnis er in größeren Verhältnissen nur zum Teil durch unmittelbare Einsicht besitzt. Zum andern Teil ist er auf Kritiken angewiesen, die er aber durchschauen, deuten und ergänzen muß. Deshalb ist eine Besinnung über das Problem der Kritik ebenso notwendig wie eine Besinnung über das Problem der Pädagogik. Narciß gibt sie in vollem Bewußtsein der zur Zeit so stark gelockerten Beziehungen zwischen Leben und Literatur. Nach einer Übersicht über die Entwicklung der Kritik seit der Renaissance zeigt er die Elemente, die der Kritiker zunächst für sich aufdecken muß, ehe er seinen Dienst am Leser antritt und ihn aufmerksam macht auf das, was da ist. Dabei wird der Kritiker versuchen, „so sehr aus dem Geiste des Buches zu sprechen, daß sich nur die Leser angesprochen fühlen, für die das Buch bestimmt ist. Bestimmt; denn kein Künstler schafft für sich". Deshalb geht es bei jedem Kunstwerk um die „Frage nach dem Menschen, der hinter jedem Werk steht, der von einem jeden von uns eine Antwort erwartet, nicht die Antwort, aber eine menschliche".

Leider stehen nun aber die wenigsten Kritiken auf diesem Niveau, und sehr oft nehmen sie gar keine Rücksicht auf die Volksbüchereiarbeit. Das erschwert schon den hauptamtlichen Volksbibliothekaren sehr ihre Arbeit, um wievielmehr aber den nebenamtlichen, bei denen oft genug die eigene kritische Arbeit erst geweckt werden muß, und denen manchmal auch eine richtige Einstellung zur Literatur nottut. Hier helfen nun Beratungsstellen, über deren Tätigkeit auf diesem Gebiet K. Schulz in anschaulicher Weise berichtet, in seiner Mitteilung zur literaturpädagogischen Schulung der nebenamtlichen Volksbibliothekare. Wie notwendig dergleichen ist, wird einem erst klar, wenn man bedenkt, was alles an populärer und sehr oft unberufener Kritik geleistet wird in Zeitungen, Zeitschriften, auf Buchhüllen usw. Neuerdings hält auch der Rundfunk Bücherstunden ab, und eine Rundfrage hat die günstige Aufnahme dieser Einrichtung gezeigt. Deshalb schreibt Wieser über Buchwerbung durch Rundfunk. Man darf annehmen, daß diese anfangs etwas zerfahrene Beratung sich zu einem wertvollen Helfer der Volksbüchereiarbeit auswachsen wird, wenn man den Wieserschen Vorschlägen folgt.

Ein selbstverständlich hochgeschätzter Mitarbeiter der Volksbücherei bei der Buchwerbung ist die Volkshochschule. Dem Verhältnis zwischen „Bücherei und Volkshochschule" widmet daher Eggebrecht eine Studie. Dieses Verhältnis kann in idealer Weise ausgebaut werden. In Stettin veröffentlicht z. B. die Volkshochschule Studienhilfen, das sind Literaturverzeichnisse, welche die Leser sofort zu den Büchern führen, die zur Festigung und Erweiterung des in der Volkshochschule Gehörten dienen. Wir Volksbibliothekare wissen, daß die Verständigeren unter unseren Lesern fast immer auch eine kleine Eigenbücherei besitzen, daß also die Volksbüchereien zugleich Werbearbeit verrichten für die Sortimenter, was diese letzteren aber nicht anerkennen, wenigstens nicht in der Praxis, also durch Rabattgewährung. Das würde ihrem Prinzip des Hochhaltens der Preise widersprechen, mit denen sie das Publikum kaufscheu gemacht und in die Buchgemeinschaften hineingetrieben haben. Rosin zeigt nun in einem sehr sachkundigen Aufsatz über buchwirtschaftliche Konzentrationsbestrebungen im Volksbüchereiwesen, welche mächtige Stellung sich die Volksbüchereien auf dem Buchmarkte erwerben können, wenn sie zu Einkaufsgemeinschaften zusammengeschlossen sind. Die heutige Zeit, mit ihrer Neigung, an Kulturausgaben zu sparen, wird dieser Bewegung mächtigen Vorschub leisten.

Wenn das Buch das Werkzeug des Bibliothekars ist, und der Leser der Stoff, den er gewissermaßen zu formen hat, so ist die Bücherei die Werkstätte. Ihr ist deshalb ein entsprechender Teil der Beiträge gewidmet. Freilich gibt es gar verschiedene Büchereitypen, nicht nur die wissenschaftliche und die Volksbücherei, welche einfache Scheidung allerdings heute noch manchen oft sehr maßgeblichen Leuten zu

genügen scheint. So zeigt in unserem Bande Braun, daß z. B. eine Stadtbibliothek sich stets fragen muß, ob sie der differenzierten Wissenschaft, wenn auch auf nur begrenztem Arbeitsgebiet, in dem Maße zu dienen habe, wie etwa eine Universitätsbibliothek, oder ob sie sich nicht mehr den Menschen widmen soll, deren Arbeit zwar auch wissenschaftlich ist, aber reproduzierend, etwa für Vorträge, Reden, Zeitungsartikel, Unterrichts- und ähnliche Zwecke, oder zur Hebung des eigenen Wissens der Leser dient. Eine solche Bücherei, die sehr oft dem wirklichen Bedürfnis einer Stadt entsprechen wird, nennt Braun Studienbücherei, und er steckt sorgfältig ihr Arbeitsgebiet ab, von dem sie sich weder nach der Richtung der rein wissenschaftlichen Bücherei noch nach der Richtung der Volksbücherei abdrängen lassen soll. Dazu gibt Braun wichtige Winke für die Leserberatung, die Kataloggestaltung und die Zusammenarbeit mit anderen Büchereien.

Wieder ein anderer Typus ist die von Schriewer beschriebene Zentralbücherei. Das ist eine große Volksbücherei, von der kleine Büchereien an anderen Orten durch Beratung, Leihverkehr usw. eine Stützung erfahren. Eine solche Zentralbücherei soll mit einer Beratungsstelle verknüpft sein, und sie soll ihren Aufgabenkreis über die Bedürfnisse ihres lokalen Arbeitsfeldes hinaus erweitern. Das gilt namentlich in bezug auf Heimatkundliches aus dem ganzen Gebiete, Forst- und Landwirtschaft und das bodenständige Gewerbe in den angeschlossenen Kleinstadtbüchereien. Desgleichen muß sie der Lehrerschaft des Beratungsgebietes entgegenkommen, das Vortragswesen stützen, und sie muß einen Lesesaal haben, der bebesonders gut mit Nachschlagewerken ausgestattet ist.

Noch ein anderer Typus ist die öffentliche Musikalienbücherei, deren es in Deutschland 28 gibt, von denen die meisten Anschluß an eine Volksbibliothek gefunden haben. Guttmann berichtet zwar nur beiläufig über diesen Typus, aber was er über die Voraussetzungen einer musikalischen Volksbildung schreibt, ist doch auch Vorarbeit für Leistungen auf dem Gebiete der Volksbildung, welche von diesen Musikalienbüchereien gefördert werden. Teils kritisch, teils historisch verfahrend gibt Guttmann eine klare Übersicht seines Themas und berücksichtigt nicht nur die neuesten pädagogischen Bestrebungen, sondern fast die ganze Soziologie der volkstümlichen Musikausübung. Deshalb fehlt auch nicht eine Würdigung von Grammophon und Rundfunk als Beförderer oder Gefährder musikalischer Volksbildung.

Vier von den in unserem Buche behandelten Themen führen über die Grenzen des Reiches hinaus. J. Langfeldt hat wiederholt Dänemark, neuerdings auch Schweden und Norwegen zu Studienzwecken bereist, und er schildert nun die Organisation des Schulbüchereiwesens in Gotenburg, welches hochzentralistisch aufgebaut ist, aber im Gegensatz etwa zu den Vereinigten Staaten ganz selbständig neben dem Volksbüchereiwesen steht, obwohl die Einrichtung derart ist, daß die Schüler von der Einzelschulbücherei zur Benutzung einer Zentralschulbücherei geführt werden, also doch den Weg kennen lernen, der zu einer allgemeineren Bücherei hinleitet.

Dann erfahren wir von dem Stockholmer Bibliotheksdirektor Hjelmqvist, daß die Stockholmer Stadtbücherei Einheitsbücherei ist und eine Volksbücherei sein will, die allerdings bei der Fachliteratur sich nicht auf rein populärwissenschaftliche Werke beschränkt und in ihrer Handbücherei auch den Ansprüchen einer wissenschaftlichen Bücherei entspricht. Das schöne neue Gebäude dieses Institutes ist ja von Dr. Ackerknecht in diesen Blättern geschildert worden. Es war möglich, in dem Neubau einen Teil des Bestandes als Freihandbücherei aufzustellen.

W. Zifreund, der Stadtbuchwart von Neutitschein, schildert Wege und Ziele der sudetendeutschen Volksbüchereiarbeit. Die an sich sehr volksbüchereifreundliche tschechoslowakische Republik ist auch auf diesem Gebiet der Schauplatz von Kämpfen mit stark politischem Hintergrund gewesen, die wiederum die mangelnde Fähigkeit der deutschen Minderheit zur Einigkeit hervortreten ließen. Ein Übelstand, der allerdings das Gute hatte, daß er Gelegenheit zu einem tatkräftigen Eingreifen Dr. Ackerknechts gab im Sinne einer fruchtbaren Auswertung der reichsdeutschen Erfahrungen.

Zuletzt, zuletzt aber nur wegen der Anordnung dieser letztbesprochenen vier Aufsätze nach einer geographischen Folge, muß Helen Wild genannt werden, die Züricher Bibliothekarin, die über Volksbücherei und Volksbüchereinachwuchs in derselben gut unterrichteten und unterrichtenden Weise schreibt, wie sie seinerzeit

in diesen Blättern das englische Volksbüchereiwesen geschildert hat. Sicher wird das Volksbüchereiwesen der Schweiz einen großen Aufschwung erleben, wenn erst Querverbindungen geschaffen sind über die jetzt noch vielfach hindernden Grenzen der Kantone.

Damit ist die Reihe der Aufsätze zu Ende aber noch nicht das Buch. Denn es folgt noch die Bibliographie der Schriften Ackerknechts zusammengestellt von Frida Endell und Helene Messin*). Wir heben aus der elf Seiten langen Aufzählung nur Wichtigeres heraus, von dem nicht schon im Verlauf der bisherigen Ausführung gesprochen wurde. In großer Zahl ist Philosophisches, Psychologisches, Jugendkundliches, Buchkritisches und Büchereipolitisches vorhanden. Die Volksbühne, das Grammophon werden nach ihrem Werte für die Volksbildung gewürdigt, und wir sehen wie Ackerknecht einer der ersten und nachdrücklichsten Vertreter der Idee ist, das Kino, den Film für unsere Volksbildung zu gewinnen. Die hervorragende praktische Begabung Ackerknechts spricht sich auch in dem zur Zeit ganz einzigartigen Buche aus, das er gemeinsam mit Wieser über den Volksbüchereibau verfaßt hat. Man könnte noch viel mehr anführen, aber es kommt nicht darauf an, ob eine Seite dieser vielseitigen Persönlichkeit hier übergangen wurde. Denn der letzte Grund der Bedeutung Ackerknechts liegt ganz wo anders. Er liegt in seiner echten Pestalozzigesinnung und in der Betätigung dessen, was Nietzsche schenkende Tugend nennt. Davon rückstrahlend hat wohl auch sein Wissen, sein Wille, seine Urteilskraft diese sachliche und feste Richtung erhalten, die ihm seine vorbildliche, breite und tiefe Wirkung ermöglicht hat.

H. Heimbach (Chemnitz).

Zusatzprüfung zur Aufnahme in die volksbibliothekarische Berufsausbildung.**)

Für die in § 4 der Preußischen Bibliotheksprüfungsordnung vom 24. September 1930 vorgesehene Zusatzprüfung gelten folgende Bestimmungen:

§ 1. Zulassung zur Prüfung.

Zur Prüfung werden Bewerber zugelassen, die die Volksschule einschließlich der obersten Stufe durchlaufen und den Nachweis mindestens fünfjähriger Erfahrung auf einem Gebiet des praktischen Arbeitslebens erbracht haben.

In besonderen Fällen kann der Prüfungsausschuß (§ 4) auch solche Bewerber zulassen, die ihrer Schulpflicht auf andere Weise genügt haben.

§ 2. Meldung.

Meldungen zur Prüfung sind an den Staatlichen Prüfungsausschuß für das Bibliothekswesen in Berlin, Staatsbibliothek, einzureichen. Der Meldung sind beizufügen:

a) das Geburtszeugnis,
b) das Schulabgangszeugnis,
c) Zeugnisse über die bisherige Berufstätigkeit,
d) ein selbstgeschriebener Lebenslauf,
e) polizeiliche Führungszeugnisse über die Zeit seit Abgang von der Schule.

---

*) Es sei mir, als dem Objekt dieser beschämenden Fülle freundwilliger Anerkennung und kollegialer Gebefreudigkeit, gestattet, hier einen kleinen Irrtum in der Bibliographie zu berichtigen, auf den ich meine Mitarbeiterinnen nicht vor dem Druck aufmerksam machen konnte, da ich keine Ahnung von der Festschrift hatte, ehe ich sie am Geburtstagsmorgen auf meinem Schreibtisch fand: Der „Offene Brief an Herrn Walter Hofmann" (S. 170) ist nicht von mir (mein Name steht nur infolge des Alphabetes als erster darunter), sondern von Heidenhain. Ich habe selbst seinerzeit darauf gedrungen, daß Heidenhain, der Hofmann nach wie vor persönlich nahestand und also auch von dem Schein unsachlicher Schärfe geschützt war, den Wortlaut formulierte. Ackerknecht.

**) Abdruck der „Preußischen Bibliotheksprüfungsordnung" vgl. Jg. 1930, S. 410 ff. dieser Zeitschrift.

§ 3. Gebühren.

Die zugelassenen Bewerber haben vor der Prüfung an die Kasse des Staatlichen Prüfungsausschusses eine Gebühr von 20 RM zu entrichten, die im Falle des Nichtbestehens nicht erstattet wird.

§ 4. Prüfungsausschuß.

Der Prüfungsausschuß besteht aus dem Vorsitzenden oder dem stellvertretenden Vorsitzenden der volksbibliothekarischen Abteilung des Staatlichen Prüfungsausschusses für das Bibliothekswesen in Berlin, je nach der Zahl der Prüflinge einem oder zwei von mir zu bestimmenden Mitgliedern dieses Ausschusses sowie einem von mir zu bestimmenden praktischen Schulmann.

Den Vorsitz des Ausschusses führt der Vorsitzende der volksbibliothekarischen Abteilung des Staatlichen Prüfungsausschusses für das Bibliothekswesen oder sein Stellvertreter.

§ 5. Prüfungstermine.

Prüfungstermine werden nach Bedarf durch den Staatlichen Prüfungsausschuß für das Bibliothekswesen festgesetzt und im Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen veröffentlicht.

§ 6. Verlauf der Prüfung.

Die Prüfung besteht aus einem schriftlichen und einem mündlichen Teil.

Die Teile der Prüfung sollen unmittelbar auf einander folgen; doch können einem Prüfling, der die Prüfung nach Ansicht des Prüfungsausschusses ohne sein Verschulden hat abbrechen müssen, die schriftlichen Leistungen auch noch bei späterer mündlicher Prüfung angerechnet werden.

§ 7. Schriftliche Prüfung.

Die schriftliche Prüfung umfaßt folgende Arbeiten:

a) einen schriftlichen Bericht über die soziale Lage einer Berufsgruppe nach Wahl als Hausarbeit,

b) die schriftliche Inhaltsangabe eines Buches als Hausarbeit,

für a) und b) zusammen vier Wochen Frist,

c) einen deutschen Aufsatz als Klausurarbeit (4 Stunden).

§ 8. Mündliche Prüfung.

Über die Zulassung zur mündlichen Prüfung entscheidet der Prüfungsausschuß. Wer bei der schriftlichen Prüfung in zwei Aufgaben nicht genügt hat, wird nicht zur mündlichen Prüfung zugelassen.

In der mündlichen Prüfung sind nachzuweisen:

a) allgemeine Kenntnisse der Literaturgeschichte seit der Mitte des 18. Jahrhunderts,

b) allgemeine Kenntnisse vom Aufbau der wissenschaftlichen Fachgebiete,

c) eingehende Kenntnisse auf einem Literaturgebiet.

§ 9. Ergebnis der Prüfung.

Über die Leistungen des Prüflings wird ein Gesamtzeugnis ausgestellt. Zulässig sind die folgenden Urteile:

sehr gut,
gut,
genügend,
nicht genügend.

§ 10. Berechtigung.

Das Prüfungszeugnis berechtigt nur zum Eintritt in die volksbibliothekarische Berufsausbildung.

§ 11. Wiederholung der Prüfung.

Wer die Prüfung nicht bestanden hat, kann sie frühestens nach einem Jahr einmal wiederholen. Bei Wiederholung der Prüfung sind die vollen Gebühren erneut zu zahlen.

Berlin, den 25. März 1931.

Der Preußische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung.

gez.: Grimme.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Gustav Schröer.

Gustav Schröer stammt, wie Hermann Stehr, die Brüder Hauptmann, Paul Keller und Hans Christoph Kaergel aus der schlesischen „Dichterecke" (Wüstegiersdorf). Aber zur Heimat ist ihm das Land an der Saale von Thüringen bis nach Franken geworden. Als Lehrer hat er das Leben und die Geschichte des Dorfes und seiner Menschen, als Bezirksjugendpfleger den größeren Umkreis der Landschaft kennen gelernt. Als Schriftsteller verfolgt er ausgesprochen volkserzieherische Tendenzen. Seine Bücher sind auf dem Wege, der bei der reinen Schilderung bäuerlichen und dörflichen Lebens beginnt und bei der Gestaltung der Zeitprobleme endet, entstanden. Der heutige Stand der Technik fordert die Rationalisierung des landwirtschaftlichen Betriebes durch die Maschine und durch kaufmännische Verwaltung. Die Rationalisierung trifft den bäuerlichen Menschen umso schwerer, als er eine Trennung zwischen Beruf und Innenleben nicht kennt. Ferner greifen Presse und Rundfunk, die Unterhaltungsformen der städtischen Zivilisation und die Klassenkampfbewegung, die die besitzlosen Landarbeiter und die auf dem Dorfe wohnenden Industriearbeiter in ihren Kreis gezogen hat, die Kultur des Bauerntums in ihrer Urzelle, der Familie, an. Außer den angedeuteten Problemen behandelt Schröer die soziale Frage (Heiland vom Binsenhofe) und die Alkoholfrage (Der Schulze von Wolfenhagen) auf dem Dorfe. Die Wirkung seiner Bücher liegt in einer Stärkung des Gemeinschaftslebens der Familie und des Dorfes. Seine Kenntnis des städtischen Lebens und die Distanz, die er als Dorfschullehrer zum Bauern immer behält, ermöglicht ihm die erzieherische Einwirkung. Das rein Menschliche behandelt er da, wo ihm geistig-seelische „Tatbestände" aus eigenem Erleben vertraut sind. Die Grenzen zwischen den Gruppen sind bei ihm fließend. Als Schilderungen bäuerlichen und dörflichen Lebens sind — abgesehen von zwei Novellenbändchen — die Romane „Der Freibauer" und „Der Schuß auf den Teufel", in denen der dörfliche Aberglaube die Hauptrolle spielt, zu nennen. Die Gestaltung der Zeitprobleme im dörflichen Leben hat sich Schröer im allgemeinen zu leicht gemacht. Ohne die nötige Disziplin und künstlerische Komposition sind diese Romane entstanden, die an zu großer Breite der Darstellung leiden und vom Realistischen bis zum Sentimentalen alle Schattierungen durchlaufen. In verschiedenen von ihnen kehren dieselben Probleme und dieselben Menschentypen wieder. Oft verfällt er auch in ein falsches Pathos. Ein Umstand, der dann mit einer bäuerlich zurechtgedrechselten Sprache zusammenfällt. Hier ist einzuschalten, daß Schröers politische Einstellung mit „konservativ" am besten gekennzeichnet ist. Von der Volkshochschule als Bildungseinrichtung der Gegenwart fordert er, daß sie in erster Linie mit den dem Bauerntum wesensgemäß überlieferten Kulturgütern arbeite. Eine festumrissene nationalistische Tendenz in der Gegenüberstellung etwa zur sozialistischen oder kommunistischen vertritt er nicht. Die Mehrzahl der Bücher, in denen er Zeitprobleme behandelt, mußten wegen der gekennzeichneten Mängel abgelehnt werden: „Käthe Jüttners Weg ins Glück", „Joachim Werner", „Der Schulze von Wolfenhagen", „Das Wirtshaus zur Kapelle", „Gottwert Ingram und sein Werk", „Sturm im Sichdichfür" und „Der rechte Erbe". Ohne Zweifel besteht auch ein Kausalzusammenhang zwischen der schwachen Formung der genannten Bücher und den in ihnen nicht klar herausgearbeiteten Problemen. Nur „Der Heiland vom Binsenhofe", „Die Bauern von Siedel" und „Land Not" können nach bildungspfleglichen Gesichtspunkten eine gewisse Geltung beanspruchen.

Wo Schröer zu tiefst sein eigenes Erleben in der inneren und äußeren Haltung der Menschen dem Schicksal gegenüber gestaltet, beherrscht er auch die Form besser. Die kleinere Reihe dieser Bücher beginnt mit „Peter Lorenz", dessen ehrliches Rechtsempfinden so starr ist, daß es die Liebe fast erdrückt. In den „Leuten aus dem Dreisatale", deren einsames und hartes Ringen um Gott durch tiefe Menschenliebe vor Verknöcherung bewahrt wird, zeigt sich deutlich ein Fortschreiten auf dieser Linie. Sein reifstes Buch ist „Die Flucht aus dem Alltag". In diesem Buche ist

es der Dichter, der erkennen muß, daß sich ihm die Quellen, aus denen die Kultur des Bauerntums gespeist wird, nicht erschließen, solange er nur als stiller Beobachter in der Dorfgemeinschaft lebt. Trotz zweier ehrlicher Männerfreundschaften, die ihm zufallen. Er wird selbst in harter Arbeit ein Bauer, um dann als Dichter auszureifen. Diese Notwendigkeit ist es, die überzeugend gestaltet ist.

Über die Verwendbarkeit der Romane und Erzählungen Schröers für die Volksbücherei sei vorweg folgende Übersicht gegeben:

Übersicht.

Für alle Volksbüchereien:

Der Brockhof und seine Frauen.
Die Flucht aus dem Alltag.
Der Heiland vom Binsenhofe.
Die Leute aus dem Dreisatale.

Für die Dorfbücherei und die mittlere Volksbücherei:

Die Bauern von Siedel.
Die Flucht von der Murmanbahn.
Der Hohlofenbauer.
Peter Lorenz. Die Geschichte eines Knechtes.
Frau Käthe Werner.

Für die mittlere Volksbücherei kommen gegebenenfalls noch hinzu:

Aus des Lebens buntem Kranze. Novellen.
Heimat wider Heimat.
Stille Menschen. Erzählungen.
Land Not.
Der Schuß auf den Teufel.

Nicht einstellen:

Der rechte Erbe.
Der Freibauer.
Der Herrgott und ein Mann.
Wilhelm Henneckes Hochzeitsreise.
Der Hof im Ried.
Gottwert Ingram und sein Werk.
Deutsche Legenden. Ein Buch der Hoffnung.
Von Leuten, die mir begegneten.
Scherben am Wege.
Der Schulze von Wolfenhagen.
Das Stärkere und andere Erzählungen.
Sturm im Sichdichfür.
Käthe Jüttners Weg ins Glück.
Wie das Herz es ihnen eingibt.
Das Wirtshaus zur Kapelle.
Joachim Werner. Der Weg eines Menschen.

Der Bauer als Führer im Leben des Dorfes.

Der Hohlofenbauer. Roman. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1926. 323 S. Lw. 4,80.

Vor dem Leser ersteht das Leben eines Dorfes am Frankenwald, in dessen Nähe Halden eines eingegangenen Erzbergbaues liegen. Der Sprachgebrauch des Dorfes hat aus dem „Hochofen" „Hohlofen" gemacht. Volksbräuche und Sitten, die Ausdruck eines kraftüberschüssigen Lebens sind, werden im Hammelschießen geschildert. Aus einem Konflikt zwischen dem Hohlofenbauer und seinem Sohn, der einem trotzig-zähen und unüberlegt-voreiligen Versprechen des Vaters in der Schenke entspringt, daß sein Sohn nur ein Mädchen mit stattlicher Mitgift heiraten dürfe, wird das behandelte Problem entwickelt: Der Bauer muß den Proletarier in der Großstadt und das Leben dort kennen lernen, um das rechte Verständnis für das Dorfleben und seine Aufgabe in ihm zu gewinnen. Als Anfang dieser Aufgabe

sieht Schröer die Verbesserung der Volksschule an, das nächsthöhere Ziel ist die Weiterbildung der Erwachsenen. Das Buch ist aber mehr eine Schilderung des Dorflebens im Frankenwald, als daß die Tendenz bis zur künstlerischen Gestaltung der Probleme gereift wäre. Dem Humor wird sein Recht in einer schlichten, fein gezeichneten Liebesgeschichte von frischer verhaltener Erotik zwischen dem Sohne des Hohlofenbauern und dem Mariele, der Berteleſſin, die nach Konflikten zum frohen Ende führt.

Der Freibauer. Roman. Leipzig: Hesse & Becker 1920. 234 S. Lw. 2,85.

In diesem ersten Werk des Verfassers, das vor dem Kriege erschien, sind die Schicksale eines thüringischen Dorfes dargestellt, dessen Repräsentant der Freibauer ist. Literarischer Kritik hält das Buch nicht stand; dagegen entwickelt es die Tendenz gegen den Aberglauben der kugelfest machenden „Himmelsbriefe" und der Brandschaden verhütenden „Brandbriefe". Hieraus ergeben sich auch die beiden Höhepunkte der Darstellung: die lebendige Schilderung des Patrouillenganges im Kriege 1870/71 und der Feuersbrunst im Dorfe. Sonst ist die Darstellung ziemlich breit, und was den Freibauern angeht, auf den alle guten Eigenschaften und ihre unvermeidlichen Auswirkungen vereinigt sind, unwahrscheinlich. Die Lösung, die der Pfarrer in einem „Teils — Teils" zwischen dem Aberglauben, der seine Wurzel im Volkstum hat, und der Religion findet, mutet zu einfach an.

Gottwert Ingram und sein Werk. Roman. Leipzig: Quelle & Meyer. 1925. 316 S. Lw. 6,—.

Der Roman einer vom Hochwasser bedrohten Landschaft, die nach langen Kämpfen durch eine Talsperre gerettet wird. Die versuchte Milieuschilderung ist zu breit angelegt, als daß der Leser von dem Schicksal der einzelnen Personen gepackt werden könnte. Der Verfasser hat wie im „Hohlofenbauer" und „Freibauer" alles der Hauptperson zu Liebe und um sie herum geschrieben.

Der Schulze von Wolfenhagen. Die Geschichte eines Dorfes. Leipzig: Quelle & Meyer 1921. 330 S. Lw. 4,80.

Daß Schröer soziale und ethische Niedergangserscheinungen im dörflichen Leben besonders beschäftigen, ist für den ehemaligen Volksschullehrer und Jugendpfleger verständlich. Verständlich wäre es auch, wenn er von verschiedenen Seiten an diese Probleme heranginge. Der „Schulze von Wolfenhagen" ist aber in den behandelten Problemen und in der Darstellung — wenn man von der Alkoholfrage absieht — nur eine verwässerte Wiederholung des „Heilandes vom Binsenhofe" und der „Bauern von Siedel".

Der Herrgott und ein Mann. Roman. Gütersloh: Bertelsmann 1930. 309 S. Lw. 5,—.

Der Streit um den Gemeindewald eines Dorfes zwischen Altgemeinde und Neugemeinde bricht nach zwei Generationen wieder hervor. Der Jungbauer Arno Silge, dessen Großvater das erste Mal den Streit geschlichtet hat, folgt diesem in das Schulzenamt und macht nun ganze Arbeit, indem er Altgemeinde und Neugemeinde zur Dorfgemeinde vereinigt. — Die Gestaltung dieses Stoffes ist dem Verfasser nicht gelungen. Die Darstellung der patriarchalischen Verhältnisse ist nicht genetisch entwickelt, und auch als reine Schilderung entspricht sie der Wirklichkeit nicht, da sie zu häufig und zu einfach mit Hinweisen auf den „lieben Gott" alle Schicksalsschläge abtut. Bäuerliche Religiosität äußert sich anders, und vor allem sitzt sie tiefer. Dazu kommt, daß die hochdeutsche Sprache des Buches durch Satzverschiebungen und mit mundartlichen Flick- und Lehnwörtern unnatürlich und gekünstelt wirkt.

Schicksale und Charaktere im dörflichen Leben.

Peter Lorenz. Die Geschichte eines Knechtes. Leipzig: Hesse & Becker 1918. 255 S. Lw. 2,85.

Mit einer schweren Kopfwunde wird der Bauer Martin aufgefunden. Der Schreiner, mit dessen Frau er es gehalten hat, hat ihn unerkannt niedergeschlagen, nachdem er die beiden überrascht hat. Der Knecht des Bauern, Peter Lorenz, um

dessen Jugendliebe sich auch der Bauer Martin bewirbt, wird verhaftet, und, da er seine Unschuld nicht beweisen kann, verurteilt. Erst nach dem Tode von Frau und Kind bekennt sich der Schreiner als Täter, und nach schweren Schicksalsschlägen führt der Knecht seine Jugendliebe heim. Der Stoff ist mit dramatischer Spannung gestaltet, die Charaktere sind scharf umrissen, lebenswahr gezeichnet und folgerichtig entwickelt: die Unentschlossenheit des Mädchens, die zwischen Knecht und Bauer schwankt, der Bauer Martin, der heimtückisch und verbissen vor Gericht lügt, seine Frau mißhandelt, seinen Hof vertrinkt und noch mit einer Lüge stirbt; Peter Lorenz in seiner starren Rechtlichkeit und treuen Liebe, der sich auch sein Glück nicht schenken lassen will und immer nur geradeaus geht. — Das Buch gibt einen guten Einblick in das bäuerliche Rechtsempfinden und bringt dem Leser die Triebkräfte des menschlichen Lebens näher, die den Dorfbewohner beherrschen.

Die Leute aus dem Dreisatale. Ein Roman in drei Teilen. Leipzig: Quelle & Meyer 1920. 360 S. Lw. 6,—.

Die drei Teile des Romans — eine Vorgeschichte und zwei Bücher — entrollen ein Bild harten, mannestrotzigen und kinderfrommen Ringens eines Bauern um Gott. Zwei einsame Höfe mit Menschen, deren Charaktere freiwillige und unfreiwillige Einsamkeit gebildet hat, werden mit sicherer Hand geschildert. In der Kargheit und Sparsamkeit des Ausdrucks nimmt die Darstellung an einigen Stellen den Charakter einer Chronik an; jedoch wird die geschlossene Form der Chronik nicht erreicht. Über dem Religiösen, das sich hier als Ringen um Gott offenbart, steht aber die verstehende und verzeihende, doch niemals sentimentale Liebe ringenden Menschentums. Das Buch bereichert auch den Leser innerlich, der es gefühlsmäßig nicht ganz versteht.

Das Wirtshaus zur Kapelle. Roman. 4. Aufl. Leipzig: Hesse & Becker 1920. 307 S. Lw. 2,85.

Das Buch soll ein Roman bäuerlichen Herrentums sein, das der Vorsteher Albin Weiße verkörpert. Er ist ein starrer Charakter, der Recht und Unrecht nicht wägt, wenn er dabei nur seinen und der Gemeinde Vorteil klug verbinden kann. Zwischen ihm und seinem Sohn entsteht ein Konflikt, als sich der Sohn den Heiratsplänen des Vaters versagt. Auch die übrigen Personen: Arzt, Lehrer, Förster, ein aus der Stadt auf das Dorf gezogener Kunstmaler kommen zur Geltung. — Mit dem Buche gibt der Verfasser seiner Sorge um das geistige Leben auf dem Dorfe Ausdruck: Die Verbesserung der Volksschule und die Errichtung einer Volkshochschule werden als Forderung und Notwendigkeit entwickelt. Manches ist zu breit ausgeführt und wirkt sentimental; z. B. wenn die Postkutsche des öfteren an die „gute, alte Zeit" erinnert, oder wenn die Volkshochschule „Sonnenheim" als eine kühne Tat ihrer idealistischen Väter nahezu kampflos erbaut werden soll.

Der Brockhof und seine Frauen. Roman. Leipzig: Quelle & Meyer 1927. 322 S. Lw. 6,—.

Das Schicksal des Brockhofes, dessen Herr in einer schwachen Stunde zügelloser Spielleidenschaft die Herrschaft über den Hof an seine Frau abtreten muß, wird geschildert. Durch drei Generationen schon bindet dieses Schicksal die Frauen an den Hof, dem sie die Liebe zu Mann und Kind und die Freude am Leben mit unerbittlicher Härte opfern, bis die herb-stolze Liebe eines sozial tiefer stehenden Mädchens den Bauern der dritten Generation den Bann des Schicksals sprengen läßt. — Klar und straff gegliedert, in disziplinierter Sprache geschrieben.

Der Schuß auf den Teufel. Eine Geschichte aus dem Frankenwald. Halle: Heimatverlag 1925. 390 S. Lw. 6,—.

Ein verschmähtes leidenschaftliches Mädchen hat sich in seiner Enttäuschung mit einem gutmütigen, aber nicht für voll angesehenen Schneider verheiratet und versucht nun mit kalter, vom Haß diktierter Überlegung den Familienkreis seines einstigen Liebsten um jeden Preis zu vernichten. Die unheilvolle und unheimliche Wirkung des Aberglaubens, der aus jedem möglichen Anlaß des Dorflebens seine Nahrung zieht, ist mit nahezu dramatischer Spannung und psychologisch treffend geschildert. Inhalt, Form und Sprache entsprechen einander.

Joachim Werner. Der Weg eines Menschen. Stuttgart: Quell-Verlag 1930. 174 S. Lw. 5,—.

In dem Buche wird erzählt, wie der Sohn eines Fabrikarbeiterehepaares, dessen Eltern bäuerlicher Herkunft sind, unter Überwindung äußerer und innerer Schwierigkeiten Dorfschullehrer wird. Der ursprüngliche Charakter des Buches als Lebensgeschichte wird durch die Erörterung sozialer und religiöser Probleme verwässert. Aber auch die versuchte Lösung dieser Probleme entfernt sich nicht sehr weit von der Oberfläche; so daß bei leidlicher Form doch nur ein unbefriedigender Eindruck bleibt; zumal die Gefahr des Abgleitens ins Sentimentale — z. B. heißen die Überschriften der beiden letzten Abschnitte „Dürres Land und doch Blumen am Wege" und „Das Leben erzieht und das Glück kommt" — nicht vermieden worden ist. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß hier ein Stück Lebensgeschichte des Verfassers vorliegt.

Das Dorf und die Probleme der Zeit.

Der Heiland vom Binsenhofe. Berlin: Grote 1925. 461 S. Lw. 7,—.

Während in dem zweiten Roman dieser Gruppe „Die Bauern von Siedel" die soziale Frage nur bei schärferem Hinsehen erkennbar wird und ihre Lösung durch die Erfüllung ethischer und kulturpolitischer Aufgaben finden soll, ist der „Heiland vom Binsenhofe" im tiefsten Grunde ein sozialer Roman. Der Gedanke an die drückende wirtschaftliche Abhängigkeit und harte Ausnutzung der Häusler und Kleinbauern in Schlesien, Thüringen und dem Schwarzwald hat dem Verfasser die Feder geführt. Die Lösung des Problems ist in der Person eines kindhaften, bäuerischen Tatmenschen, der tragisch endet, dichterisch gestaltet. Nicht die Loslösung von wirtschaftlicher Abhängigkeit, sondern die selbstlose Liebe auf praktischer sozialer Grundlage allein vermag den an den Boden gebundenen Menschen freizumachen. Auch Züge des Aberglaubens fehlen in der Gestalt des Binsenschnitters dem Roman nicht.

Die Bauern von Siedel. Roman. Leipzig: Quelle & Meyer 1922. 394 S. Lw. 5,—.

An drei Bauernhöfen werden Ursache und Wirkung der Verflechtung der bäuerlichen Wirtschaft mit dem Getriebe des Organismus der modernen Wirtschaft gezeigt. Drei Söhne, Jugendfreunde, suchen auf eigene Art die verschuldeten Höfe zu retten: der eine verbindet tapfere Anpassung mit frohem Lebensgenuß, der zweite bleibt ein passiver Bauer, der dritte, Ingenieur, verliert bildlich und wörtlich den Boden unter den Füßen und stirbt durch die Kugel von eigener Hand. Krieg und Zwangsbewirtschaftung der Nahrungsmittel mit allen ihren materiellen, seelischen und moralischen Folgen kommen über das Dorf. — Aus verschuldeter und unverschuldeter Not reißt der Plan des Rainbauern, des ersten der drei Freunde, das Dorf. Er fordert die Verwirklichung echter Gemeinschaft im dörflichen Leben: der Gemeinde gehört der Nutzen aus dem Gemeindevermögen, die damit kulturelle Aufgaben erfüllen kann. Die Forderung dringt durch. Es fehlt nicht der Hinweis von der bäuerlichen Gemeinschaft auf die notwendige Gemeinschaft des ganzen Volkes. — Das Buch ist kein Roman in literarischem Sinne, dazu ist es zu breit angelegt, aber als ein Stück nach dem Leben gestaltete Volkserziehung ist es brauchbar.

Land Not. Ein Roman aus unseren Tagen. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1928. 285 S. Lw. 6,80.

Das Buch erzählt vom Lande Not, das heute überall in Deutschland zu finden ist. Es schildert das Schicksal des „gemischten" Dorfes, dessen Bewohner Bauern und Industriearbeiter sind. In dem Buche wird das Jahr 1923 lebendig: politische Verhetzung und ihre Folge, der durch die Reichswehr niedergeschlagene Arbeiterputsch, kommen zur Darstellung. Nicht vergessen wird auch die Verschuldung der Landwirtschaft. Das Problem der Volkshochschule wird konkret an einem mißglückten Versuch behandelt. Es ist überhaupt wesentlich an diesem Buche, daß die wirtschaftlichen und kulturellen Probleme des Bauerntums nach Ursache und Abhilfe aufgezeigt werden. Land Not wird als Zeitbuch einen gewissen Wert behalten.

Sturm in Sichdichfür. Roman. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1927. 302 S. Lw. 4,80.

Der Roman ist die Geschichte eines Dorfes, das der allgemeinen Entwicklung folgen und Kurort werden will. Wie verschnürte Bündel werden die Schicksale der besitzenden und besitzlosen Dorfbewohnergruppen in das Geschehen hineingesetzt, ohne daß die Einheit zwischen Stoff und Darstellung erreicht wird. Die Häufung und Verbindung von gewaltsamen Ereignissen und rein gefühlsmäßigen Erlebnissen erinnert an den Film und wirkt nicht echt, da die eigentlichen inneren Zusammenhänge fehlen.

Der rechte Erbe. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1929. 296 S. Lw. 6,—.

Der Verfasser will den Einfluß der Industrie auf die bäuerliche Wirtschaft in der Inflationszeit zeigen. Weder die Konflikte unter den Menschen des Buches, noch die versuchte Kapitalbeteiligung der bäuerlichen Wirtschaft an der Industrie, deren Gewinne den Hof sanieren sollen, vermögen zu überzeugen. Auch einige sachliche Unrichtigkeiten mindern den Wert des Buches.

Frauen-Romane.

Käthe Jüttners Weg ins Glück. Berlin: K. Voegels Verlag 1927. 181 S. Lw. 3,—.

Diese Lebensgeschichte der Tochter eines Handwerksmeisters und ihres Schulfreundes, der sich den Beruf eines Arztes und ihre Liebe unter mancherlei Schwierigkeiten erkämpft, spielt in einer Kleinstadt an der Saale. Um den an sich gesunden Kern sind die Einzelheiten des kleinstädtischen Familienlebens zu breit und oft sentimental ausgeführt.

Frau Käthe Werner. Die Geschichte einer tapferen Frau. Stuttgart: Quell-Verlag 1928. 202 S. Lw. 5,—.

Das Leben einer Lehrersfrau auf dem Dorfe, die ihren Mann zur Entfaltung seines bescheidenen dichterischen Könnens bringt, wird unsentimental und schlicht erzählt. Für den Gegenwartsmenschen, auch für den Dorfbewohner, ist das Buch nur ein Rückblick auf ein Stück „gute alte Zeit", in der das Leben auf dem Dorfe im Vergleich zur heutigen Zeit ruhig dahinfloß. Es ist recht eigentlich ein Erinnerungsbuch.

Heimat wider Heimat. Gütersloh: Bertelsmann 1929. 306 S. Lw. 5,—.

Die Geschichte einer Ehe, in der die Frau, eine Friesin, ihren Mann, der aus Thüringen stammt, erst nach seinem Tode verstehen lernt und gerecht beurteilt. Der Sohn geht als Uhrmachergeselle auf Wanderschaft, findet seine Heimat in Thüringen und beginnt der Mutter seelisch zu entgleiten. Da bezwingt diese ihren harten Stolz, reist ihm nach und beichtet ihm ihre Schuld an der zerbrochenen Ehe, um sein Lebensglück fest zu gründen. — In diesem Buche tritt die Linie, die vom Schriftsteller Schröer zum Dichter Schröer führt, zu Tage. Über dem Ganzen, das überzeugt und den Leser miterleben läßt, vergißt man die stellenweise etwas breite Darstellung.

Die Flucht aus dem Alltag. Leipzig: Quelle & Meyer 1924. 310 S. Lw. 4,60.

Auch wer nicht weiß, daß über dem Grabmal von Schröers Frau auf dem Friedhof in Weimar steht: „Unsere letzte Flucht aus dem Alltag", spürt, daß der Verfasser hier als Dichter und Volkserzieher, als Mensch und Lehrer, als Künstler und einsam Ringender, aus eigenem Erleben schöpft und gibt. — Im Mittelpunkt des Buches steht der Dichter mit seiner Frau, der sich immer wieder den Weg zu seinem Werke hart erkämpfen muß: in der Liebe zu seiner Frau, in seinem Bemühen, in die Kultur des Bauerntums einzudringen, und ihr für die Gegenwart neue Wege zu weisen. Dabei über allem, was ihm Kleines und Kleinliches und Mutloses begegnet, die „Flucht aus dem Alltag" nicht zu vergessen, mahnt ihn immer wieder Frau Hilde, der gerade die Sorgen des täglichen Lebens das Auge für seelische Dinge klar erhalten haben. In der Einheit von Dichterischem und Menschlichem ist das Buch das reifste Werk Schröers.

Scherben am Wege. Roman. Stuttgart: Engelhorn 1927. 159 S. Lw. 1,75.
Die Kreuzung zwischen Bauernroman und Gesellschaftsroman ist nicht geglückt. Das Buch erweist sich als hart an den Durchschnitt grenzender Eheroman eines Gutsbesitzers und einer verwöhnten Frau mit den üblichen Personen und Motiven eines solchen.

Erzählungen.

Die Flucht von der Murmanbahn. Nach den Berichten eines Torgauer Husaren. Berlin: Grote 1917. 201 S. Pp. 3,50.

Kein Kriegsbuch, aber ein Soldatenbuch, ein Reiterbuch ist es. Auch in dem knappen Stil spricht sich die Freude des jungen Dorfmenschen an Straffem, Soldatischem aus. Seine Welt ist eng. Die Verbundenheit mit der Natur ist und gibt ihm Heimatgefühl. Herb nur kommen die Gefühlsäußerungen zum Durchbruch, aber hinter der Herbheit steht die Kraft, die die Flucht durch menschenverlassene Moore und Sümpfe erzwingt. Heim, zur Scholle und ins bedrohte Vaterland! Das treibt die entflohenen Kriegsgefangenen vorwärts. — Das Buch ist kein Kriegsbuch, wohl aber gehört es zur Literatur der Tagebücher und Bauern-Erzählungen, die die Dorfbücherei braucht.

Deutsche Legenden. Ein Buch der Hoffnung. Halle: Heimat-Verlag 1925. 63 S. Hlw. 3,50.

Neun Heilandsgeschichten, die sich der Verfasser aus dem Erleben der vielfältigen Not der deutschen Seele nach dem Umsturz 1918 vom Herzen geschrieben hat. Die Ehrlichkeit des Empfindens kann man ihm nicht absprechen, und die Sprache steht im Einklang mit der Form der Legende. — Das Buch wird nur vereinzelt Leser finden.

Der Hof im Ried. Leipzig: Quelle & Meyer 1923. 189 S. Lw. 4,—.

Der Versuch des Verfassers, den Charakter eines Menschen aus der Landschaft heraus zu entwickeln, ist nicht geglückt. Darüber helfen auch einige sprachlich und inhaltlich gelungene Szenen nicht hinweg. Es fehlt diesem Buch — im Verhältnis zum Leser — zwar nicht die Spannung, aber doch der innere Zwang und die Anteilnahme, die einige andere Werke Schröers auslösen.

Stille Menschen. 3 Erzählungen. Berlin: Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt 1927. 126 S. Lw. 2,—.

Drei Novellen, die die Schwerfälligkeit, Herbheit, Verschlossenheit und Unbeholfenheit bäuerlicher Menschen in ihrem Liebesleben schildern. Schlicht und gut erzählt; der Leser spürt die Tragik im Leben dieser Menschen, die mitfühlen läßt.

Wie das Herz es ihnen eingibt. Erzählungen. Hartenstein, Erzgeb.: Greifen-Verlag 1921. 114 S. Lw. 0,50.

Idealisierende, gefühlsselige Geschichten aus dem Bauerntum.

Das Stärkere und andere Erzählungen. Erfurt: Keysersche Buchhandlung 1920. 79 S. Brosch. 0,40.

Episoden aus dem bäuerlichen und dörflichen Leben ohne tieferen Inhalt. Nur Stimmungen des flüchtigen Augenblicks.

Wilhelm Henneckes Hochzeitsreise. Potsdam: Stiftungsverlag 1921. 108 S. Brosch. 1,50.

Ein Bändchen Erzählungen aus dem dörflichen Leben, wie sie von anderen und Schröer selbst schon besser geschrieben worden sind.

Von Leuten, die mir begegneten. Mühlhausen, Thür.: Urquell-Verlag 1926. 78 S. Lw. 1,—.

Eine Auswahl der charakteristischsten Kapitel aus den folgenden Werken des Verfassers: Deutsche Legenden. — Die Leute aus dem Dreisatale. — Die Flucht aus dem Alltag. — Der Schulze von Wolfenhagen. — Die Bauern von Siedel. — Der Heiland vom Binsenhofe. — Das Wirtshaus zur Kapelle. — Wilhelm Henneckes Hochzeitsreise. — Der Stärkere.

Aus des Lebens buntem Kranze. 25 kleine Erzählungen. Herborn: Oranien-Verlag 1927. 201 S. Hlw. 3,—.

Ein Novellenzyklus, dessen vier Abschnitte, wie die Gewinde eines Kranzes aneinander gereiht sind. In gedrängter Gestaltung behandeln die einzelnen Novellen menschliche Schicksale. Nach Form und Inhalt gute Unterhaltungslektüre.

Nicht besprochene Bücher.

Die nachstehend angeführten Bücher sind in die Besprechung nicht aufgenommen worden, weil sie ausschließlich der „vaterländischen" Literatur des Weltkrieges angehören:

Drei Tage gesessen. Volksstück. 1914.
Die Kriegsanleihe der Jungen von Erbesbach. 1916.
Ein Barbarenstückchen. 1916.
Ich hatt' einen Kameraden. Roman. 1916.
Stille Geschichten. 1917.
Kriegsfreiwillige und andere Erzählungen aus dem Weltkrieg.
Kinderland. Erzählungen und Skizzen aus dem Kinderleben.

G. Reinhold (Stettin).

B. Wissenschaftliche Literatur.

1. Religion, Philosophie, Erziehung.

Dewey, John: Die menschliche Natur. Ihr Wesen und ihr Verhalten. Aus dem Amerikan. übers. und eingel. von P. Sakmann. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1931. 343 S. Lw. 10,—.

Dewey gilt in Amerika nach Emerson und James als der heute repräsentative Denker, wie uns das Vorwort belehrt. Philosophie ist für ihn kein abstraktes System, sondern Moral. Moral wird ihm nicht von einem isolierten Innenbewußtsein bestimmt, sondern „bezieht sich auf die Wechselwirkung der Kräfte im Menschen und außer ihm". Diese heißen: Gewohnheit, Trieb und Intelligenz. Also nicht eine Einsicht, die Werte und Ziele einschließt, sondern eine Technik, die innerhalb der gegebenen psychologischen und soziologischen Bedingungen auf Mehrung des Sinns und Steigerung des Vernünftigen ausgeht. Nicht auf das Gute kann es ankommen, sondern auf das jeweils Bessere in der konkreten Situation; was das aber besagt, kann nur rein durch Experiment bestimmt werden. Also ein sehr nüchterner, dürftiger und flacher Pragmatismus, auf dessen Import wir gern verzichten können, zumal die Ausführungen weder originell noch geistvoll vorgetragen werden.— Es ist sicher für die amerikanische Kultur nicht uncharakteristisch, daß ein geistig so wenig schöpferischer Kopf wie dieser zugleich der fruchtbare Anreger und Vorkämpfer der Erwachsenen-Bildungs-Bewegung geworden ist. Deshalb werden große Stadtbibliotheken das Werk aus dokumentarischen Gründen vielleicht einstellen, wenn sie sich diesen Luxus erlauben wollen. K. Berger (Berlin).

Durant, Will: Die großen Denker. Mit einem Vorwort von Hans Driesch. Zürich: Orell Füßli 1930. 557 S. Brosch. 14,—; Lw. 17,—.

Diese volkstümliche Geschichte der Philosophie hat in Amerika bei ihrem Erscheinen einen schnellen und überraschend großen Erfolg gehabt, und das ist leicht verständlich, denn sie ist mit seltener Frische und Lebendigkeit ganz und gar aus dem amerikanischen Geiste heraus geschrieben, so daß man aus ihr nicht zuletzt über diesen ausgezeichnet orientiert wird. Der äußerst kenntnisreiche Verfasser geht etwa vom Standpunkte seines großen Landsmannes John Dewey an die Dinge heran, und daraus erklärt sich, daß nicht nur die Kritik, sondern auch aller Nachdruck der Darstellung bei den großen Rationalisten und Empiristen liegt, besonders soweit sie für den wohl desinfizierten Gottesbegriff dieser bürgerlichen Philosophie den ausgesparten Raum lassen, der zur Verankerung der entsprechenden gesellschaftlichen Moral notwendig ist. Mystische Strömungen und alle Spekulation, soweit sich nicht, wie bei Spencer, ihre Metaphysik vom Geiste des Empirismus speist, kommen schlecht weg; Hegel wird noch mit gewissem Respekt erwähnt, Fichte und Schelling ganz übergangen, vor allem aber alle Neuhegelianer (Croce!) mit

Spott verfolgt. Eine eigentliche Kulturkrise gibt es für diesen Amerikaner nicht, was davon in Nietzsches Person zu Tage tritt, wird — für uns reichlich oberflächlich — als Reaktion gegen den spekulativen und lebensfremden Idealismus aufgefaßt und als Wendung zum Leben und seinen Problemen begrüßt (von den psychologischen Errungenschaften Nietzsches hört man wenig). Einen tieferen Zug, der zum Nachdenken anregt, zeigt der Verfasser: sein Verständnis für die pessimistischen Philosophien, das sich seltsam mit seinem frisch zupackenden gesunden Menschenverstand mischt, von dem aus er sonst die Dinge zu meistern sucht. Erstaunlich ist es übrigens, daß ein so gebildeter Mann über die deutsche Einigung unter Bismarck nicht viel andere Vorstellungen hat, als wir sie bei jedem New Yorker Straßenkehrer voraussetzen dürfen, der die Staatsschule seines aufgeklärten Landes mit einigem Erfolge besucht hat (vgl. den Abschnitt über Nietzsche, der mit dem Geiste Bismarcks in engsten Zusammenhang gebracht wird). Diesen kleinen Schönheitsfehler entschuldigt jedoch vielleicht, daß der Verfasser seine Auffassung auch aus zahlreichen deutschen Autoren hat schöpfen können. — Die Darstellung setzt mit Plato und Aristoteles ein, vernachlässigt also gänzlich die Vorsokratiker, springt dann gleich zu Bacon über und behandelt ausführlich Spinoza, Voltaire — Rousseau wird nur gestreift —, Kant, Schopenhauer, Nietzsche, Spencer, von Zeitgenossen Bergson, Croce, Russel (Driesch ist für die deutsche Ausgabe von A. Hecht bearbeitet und eingefügt) und die Amerikaner Santayana, James und Dewey. — Trotz der offenbaren Mängel, die dieses Werk gerade für Deutschland in seinem Werte herabsetzen müssen, möchte ich das Buch seines großen Anregungswertes wegen empfehlen, der in seiner ausgezeichnet klaren und zupackenden Darstellungsweise liegt. Es würde sehr segensreich sein, wenn wir etwas Ähnliches aus dem Geiste heraus hätten, der für uns notwendig ist. Auch steht neben allen Nachteilen doch der große Vorzug, daß alle müßige Spekulation abgelehnt wird, daß Philosophie als Ausdruck des Lebens und als Dienst am Leben gesehen und gefordert wird, selbst wenn der Verfasser gelegentlich das Kind mit dem Bade ausschüttet.
W. Schuster.

Russell, Bertrand: Wissen und Wahn. Skeptische Essays. München: Drei-Masken-Verlag 1930. 318 S. 6,—; geb. 7,50.

Mit dem gesunden Menschenverstand und dem fröhlichen Humor des Engländers spricht Russell über Philosophie, Wissenschaft, Technik, Politik, Erziehung, und immer allgemeinverständlich und äußerst anregend. Hinter all seinen Aufsätzen steht ein erzieherischer Wille, der sich bekennt zur Wahrhaftigkeit und Freiheit und der z. B. für die kommende Auseinandersetzung zwischen den beiden modernen Glaubenswelten Sowjetrußland und Amerika als „Methoden, die Wildheit des Kampfes zu mindern, keine besseren kennt als die alten liberalen Schlagwörter": Freiheit der Meinung und Gelegenheit zur Ausbreitung von Meinungen. Uns Deutschen mag diese englische Anschauungsweise oft genug nur die Oberfläche der Wirklichkeit zu berühren scheinen, und die Grenzen des Liberalismus sind auch in jedem Kapitel sichtbar; aber ebenso eindrucksvoll ist doch auch die Tapferkeit und Wahrheitsgewißheit dieses Menschen, der mit vollem Bewußtsein unserer konfessionsfanatischen Gegenwart ins Auge sieht und die einzige Lösung der Schwierigkeiten von einer „wissenschaftlichen Gesinnung" aller Menschen erhofft. Und wie weit der Liberalismus nicht nur historisch wahre, sondern auch allgemeingültige Einsichten gebracht hat, ist an dem Aufsatz „Freiheit gegenüber erzieherischer Autorität" zu sehen, in dem Russell gegenüber Kirche, Staat, Familie und Lehrer als den Hauptfaktor des Erziehungsvorgangs das Recht des Kindes verteidigt: „Nur der ist zum Erziehen berufen, der jeden einzelnen Zögling als Selbstzweck empfindet mit eigenen Rechten und eigener Persönlichkeit und nicht bloß als Einzelstück in einem Zusammensetzspiel, oder als Gemeinen in einem Regiment, oder als Staatsbürger. Die Ehrfurcht vor der menschlichen Persönlichkeit ist der Beginn der Weisheit in jeglicher sozialen Frage, vor allem aber in der Erziehung." Russell beruft sich dort wiederholt auf den englischen Landerziehungsheimleiter Sanderson, der H. G. Wells zu seiner bedeutenden „Geschichte eines großen Schulmeisters" (Berlin: Zsolnay 1928) begeisterte, die jedem Erzieher viel zu sagen hat und auch jedenfalls in keiner städtischen Bücherei fehlen sollte.
R. Joerden (Hamburg-Altona).

Watson, John B.: Der Behaviorismus. Aus dem Amerikan. übers. von Emmy Giese-Lang. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1930. 398 S. Lw. 11,—.

Der Behaviorismus ist eine vornehmlich in Amerika herrschende Richtung der psychologischen Forschung. Die behavioristische Psychologie sieht die zentrale Aufgabe der psychologischen Arbeit in der Beobachtung und experimentellen Erforschung der Verhaltensweisen des Menschen. Ihr Ziel ist es: „Reaktionen auf gegebene Reize voraussagen zu können — oder, bei Wahrnehmung einer Reaktion feststellen zu können, welcher Reiz diese Reaktion ausgelöst hat". — John B. Watson, einer der hervorragendsten Vertreter dieser Psychologie, hat eine Einführung in ihre Probleme und Ergebnisse geschrieben, die mit einer Einleitung von Fritz Giese in deutscher Übersetzung erschienen ist. Watsons Buch ist das Werk einer typisch aufklärerisch naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise mit allen Vorzügen und Schwächen einer solchen. (Der Mensch ist „eine organisch verbundene gebrauchsfertige Maschine".) Im Theoretisch-Kritischen erscheinen mir Watsons Ausführungen oft wenig fruchtbar und oft oberflächlich. Wo sie rein Tatsächliches bringen, von angewandten Methoden und durchgeführten Experimenten berichten, sind sie dagegen äußerst interessant. Besonders wertvoll sind die am meisten ausgebauten Versuche zur Psychologie des kleinen Kindes. — Wegen der Einseitigkeit seines Standpunktes ist das Buch zur Einführung in psychologische Probleme nicht geeignet. Für den geschulten Leser aber, insbesondere für den, der allgemein methodisch oder speziell kinderpsychologisch interessiert ist, wird die Lektüre nützlich sein. — Für größere Büchereien. H. Margolius (Berlin).

Watson, John B.: Psychische Erziehung im frühen Kindesalter. Mit Vorw. von O. Kroh und mit 16 Kinderbildern. Leipzig: Meiner o. J. XX, 170 S. 3,60; Lw. 4,50.

Watson beobachtet in dieser praktischen Anwendung seiner oben gekennzeichneten Psychologie beim neugeborenen Kinde fast gar keine Instinkte, ausgebildete Anlagen und Eigenschaften und folgert daraus, daß besonders bis zum Ende des zweiten Lebensjahres „alle Verantwortung für Glück oder Unglück des werdenden Menschen die Erziehung zu tragen hat", wie es Kroh in seinem Vorwort zur deutschen Ausgabe ausführt. Darum schreibt Watson ein Buch besonders für Mütter über die psychologische Behandlung des Kleinkindes, durch die nach seiner Meinung so unendlich viel am Kinde gesündigt wird. Er beschreibt und rechtfertigt zunächst seine Art, Beobachtungen zu machen, spricht dann von kindlichen Angstzuständen, ihrer Entstehung und Beherrschung, von Wutausbrüchen und ihrer Verhinderung und von den Gefahren übergroßer mütterlicher Liebe. Schließlich gibt er einen kurzen Abriß der Pflege des Kindes bei Tag und Nacht und schließt ab mit einem Abschnitt über die geschlechtliche Aufklärung des Kindes, mit der er im allerfrühesten Alter beginnt. — Kroh hat recht, wenn er von Watson sagt: „Er scheut nicht extreme Folgerungen und scharfe Antithesen. Manches harte, für deutsche Verhältnisse vielleicht zu sehr verallgemeinerte Urteil über Eltern, Pflegerinnen, Pädagogen und Ärzte hat zweifellos seinen Ursprung in dem Willen, das Gewissen aller derer zu schärfen, die für die weitere Entwicklung des jungen Menschen verantwortlich sind". Dennoch ist mit ihm zu sagen: „Es ist zu wünschen, daß der lebendige Ausdruck der schweren Verantwortung, die den Betreuern frühkindlichen Lebens auferlegt ist, in zahlreichen deutschen Mütterherzen dauernde Resonanz finde". Dorothee Beer (Frankfurt a. M.).

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Mehring, Franz: Zur preußischen Geschichte. Eingel. von C. Pollnau. Berlin: Soziologische Verlagsanstalt 1930. 2 Bde. 403, 416 S. Brosch. je 6,50; Lw. je 8,50. (=Gesammelte Schriften und Aufsätze Bd 3, 4.)

In der großen Gesamtausgabe von Mehrings Schriften sind jetzt auch die Studien zur preußischen Geschichte erschienen. Alle aus irgend einem aktuellen An-

laß entstanden, Jahrzehnte hindurch in Zeitschriften und Zeitungen oder auch als Broschüren sehr zerstreut erschienen, geben sie, aus ihrer Vereinzelung gehoben und sehr geschickt zusammengestellt, fast eine Gesamtgeschichte des preußischen Staates, die erste und, so viel ich sehe, einzige vom marxistischen Standpunkte aus. Ein ungemein anregendes Buch in der Opposition gegen die herkömmliche Ansicht und viele allzu kritiklos übernommene Dogmen, Zeugnis eines überlegenen, kritischen und ehrlichen Kopfes. Aber einseitig natürlich und keineswegs die preußische Geschichte. Wer die Zeit fände, neben diesem Werk Rankes soeben gleichfalls neu herausgekommenen „Zwölf Bücher preußischer Geschichte" zu lesen, würde vielleicht aus dem Gegensatz beider Werke heraus das wahre Bild des Geschehens gewinnen können. G. Franz (Marburg).

Kleinberg, Alfred: Die europäische Kultur der Neuzeit. Umrißlinien einer Sozial- und Geistesgeschichte. Mit 16 Taf. Leipzig: Teubner 1931. 233 S. Geh. 5,80; geb. 7,20.

Der groß angelegte und durchgeführte Versuch, auf so sparsam bemessenem Raume die Umrißlinien einer Geschichte der europäischen Kultur von etwa 1250 bis zur Gegenwart zu geben, kann hier nicht so ins Einzelne hinein gewürdigt werden, wie er es verdiente. Es kam dem Verfasser darauf an, die unauffälligen, stetig wirkenden Gemeinschaftsbildungen der Wirtschaft und der gesellschaftlichen Ordnung und ihren ebenso kollektivistisch bestimmten Überbau: religiöse und politische Ideologien, künstlerisches Wollen, weltanschauliches und wissenschaftliches Denken in ihrer wechselseitigen Durchdringung lebensvoll aus der Sicht des historischen Materialismus darzustellen. Und es ist ihm gelungen, einen staunenswerten Reichtum von Kenntnissen übersichtlich zu ordnen und zu einem bewegten Bilde von streckenweise fast dramatischer Eindruckskraft zu gestalten. Sein bescheidener Anspruch, nur vom Ganzen dieses Bildes aus gewertet werden zu wollen, und die Ablehnung des Ehrgeizes, in Einzelheiten neue Forschungsergebnisse zu bieten, versteht sich aus dem Mangel an Vorarbeiten. Gerade deshalb aber erfreut die Feststellung, daß es ihm doch in manchen Fällen gelungen ist, vornehmlich aber in der Entwicklung seit 1875, uns viele Zusammenhänge zwischen den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Vorgängen und dem ideologischen „Überbau" neu und tiefer sehen zu lehren. Einzelheiten, wie der Wunsch nach einer schärferen Betonung und Zusammenfassung der so bezeichnenden pessimistischen Strömungen im 19. Jahrhundert und nach einer klareren Herausarbeitung der doch nicht allein wirtschaftlich zu erklärenden nationalen wie mancher religiösen Triebkräfte, können hier nicht erörtert werden. Zum Teil hängen diese Dinge zusammen mit einer Kritik an der noch nicht hinreichend ausgebauten oder vervollständigten Methode des historischen Materialismus, von der eine nähere Auseinandersetzung auszugehen haben würde. Die Dialektik des Entwicklungsprozesses in Diastole und Systole (um mit dem Goetheschen Ausdruck kurz den rhythmischen Wechsel vorwärtsstrebender und konsolidierender Epochen zu bezeichnen) kann in ihrer Zwangsläufigkeit nur dann die notwendige Wertung erfahren, wenn eine klar und entschieden zum Ausdruck gebrachte Idee vom Wesen des Menschen dafür den Maßstab abgibt. Obwohl nun eine solche besonders in den letzten Kapiteln auch spürbar durchscheint, ist sie doch nicht deutlich genug herausgearbeitet, um besonders in den konsolidierenden Epochen mit ihren reaktionären Begleiterscheinungen dem Urteil in allen Fällen die genügende Festigkeit zu geben, so sorgsam die ökonomisch-gesellschaftlichen Voraussetzungen des Um- und Rückschwunges jeweils mit hoher Objektivität aufgezeigt werden. — Der Fortschritt zu einer tieferen Durchleuchtung der kulturellen Entwicklung soll hierdurch nicht verkleinert werden, und im Ganzen wüßte ich kaum ein zweites Werk zu nennen, das so geeignet wäre, Einführung und Überschau des Werde- und Schicksalsganges unserer Kultur zu vermitteln und zugleich einer schwer kämpfenden Gegenwart Ziel und Zuversicht aus einem hohen Menschheitsideal zu geben. Die vorbildliche Schlichtheit und Durchsichtigkeit der Darstellung macht das Buch für Volksbüchereien besonders geeignet und auch schon reiferen jungen Menschen zugänglich. Ein sehr lehrreicher statistischer Anhang, eine sorgfältige Literaturzusammenstellung von weiterführenden Werken und ein trefflich gearbeitetes Register erhöhen den Wert des schönen Buches. W. Schuster.

Zoepfl, Friedrich: Deutsche Kulturgeschichte. Freiburg: Herder 1928/30. 2 Bde. 580, 709 S. Lw. 23,—, 28,—.

Steinhausen, Georg: Geschichte der deutschen Kultur. 3. Aufl. Leipzig: Bibliographisches Institut 1929. 686 S. Lw. 26,—.

—: Deutsche Geistes- und Kulturgeschichte von 1870 bis zur Gegenwart. Halle: Niemeyer 1931. 512 S. Geh. 12,—; Lw. 14,—.

Die beiden Kulturgeschichten von Zoepfl und Steinhausen, die fast gleichzeitig erschienen und beide von Bibliothekaren verfaßt sind, ähneln sich nicht nur in der äußeren bei beiden vortrefflichen Ausstattung, sondern vor allem auch in der Grundhaltung. Sie beide sind Nachfahren der staatlosen Kulturgeschichte des vorigen Jahrhunderts und fassen daher den Begriff Kulturgeschichte noch allzu eng. In den Tagen von Freytag und Riehl hatte sich die Kulturgeschichtsschreibung ihren Platz im Gegensatz zur politischen Geschichte erstreiten müssen und darüber vergessen, daß alles, was man unter dem Namen Kultur zusammenzufassen pflegt (Kunst, Literatur, Wirtschaft, Sitte usw.) zugleich auch staatsbedingt ist und damit eine Kulturgeschichte losgelöst vom staatlichen Geschehen eines wesentlichen Rückhalts entbehrt. Von dieser Grundeinwendung abgesehen, wird man bei beiden Werken der Fülle des wohlverarbeiteten Wissens voller Achtung gegenüberstehen und sich freuen, daß wir jetzt zwei Werke besitzen, die sich in vielem so trefflich ergänzen. Zoepfl ist antiquarischer, anekdotischer als Steinhausen und berichtet vielfach in behaglicher Breite über das Leben vergangener Epochen, unterstützt von einer Fülle gutgewählter und wenig bekannter Bilder. Steinhausen, dessen Werk die erzwungene Kürzung in manchem zustatten gekommen ist, arbeitet die großen Linien schärfer heraus, setzt aber auch bei dem Leser mehr voraus. Am besten gelungen bei Zoepfl erscheinen mir durchaus die mittelalterlichen Abschnitte. Zur modernen Kultur besitzt er kein näheres Verhältnis und der Schlußabschnitt über die Kultur der Gegenwart hätte besser unterdrückt werden sollen. Aber auch die ungemein breite Darstellung, die Steinhausen in einem besonderen Werk der deutschen Kulturgeschichte der letzten zwei Menschenalter gewidmet hat, vermag nicht zu befriedigen. Zwar wird hier viel Material erstmalig ausgebreitet, so daß das Buch später sicher teilweise Quellencharakter gewinnen wird; doch die allzu vernehmlich vorgetragenen Reflexionen des Verfassers stören überall den Blick und verlangen einen geduldigen Leser. Eine objektive Gesamtdeutung der Zeit ist das Buch keineswegs. Wer sich jedoch durch das Ungestaltete des Buches nicht allzusehr hemmen läßt, wird manches zum Verständnis der gegenwärtigen Kulturkrisis dem Bande entnehmen können. Während eine der beiden großen Kulturgeschichten möglichst auch von kleineren Büchereien anzuschaffen ist, kommt dieser Band nur für größere Büchereien in Betracht (vgl. oben S. 127 Kleinberg).

G. Franz (Marburg).

Clemenceau spricht. Unterhaltungen mit seinem Sekretär Jean Martet. Übertr. von Franz Hessel und Paul Mayer. Berlin: Rowohlt 1930. 457 S. Lw. 12,—.

Jean Martet war während der letzten Ministerpräsidentenschaft Clemenceaus (1917—20) sein Sekretär und war bis zu seinem Tode einer seiner nächsten Freunde. Er hat auf Grund vielfacher Dokumente seine Gespräche mit Clemenceau von 1927 ab aufgezeichnet und in drei Bänden herausgegeben, von denen die beiden ersten in der deutschen Ausgabe zu einem Band zusammengefaßt vorliegen. Diese Unterhaltungen, die von Martet mit großem schriftstellerischen Können wiedergegeben werden, sind einer der wertvollsten Beiträge zur politischen Geschichte unserer Zeit. Wir haben keinen Anlaß, wie Martet es tut, Clemenceau ein heroisches Denkmal zu errichten; seine Verständnislosigkeit und Feindschaft gegen Deutschland lebt über den Friedensvertrag hinaus auch in den Gesprächen fort. Aber nach ihrer Lektüre versteht man, wie Clemenceau das schwer geschwächte Frankreich 1917 zusammenraffen konnte, wie sein Siegeswille, sein Vaterlandsfanatismus eine Zeitlang einer ganzen Nation zu eigen wurden. Denn aus diesen Gesprächen entfaltet sich Clemenceaus Persönlichkeit in all der Gewalt ihres mächtigen Willens, in der unbedingten Hingabe an eine Idee. Er ist der Typus des politischen Menschen, wie

ihn Bismarck verkörpert. Er ist ein Feind Deutschlands, aber er ist auch oft in Feindschaft mit Frankreichs Verbündeten. Er ist ein Feind vieler seiner Landsleute, vor allem Poincarés und des Marschalls Foch. Clemenceau, der Tiger, rettet sein Vaterland und wird von ihm vergessen. Er ist einsam, verbittert und er kann nicht erkennen, daß die Völker nach dem Weltkriege ein anderes Führertum brauchen als das seine. Diese Gespräche zeigen bei allen ihren Widersprüchen, die in Clemenceaus Temperament begründet sind, doch seine innere Geschlossenheit. Clemenceau ist ein Abkömmling der großen Revolution, ein echter citoyen, der gegen den weißen Terror der Kommune kämpft, der für das Recht von Dreyfuß streitet, der sich über Ludwig XIV. lustig macht, ein Bürger ohne Verständnis für sozialistische Strömungen, aber kein Spießbürger, ein Liebhaber der Antike (er hat ein Buch über Demosthenes geschrieben, er ist vertraut mit der Kunst Griechenlands), er ist ein Freund des Malers Monet und er liebt zugleich Friedrich den Großen. Er ist ein Mensch von kaltem Witz, aber auch von philosophischer Lebensschau. Kein Vorbild, aber ein Menschenbild. — Größere Büchereien sollten das Buch als wertvolle politische Biographie anschaffen. C. Wormann (Berlin).

Clemenceau: Der Tiger. Weitere Unterhaltungen Clemenceaus mit seinem Sekretär Jean Martet. Berlin: Rowohlt 1930. 234 S. Brosch. 3,80; Lw. 6,—.

Nunmehr liegt auch der dritte Band der Gespräche Clemenceaus in deutscher Übertragung vor. Diese neuen Unterhaltungen (August 1928 bis Juli 1929) sind beherrscht von der Arbeit Clemenceaus an seinem großen Rechenschaftsbuch „Größe und Tragik eines Sieges". Der Achtundachtzigjährige greift an und verteidigt. Auch diese Gespräche geben wertvolle Aufschlüsse zur Geschichte des Weltkrieges und der Friedensverhandlungen, beleuchten Menschen und Kräfte oft blitzartig. Für das geistige, politische Bild Clemenceaus jedoch sind sie nur Wiederholungen der früheren Unterhaltungen, denen sie aber an menschlicher Ursprünglichkeit, an Weite und Eigenart nachstehen. Es ist, als ob der Greis alle Kraft, die er noch dem nahen Tod abringt, für sein Buch über den Krieg verbrauche. — Die Anschaffung dieses neuen Bandes der Unterhaltungen ist als Ergänzung zu „Clemenceau spricht" nicht erforderlich, wenn auch für große Büchereien wünschenswert.

C. Wormann (Berlin).

Löhndorff, Ernst F.: Afrika weint. Tagebuch eines Legionärs. Leipzig: Grethlein 1930. Mit photogr. Ill. 359 S. Kart. 4,—; Lw. 6,50.

Klose, Fritz: Marschier oder krepier! Leiden und Laster der Legion. Ill. Berlin: Verlag „Tradition" 1930. 322 S. Lw. 4,50.

Wie Rosen war auch Löhndorff schon durch die harte Schule eines wechselreichen Lebens gegangen, als er (wohl 1923) in die französische Fremdenlegion eintrat. Sein Bericht setzt sich mosaikartig aus vielen Einzelszenen zusammen und ist umfassender als Rosens Darstellung infolge eines reicheren und zugleich tieferen Erlebens. Der Verfasser hat während seiner Legionszeit nicht nur den gewiß schon anstrengenden Garnisondienst mit seinen Gewaltmärschen, Arbeiten und Schikanen vertierter Vorgesetzter durchgemacht, sondern auch auf Streifzügen an erbitterten Kämpfen mit den Tuaregs und Marokkanern teilgenommen und im sonnendurchgluteten Saharafort, dessen Besatzung vom Cafard, dem Tropenkoller, gepackt war, den Legionslastern (Vergessen im Alkohol und in sexuellen Verirrungen) verzweifelten Widerstand leisten müssen. Um wieder frei zu werden, hat er vier hartgebüßte Fluchtversuche unternommen, bis ihm endlich der fünfte gelang. Dennoch blieb sein Blick ungetrübt, wie feinsinnige Beobachtungen der afrikanischen Landschaft mit ihrem fremdartigen Volksleben beweisen. Seelisch ungebrochen schrieb Löhndorff seine Erinnerungen nicht als Hetzrede gegen Frankreich, sondern um das Gewissen der satten Menschheit wachzurufen. Denn die Herzensträgheit vor allem treibe der Legion ihre Opfer zu, deren Not Frankreich schamlos ausbeute. — Alle Volksbüchereien werden dies ehrliche Bekenntnisbuch, das frei von falscher Abenteurerromantik in seiner Eindringlichkeit und unmittelbaren Bildkraft den Leser zu menschlicher Anteilnahme zwingt, gern einstellen und es auch reiferen Jugendlichen als ernste Warnung vor unüberlegten Abenteuern in die Hand geben.

Klose ist etwa gleichzeitig mit Löhndorff in der Legion gewesen (1922—27),

hat in der Garnison Bürodienste getan, darauf an Feldzügen in Marokko und im Rif teilgenommen und verwundet lange im Lazarett gelegen. Sein Buch schildert in breiter Ausführlichkeit nur die ersten 1½ Dienstjahre, also nicht mehr die Kämpfe gegen Abd-el-Krim. Da es den Verfasser, der gewiß ein ganzer Kerl ist und nicht ohne Verdienste auch um seine Kameraden, stets in pharisäerhafter Selbstgerechtigkeit zeigt, eignet es sich nicht für unsere Arbeit. — Empfohlen seien von den umfangreicheren Nachkriegserscheinungen, soweit sie mir zugänglich waren, die sympathisch-schlichte Schilderung des Schweizers Paul Strupler: Fünf Jahre Fremdenlegion (Frauenfeld: Huber 1928. 240 S. 3,20) und für größere Büchereien trotz mancher Mängel das Nachschlagebuch über Frankreichs Fremdenlegion von Wilhelm v. Trotha (Wittenberg: Ziemsen 1929. 265 S. Lw. 5,50). Abzulehnen, meist auch schon in der Ausstattung unzulänglich, sind die Schriften von Gellert, Gheri, Kull, A. E. Strauß, Vagt und der von Wencker zusammengestellte Band Legionärserlebnisse. E. Lüpke (Berlin).

Mussolini, Benito: Mein Kriegstagebuch. Mit 8 Abb. Hrsg. und übers. von Cäsar Conte Corti. Wien: Amalthea 1930. 223 S. Lw. 6,50.

Einundeinhalbes Jahr lang hat der damalige Chefredakteur des „Popolo d'Italia" im Hochgebirge, im Karst und am Isonzo als einfacher Bersaglieri an der italienischen Front gegen Österreich gestanden, bis er Anfang 1917 verwundet ins Hinterland zurückging, um fortan vom Redaktionssessel aus den Widerstandswillen des Heeres und des Volkes bis zum endgültigen Zusammenbruch der Mittelmächte zu stärken. Diese Frontzeit umspannt das vorliegende Kriegstagebuch, an das man, durch den Namen Mussolini verführt, mit einer gewissen Spannung herangeht. Diese Spannung wird enttäuscht; in primitivster Weise, teilweise fast unitalienisch nüchtern, sind da tageweise Belanglosigkeiten niedergeschrieben, und man fragt sich vergeblich nach Sinn und Zweck dieser Aufzeichnungen. Der propagandistische Wert des Tagebuches, sinnvoll für das heutige Italien, besteht für uns nicht; so wird das Werk in seiner Gesamtheit grenzenlos gleichgültig für den deutschen Leser, der vielleicht bei einigen Stellen aufhorchen mag, wo er Vorahnungen künftigen politischen Geschehens zu vernehmen meint oder wo ein fanatisches Bekenntnis zur Nation aus dem Schlamm der Gemeinplätze hervorbricht. — Die Einstellung ist nicht notwendig. B. Schliep (Stettin).

Saager, Adolf: Mussolini ohne Mythus. Vom Rebellen zum Despoten. Wien: Heß 1931. 275 S. Lw. 8,—.

Der sozialistische Verfasser zeichnet ein Porträt Mussolinis als eines „mit Rankünе geladenen entgleisten Intellektuellen". Der hier geschilderte Werdegang Mussolinis vom Sohne eines sozialistischen Schmiedes zum Volksschullehrer und heimatlosen Vagabunden, der in der Schweiz zum ersten Male mit sozialistischen Emigranten und so mit einem ernsthaften Sozialismus in Berührung kommt, vom Mitglied der Sozialdemokratischen Partei und Redakteur des „Avanti" zum Besitzer einer mit französischem Geld gegründeten nationalistischen Zeitung, vom ultrarevolutionären, antikapitalistischen und antiklerikalen Hetzer der Nachkriegszeit zum Führer der faszistischen Bewegung und allmächtigen Ministerpräsidenten steht in schroffem Widerspruch zu dem, was man bei uns, auch in nichtfaszistischen Kreisen, von dem „Erneuerer Italiens" weiß. Ob der Verfasser dabei einen Mythos durch einen andern ersetzt, ist hier nicht der Ort zu entscheiden. Anzuerkennen bleibt, daß er sich bemüht, alle seine Behauptungen durch Mussolinis eigene, sich oft in schroffster Weise widersprechenden Worte zu belegen. Dabei kommt er zu dem Schluß: „Solange eine soziale Revolution möglich scheint, ist Mussolini ultrarevolutionär. Da die Gewalttaten des Faszismus veraltet und sinnlos erscheinen, ist er für den Frieden. Kaum ist die Niederlage des Sozialismus besiegelt, verwandelt er sich in einen Reaktionär. In Wirklichkeit hat er nie einen Glauben, nie eine Überzeugung, nie eine Richtung gehabt, als sich selbst." Anzuerkennen ist auch, daß das hier entworfene Bild Mussolinis geeignet ist, eine ganze Reihe seiner politischen Handlungen — so z. B. den Mord an Matteotti — verständlich zu machen. Damit hat der Verfasser zweifellos ein wichtiges Ziel der historisch-politischen Biographie erreicht. — Für größere Büchereien.

G. Maiwald (Breslau).

Zweig, Stefan: Joseph Fouché. Bildnis eines politischen Menschen. Leipzig: Insel 1929. 332 S. Geb. 8,50.

Joseph Fouché, von dem Napoleon einmal sagt, er habe außer ihm keinen „wirklichen, vollendeten Verräter gekannt“, ist zehn Jahre lang, bis 1790, Schulaufseher und Präfekt bei den Oratorianern. Drei Jahre später reitet er als Abgesandter des Konvents durch Moulin und zerschlägt mit einem Hammer Kreuze und Heiligenbilder. Eine Rede gegen die Hinrichtung Ludwig XVI. in der Tasche, stimmt er für sie. 1793 erläßt er fanatische Dekrete gegen das Eigentum, fünf Jahre später ist er zwanzigfacher Millionär. „Dank seiner raffinierten Zurückhaltung und dank seinem verwegenen Mut zur restlosen Charakterlosigkeit, zur unentwegten Überzeugungslosigkeit“ überdauert er Robespierre und Napoleon, die er beide bekämpft. Immer steht er im Dunkeln. Nie ist er sichtbarer Träger der Macht. Aber er versteht es, „sich gänzlich zu halten, alle Fäden zu ziehen, nie als verantwortlich zu gelten“. Er „kennt nur eine Partei, der er treu war und treu bleibt bis ans Ende: die stärkere, die Majorität“. Der kleine, schwächliche, unbeschreiblich häßliche Kaufmannssohn, der Erfinder und Leiter des genialsten Spionagesystems, durch das er die Geheimnisse ganz Frankreichs kennt, wird Herzog von Otranto, und er macht damit eine jener märchenhaften Karrieren, wie sie damals nicht selten waren. 1820 aber stirbt er, der Macht beraubt, in der Verbannung, einsam, verachtet, nicht ohne um die letzte Ölung gebeten zu haben. — In der Geschichte dieser Mißgestalt nun sieht Zweig „einen Beitrag zu einer noch ausständigen und sehr notwendigen Biologie des Diplomaten, dieser noch nicht ganz erforschten, allergefährlichsten Rasse unserer Lebenswelt“, er sieht in ihr einen Beitrag zur Typologie „des politischen Menschen“. Das ist falsch; denn Fouché lebt aus keiner „polis“ heraus. Er hat mit dem Volk, dessen Minister er ist, nichts gemein. Mensch und Sache gelten ihm nichts. Nur darauf kommt es ihm an, „überall die Hand im Brei zu haben“ und seinen Vorteil zu wahren. Erst wenn die großen Politiker, wenn Robespierre, wenn Napoleon Fehler machen, dann taucht er plötzlich auf als Erbe und — Henker. — Dieser grundsätzlichen Verzerrung der Gestalt Fouchés entsprechen zahlreiche inhaltliche und stilistische Fehler, von denen aus Raumgründen hier nur die unbedenkliche Behauptung genannt werden kann: Fouché sei der erste klare Sozialist und Kommunist, weil er irgend einmal **auch** sagt: „Der Republikaner braucht nichts als Eisen, Brot und vierzig Ecus Rente“. — Der vielgewandte Zergliederer Zweig schreibt aus „rein seelenwissenschaftlicher Freude“. Weil er sich aber im Grunde nie für die **ganze** Seele, geschweige denn für den ganzen Menschen, sondern vielmehr nur für den (krankhaften) psychologischen Grenzfall interessiert, dringt er nie bis zum menschlichen Zentrum seiner Figuren vor. Er erzählt mit streng überwachter Erregung des Gefühls, vergißt dabei aber nicht, auch einige pikante Brocken einzustreuen. Er **erregt** zuweilen, aber er **bewegt** nicht und seine Sprache bleibt bei aller Buntheit farblos. Es ist bedauerlich, daß der gewandte Techniker Zweig immer wieder im bloß Literarischen stecken bleibt. G. A. **Narciß** (Breslau).

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Balabanoff, Angelika: Wesen und Werdegang des italienischen Fascismus. Wien: Heß 1931. 286 S. Lw. 8,—.

Die russische Revolutionärin Balabanoff ist mit Mussolini zum ersten Male in der Schweiz zusammengetroffen, wo sie ihm die Grundbegriffe des Marxismus beibrachte, und hat nachher lange mit ihm in der Redaktion des „Avanti“ gearbeitet. Sie versucht hier aufzuzeigen, wie es möglich war, in einem so revolutionären und antiklerikalen Lande wie Italien (1920 waren dort die Verwaltungen von 27% aller Gemeinden und von 26 von 69 Provinzen mit Sozialisten besetzt) die Herrschaft des Faszismus zu verwirklichen. Das wichtigste politische Mittel der Faszisten sieht sie in ihrer unmenschlichen Brutalität, mit der sie schon vor der Machtergreifung unter dem Schutze der Behörden gegen Andersdenkende vorgingen. Eine Liste der faszistischen „Strafexekutionen“ spricht eine beredte Sprache. Die Praxis der heutigen faszistischen „Gewerkschaften“, die Handhabung des Wahlrechts, die offiziellen „Listen der Übelbeleumdeten“ sind nur eine Fortsetzung der Gewalt-

politik mit andern Mitteln. Wie weit man allerdings das Aufkommen des Faszismus darauf zurückführen kann, daß die Sozialdemokratische Partei Italiens im wichtigsten Augenblick versagte, weil sie sich nicht entschließen konnte, sich an die Spitze der starken revolutionären Bewegung zu stellen, diese wichtige Frage läßt die Verfasserin unerörtert. Abgesehen davon bemüht sie sich hier um eine umfassende Geschichte der italienischen Politik von der Stellungnahme der italienischen Sozialdemokraten im Kriege über den von langer Hand vorbereiteten Verrat Mussolinis an der S.P.J. und seinen „Marsch auf Rom" bis zum Lateranvertrag. Dabei wird immer wieder hingewiesen auf den Unterschied zwischen „den Wundertaten, die man dem Faszismus zuschreibt und der tatsächlich geschaffenen Situation". Leider identifiziert die Verfasserin den Faszismus zu stark mit der Person Mussolinis und versäumt dadurch, dem Leser den dringend erwünschten Einblick in Wesensart und Ideologie seiner Anhängerschaft zu geben. Den Abschluß des sehr instruktiven Buches bildet eine interessante Gegenüberstellung der Programme der Fasci von 1919 und 1927 sowie der Text des Konkordats von 1929. — Als wichtiger Beitrag zur neueren italienischen Geschichte kommt das Buch schon für mittlere Büchereien in Betracht. G. Maiwald (Breslau).

Hodann, Max: Sowjet Union, gestern, heute, morgen. Berlin: Universitas 1931. 264 S. Lw. 8,80.

Dieses Buch, das mit großer Sympathie für das bolschewistische System, aber zugleich mit dem Willen zu objektiver Beobachtung und ehrlicher Berichterstattung geschrieben ist, gibt von den Zuständen in Rußland ein erschütterndes Bild. Man hat die im vorigen Jahr erschienenen Rußlandbücher Panait Istratis, eine leidenschaftliche Anklage gegen den Bolschewismus, vielfach als einseitig und befangen ablehnen zu müssen geglaubt (so auch in der Bücherei und Bildungspflege 1930, S. 442), obwohl sie keineswegs aus einer von vornherein feindlichen Einstellung gegen das russische System, sondern im Gegenteil aus glühender Begeisterung für die Idee der proletarischen Revolution in dieser bolschewistischen Form entstanden sind, die sich dann später gegenüber der bolschewistischen Wirklichkeit in tiefe Enttäuschung und Verzweiflung verkehrte. Die Darstellung Istratis, dessen Tatsachenangaben alle auf eigener Anschauung oder auf bolschewistischem Material beruhen, verdient also keineswegs die zweifelnde Beurteilung und sehr bedingte Empfehlung dieser Zeitschrift, sie sollte vielmehr in allen Büchereien, die überhaupt über das moderne Rußland Literatur einstellen, vorhanden sein. Hodann, der im Gegensatz zu Istrati bemüht ist, das System auch in seinem jetzigen Zustand zu verteidigen, bestätigt auf Grund seiner eigenen Beobachtungen sachlich vollkommen den Eindruck, den man aus Istratis Büchern gewinnt. Er bestätigt die trostlose Lage der Arbeiterschaft, das Wohnungselend, den Mangel an Lebensmitteln, er bestätigt den Leerlauf des bureaukratischen Apparats der Sowjetunion, in der die Sowjets längst nichts mehr zu sagen haben, er bestätigt den furchtbaren Druck, den die G.P.U. ausübt, die Luft „ständiger Spionage", die über dem Land liegt. Er rühmt zwar die Maßnahmen sozialer Fürsorge für Arbeiterschutz, Gesundheitswesen, Volksbildung und gibt doch immer gleichzeitig zu, daß sie ganz unzureichend oder gar nicht ausgeführt werden. Er bestätigt aus eigener Beobachtung das entsetzliche Kinderelend, über das Wladimir Sensinow in seinem Buch „Die Tragödie der verwahrlosten Kinder Rußlands" (Zürich: Orell Füßli 1930) reiches Material zusammengetragen hat, Zustände, denen gegenüber die Regierung machtlos ist. Er bestätigt die katastrophalen Mißerfolge bei der Zwangskollektivierung der Landwirtschaft. Die „Bauernfrage", das heißt doch die für das russische Wirtschaftsleben zentrale Frage, wird zwar nur in einem kurzen Kapitel behandelt, aber der Verfasser erkennt ganz deutlich, in welchem Mißverhältnis die Vertretung der bäuerlichen Interessen in der Partei und in der Regierung zu dem Übergewicht der Bauern in der Bevölkerung und der Wirtschaft steht. Überhaupt geht aus allen Angaben über die Wirtschaftspolitik ganz klar hervor, wie gewaltsam, wie theoretisch konstruiert, wie ganz am falschen Ende angefangen, wie ohne alle Grundlagen und Voraussetzungen dieser „sozialistische Aufbau" ist. Die Ideologie des Bolschewismus wird als ein sehr banaler, fälschlich als „Marxismus" bezeichneter Materialismus und Rationalismus geschildert, der die „religiösen Vorurteile" der Kirchen bekämpft, dann aber widerspruchsvoll und geistig

unehrlich die religiösen Gemütskräfte der Massen wieder für seine eigenen politischen Zwecke entfesselt. Die Bemühungen, eine neue proletarische Kultur zu schaffen, haben noch keine sichtbaren Erfolge, sondern großenteils nur innere Unsicherheit herbeigeführt. Worauf aber gründet sich nun der Glaube des Verfassers, daß der „Aufbau" trotzdem fortschreiten wird, daß trotzdem Rußland das Land ist, von dem die Erneuerung der Welt, die Befreiung der Unterdrückten ausgehen wird? Denn dieser Glaube ist da und bestimmt alle Urteile über die bolschewistische Politik, die sehr milde und zaghafte Kritik an den terroristischen Akten der Regierung, die „psychologischen" Erklärungen der bureaukratischen Mißwirtschaft, die Lobreden auf die sozialpolitischen Absichten, in denen Rußland allen andern Ländern überlegen ist. Die Voraussagen freilich auf die beträchtliche Besserung, auf die Erfüllung der politischen und wirtschaftlichen Pläne sind meist sehr unsicher und gewunden. Der gegen die eigenen Zweifel immer wieder verteidigte Glaube an den Bolschewismus gründet sich auf den guten Willen der kommunistischen Führer, besonders auf die bei der kommunistischen Jugend beobachtete Begeisterung, auf den „revolutionären Schwung", auf die Ansätze des „neuen Lebens", das man überall „spürt". Die Union ist ein revolutionärer Staat, „weil sie ihren Anhängern im In- und Ausland als Vorstufe zu einer neuen Gestaltung der menschlichen Gesellschaft überhaupt gilt". Ob sie ihre Mission erfüllen wird, daran könnte ein nüchterner Betrachter zweifeln, wenn nicht „die neue Generation heranwüchse, über deren innere Spannkraft und Einordnung in die neue, in ihrem Grundriß ja zweifellos schon vorhandene Gesellschaftsordnung wir alle nichts wissen". — Als ehrliche Darstellung der russischen Zustände ist das Buch allen interessierten Lesern zu empfehlen. Meta Corssen (Lübeck).

Kahn, Ernst: Der internationale Geburtenstreik, Umfang, Ursachen, Wirkungen, Gegenmaßnahmen? Frankfurt a. M.: Sozietätsverlag 1930. 219 S. 4,80; geb. 6,—.

Ein Buch, das geeignet ist, das Vorurteil, statistische Bücher läsen sich mühselig und langweilig, zu entkräften. Gewiß kann in der heutigen Zeit keiner unbeteiligt bleiben, wenn die Frage der Geburtenkontrolle angeschnitten wird, aber ich könnte mir doch eine Form der Verwertung des ungeheuren Zahlenmaterials denken, die auch das wachste Interesse zum Erlahmen brächte. So bleibt ein großes Verdienst auf seiten des Verfassers, wenn man die „Geschichte des Geburtenstreiks" wie eine spannende Erzählung liest. Gerade die Erweiterung der Fragestellung über die uns zunächst bedrängenden deutschen Verhältnisse hinaus läßt uns Abstand gewinnen von den landläufigen Auffassungen und die Kulturbedeutung und -verflochtenheit des Themas erkennen. Man meint eine große Welle über die einzelnen Nationen hingehen und die internationale Tatsache der Lebensweckung oder -verhinderung die sonstigen großen Gegensätze zwischen den Völkern einebnen zu sehen. Kahn zeigt auch, daß es nicht angeht, der Bewegung gegen die planlose Bevölkerungsvermehrung ethische Motive abzustreiten, ganz abgesehen von den wirtschaftlichen und politischen Ideen, die sie tragen. Wo ich nicht folgen kann, das ist auf dem rein statistischen Gebiet, wenn der Verfasser für ein bestimmtes Jahr die Bevölkerungspyramide errechnet auf Grund der heute bestehenden Zahlenverhältnisse; aber ihm selbst scheint nach seinen vielen Sicherungen nicht wohl bei der Sache zu sein. Auch die Tatsachen tragen in sich ein Korrektiv gegen ihre zwangsläufige Fortzeugung, regeln ihre Geburten nach nicht vorauserrechenbaren Gesetzen! — Bei der augenblicklichen Aufgeschlossenheit aller Bevölkerungsschichten für die Geburtenregelungsfragen halte ich das Kahnsche Werk für überall anschaffenswürdig. O. Tacke (Stettin).

4. Sprach- und Literaturkunde, Theater.

Literarischer Jahresbericht des Dürerbundes und der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen. 19. Jg. 1930. Hrsg. von Fr. Kaphahn und H. Hofmann. Berlin: Sieben-Stäbe-Verlag 1930. 145 S. Brosch. 4,—.

Literarischer Ratgeber für die Katholiken Deutschlands. 27. Jg. 1930/31. Hrsg. von W. Spael. München: Kösel & Pustet 1930. 137 S. Brosch. 1,50.

Eckart-Ratgeber. Ein Führer durch das Schrifttum der Gegenwart. 5. Jahr 1930. Hrsg. von H. Braun. Berlin-Steglitz: Eckart-Verlag 1930. 325 S. Kart. 5,20.

Es ist erfreulich, daß am Dürerbund-Ratgeber nun auch die Volksbibliothekare mitarbeiten und so die freie öffentliche Bücherei ihrer Stellung zum Schrifttum in einer weiteren literarischen Öffentlichkeit Ausdruck verschaffen kann. Als erster Versuch solcher Arbeit darf der vorliegende Bericht vielleicht noch nicht mit allzu strengem Maß gemessen werden, zumal diesmal sehr wenig Zeit für die Bearbeitung zur Verfügung stand. Er ist jedenfalls nun zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für den Büchereileiter geworden, der sich rasch über die Jahresproduktion orientieren will. Besonderer Wert ist darauf gelegt, in den Referaten den allgemeinen Gang der Kulturarbeit und Forschung in großen Linien herauszuarbeiten. Freilich dürfen die Büchereileiter nicht vergessen, daß sie für ihre jeweiligen besonderen Bedürfnisse immer noch eine eigene Nachprüfung vornehmen und die Büchereizeitschriften mitheranziehen müssen. — Für die katholische Arbeit ergänzt der Ratgeber im Verlage Kösel & Pustet das Bild. Er ist, wie immer, sehr sicher in seiner Wertung von seinem bestimmten religiösen Standpunkt aus, nur manchmal bleibt er zu sehr in allgemeinen Phrasen der Art: „Das Buch wird ohne Zweifel viele Freunde finden" usw., stecken. Hier würde etwas mehr Leserpsychologie am Platze sein. — Sein protestantisches Gegenstück, der Eckart-Ratgeber, setzt von allen dreien am meisten beim Leser voraus, bringt zweifellos wissenschaftlich sehr wertvolle Beiträge, läßt aber immer noch allzusehr eine geschlossene Wertung vom protestantischen Standpunkt aus vermissen, der sich immer nur auf die eigentlich weltanschaulichen Gebiete erstreckt. Kommt er etwa in dem Abschnitt „Seelenkunde" sehr schön zur Geltung, so ist von ihm in dem kenntnisreichen Kapitel „Literaturwissenschaft" kaum noch etwas zu spüren. Und doch dürfte es gerade hier wichtig sein, zu erfahren, wie sich nun eigentlich der Protestantismus zu Gundolfs Auffassung von der schöpferischen Dichterpersönlichkeit, zu Rudolf Ungers Bemühen, Dichtung als Entfaltung der Lebensprobleme zu erfassen usw., stellt. Denn alle diese Fragen münden doch in weltanschaulich-religiöse Probleme. — So wird schließlich der Büchereileiter den größten Gewinn aus diesen Arbeiten schöpfen, der die betreffenden Abschnitte der drei Führer einmal miteinander vergleicht und sich dabei die Frage vorlegt, von wo aus er selbst nun den Fragen eigentlich zu Leibe geht. Gerade die freie öffentliche Bücherei muß sich ja stets diese Rechenschaft ablegen.

W. Schuster.

Mahrholz, Werner: Deutsche Literatur der Gegenwart. Probleme, Ereignisse, Gestalten. Durchges. und erw. von Max Wieser. Berlin: Sieben-Stäbe-Verlag 1930. 528 S. Geb. 2,85.

Diese in ihrer ersten Auflage in einer Buchgemeinschaft erschienene Literaturgeschichte verdient nicht nur ihres erstaunlich billigen Preises wegen Lob. Der verstorbene Literarhistoriker und Journalist Werner Mahrholz war nicht nur ein feinspüriger Kenner dichterischer Werte, sondern darüber hinaus ein Mensch, der mit allen geistigen und religiösen Strömungen der Zeit mitlebte und sie aus der Tiefe der eigenen, religiös verankerten Persönlichkeit heraus auch zu werten wußte. Sein lebhaftes Mitleben (wie sicher etwa ordnet er das „Zwischenspiel des Neuklassizismus" ein!) und seine persönliche Bekanntschaft mit zahlreichen Autoren verführt allerdings gelegentlich zur Überwertung des einen oder des andern in ästhetischer Hinsicht (Rüttenauer, Molo!). Hierin und in einer gelegentlichen Unausgeglichenheit, die Max Wiesers ergänzende Hand nicht immer beseitigen konnte, gelegentlich verstärkte (Paquet!), liegt die Grenze des Buches. Man kann es mit diesen Einwendungen aber auch besonders den Kollegen und dem Nachwuchs zum Studium und zur Hilfe empfehlen, denn es ist erstaunlich, welche Fülle hier gemeistert und dabei in die tieferen Zusammenhänge im allgemeinen glücklich eingeordnet wurde. Wieser hat sich seiner nicht leichten Arbeit mit viel Geschick entledigt, vieles

ist umgearbeitet und ergänzt, einige Kapitel sind ganz neu geschrieben worden (z. B. Kriegs- und Nachkriegsromane, Arbeiterdichtung). Sehr dankenswert ist die beigegebene ausführliche Büchertafel, die allerdings nicht ganz frei von Flüchtigkeitsfehlern oder Setzerversehen ist. Die ungeheuer rasche Verbreitung des Buches (es sind zur Zeit über 80 000 Exemplare verkauft!) beweist, wie groß in Deutschland das Interesse für ein gutes Buch ist, wenn es den Leser sicher und ohne Enge wertend führt und — wenn es für die proletarisierte Bevölkerung erschwinglich ist. Die vielberufene Krisis des Buches erhält von hier aus eine besondere Beleuchtung. W. Schuster.

Bergmann, K.: Im Spiegel der Sprache. Berlin: Dümmler 1929. 215 S. Geh. 5,—; geb. 6,50.

Ein Buch über Eigentümlichkeiten des sprachlichen Ausdruckes, das aber beileibe keine trockene Untersuchung ist. Vielmehr versteht es der Verfasser ausgezeichnet, das wirkliche Leben der Sprache darzustellen und zu zeigen, wie sich in ihr die Geschichte und die Eigentümlichkeiten eines ganzen Volkes und seiner Stände widerspiegeln. Die einzelnen Abschnitte stehen jeweils unter einem besonderen Leitbild und bringen in sich abgeschlossene Streifzüge durch den großen Urwald der Sprache nach verschiedenen Richtungen und mit verschiedener Auslese wie z. B. „Die sprachliche Entwicklung des Kindes", „Die Bildersprache unserer zeitgenössischen Erzähler", „Zeugen deutscher Kultur in den Sprachen fremder Völker" und vieles mehr. Durch diese wechselnden Ausblicke wird jede Ermüdung des Lesers vermieden, und er erfährt zu seinem Erstaunen, wie überaus vielfältig die von ihm alltäglich gehandhabte Sprache Natur und Menschenleben außerhalb der eigentlichen Wortbedeutung abbildet. — Das Werkchen ist für Schülerbüchereien höherer Schulen und für Volksbüchereien bestens geeignet.

C. Barth (Stettin).

Schneider, Karl: Was ist gutes Deutsch? Ein Führer durch Schwierigkeiten und Zweifelsfälle. München: Beck 1930. XI, 275 S. 4,—; Lw. 6,—.

Die heute glücklicherweise nicht mehr seltenen Bücher, die dazu bestimmt und geeignet sind, das Sprachgewissen unserer Gebildeten zu schärfen, erfahren durch das vorliegende Werk einen erwünschten Zuwachs. Der Verfasser spricht mit maßvoller Strenge und mit unpedantischer Gründlichkeit all die Gefahren des deutschen Sprachgebrauches unserer Tage durch, wobei er an zahlreichen Beispielen anschaulich macht, was als eigentlich fehlerhaft anzusehen sei. Besonders hinweisen möchte ich auf das, was er über die Verwahrlosung des Konjunktivs (vgl. auch Jg. 1922 d. Ztschr. S. 17 f.) und über die Verwischung des Unterschiedes von her und hin ausführt. Zu begrüßen ist es auch, daß Schneider in vielen Fällen die ausgesprochen norddeutsche und die ausgesprochen süddeutsche Redeweise auf ihre bessere Geltung hin prüft. In der Fremdwortfrage erscheint mir der Verfasser etwas zu streng, wenn er den Leser auch glücklicherweise mit jenem Übermaß von sittlicher Entrüstung verschont, die man bei Eduard Engel in Kauf nehmen muß. Vielen Benutzern des Buches werden besonders willkommen sein die beispielreichen Kapitel „Wörter, die man nicht verwechseln soll", „Schiefe Wortgebräuche", „Besondere Fehlgebräuche und Zweifelsfälle". — Da die Sprachpflege eine überaus wichtige Bundesgenossin aller literarischen Bildungspflege ist, haben wir die Pflicht, einem Buch wie dem Schneiderschen verständnisvolle und willige Leser zu werben. Sie sind hoffentlich nicht nur unter Beamten und Lehrern, sondern vor allem auch unter den jungen Büchereianwärtern zu finden. Das Buch will allerdings richtig durchgearbeitet sein. — Schon für mittlere Büchereien. E. Ackerknecht.

Wasserzieher, Ernst: Leben und Weben der Sprache. 5. verb. Aufl. durchges. von P. Herthum. Berlin: Dümmler 1928. IX, 283 S. Kart. 4,—; geb. 5,—.

Die Abteilung „Sprache und Schrift" ist die Achillesferse fast jeder Bücherei. Auch der bestausgerundete Bestand pflegt an dieser Stelle dünn und lückenhaft zu werden. Die Gründe dafür sind unschwer zu erkennen. Es gibt wenige gute, wirklich volkstümliche Bücher über die Sprache, und dem Bibliothekar sitzt das

Grauen vor allem, was nach Schulgrammatik aussieht, zu tief im Blut, als daß er auf diesem Gebiet nicht besonders vorsichtig in der Wahl geworden wäre. Dennoch muß gerade heute dringend auf die Notwendigkeit hingewiesen werden, das Interesse für sprachliche Dinge im Volke zu wecken; erleben wir doch täglich eine wahrhaft beängstigende Verantwortungslosigkeit gegenüber dem kostbarsten Sprachgute, sowohl in Hinsicht auf den Wortschatz als auf den Stil. (Vgl. Ackerknecht: Die Kunst des Lesens. Bücherei und Bildungspflege Jg. 9, S. 241 und 351). — Die Neuauflage des Wasserzieherschen Buches gibt Gelegenheit, wiederum auf dieses trotz mancher kleinen Schulmeisterei und Hausbackenheit wahrhaft volkstümliche und zugleich wissenschaftlich gut unterbaute Werkchen hinzuweisen, das ebenso geeignet ist, den Anfänger in sprachgeschichtlichen Studien anzuregen, wie den Fortgeschrittenen soweit zu fördern, daß man ihm Kluges „Deutsche Sprachgeschichte" (Quelle & Meyer) und Sütterlins „Deutsche Sprache der Gegenwart" (Voigtländer) in die Hand geben kann. — Die fünfte Auflage bringt neben einigen sachlichen Verbesserungen des Herausgebers ein neues Kapitel über „Ortsnamen und Kultur", wofür das aus einer Buchbesprechung erwachsene „Sprachleben und Sprachschäden" wegfiel. — Schon kleineren Büchereien zur Anschaffung empfohlen.

E. Guttmann (Breslau).

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Bossert, Helmuth Th. und Heinrich Guttmann: Aus der Frühzeit der Photographie 1840—70. Ein Bildbuch nach 200 Originalen. Frankfurt a. M.: Societäts-Verlag 1931. o. S. Lw. 8,50.

Schwarz, Heinrich: David Oktavius Hill. Der Meister der Photographie. Mit 80 Bildtaf. Leipzig: Insel-Verlag 1931. 61 S., 80 Taf. Lw. 12,—.

Das Interesse an der „Photographie als Kunstwerk" nimmt von Tag zu Tag zu. So kann diese Sammlung künstlerisch wertvoller Photographien der Frühzeit „unter Verzicht auf nur technisch wichtige oder wissenschaftlich kennenswerte Aufnahmen" auch den Büchereien nur willkommen sein. Die Herausgeber, selbst Sammler auf diesem Gebiet, haben eine geschickte Auswahl aus der in Museen und Privatsammlungen vorhandenen, noch reichlich ungeordneten und daher schwer übersehbaren Fülle des Materials getroffen. An der geschichtlichen Einführung sind gleichfalls beide Herausgeber beteiligt; sie beschränkt sich in der Darstellung der Entwicklung der photographischen Technik ebenso wie in der ästhetischen Bewertung des Materials auf die notwendigsten Andeutungen; etwas mehr wäre erwünscht gewesen. — Rückt schon bei dieser Auswahl der englische Photograph David Oktavius Hill (1807—70) in den Vordergrund, so wird seine vom künstlerischen Standpunkt überragende Bedeutung erst recht klar durch das mit besonders schönen Reproduktionen versehene Buch von Schwarz. Hill spielt in dieser Frühzeit der Photographie als Erfinder kaum eine Rolle, in der Auswertung der Erfindung aber gelingen ihm Kunstwerke, die alles in den Schatten stellen, was heute geleistet wird. „Hills Kamera entschleiert noch nicht die sichtbare Umwelt zu geistlosen Spiegelbildern der Natur. Wie auf Schabkunstblättern ringt sich mühsam das Licht aus dem Dunkel". Er versucht neben dem Porträt und dem Gruppenbild auch die Landschaftsphotographie mit Erfolg. — Wegen der größeren Vielseitigkeit werden Büchereien zunächst den Sammelband einstellen; wenn es die Mittel irgend erlauben, sollte das ausgezeichnete Werk über Hill daneben angeschafft werden; denn größere Büchereien werden dafür gewiß dankbare Leser finden.

J. Beer (Frankfurt a. M.).

Frank, Josef: Architektur als Symbol. Elemente deutschen neuen Bauens. Wien: Schroll 1931. 190 S. Kart. 6,—; geb. 7,50.

Die moderne Architektur ist noch nicht oft im Zusammenhang der abendländischen Kulturtradition und im Vergleich mit den historischen Baustilen betrachtet worden. Die neuen Aufgaben, veränderte Wohnansprüche und soziale Bedingungen haben die Architekten zunächst mehr auf praktische, technische und wirtschaftliche Fragen gelenkt. Von der künstlerischen Form war rein theoretisch noch wenig die Rede; sie verstand sich von selbst oder — sie fehlte. — Der Fall, der hier vorliegt,

war lange abzusehen: Ein junger Vorkämpfer der Moderne, noch dazu ein Wiener Architekt, nimmt sich vor, den geistigen Standort des Neuen Bauens zu finden. Er geht die europäische Baugeschichte von den Ägyptern an durch, analysiert vortrefflich die Harmonie, die Vorzüge der antiken Kunst und ihr wandlungsreiches Fortleben in den verschiedenen Renaissancen und Klassizismen, die Einseitigkeit mittelalterlicher Architektur und das Kuriose der nachgotischen „Nationalstile". Man freut sich über die knappe und dabei tiefdringende Schilderung des Verfalls im 19. Jahrhundert, der „Aufmachung" als deutscher Erbkrankheit, bis man verdutzt erfährt: unser neues Bauen ist auch nur „das Bestreben der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, Kunst durch Kunstgewerbe und Kunstgewerbe durch Dekoration zu ersetzen". Beweis: Kunst ist zwecklos, heute wäre alles durch den „Zweckstil" irregeleitet. Damit will Frank nicht etwa einer deutschtümelnden Reaktion wie Schultze-Naumburg das Wort reden, im Gegenteil fordert er im Namen des guten Europäers den „Mut zur Tradition", der uns aus der „Menschenfresserarchitektur" von heute zu einer kulturhaften und künstlerischen Baukunst führt, deren Wurzeln er noch immer in der Antike und in Japan (für den Wohnbau) sieht. — Der beste Beweis gegen Frank sind seine eigenen Bauten, die sich auf der Weißenhofsiedlung in Stuttgart in die Reihe von Corbusier, Gropius, Taut usw. gut einfügen. — Das anfechtbare und fast peinliche Buch eignet sich nicht als einschlägige Lektüre, hat aber entschiedenen dokumentarischen Wert, so daß große Büchereien doch gut tun werden, es bereitzuhalten. Eine Auseinandersetzung damit ist von großem Wert. K. Berger (Berlin).

Grosz, George: Über alles die Liebe. 60 neue Zeichn. Berlin: Br. Cassirer 1931. 119 S. 5,50; Lw. 8,—.

Dieser neue Band bestätigt das Urteil, das den früheren galt (vgl. B. u. B. 1930, S. 445). Grosz selbst drückt es hier so aus: „Weiß der Teufel wie es kommt; wenn man genauer zusieht, werden Menschen und Dinge leicht dürftig, häßlich und oft sinnlos oder zweideutig. Immer gleicht mein kritisches Beobachten einer Frage nach Sinn, Zweck und Ziel ... aber selten gibt es eine befriedigende Antwort. So setze ich meine graphischen Zeichen dafür, nüchtern und ohne Geheimnis." Die Volksbücherei wird gerade diesen Band wegen seiner stofflichen Begrenztheit entbehren können. J. Beer (Frankfurt a. M.).

Horn, Curt: Das Christusbild in unserer Zeit. Mit 49 Bildtaf. Berlin: Furche-Kunstverlag o. J. 83, 48 S. Lw. 12,—.

Das einführende Kapitel „Zur Problematik des Christusbildes" kommt zu dem Ergebnis, daß das „historisierende Christusbild" abzulehnen sei, daß es vielmehr gelte, das „Christusbild als Erlebnisgestaltung" zu erfassen. In diesem Sinn wird die künstlerische Gestaltung des Christusbildes in früheren Jahrhunderten kurz behandelt (nicht ganz ohne Irrtümer, denn Donatello lebte nicht im 16. Jahrhundert; auch nicht ohne empfindliche Lücken, denn die späten Plastiken Michelangelos hätten dem Verfasser als Parallelen zu modernsten Schöpfungen willkommen sein müssen). Daß hier einmal von kirchlicher Seite die Süßlichkeit und innere Leere eines Thorwaldsen, Plockhorst, Pfannschmidt ausdrücklich betont wird, berührt sehr angenehm. Mit besonderer Wärme und eindringendem Verständnis werden dann die Schöpfungen der Gegenwart eingehend behandelt, einsetzend mit Klinger, Uhde, Gebhardt, Thoma usw. bis zu Nolde, Jaeckel, Barlach, Gies (gute Abbildungen). Die Auswahl zeigt die Vielseitigkeit dieser Bemühungen nicht nur deutlich, sie läßt auch etwas verspüren von der mit der Zeit immer stärker werdenden Intensität in der Erfassung der bildnerischen Aufgabe. Nur eine Entgleisung: Der Christuskopf von Bauer hätte wirklich nicht abgebildet zu werden brauchen. — Die Volksbücherei sollte helfen, durch Bereithaltung dieses Buches einer echteren Erfassung religiöser Kunst den Weg zu bahnen.

J. Beer (Frankfurt a. M.).

Deutsche Lande, deutsche Kunst. Hrsg. von Burkhard Meier. Berlin: Deutscher Kunstverlag 1931.

Clasen, Karl Heinz: Elbing. 14 S., 36 Taf. 2,50; geb. 4,—.

—: Marienburg und Marienwerder. 36 S., 56 Taf. 3,50; geb. 5,50.

Sedlmair, Richard: Rostock. 32 S., 56 Taf. 3,50; geb. 5,50.
Wackernagel, Martin: Münster. 92 S. Ill. 3,50; geb. 5,50.
Nissen, Robert: Soest. 68 S. Ill. 4,—; geb. 5,—.

Die neuen Bände dieser bereits mehrfach angezeigten Reihe (vgl. B. u. B. 1930, S. 358 f.) zeigen die Bemühungen des Verlages, gerade auf die abgelegeneren Schätze norddeutscher Baukunst die allgemeine Aufmerksamkeit zu lenken. Daß dabei mit den ersten beiden genannten Bänden, die eng zusammengehören, die wichtigsten Kunstdenkmäler des östlichen Reststückes der ehemaligen Provinz Westpreußen in so schöner Vollständigkeit vorgeführt werden, ist besonders verdienstlich. In Elbing erinnert naturgemäß vieles an Danzig, von wenigen Einzelheiten abgesehen durchaus in provinzieller Abwandlung. Marienburg und Marienwerder: das sind die großen Deutschordensschlösser, von denen eine abgerundete Vorstellung vermittelt wird. Es ist zu begrüßen, daß auch einige Zeichnungen Gillys reproduziert werden, die den ursprünglichen Zustand vor der einschneidenden und nicht immer glücklichen Restaurierung veranschaulichen. — Der Rostockband ist im wesentlichen nur von lokaler Bedeutung. — Anders verhält es sich mit dem erstaunlichen und viel zu wenig bekannten Reichtum der beiden westfälischen Städte. Neben der bedeutenden mittelalterlichen Architektur, einschließlich der Bauplastik, hebt Wackernagel mit Recht für Münster die ausgedehnte und geistreiche Wirksamkeit des großen einheimischen Barockarchitekten Schlaun hervor, läßt auch modernste architektonische Versuche nicht unberührt. In Soest aber stoßen wir vor allem auf zwei überragende Leistungen früh- und spätmittelalterlichen Kirchenbaus: auf St. Patroklus mit seinem gewaltigen romanischen Westwerk und auf die Wiesenkirche, einen der ersten spätgotischen Hallenräume (leider fehlen hier Grundrisse). Gerade bei den westfälischen Städten ist es gelungen, ihre besonderen landschaftlichen Reize, auch die ihrer näheren Umgebung, festzuhalten (vornehmlich dank der Mitwirkung von Renger-Patzsch). — Jede Bücherei, die hoffen kann, Interesse für die Bände zu finden oder wecken zu können, sollte sie besitzen.

J. Beer (Frankfurt a. M.).

Loos, Adolf: Trotzdem. 1900—1930. Innsbruck: Brenner-Verlag 1931. 253 S. Kart. 4,—; Lw. 5,50.

Seit dem Beginn unseres Jahrhunderts hat der Architekt Adolf Loos mehr noch durch Wort und Schrift als durch Bauten — Mangel an Aufträgen — sich als Einsamer der Zeit entgegengestellt. Kampf dem Ornament! ist das Stichwort, in das er alle gestrigen und heutigen Kulturbarbareien zusammenfaßt. Die Entwicklung und eine neue Baukunst, ein besserer Geschmack hat ihm recht gegeben. Aber der sechzigjährige Sieger ist noch keineswegs entzückt, er bleibt Kämpfer, beobachtet kritisch alle Vorgänge und setzt den Halbheiten und allzu leichten Siegen von heute ein Trotzdem entgegen. Diese Aufsätze sind auch sprachlich ein eindrucksvolles Dokument eines unbestechlichen Richters und Sehers der letzten 30 Jahre; die Wiener Atmosphäre von Peter Altenberg bis Alfred Polgar, seinen Freunden, gibt auch ihnen ihre besondere Note. Sie sind geeignet aufzuklären, die Augen zu öffnen und eigene Kritik zu wecken gegenüber allem, was den neuen Stil ausmacht, menschlich, künstlerisch, architektonisch. Wo eine werbende Kraft dahintersteht, sollten sie schon in mittleren Büchereien Platz finden.

K. Berger (Berlin).

Lotz, Wilhelm: Wie richte ich meine Wohnung ein? Modern, gut, mit welchen Kosten? Berlin: Reckendorf 1930. 192 S. Ill. 3,—; geb. 4,20.
Die schöne Wohnung. Beispiele neuzeitlicher deutscher Wohnräume. Mit einer Einl. von Hans Eckstein. München: F. Bruckmann 1931. Ill. 120 S. Kart. 5,50.
Gräf, Werner: Zweckmäßiges Wohnen für jedes Einkommen. Potsdam: Müller & Kiepenheuer 1931. Ill. 76 S. Kart. 2,—.

Das Buch von Lotz, dem rühmlich bekannten Schriftleiter der Zeitschrift „Die Form“, ist ein mit außerordentlicher Umsicht und sicherem Geschmack zusammengestellter Ratgeber für die Wohnungseinrichtung. Die Fülle und Vielartigkeit des angeführten

Materials — vom Kochlöffel bis zum Bücherschrank scheint wirklich nichts vergessen — ist besonders deswegen von Nutzen, weil jeder an Hand der einführenden Ratschläge und Vorüberlegungen hier das seinem Wunsche Entsprechende finden kann und an den beigefügten Preis- und Firmenangaben auch leicht ermessen kann, ob es ihm erreichbar ist. Sogar für Küchengeräte und Hauswäsche werden detaillierte Aufstellungen für verschiedene Haushaltsgrößen gegeben. Für jede Bücherei geeignet. — Das Buch „Die schöne Wohnung" setzt im großen und ganzen einen größeren Geldbeutel voraus, wenn man die in ihm enthaltenen Anregungen zu geschmackvoller und zweckmäßiger Wohnungseinrichtung in die Tat umsetzen will. Auch fehlen die Einzelangaben über Preise usw. Nur die größere Bücherei kann dieses Werk als Ergänzung zu Müller-Wulckows „Die deutsche Wohnung der Gegenwart" (vgl. B. u. B. 1930, S. 359) verwenden. — Für das Büchlein von Gräf ist als Ergänzung ein Abbildungsband vorgesehen, der im Frühjahr erscheinen soll und „katalogmäßig geordnet und mit Preisen und Bezugsquellen versehen alles das zeigt, was auf dem Markt ist und einer strengen Kritik ... standhalten kann". Einstweilen werden unter Beifügung instruktiver schematischer Zeichnungen kluge Überlegungen über Zweckmäßigkeit und Schönheit jedes Einzelmöbels angestellt und unzählige einzelne Ratschläge erteilt. Wenn das Werk vollständig vorliegt, wird es also in seiner Verwendbarkeit dem Buch von Lotz gleichkommen.

J. Beer (Frankfurt a. M.).

Luckhardt, Brüder (Hans und Wassili): Zur neuen Wohnform. Mit 62 Photos, 2 Farbenbildern und 33 Textabb. Berlin: Bauwelt-Verlag 1930. 64 S. Kart. 8,20.

Daß unsere Zeit sich veränderte „Wohnbedürfnisse" schafft, die Wohnform, Technik, Material und soziale Basis von Grund auf neugestalten, ist der Grundsatz des Schaffens dieser Architekten, wirklicher Baukünstler, die in Fachkreisen schon in die erste Reihe eingerückt sind. Diese Veröffentlichung gibt von ihren bisherigen Arbeiten in Berlin, Leipzig und München Rechenschaft, klare und verständliche Auskunft über ihr Wollen mit knapper technischer Unterbauung. Die komfortable Kleinstwohnung für 30 M. Monatsmiete ist in sozialer, wohnkultureller und künstlerischer Beziehung das bisher erstaunlichste Ergebnis. Der überwiegende Bilderteil ist so ausgezeichnet und wichtig, daß das Werk in jeden Lesesaal gehört und in großstädtische Büchereien. K. Berger (Berlin).

Schubert, Otto: Architektur und Weltanschauung. Ein Weg aus dem Labyrinth der Tageskämpfe. Mit 32 Bildtaf. Berlin: Neff 1931. 102 S. Hlw. 5,70.

Sechs Aufsätze umkreisen die Frage: Was ist das Wesen der Baukunst? Wo findet sie ihren Platz in dem „Widerstreite technischen Zwanges und menschlichen Wollens"? Das Problem also ist ebenso grundlegend und umfassend wie brennend. Nach Franks „Architektur als Symbol" (s. S. 136) ist es schon die zweite Neuerscheinung dieses Jahres, die ihm gewidmet ist. Der Verfasser zeigt oft sehr fein die Voraussetzungen echter Stilbildung, die Reibungen zwischen dem Zweck des Bauherrn und der Idee des Baukünstlers, den Städtebau als „Spiegel des Zeitwillens" usw. Zum Schluß aber ist man enttäuscht, weil der Entwicklungsprozeß der Architektur in der Luft hängen bleibt: Es sieht so aus, als ob die großen Stile letzthin nur durch die Erfüllung verschiedener „Stimmungen" zu kennzeichnen und zu werten sind: also der schwerlastende Ernst der Ägypter, die gemessene Heiterkeit der Griechen, die sinnliche Erregtheit des Rokoko. Das Schicksal des Neuen Bauens würde danach nur davon abhängen, ob wir auch diesmal die „transzendentale" Formel finden. An anderen Stellen des Büchleins werden die „zivilisatorischen" und technischen Seiten dann wieder vollauf anerkannt und in ihrer Tragweite gesehen. — Der eigentümliche Zwiespalt erklärt sich aus dem Übersehen der gesellschaftlichen Funktionen der Architektur, der reichlich idealistisch-verschwommenen „Weltanschauung" (auch das Modewort „Mythos" fehlt nicht) und infolgedessen einer so schwierigen Ausdrucksweise, daß ein volksschulgebildeter Leser nicht durchhalten wird. — Umsomehr sei deshalb an die vorzügliche Schrift von Peter Meyer „Moderne Architektur und Tradition" (Zürich: Girsberger 1928) erinnert.

K. Berger (Berlin).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Bauer, Paul: Im Kampf um den Himalaja. Der erste deutsche Angriff auf den Kangchendzönga 1929. Mit 100 Abb., 5 Panoramen und 3 Ktn. München: Knorr & Hirth 1931. 174 S. Brosch. 7,90.

Mit seinen Sinnen und seiner Kraft erlebt der Mensch die Welt und macht sie sich zu eigen. Gemüt, Verstand und Wille aber teilen sich in die Beute. Neun tatenfrohe Bergsteiger trieb es hinaus aus deutscher Enge, im fernen Himalaja einen Gipfel zu erbeuten. Es ging allen zuerst um das große, wohlgerundete Erlebnis, und blieb auch der letzte Erfolg ihres Mühens aus: das in diesem Buche vermittelte Erleben rechtfertigt allein den Einsatz der Expedition. Deren Charakter als bergsportliches Unternehmen ist nicht zu leugnen, der wissenschaftliche Gewinn nur Nebenerfolg. Der Alpinismus ist aber ein Grenzgebiet des sportlichen, wissenschaftlichen und ästhetischen Verhaltens und seine ethische Komponente zeigt diese Führerpartie in starker Ausprägung. Weit über alpinistische Kreise hinaus dürfte dieser gänzlich unpathetische Bericht, dessen schriftstellerische Qualität noch durch eine Folge der herrlichsten Photos übertroffen wird, überall Leser finden, wo man sich noch für solch „unnützen" Heroismus zu begeistern vermag, der sich in den eisgepanzerten Flanken des Kangchendzönga in schwerster neuartiger Eistechnik, doch fröhlichen Mutes 39 Tage lang bis zu 7250 m empor arbeitet und plötzlich vom Winter überrascht, in metertiefem Schnee fast gefangen, entschlossen und besonnen den Rückzug antritt, ohne ein Menschenleben zu verlieren. Ein hohes Lied von Kampfgenossenschaft, Kameradschaft und Füreinander-Verantwortlichsein, den letzten Träger eingeschlossen, und, dies bleibe nicht unerwähnt, das Musterbeispiel einer wohldurchdachten, bestorganisierten und mit Pflichttreue ausgeführten deutschen Expedition. Nur für größere und mittlere Volksbüchereien.

O. Kratz (Stettin).

Buchanan, A.: Sahara. Durch Wüstensand und Sonnenglut. Mit 24 Abb. und 1 Kt.-Skizze. Stuttgart: Strecker & Schröder 1930. X, 215 S. 7,50; Lw. 10,—.

Der Zweck der für Lord Rothschild unternommenen Reise war, das fehlende Glied in der Kette der tiergeographischen Forschungen in dem Teile Zentralafrikas zu schließen, der zwischen Algerien und Nigeria liegt und hauptsächlich aus dem unzugänglichen, spärlich bewohnten Bergland von Air besteht. Die etwas trockene Schilderung dieser sich über 1400 Meilen erstreckenden Kamelreise, die der Verfasser ganz allein in elf Monaten bewerkstelligte, wird in erster Linie den geographisch und völkerkundlich interessierten Leser fesseln. Vorzüglich sind die zahlreichen photographischen Aufnahmen von Landschaft, Menschen, Siedlungen und Tieren. — Für großstädtische Büchereien. H. Horstmann (Gleiwitz).

Hausmann, Manfred: Kleine Liebe zu Amerika. Ein junger Mann schlendert durch die Staaten. Berlin: S. Fischer 1931. 344 S. Lw. 6,—.

Wenn Manfred Hausmann durch Amerika wandert und darüber ein Buch schreibt, so darf man erwarten, daß ein solches Buch ganz anders aussieht als all die ernsten und kulturkritischen Bücher, die wir über dies Thema bisher haben. Denn er geht ja an die Dinge gar nicht „ernsthaft" heran, sondern mit der etwas leichtsinnigen und lüsternen Neugier eines Vagabunden. „Er ist gewiß ein guter Europäer, aber da lebt auch dies bißchen Sehnsucht nach der Unbeschwertheit in ihm, diese geheime Freude an der Gedankenlosigkeit, die so wunderbar jung ist, dies verstohlene Jasagen zu allem Unproblematischen, Törichten, blindlings Lebendigen, diese kleine Liebe zu Amerika." Was er da sieht und erlebt, amerikanische Reklamemethoden im Schaufenster, ein paar wenig tüchtige Bauernfänger, Neger in der Kirche, eine Liebesgeschichte mit einer hübschen Reporterin, ein deutsches Einwandererschicksal, das könnte man eine private Angelegenheit nennen, die uns vielleicht wenig interessierte, wenn nicht trotzdem all die kleinen Bilder aus dem Tagesleben der Staaten mit jener unnachahmlichen Blickschärfe gezeichnet wären,

die nun einmal Hausmann auszeichnet. Und so „lernt" man auf diese Weise ebensoviel von Amerika wie aus manchem sehr „ernsthaften" Buch und hat noch das Vergnügen, von einem sehr amüsanten Erzähler unterhalten zu sein. Größere städtische Büchereien sollten sich diese Ergänzung ihres Bestandes an Literatur über Amerika nicht entgehen lassen. K. Schulz (Gera).

Jannasch, Hans: Im Schatten des Negus. 24 Jahre in Abessinien. Ill. von Hugo Ungewitter. Berlin: Die Brücke 1930. 179 S. Brosch. 4,—; geb. 4,80.

Von seinen Erlebnissen in Abessinien zur Regierungszeit des mächtigen Kaisers Menelik II., dem er eine Weile als Militärinstrukteur gedient hat, berichtet der ehemalige deutsche Offizier in lebendiger Erzählung. Jagdgeschichten, abessinische Tier- und Heldensagen, Kämpfe mit Aufständischen und Begegnungen mit allerlei merkwürdigen Menschen erfüllen den etwas altmodisch, aber ganz anschaulich illustrierten Band. Da die Literatur über Abessinien nicht allzu zahlreich ist, empfiehlt sich die Einstellung des auch für einfachste Leser geeigneten Bandes für alle Büchereien mit völker- und länderkundlich interessierter Leserschaft.

W. Eggebrecht (Stettin).

Karlin, Alma M.: Die Tragödie einer Frau. 1: Einsame Weltreise. 2: Im Banne der Südsee. Minden: W. Köhler 1930. 2 Bde. Geb. 12,50.

Reisebeschreibungen aus der Feder von Frauen sind selten und zeigen ein anderes Gesicht als Reisebücher von Männern. Das weiß Alma Karlin, die 1919 als Journalistin mit nur wenig Geld sich auf die große Fahrt begibt, begleitet nur von der unentbehrlichen Schreibmaschine. Was sie aber von dieser Weltreise, die sie in Genua mit großen Erwartungen beginnt und nach achtjähriger Fahrt durch die unwahrscheinlichsten Winkel der Welt stark enttäuscht und verbittert am Ausgangspunkte wieder beendet, zu erzählen weiß, ist ganz anders als die zur Genüge bekannten männlichen Abenteurerschicksale. Zwar zieht auch sie aus, fremde Länder und Völker zu sehen und ihre Eigenarten zu studieren, aber die Art und Weise, wie sie alles erlebt, zeigt deutlich die weibliche Individualität der Beobachterin und beweist immer wieder, daß sie den Anforderungen dieser Reise seelisch nicht gewachsen ist, so daß sie am Ende an ihrem Schicksal zerbricht. Nichts und keiner steht diesem einsamen jungen Mädchen zur Seite, das immer wieder von Männern aller Rasse und Farbe begehrt, sich seiner Haut und seines Lebens wehren muß, so daß ganze Seiten des Buches mit Klagen über ihr trostloses Schicksal und über die Schlechtigkeit der Männer ausgefüllt sind. Das hindert häufig die freie Beobachtung, wenn auch manch kluges und feines Wort fällt über Land und Leute in Nord- und Südamerika, in Japan und China, auf den Südseeinseln wie in Australien und Indien. Sie lebt dort überall das Leben des Volkes, wohnt als bescheidene Sprachlehrerin, Hausgehilfin oder Schreibmaschinistin in den Elendsvierteln mit den Armen, wo sie allen Angriffen wüster Männer ausgesetzt ist. Die rechte Freude an ihrem Erleben verliert sie so schnell genug, so daß sie bald nur noch ihr Schicksal, daß sie auf diese Fahrt trieb, als einen Fluch ansieht, obwohl sie davon überzeugt ist, daß sie als Schriftstellerin mit der Schilderung dieser Reise eine besondere Mission zu erfüllen habe. Und das ist das Unbefriedigende an dem Buch, daß diese in so vielen verzweifelten Lebenslagen von männlicher Entschlossenheit und Tatkraft erfüllte Frau nicht den Mut findet, ihre Reise mit all ihren interessanten und fesselnd geschilderten Episoden in dem Augenblick abzubrechen, wo sie die Freude an ihr verliert. Die immer wiederkehrenden Verzweiflungsausbrüche, die sie nur noch weiter sehen und schreiben lassen, weil sie keinen anderen Ausweg sieht, ermüden den Leser und geben der Schilderung häufig etwas Unfrohes und Mißmutiges, das man zwar begreifen kann, ohne daß man aber die Notwendigkeit zur Fortsetzung dieser Reise als zwingend ansähe. So ist dieses zweibändige Werk eine interessante, an vielen völkerkundlichen Einzelheiten reiche Reisebeschreibung mit stark individuellem Einschlag geworden, die in groß-

städtischen Büchereien viele Leser mit Recht fesseln wird, ohne daß sie zu der geistigen Haltung der Verfasserin immer ihre völlige Übereinstimmung geben werden.

W. Eggebrecht (Stettin).

Löhndorff, Ernst F.: Satan Ozean. Von Schnapspiraten, Trampfahrern und Walfängern. Mit 4 Ktn. Leipzig: Grethlein 1930. 299 S. Kart. 4,—.

Aus der fast unglaublichen Fülle seiner Erlebnisse schildert Löhndorff, dessen Eindrücke aus der Fremdenlegion der anklagelose, grauenvolle Tatsachenbericht „Afrika weint" (s. o. S. 129) vermittelte, eine Spanne seiner Weltfahrt, ein Stück Leben, überquellend von Ausschweifungen und Entbehrungen, ein Seemannsdasein, das in der Buntheit seiner Abenteuer die Phantastik greller Romanschilderungen weit übertrifft und das als tatsächlich gelebtes Leben von ganz besonderem Reiz ist. Als hungernder Seemann shanghait, d. h. wider seinen Willen gepreßt, umsegelt er auf einem amerikanischen Schnapsschmugglerschiff in der Gewalt viehischer Offiziere und eines vertierten Kapitäns unter wilden Sauforgien Kap Horn, bis die unterdrückte Mannschaft in lange vorbereiteter Meuterei sich des Schiffes bemächtigt und es auf den Strand setzt. Mit einem norwegischen Kameraden zusammen läßt er sich nach einer Trampfahrt quer durch die Vereinigten Staaten auf einem Walfängerboot anheuern, erlebt an Bord dieses Schiffes den grauenhaften Blutrausch der Wal- und Robbenjagd, die fürchterliche Einsamkeit eines Eismeerwinters und endlich den Schiffbruch und die Rettung. Hinter diesen großen Fahrten aber steht am Ende doch wieder die Aussicht auf erneute Ruhelosigkeit und andere Abenteuer, die irgendwo in der Ferne locken. In der Farbigkeit seiner Schilderungen übertrifft dies Buch die stofflich verwandten Fabers bei weitem, an Spannung kommt kaum ein neues Erlebnisbuch ähnlicher Art ihm gleich. An der Ausleihe empfiehlt sich Jugendlichen und unreifen Lesern gegenüber einige Vorsicht. Größere Büchereien sollten aber für ihre erwachsenen Leser neben die Bücher von Heye, Rosen und Faber auch diesen Löhndorff stellen.

W. Eggebrecht (Stettin).

Pedersen, Alwin: Der Scoresbysund. Drei Jahre Forschungsreisen an der Ostküste Grönlands. Berlin: Scherl 1930. 156 S. Lw. 5,—.

Der junge dänische Forscher hat drei Jahre allein unter Eskimos an der Erforschung unbekannter Teile Grönlands gearbeitet. Entdeckt hat er dabei mancherlei Unbekanntes: Die Geburtsstätten der Robben und Eisbären, unerforschtes Land mit einer verhältnismäßig reichen Vegetation mitten in Grönland. Seine Erlebnisse erzählt er sachlich und doch durchaus fesselnd, und wenn sein Buch auch nach Leden, Mikkelsen, Stefansson und nach Freuchens großartigen Eskimoromanen nichts wesentlich Neues bringt, so ist die Einstellung in Volksbüchereien doch überall anzuraten, wo ein über das Abenteuerliche hinausgehendes Interesse an Reisebeschreibungen vorhanden ist. Gutes Bildmaterial! K. Schulz (Gera).

Schweitzer, Albert: Mitteilungen aus Lambarene. München: Beck 1929. 1. und 2. Heft Frühjahr 1924 bis Herbst 1925. 164 S. Ill. Kart. 4,20. 3. Heft: Herbst 1925 bis Sommer 1927. 74 S. Ill. Kart. 2,—.

Die Anfänge seiner ärztlichen Arbeit in Lambarene in den Jahren 1913—1918 hat Schweitzer bekanntlich in seinem Buch „Zwischen Wasser und Urwald" behandelt (vgl. B. u. B. 1926, S. 174). Über seine Rückkehr und den Wiederaufbau des Spitals berichten Heft 1 und 2 dieser Mitteilungen, in Heft 3 wird von der Verlegung des Spitals und der Errichtung erheblich größerer Bauten erzählt. Auch in diesen schlichten Berichten zieht uns Schweitzer sofort in den Bann seiner Ideen und seiner großen Persönlichkeit, wir empfinden alle großen und kleinen Sorgen und Schwierigkeiten der Arbeit unmittelbar mit, wir erfahren von der körperlichen und seelischen Not der Schwarzen, wir lernen begreifen, auf welchem Wege die Sünden ausgetilgt werden können, die eine brutale und sinnlose Kolonisation in Afrika begangen hat. — Diese Mitteilungen gehören, wie „Zwischen Wasser und Urwald", in jede Bücherei. J. Beer (Frankfurt a. M.).

7. Naturwissenschaft, Technik.

Lietzmann, W.: Lustiges und Merkwürdiges von Zahlen und Formen. Mit 203 Figuren im Text und 20 Taf. Breslau: Hirt 1930. 307 S. Lw. 9,50.

Das Vorurteil, daß Mathematik eine trockene Sache sei, zu widerlegen, ist dieses Buch des bekannten Verfassers gemeinverständlicher mathematischer Werke so geeignet wie kaum irgend etwas anderes. In seltener Fülle und Vollständigkeit bringt das Werk, in seiner Neuauflage jetzt noch um eine ganze Reihe von Beispielen vermehrt, alle denkbaren Arten kurzweiligster „angewandter Mathematik". Alle nur möglichen Zweige geistiger Betätigung, die irgendwie der Rechenkunst und Raumlehre verschwistert sind, werden berücksichtigt, und es scheint, daß keine Abteilung dabei vergessen worden ist. Von der Anekdote bis zum Roman, von der Scherzfrage bis zum geometrischen Spiel, vom Abzählreim bis zum Kalender ist alles vorhanden, was in diesen Dingen jemals betrieben wurde. Vieles Bekannte, das auch in andern Büchern dieser Art sich findet, und auch vieles Neue, das bisher noch nicht veröffentlicht war. Das Wertvollste aber ist, daß man in dem Gesamtwerk keine tote Sammlung mathematischer Kurzweil vor sich hat, die nach äußeren Gesichtspunkten zusammengetragen ist, sondern überall den ordnenden und sichtenden Geist des Verfassers zwischen den Zeilen spürt, der in den mitunter einfach und spielerisch anmutenden Fassungen die verborgenen Kerne mathematischer Grundfragen durchleuchten sieht und sie dem aufmerksamen Leser zu übertragen weiß. — Die neue äußere Form, ein Band statt dreier Hefte, ist für Büchereizwecke günstiger. Das Werk sollte in keiner Lehrerbücherei fehlen, da die darin behandelten Dinge, im Unterricht an geeigneter Stelle eingestreut, ihn überaus belebend und anziehend gestalten können. Die Volksbüchereien werden das Buch solchen Lesern geben, die in ihrer sachlichen und gründlichen Einstellung Gewähr dafür bieten, daß sie nicht hintereinanderweg alle Abschnitte durchschwarten und sich übersättigen.

C. Barth (Stettin).

Rademacher, H. und O. Toeplitz: Von Zahlen und Figuren. Mit 129 Textabb. Berlin: Springer 1930. 164 S. Lw. 9,60.

In zweiundzwanzig in sich abgeschlossenen Darstellungen aus den verschiedensten Teilgebieten der Mathematik wird dem Leser nicht ein irgendwie geartetes mathematisches Wissen zu vermitteln gesucht, sondern, viel weiter gehend, das innere Wesen der Mathematik an der Stellung und Bewältigung von formalen Aufgaben entschleiert. Die Beispiele sind so ausgewählt, daß von dem zeichenhaften Handwerkszeug der Mathematik fast gar kein Gebrauch gemacht wird und auch keinerlei Vorkenntnisse vorausgesetzt werden. Lediglich der klare Verstand des Lesers wird zur Mitarbeit aufgerufen. — Ein sehr verdienstvolles Werk, das in der Hand geeigneter Leser — und das wird allerdings ein verhältnismäßig kleiner Kreis der begrifflich Begabten sein, der in der doch immerhin etwas dünnen Höhenluft ohne Beklemmungen mitkommt — viel Anregung und Erkenntnisfreude verbreiten wird. Für größere Büchereien. C. Barth (Stettin).

C. Schöne Literatur.

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Barthel, Max: Blockhaus an der Wolga. Roman. Berlin: Der Freidenker 1930. 247 S. Lw. 4,—.

Ein Deutscher, Mitglied einer Fischereigenossenschaft in einem Blockhaus an der Wolga, wird politisch verdächtigt und einige Wochen lang in erträglicher Haft im Moskauer Kreml eingesperrt. Hier schreibt er seine Erinnerungen an einen zwei Jahre früheren Aufenthalt in Sowjetrußland nieder, um nach der Entlassung dem Kommunismus für immer den Rücken zu kehren. Das Kernstück des Buches bilden die Aufzeichnungen: der Kongreß der 3. Internationale 1920 in Leningrad, revolutionäre Feste und Vorstellungen, Meetings, Begegnungen mit Lenin und an-

deren Führern, Reisen der Delegierten durch das hungernde Rußland, rauschende Empfänge, Episoden aus dem Bürgerkrieg und aus dem Feldzug gegen Polen, Tschekamethoden, Liebeserlebnisse und anderes, wie es das Durcheinander der damaligen Zustände und des Reiselebens mit sich brachte. Das Ganze ist eine etwas formlose, aber lebendige Mischung von Roman und Reisebericht. Im Vergleich zur bodenständigen sowjetrussischen Literatur jedoch redet das Buch, auch wenn es auf persönlichem Erleben des Verfassers beruht, um das für die meisten Westeuropäer inkommensurable Rußland mehr außen herum. — Für alle größeren städtischen Büchereien. E. Holtz (Stettin).

Bauer, Norbert: Gefangene unter der Sonne. Roman. Frankfurt a. M.: Societäts-Verlag 1930. 203 S. 3,80; Lw. 5,—.

Europäer in Ägypten, am ganzen Nil entlang bis hin zum Sudan, Europäer jeder Art und in jeder Betätigung, das sind die „Gefangenen unter der Sonne“. Es heißt von ihnen: „Sie wissen es wahrscheinlich nicht, fühlen nur ganz dunkel die Zwangsvorstellung, daß es keine Rettung gibt aus dem Tal der großen Kunst und der kleinlichen Schweinereien, dem Tal der Baumwolle und der Seuchen ...“. Und dennoch: „Ich bleibe hier, weil ich hier ruhiger leben kann als drüben, weil mir das ganze bunte Leben so zum Bedürfnis geworden ist, daß ich mich sofort zurücksehne, wenn ich ein paar Wochen in Europa gewesen bin. — Ich bleibe auch hier, weil ich energielos geworden bin, und doch leide ich manchmal und sehne mich nach Bergen und grünen Wiesen. Aber es geht immer schneller vorbei; das macht der Fatalismus, von dem wir hier alle ergriffen werden, früher oder später, der uns jede Veränderung so fürchten, uns mit dem halben Leben zufrieden sein läßt“. Dies Problem wird von vielen Seiten beleuchtet, doch fehlt dem Roman eine zwangsläufige Entwicklung der Handlung. Immerhin ist der Einfluß der Tropen auf den abendländischen Menschen gerade nach der negativen Seite hier so deutlich aufgezeigt, daß das Buch aus diesem Grunde in größeren Büchereien Beachtung verdient.

Dorothee Beer (Frankfurt a. M.).

Bock, Alfred: Der Kuppelhof. Roman. Leipzig: Eichblatt 1930. 227 S. Lw. 5,25. (= Romane der deutschen Heimat. Hrsg. von Karl Plenzat. 1.)

Zu der Sammelbesprechung über Alfred Bock (B. u. B. Jg. 10, S. 39 ff.) ist hinzuzufügen, daß der treffliche Bauernroman: Der Kuppelhof, der früher nur in der Sammlung: Die harte Scholle zu haben war, nunmehr in dieser neuen Reihe als Einzelband erschienen ist. Da er in der kleinsten Volksbücherei, namentlich auch auf dem Lande zu gebrauchen ist, sei auf die Neuausgabe nachdrücklich hingewiesen. J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

Cankar, Ivan: Das Haus zur barmherzigen Mutter Gottes. Mein Leben. Wien: Niethammer-Verlag 1930. 241 S. Geb. 4,80.

Das „Haus zur barmherzigen Mutter Gottes“ ist ein Hospital für sieche Mädchen, in dessen Wänden sich unter den todgeweihten Kindern erschütternde Schicksale abspielen von stiller, unendlich zarter Ergebenheit in das Unentrinnbare, von erwachender erster Lebenssehnsucht nach dem zurückgelassenen „Tale der Menschen“, vom Sterben als erhoffte Erlösung oder als Rettung vor dem Ungewissen, Ungekannten, das „Leben“ heißt und das bis in diese stillen Mauern langt. Diese einmalige Atmosphäre ist mit Feinheit und Sicherheit wiedergegeben. Die zweite Erzählung „Mein Leben“ enthält einzelne Bilder aus der Jugend des Dichters, erstes Denken und Ringen, ersten Abschied von der Mutter, erste Liebeserlebnisse. Auch darüber zittert eine seltsam schwermütige Stimmung, die aus dem ungekünstelten Erzählen wahren Erlebens ersteht und die auch durch die Übersetzung aus dem Slowenischen nicht wesentlich gestört zu sein scheint. Für Leser, die Feinheiten des Gefühls in lyrischer Prosa zu schätzen wissen. — Für größere Büchereien.

G. Maiwald (Breslau).

Dörfler, Peter: Erwachte Steine. Was sie uns von deutscher Not erzählen. Novellen. 5. Aufl. München: Kösel & Pustet o. J. 184 S. Lw. 4,50.

—: Der Roßbub. Erzählung. Ebenda o. J. 336 S. Lw. 8,—.

—: Der ungerechte Heller. Roman. Ebenda o. J. 307 S. Lw. 8,50.

Die drei Bücher liegen in Neuauflagen vor. Die Novellen (1. Aufl. 1916) erhielten eine neue Vorrede und einen anderen Untertitel, wodurch sie den nötigen Abstand vom damals herrschenden Weltkrieg bekommen haben. „Der Roßbub" (1. Aufl. 1917) ist unveränderter Neudruck. Dagegen erfuhr der Roman „Der ungerechte Heller" (1. Aufl. 1922) eine starke Konzentrierung. Eine grundlegende Beurteilung von Dörflers Erzählungskunst hat W. Schuster (Jg. 1928, S. 52) gegeben. Sie gilt auch für diese Bücher, die drei verschiedenen Gattungen angehören. Inhaltlich verbindet sie derselbe Charakter: sie sind ein liebender und lehrender Lobgesang auf die Heimat und ihre Elemente, die Natur und die Geschichte. Der Spiegel des Geschehens ist immer wieder der Lech. Auch stilistisch sind die Werke verschwistert durch dieselbe — andeutungsweise benutzte — bayrisch-schwäbische Mundart (die übrigens keine Schwierigkeiten bietet), durch die allen gemeinsame Pracht der Gleichnisse und Bilder, durch den Schatz eingestreuter Spruchweisheit und volksliedhafter Strophen. Dörfler gehört zu den Dichtern, die ihre Grunderlebnisse immer von neuem gestalten. — Die „Erwachten Steine" gehören hier in jeder Hinsicht an die erste Stelle. Mit dem äußeren Zweck der vier Novellen, den Gedächtnislosen, den „Mießmachern", den Leidtragenden und Bekümmerten von 1916 einen Wink zu geben, wird der tiefere erfüllt, die Ehrfurcht der Jugend und ihrer Erzieher auf die Zeugen ferner und näherliegender Jahrhunderte zu lenken. — Der „Roßbub" ist wie die letzte der Novellen in das beginnende 18. Jahrhundert verlegt. Die abenteuerlichen Züge dieser umfänglichen Erzählung lassen dem freien Fabulieren Raum. Hier spielt der Dichter überlegen mit der Romantik, die sich nach dem „Glück in der Ferne" sehnt. Er lehrt: es ist größer, die Heimat als die Fremde zu erobern. — Im „Ungerechten Heller" kehren die Hauptgestalten und manche Motive wieder, sie sind noch reifer und greifbarer geworden. Das Sprichwort vom ungerechten Heller ist nur äußerer Leitfaden. Nicht der Fluch richtet Haus und Hof zugrunde, sondern seine „wüsten unfriedlichen Leute": denn „auf nichts kommt es mehr an, als daß die Menschen lernen, tapfer das Nächste am Nächsten zu tun". In diesen beiden Dichtungen genesen die jugendlichen Helden, der Träumer dort, der „Siebengescheit" hier, am „Gegengift" der Heimat. — Für größere städtische und für ländliche Büchereien.

W. Bauer (Berlin).

Dörfler, Peter: Die Lampe der törichten Jungfrau. Roman. Berlin: Grote 1930. 392 S. 5,—; Lw. 7,—.

Ein neuer Schößling Dörflerscher Heimatdichtung, die die Lust an der Bodenständigkeit mit dem Wandertrieb des „fernsüchtigen Schwaben" verbindet. Die törichte Jungfrau, als anmutig-junger, weiser, ein wenig männlicher Mädchentyp aus Dörflers Romanen bekannt, ist — in des Dichters Sinne — eigentlich die kluge Jungfrau, weil sie ihrer nächsten, freilich altruistischen Bestimmung (als Pflegemutter und selbstlose Hüterin des väterlichen Erbes) treu bleibt und die verstiegene Sehnsucht ihres Lebens nach einer Wallfahrt ins „Heilige Land" umzudeuten versteht. — Eine gedrängtere Fassung wird erfahrungsgemäß erst die Bearbeitung einer Neuauflage bringen. W. Bauer (Berlin).

Fleuron, Svend: Eines Wikings Heldenfahrt. Ein Lachsroman. Jena: Diederichs 1930. 189 S. Lw. 5,—.

Fleurons neuestes Werk: die Lebensgeschichte eines Lachses vom Ausschlüpfen aus dem Rogen in einem dänischen Bach bis zu seinem Tod an der Angel eines gewiegten Lachsfischers. Dazwischen liegt ein bewegtes Dasein: langsames Heranwachsen in Bach und Kolk, das wilde Leben im Meer, der alljährliche Aufstieg zu den Flußmündungen zum Laichen; und das alles ist auch anschaulich und mit intimer Kenntnis der Lebensvorgänge unter Wasser erzählt. Wenn man trotzdem bei Fleuron nicht mehr recht warm wird, so liegt das wohl daran, daß er seine Romane allzusehr auf Modell arbeitet, wie das ja bei einer so regelmäßigen Buchproduktion kein Wunder ist. Jede einzelne Bücherei wird daher selber zu entscheiden haben, wieweit sie in der Einstellung neuer Werke von Fleuron noch gehen soll. K. Schulz (Gera).

Franck, H.: Jasper und Aline. Die Geschichte einer gefährdeten Ehe. Tübingen: Wunderlich 1930. 117 S. 2,—; Lw. 4,—.

Der mecklenburgische Händlerssohn Jasper Jaßmar, der nach dem Tode seines Vaters dessen Kate übernehmen muß, bringt gegen den Willen seiner harten, unbeugsamen Mutter das voreheliche Töchterchen Alinens, seiner Frau, mit ins Haus. Nach der Geburt eines Sohnes wünscht auch die junge Frau die Entfernung des Kindes, da sie in seinem Verbleib nicht nur eine Gefährdung des häuslichen Friedens, sondern auch ihrer Ehe erblickt. Unerschütterlich kämpft der Bauer um die kleine Elfriede, die er liebt, als wäre es sein eigenes Kind. Da wird sie eines Tages tot im Brunnen gefunden. Jasper, der annehmen muß, daß seine Frau den Tod herbeigeführt hat, nimmt vor Gericht die Schuld auf sich. Als er ein Jahr seiner Gefängnisstrafe verbüßt hat, stellt sich heraus, daß seine Mutter die Schuldige war. Tief ergriffen erkennt Aline die Größe des Opfers, das ihr Mann ihr zu bringen glaubte. Auf dem Fundament dieser menschlichen Treue finden beide ein reines Glück, das der Volksmund nur so erklären kann, daß „Lebendiges in den Grundstein dieser Ehe eingemauert wurde". — Die schlicht und psychologisch eindringlich gestaltete Erzählung eignet sich für Leser aller Volksschichten.

Else Mau (Kiel).

Guttmann, Bernhard: Die neue Majestät. Roman aus Preußens Anfang. Berlin: S. Fischer 1930. 398 S. Geh. 6,—; Lw. 8,50.

Der Roman erzählt von den letzten Regierungsjahren des Großen Kurfürsten und den ersten seines Nachfolgers, der sich 1701 zur „neuen Majestät" krönen ließ. Er enthält keine Handlung, sondern eine eingehende Schilderung des kulturellen Zustandes der Zeit. Voran steht das politische Spiel der Minister und Gesandten, der Frauen und Jesuiten am preußischen Hof. In der dünnen Luft geschliffener Geistigkeit spielen sich Machtkämpfe ab, werden Siege errungen und Niederlagen erlitten. Der neue Geist der Aufklärung erscheint in den Gestalten des Professors Christian Thomasius und des Landstreichers Matthias Knutsen, während der Hofstaat der Prinzessin Maria Amalia in Köpenick Gelegenheit zur Zeichnung eines idyllischen Schäferlebens der Barockzeit gibt. Nebenher gewinnen wir ein Bild von dem genießerischen Leben der Großen und dem elenden Dasein des niederen Volkes. — Die Einzelheiten dieses Zeitgemäldes sind gut gesehen und plastisch dargestellt. Die zahlreichen Gestalten und Verhältnisse aber stehen reichlich selbständig nebeneinander, ihre Bindung liegt allein in der Zeit, weder in einer Handlung noch in einer Idee. Immerhin ist der Wert des Buches als Kulturschilderung groß genug, daß sich die Einstellung für größere Büchereien lohnt. Die komplizierte Vielfältigkeit des Inhalts macht die Lektüre ziemlich schwierig.

W. Schrader (Flatow).

Heyck, Hans: Deutschland ohne Deutsche. Ein Roman von übermorgen. Leipzig: Staackmann 1929. 312 S. Geh. 4,—; Lw. 6,—.

Alle politische Gewalt wird etwa in 150 Jahren in Deutschland wie in den übrigen Vereinigten Staaten von Europa und Amerika mit Hilfe der demokratischen Verfassungen der Staaten in die Hände weniger jüdischer Großunternehmer gelangt sein. Die wenigen „blaublonden" deutschstämmigen Menschen, die in Großdeutschland dann noch unterdrückt und verelendet neben Negern, Juden und anderen Asiaten leben, sollen, ehe sie ganz ausgestorben sind, gesammelt und in der Gegend von Haparanda in einem urbargemachten neuen Reiche „Norrtyskland" angesiedelt und dort gegen die Einflüsse der verrotteten alten Welt geistig immunisiert werden. Das ist die Leitidee des Romans, der im übrigen in einem Zukunftsbild aus dem Jahre 2050 dadurch Zeitsatire zu geben sucht, daß er die technischen, wirtschaftlichen, politischen und sozialen Entwicklungstendenzen unserer Zeit bis ins Groteske und Absurde übersteigert. Im Vordergrund steht die grandiose Idee des Baus eines diatellurischen Tunnels zur Herstellung einer Raketenbahnverbindung quer durch den Erdball. Der geniale Erfinder dieses „Teltu" ist zugleich der letzte Deutsche, der eine wirtschaftliche Machtstellung gewonnen hat, und er wird der Vater des propagierten Gedankens der emissio plebis germanicae. — Ein Geistes-

produkt völkischer Gedankengänge nicht ohne originelle Einfälle und amüsant erzählt, aber wertlos für Volksbüchereien wegen der tendenziösen Einseitigkeit.

W. Möhring (Königsberg i. P.).

Iwanow, Wsewolod: Der Buchstabe G. Ausgewählte Erzählungen. Deutsch von Erwin Honig. Berlin: Malik 1930. 434 S. Kart. 4,20; Lw. 6,50.

Die von der vielfältigen und sehr starken Gestaltungskraft des Dichters zeugende Auswahl ist in vier Abschnitte gegliedert. Der erste „Meine Jugend" bringt Autobiographisches, darunter Begegnungen mit Gorki und die in ihrer Knappheit und Wucht erschütternde Vision „Vater und Mutter". Es folgen Geschehnisse zwischen „Rot und Weiß", hervorzuheben das wie eine wundervolle Volksballade klingende Stück „Die beiden Agramaken" und die kulturpolitische, ans Schauerliche streifende Novelle „Die Rückkehr des Buddha". Als dritter Teil „Der Atem der Wüste", Geschichten aus dem östlichsten Rußland mit orientalischem Hauch, grotesker, großartiger Humor, auch eine blutige Satire auf Sowjetmißstände. Schließlich „Bauern, Bürger, Banditen", tragische Einzelschicksale und eine komisch symbolische Schlußnovelle. — Der gedrängte, alles Unwesentliche fortlassende Stil erfordert aufmerksamstes Lesen und selbständiges Kombinieren. Die stofflich und gefühlsmäßig ganz distanzierte Darstellung gestaltet mit zwingender Kraft die unmittelbare Schicksalsnähe des unerschöpflichen russischen Lebens und Menschentums, vor der das meiste westeuropäische Schriftgut von heute zur „Literatur" verblaßt. Die ausgezeichneten, bei aller Realistik künstlerisch ganz gebändigten Dichtungen sollten allen reifen, aufgeschlossenen Lesern städtischer Büchereien zugänglich gemacht werden. E. Holtz (Stettin).

Karawajewa, Anna: „Fabrik im Walde". Berlin: Verlag der Jugendinternationale 1930. 598 S. Lw. 7,—.

Der russische Wald ist einer der größten Aktivposten der sowjetrussischen Wirtschaftspolitik. Was Wunder, daß der Fünfjahresplan manchen Vorstoß in die Unberührtheit der russischen Waldebenen macht. Hier erscheinen in der Weltabgeschiedenheit des Dorfes Nisinski „städtische" Ingenieure, um ein großes Sägewerk zu bauen. Damit bricht eine neue Zeit in „das Rußland, das hinter dem Ofen hockte", in „das Rußland der Märchenerzähler in Lumpen und Fetzen" ein. Bauern, ihre Söhne und Töchter werden Arbeiter, alte Gegensätze, die unter der Oberfläche des dörflichen Lebens schlummerten, brechen unverhüllt hervor, der Sozialismus mit seiner Förderung und Beschränkung menschlicher Interessen erhitzt die Gemüter zu einem leidenschaftlichen Für und Wider die Fabrik, deren leuchtendes Glasdach als Symbol einer neuen, anderen Zeit über die Wipfel des Waldes blinkt. „Nisinski kochte. So viele Jahre hatten sie zusammengelebt und den Unterschied zwischen den Menschen nicht gemerkt. Jetzt war das Leben wie in Stücke zerschlagen, Gedanken und Wünsche lagen entblößt da. Wie Eisen im Feuer krümmten sich die Seelen." Die Umschichtung der Machtverhältnisse, die Wahl des ersten Dorfsowjets, die Übernahme einzelner Produktionsmittel durch die Gemeinde, der Kampf des noch immer mächtigen Kulak um seine alte Herrschaft, die Gefährdung der Arbeit durch verständnislose Behörden, das alles wird in der hier aufgezeichneten Fülle sozialer und menschlicher Beziehungen ungeheuer lebendig und macht auch Fernstehenden die Ziele und Methoden der russischen Sozialisierung deutlich erkennbar. Für den Kenner der russisch-kommunistischen Literatur ist es interessant, die Wandlung der öffentlichen Meinung zu beobachten, die seit den ersten kommunistischen Romanen (z. B. Gladkow: „Zement") in allen Fragen der Geschlechtserziehung vor sich gegangen ist. An Stelle des Kampfes für die unbedingte „Befreiung" der Frau und für die Lösung aller Bindungen ist heute eine deutlich erkennbare Propagierung der legalen Ehe, wenn auch natürlich einer neuen, vielleicht noch nicht klar erkennbaren Form der Ehe, getreten. — Der Roman eröffnet ein so weites und klares Blickfeld und ist so einfach und lebendig, daß er schon für kleine Büchereien, die vielleicht nur ein Werk aus der neuesten russischen Literatur einstellen können, zu empfehlen ist.

G. Maiwald (Breslau).

Leip, Hans: Untergang der Juno. Eine Geschichte aus der Zeit der Ostindischen Kompagnie. Unter Einbeziehung des Berichtes des englischen Schiffsleutnants William Mackay. Hamburg: Enoch 1930. 178 S. Lw. 4,80.

Der etwas fragmentarisch wirkende historische (1796) Seeroman stellt in der Rahmenhandlung die Einschiffung eines Regiments hannoverscher Landeskinder dar, das in englischen Diensten nach Westindien verfrachtet wird. Ohne zu dieser menschlich fragwürdigen, aber kaufmännisch sehr ergiebigen Tatsache anders als mit einem scheuen Seitenblick auf die Menschenrechte und mit volksliedhaften Arabesken Stellung zu nehmen, flicht Leip die Titelerzählung hinein, Schiffbruch, Treiben auf See, Rettung der Besatzung eines englischen Handelsschiffes an der ostindischen Küste. Die Verknüpfung der beiden Geschehnisse leuchtet nicht recht ein, ergibt sich höchstens in der kulturgeschichtlichen Situation: Der Kaufmannsgeist, die Expansionsfreude und zugleich die technischen wie menschlichen Grenzen des beginnenden bürgerlichen Zeitalters gewinnen sinnfälligen Ausdruck. Hierin liegt die Empfehlung des Buches für Jugendliche und einfache ältere Leser.

R. Keller (Berlin).

Mariengof, Anatolij: Zyniker. Roman. Berlin: S. Fischer 1929. 172 S. 3,—; Lw. 5,—.

Wenn die Verlagsankündigung sagt, „Rußland: das Gesicht des Bürgerkrieges, der Atem eines neuen Lebens ...“, so ist diese Behauptung in allen Teilen unrichtig. Was dieser Roman geben will, und in hervorragender Weise gibt, das ist nicht das Rußland des Bürgerkrieges, sondern der zynische Mensch in vollendeter Reinheit dieses Typus. Daß wir uns im revolutionären Rußland befinden, daß hier eine bizarr oberflächliche Frau zwischen einem Bürger, einem Revolutionär und einem Schieber schwankt, ist nebensächlich, denn alle Ereignisse erscheinen durch das schillernde, verzerrende Medium des Zynismus gesehen. Der Zyniker, der Vergangenheit und Gegenwart, Umwelt und eigene Empfindung mit dem unfrohen Lächeln des Menschen betrachtet, der mit den Dingen nicht fertig werden kann oder will, und den dabei doch ein latentes Bewußtsein seiner schiefen Stellung zu den Dingen bedrückt, ist uns selten so nahe gebracht worden wie hier. Viele wird dieses Bild abstoßen, manche werden einen Teil ihres Ich darin wiedererkennen. „Du witzelst ... deine Frau witzelt ... ihr beide sagt scheinbar ganz lustige Dinge ... nennt alles mit eigenen Worten ... das Innerste zu oberst ... allerlei Scheußlichkeiten kommen unverhüllt aufs Tapet ... noch einen Schritt weiter, und ihr werdet einem den nackten Hintern zeigen — aber es herrscht eine Frostkälte! Und eine Trübsal, mein Lieber! So ein Jammer! Ihr selber merkt es vielleicht nicht, aber einem Menschen von draußen verschlägt es den Atem.“ — Wir werden nicht viele Leser haben, die Interesse daran haben, sich in eine solche Psyche zu versetzen. Daher nur für größere Büchereien.

G. Maiwald (Breslau).

Mukerdschi, Dhan Gopal: Der Herr der Herde. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1931. 197 S. 3,50; Lw. 5,50.

Der indische Dichter versetzt sich in diesem Buch ganz in die Seele des Elefanten, und wir erleben mit ihm, wie Sirdar, der junge, starke Elefant, früh zum Führer der Herde erwählt, langsam in sein schweres und verantwortungsvolles Amt hineinwächst, es immer sicherer und weitsichtiger verwalten lernt und wie er seinen Sohn Bahadur erzieht. Wir erleben zugleich die Einsamkeit und Schönheit des indischen Dschungels und seine elementaren Gefahren (Dürre und Überschwemmung). Der Mensch taucht nur als lästiger Eindringling auf, über dessen Ränke und Tücken der kluge Elefant triumphieren kann (Befreiung eines gefangenen Elefanten). — In seiner großen Zuneigung gerade zu diesem Tiere ist Mukerdschi vielleicht leisen Übertreibungen nicht ganz entgangen, und doch hat er uns auch mit diesem Buch wieder ein schönes und buntes Bild seiner indischen Heimat gegeben. — Für alle Büchereien, auch für Jugendliche, geeignet.

J. Beer (Frankfurt a. M.).

Pilnjak, Boris: Die Wolga fällt ins Kaspische Meer. Deutsch von Erwin Honig. Mit einem Beitrag von Karl Radek. Berlin: Neuer deutscher Verlag 1930. 382 S. 4,—; Lw. 6,—.

Moskau liegt an der Moskwa, einem kleinen Nebenfluß der Oka, die bei Nishni-Nowgorod in die Wolga mündet. Wenn man nun bei der Stadt Kolomna, wo die Moskwa in die Oka mündet, den Spiegel der Oka um 8 Meter staute, so flösse sie im Moskwa-Bett aufwärts bis Moskau und von dort durch einen kurzen Kanal in die Kljasma, die wieder in die Wolga mündet. Der Staudamm bei Kolomna machte es also möglich, daß Moskau eine direkte Schiffsverbindung mit dem Kaspischen Meer bekäme. Um dieses Projekt, besonders um die Erbauung des Staudammes, des „Monoliths", dreht sich die Handlung des Romans. Bürgerliche Intellektuelle, Männer und Frauen, versuchen, sich in die neue Zeit einzuordnen oder sie führen das haltlose Leben einer untergehenden, vielleicht schon untergegangenen Klasse. Im Hintergrund die Silhouette des sich organisierenden Proletariats unter der anfeuernden Wirkung des Fünfjahrplanes. Eigenartig ist die Erzählungstechnik. Die eigentliche Handlung umspannt nur einen Tag. Die Erzählung verläuft aber nicht stetig, sondern sie wird immer bis zu entscheidenden Punkten geführt, wird dort abgebrochen, an einer anderen Stelle wieder aufgenommen und von dort aus bis zu dem gleichen Punkt oder darüber hinaus geführt. Diese Technik ermöglicht es zwar dem Verfasser, den Blick des Lesers über die Einzelhandlung und den einzelnen Zeitpunkt hinaus zu erweitern, macht es aber dem Leser mitunter schwer, alle Zusammenhänge auf den ersten Blick zu erfassen. An den Problemen des kommunistischen Rußland nicht interessierte Leser werden daher das Buch oft unbefriedigt aus der Hand legen. Dem Interessierten verschafft es Einblick in die Stimmung, die im Rußland des Fünfjahrplanes vielleicht zwar nicht herrscht, aber doch angestrebt wird. Die Einleitung Radeks ist eine interessante und wichtige Einführung in das gesamte Schaffen der zeitgenössischen russischen Literatur. — Für größere Büchereien.

G. Maiwald (Breslau).

Ponten, Josef: Wolga Wolga. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1930. 320 S. Lw. 7,50. (Ponten: Volk auf dem Wege. 1.)

In einem großangelegten Roman will Ponten das Schicksal der Deutschen, die die Unruhe des Herzens und des Blutes in die Welt hinaustrieb, verdeutlichen durch die Geschichte eines weitverzweigten Auswanderergeschlechtes, dem er durch Raum und Zeit folgt. Der vorliegende erste Band verknüpft in gewagt-geglückter Komposition Vergangenheit und Gegenwart, die Zeit der Kolonisation an der Wolga unter Katharina der Großen und die Vorkriegszeit. Ahn und Enkel, die beide Christian Heinsberg heißen, sind die ungleichen Träger der Handlung. Aus einem abenteuerfreudigen Rheinländer hat im Laufe von 150 Jahren die schwermütige, weite Steppenlandschaft einen sehnsüchtig-verträumten Phlegmatiker gemacht. Und doch lebt in beiden dieselbe Unruhe, wenn sie sich auch bei dem Älteren in Fernweh und Heimweh ursprünglicher äußert, während sie bei dem Jüngeren verinnerlicht ist. Es ist das wesenseigene Mißbehagen des Deutschen und seine ewige, unbestimmte Sehnsucht, die ihn wandern und suchen heißen. Ob das Leben des Abenteurers, den wir, nach einem Hin und Her von Deutschland nach Rußland und wieder zurück, am Schluß des Bandes in Sanssouci bei Friedrich dem Großen verlassen, dem er von der noch immer nicht erfüllten Hoffnung der Deutschen auf die Wiederkehr des Reiches „Friedrichs im Berge" schwärmt, endlich im stillen Wolgadorf zur Ruhe kommt, ob Christian der Jüngere, der zaghafte Dorfschulmeister, sich dennoch zurechtfindet, als ihm sein Wunschbild eines vollkommenen Deutschlands im Kontrast mit der Wirklichkeit zerronnen ist, wird ein folgender Band berichten. Er wird auch vom Schicksal „aushäusiger" Deutscher in Amerika und Indien erzählen, wie Episoden im vorliegenden Band bereits andeuten. Es bleibt zu hoffen, daß es Ponten gelingt, die Fülle des Materials, das ihm vergessene Memoiren reichlich zutragen, zu einem einheitlichen Bau zusammenzufügen, und für die volksbildende Kraft und Wirksamkeit des Romans, daß in der Fortsetzung das Nebeneinander und Durcheinander der Darstellung nicht Selbst-

zweck werde, und damit ein großes Werk, statt zugleich Besinnung und Gesinnung zu fördern, Nur-Literatur werde. — Für alle Büchereien.

E. Lüpke (Berlin).

Renn, Ludwig: Nachkrieg. Wien: Agis-Verlag 1930. 334 S. Geh. 3,50; Lw. 5,—.

Es ist eine mühevolle Arbeit, dies Buch zu Ende zu lesen, es enttäuscht und erschüttert zugleich. Dieser Renn war ein brauchbarer Soldat und ein sehr anständiger Mensch, der unsere ganze Hochachtung besaß. Er vermochte auch selbständige Entschlüsse zu fassen und durchzuführen, mit großer Energie, solange ihm, wie im Kriege, die allgemeine Marschroute vorgezeichnet war. Es steht alles in seinen Grundlinien in der Felddienstordnung, die ohne Zweifel ein hervorragendes Buch in ihrer Art war. Nun ist der Krieg zu Ende, und ohne Felddienstordnung ist Renn ein schwankendes Rohr im Winde, hin und hergezaust und gebogen von den Stürmen der Nachkriegszeit. Er bleibt bei der Sicherheitstruppe der alten Republik, er muß wohl da bleiben, denn vor dem Leben graut ihn im Innersten. Diese Truppe der Revolution ist aber nicht mehr die alte. Wie grauenhaft kümmerlich es um diese Revolution überhaupt bestellt war, das alles erlebt Renn, aber er zieht keine Lehre daraus. Als er schließlich zu den Kommunisten geht, da ist es eine Rettung, um irgend einen Halt bei denen zu finden, die ihm die Entschiedensten scheinen. Er könnte ebenso in ein Kloster gehen, wenn ihm nicht jede innere Beziehung zur Religion fehlte. — Besonders unangenehm im Einzelnen ist das Rennsche Geltungsbedürfnis, das die Offiziere — offenbar aus irgend einem verletzten Ehrgeiz heraus — haßt, aber doch gierig nach jeder Anerkennung seiner „Tüchtigkeit" lechzt. Auch hier zeigt er gelegentlich sehr anständige Charakterzüge, denn er ist im Grunde ein gerechter Mensch, der nur immer ein Minderwertigkeitsgefühl ausgleichen muß, aber erschreckend offenbart sich in dieser schwankenden Zeit seine subalterne Natur. Das Buch würde so vieler Worte nicht bedürfen, wenn hier nicht ein Typ unfreiwillig sich offenbarte, der leider nur zu häufig bei uns ist. Hoffen wir, daß das neue Deutschland allmählich damit aufräumt. — Für große Büchereien als ein trauriges Zeitdokument und für Leser, die an Zeitfragen ernsthaft interessiert, die Mühe der Lektüre auf sich nehmen.

W. Schuster.

Roth, Joseph: Hiob. Roman eines einfachen Mannes. Berlin: Kiepenheuer 1930. 300 S. Lw. 6,—.

Mendel Singer lebt als jüdischer Lehrer ärmlich, aber friedlich in einem russischen Dorf mit seiner Familie; „er war fromm, gottesfürchtig und gewöhnlich, ein ganz alltäglicher Jude". Da kommt Kummer und Sorge vom Schicksal, von Gott auch zu ihm, der nicht wie der biblische Hiob zunächst mit Reichtum gesegnet ist. Sein jüngster Sohn, das vierte Kind, wird krank geboren, körperlich und seelisch anscheinend verkrüppelt, nur der Wunderrabbi glaubt an seine späte Genesung. Mendels andere Söhne müssen Soldaten des Zaren werden; der eine, dem Vater und dem Judentum entfremdet, wird es mit Freuden, der andere desertiert nach Amerika, denn als Jude russischer Soldat zu sein ist qualvoll. Und Mirjam, die schöne Tochter, geht mit Kosaken ins Getreide, mit Kosaken, die bei jedem Pogrom an der Spitze stehen. Um seine Tochter zu retten vor Schmach und gottlosem Tun, fährt Mendel Singer mit ihr und seiner Frau nach Amerika zu seinem Sohn, dem es jetzt dort gut geht, der ein stolzer Amerikaner geworden ist; seinen kranken Sohn aber läßt er in der Heimat zurück. Der Weltkrieg bricht aus, Mendels ältester Sohn wird bald als „verschollen" gemeldet auf russischer Seite, der andere Sohn fällt für Amerika in Europa. Mendels Frau stirbt vor Gram, seine Tochter wird wahnsinnig. Da empört sich der arme Dorfschullehrer Mendel Singer — Hiob — gegen Gott, da rechtet er mit ihm, da klagt er an, da lebt er dahin, ein Greis ohne Gott, ohne Gebet und frommen Sinn, gebrochen von der Überlast des Schmerzes und der Ungerechtigkeit Gottes, ohne Hoffnung, denn auch seinen jüngsten kranken Sohn glaubt er längst im Strudel der Weltumwälzung untergegangen. Aber dieser Sohn ist gesund geworden, er kommt als großer Musiker nach Amerika, findet den alten Vater, der nun in Frieden mit der Welt und mit Gott sich zur Ruhe legen kann. — Joseph Roth begann mit sozialen Reportagen, schrieb dann

bedeutsame Gegenwartsromane, z. B. „Rechts und links“, aber erst in seinem neuen Roman hat er sich wirklich als wesentlicher Dichter bewiesen. Denn dieser Roman, der Roths tiefe Vertrautheit mit dem jüdischen Schicksal, insbesondere mit dem Ostjudentum zeigt, ist eine moderne Legende von bezwingender Einfachheit und Menschlichkeit, für die alles Besondere, die Sonderart des ostjüdischen Menschen, die Gesetze der jüdischen Religion nur Gleichnisse sind. In diesem Buch, dessen Sprache eigengewachsen ist, schlicht, sinn- und klangerfüllt zugleich — Teile des Buches eignen sich sehr gut für Vorlesestunden — lebt eine echte Lebensweisheit und Frömmigkeit, die nicht gepredigt, sondern wirklich in einem Menschenschicksal gestaltet ist. — Das Buch hebt sich aus der Fülle der Zeitromane heraus als wesentliche Dichtung. Für mittlere und größere Büchereien.

C. Wormann (Berlin).

Schaffner, Jakob: Die Jünglingszeit des Johannes Schattenhold. Roman. Stuttgart: Union 1930. 534 S. Lw. 7,50.

Wenn man die Schaffnerschen Romane „Johannes“ und „Konrad Pilater“ als dichterisch bereicherte Zeugnisse seines eigenen Lebens ansehen darf (s. B. u. B. 1929, S. 207, 209, 212), so schließt dieser neue Band die Lücke zwischen den beiden. Der einstige Waisenhauszögling Johannes Schattenhold macht bei einem Baseler Schuhmachermeister seine Lehrzeit durch. Daß sie nicht ohne harte Zusammenstöße abläuft, dafür sorgen die pietistische Strenge des Lehrherrn, die kleinbürgerliche Atmosphäre seines Hauses und die unverstandenen Pubertätsnöte des schlecht ernährten, überarbeiteten Jungen. Auch das geistige Erbteil seiner unsteten Mutter, die ihn, wieder in Zürich auftauchend, mit den hochfahrenden Plänen ihres nichtsnutzigen Liebhabers beunruhigt, und seine berechtigte Überzeugung, zu etwas Höherem als einem braven Schuster geboren zu sein, lassen den Johannes die Schattenseiten seiner Existenz schwerer nehmen als andere junge Menschen. Die einzigen Lichtblicke in dieser Lehrzeit, aus der er, den trügerischen Versprechungen seines vermeintlichen Stiefvaters törichten Glauben schenkend, vorzeitig entläuft, sind seine Freundschaft mit einem der Gesellen, einem ordentlichen Menschen, und seine ebenso zart und jugendrein erwiderte Liebe zu der jüngsten Meisterstochter. Mit dem Aufbruch in die Wanderschaft, Richtung Straßburg, schließt das in der Ich-Form geschriebene, ein wenig redselige Buch. Man vermißt eine straffere Zusammenfassung des Stoffes, in dem man Längen, z. B. das Kapitel „Selbstverlorenheit“, gern entbehren möchte. Da der Roman aber, wie alle an sein eigenes Leben rührenden Bücher Schaffners, mit Einfachheit und dem ernsthaften Bestreben nach Gerechtigkeit auch den nicht geliebten Menschen gegenüber geschrieben ist, muß er zur Ergänzung überall dort eingestellt werden, wo die beiden oben genannten Bücher vorhanden sind. Für alte und junge (vom 18. Jahre an) besinnliche Leser in großen und mittleren Volksbüchereien.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Hamburg-Altona).

Schmückle, Georg: Engel Hiltensperger. Der Roman eines deutschen Aufrührers. Stuttgart: Strecker & Schröder 1930. 716 S. Geh. 7,50; Lw. 10,—.

Der Roman spielt in Süddeutschland zur Zeit der Reformation vor und in dem großen Bauernkrieg von 1525 und schildert die Schicksale des Leutpriesters Engelbert Hiltensperger vom Auerberg, alias des „Pfaffen Konrad“, der sich voll Empörung über die Bedrückung der Bauern durch geistliche und weltliche Herren zum Führer der Bauernsache gemacht hat. Ein äußerst farbenreiches und, wie mir scheint, meist gelungenes Bild jener interessanten Epoche, die als eine Zeitwende so manche Vergleichspunkte mit der unsrigen bietet, entrollt sich dabei vor unseren Augen. In dem Bestreben, ein möglichst vollständiges Zeitgemälde zu geben, läßt der Verfasser eine große Zahl von repräsentativen Persönlichkeiten der Epoche auftreten (Kaiser Maximilian, Karl V., Luther, Hutten, Sickingen, Frundsberg, Leo X., Michelangelo), wobei freilich hier und da eine nur dekorative Wirkung erzielt und eine gewisse Künstlichkeit des Zufalls, durch die der Verfasser seinen Helden mit all den großen Männern in Berührung treten läßt, unvermeidlich wird. (Jedoch ist selbst ein Konrad Ferdinand Meyer dieser Gefahr nicht entgangen.) Die Sprache seiner Personen, etwas archaïsierend und süddeutsch-mundartlich gefärbt, darf als

gelungen bezeichnet werden. Die Bauernszenen sind derb und realistisch, an die Art eines Breughel erinnernd. Es gibt ein wenig überreichlich Episoden, die zugunsten kompositioneller Geschlossenheit besser weggeblieben wären, doch mag sie der geduldige Leser in Kauf nehmen. Die nationale Frage, das Problem: Was ist deutsch? ist ohne Borniertheit und mit Liebe und Kummer, wie es bei uns in der Ordnung ist, gesehen. — Das Buch sei großen und mittleren Büchereien mit historisch interessierter Leserschaft empfohlen. H. Engelhard (Berlin).

Schnack, Friedrich: Goldgräber in Franken. Ein Roman. Hellerau: Hegner 1930. 206 S. Lw. 7,—.

Die Geschichte zweier Knaben, die mit einem alten Goldgräber, der sich in seine fränkische Heimat zurückgezogen hat, allerlei Abenteuer erleben. Dazu das Erlebnis des Vaters des einen, der einen Vermögensverlust durch Wettgewinne bei Pferderennen auszugleichen sucht und dabei sogar einmal einen Griff in die ihm anvertraute Fabrikkasse tut. Das bringt Spannung hinein, aber es geht noch einmal gut aus am Ende. Es ist alles sehr plastisch herausgearbeitet, manchmal ein wenig viel Romantik hinzugetan, schön in der klaren Sprache, farbig in der Landschaftsgestaltung. Ein stilles Buch für besinnliche Leser, das nur in manchen Teilen die besten Stücke seines Autors erreicht. W. Schuster.

Scholochow, Michail: Der stille Don. Roman. Bd 1. 2. (Krieg und Revolution.) Berlin: Verlag für Literatur und Politik 1929—30. 482 und 523 S. Lw. je 7,—.

Der erste Band führt das Donkosakentum in seiner dörflichen Lebensform und seiner feudalen Oberschicht vor. Daneben erscheint das „Lager", das gänzlich unromantisch als Ablenkung vom bäuerlichen Dasein und als Quelle der Unzufriedenheit empfunden wird. Schließlich gibt es eine Abzweigung von der bäuerlichen Schicht zum Proletariat, von der das behutsame Eindringen politischer Zersetzung ausgeht. Allem voran steht die Schilderung des Dorflebens, der Rhythmus der Jahreszeiten, Kampf und Temperament der Generationen und Geschlechter. Aus der unnennbaren und unserm Ohr schwer eingehenden Fülle der Namen und Gestalten hebt sich der junge Grigori heraus, ein zwiespältiger Charakter, in dem heißes fremdländisches Blut stets von der Besonnenheit des Bauern zurückgedämmt wird. In seinem Schicksal, zunächst der Geschichte seiner Liebe und unglücklichen Ehe, sind die Fäden der durch Krieg und Revolution weit auseinanderstrahlenden Handlung lose vereint. Zuerst der Krieg. Die Kosaken werden hineingeschickt wie zu einem Manöver, ihre Reitertaktik versagt bald, ihr Mut verwandelt sich im Stellungskrieg in Apathie, Heimweh und dumpf gefühlte Kriegsgegnerschaft. — Damit sind wir im zweiten Band und erleben die pazifistische und revolutionäre Zersetzung des Heeres, die „Umwandlung des nationalen Krieges in den Bürgerkrieg" und die Etappen der Revolution bis Mai 1918. Wobei es Scholochow nicht darauf ankommt, bei hohen politischen Ereignissen dabei zu sein, sondern aus seiner Soldatenperspektive und der nationalen Perspektive eines ganz bestimmten Bezirks der Donkosaken die Geschichte der Revolution zu schreiben. Das berühmte kosakische Wachregiment läßt die provisorische Regierung im Winterpalais im Stich, verhält sich aber im weiteren Verlauf aus nationalen und bäuerlichen Rücksichten neutral; man will zum Dorf zurück, das ahnungslos und unbeteiligt sein Leben weiterlebt und erst durch Bandenüberfälle in den Bürgerkrieg verwickelt wird. Ganz langsam und unter größtem Mißtrauen keimt aus dem Widerstand gegen die kriegstreibenden Offiziere und aus den Bestialitäten beider Bügerkriegsparteien der „rote Glaube", der das Zusammengehen mit den russischen Arbeitern vorbereitet. Diese Tendenz wird durch sachliche und psychologische Verhältnisse, die Zersplitterung der Kosaken und den Widerstreit ihrer Interessen auf die Folter gespannt. Heldentum und taktische Fehler der Partisanen, der Dilettantismus ihrer Führung werden aufgezeigt. Nach der Füsilierung einer roten Truppe scheint die Lage im Bezirk verloren. Grigori, der Zauderer und Zweifler, ist auch am Ende des zweiten Bandes noch kein Bolschewik. — Der junge Dichter, der als Erstlingswerk dieses Epos von alten russischen Ausmaßen (4 Bände sind vorgesehen, der dritte existiert in der Ursprache) in die Welt setzt, hat seinen

Stoff und seine Mittel gut in der Hand. Er ist Lyriker, allerdings einer vom schweren, gedrängten Format, in der Raum- und Landschaftsschilderung der „blauen, fröhlichen Erde", er wurde mit den Augen des Films geschult zur Entdeckung und Intensivierung des Details. Wenn er Reymont übertrifft in der Fülle und Sättigung seiner Bauerngestalten, so mag das an der größeren Vitalität seines Volksstammes liegen. In den scharf akzentuierten Höhen- und Tiefpunkten geht es, soweit Einzelschicksale im Spiele sind, nicht immer ohne pathetische Unterstreichungen ab. Auch spürt man bisweilen die Scharniere der weit verzweigten Handlung, wo sie nicht dichterisch erlebt, sondern durch Dokument und Reportage gebunden wird. — Der Übersetzerin sind die Texte der Kosakenlieder besonders klangvoll gelungen. — Das an Gestalten, Stimmung und Information verschwenderisch reiche, politisch bisher sehr zurückhaltende Werk, das im Rahmen des russischen Romans seine besondere Bedeutung hat als Dokument des Nationalitätenproblems der werdenden Sowjet-Union, wird in den Büchereien schon jetzt einzustellen sein. R. Keller (Berlin).

Tutein, Peter: Ein Mann zuviel. Aus dem Dän. von Niels Hoyer. Köln: Schaffstein 1930. 228 S. Geh. 4,—; Lw. 6,—.

Drei Pelzjäger zwingt die ungeheure Einsamkeit der grönländischen Winternacht zu schicksalhafter Gemeinschaft. Holm und Randbäk, die beiden Alten, kennen dieses Leben, Larsen suchte es, als ihn daheim die Liebe zerbrach. Dieser empfindliche, fein und differenziert fühlende junge Mensch wird durch die rohe, zynisch gemeine Art des früheren Matrosen Randbäk dauernd verletzt. Arbeit und Not vereint zuweilen die Gegensätze, aber aus einer ständig lauernden Überreizung (einer Art Polarkoller) bricht immer neu wüster Streit mit Fluchen und Häßlichkeiten. Des ewigen Zwistes müde verläßt Holm nachts die Gefährten, sucht zur nächsten, weit entfernten Station zu gelangen. Der Haß der beiden andern aber steigert sich ins Unerträgliche. Schließlich streckt Larsen mit Revolverschüssen den Alten nieder, lebt allein mit seinen Hunden weiter, erfriert im Schneesturm fast, erreicht jedoch noch seine Hütte. Nach wochenlanger Qual siegt seine gesunde Natur. Sonne und Tag bricht herrlich hervor. Der Schnee schmilzt, die Wasser springen, Larsen geht wieder zu den Fallen. Innerlich ruhig, beglückt ihn der wundersame Frühling Grönlands. Traumhaft unwirklich wird ihm sein Leben in dieser Schönheit und Stille. Er fühlt das Ewige, spürt das Tasten des Unabwendbaren, versteht sein Schicksal. So versponnen macht er seinem Leben ein Ende, als er im Nebel vom Fels gestürzt, mit einem Beinbruch dem sicheren Tode ins Auge sieht. — Das alles sagt ein Dichter mit erstaunlicher Schärfe und Sparsamkeit im Wort. Wenn man von einer etwas schwächeren Stelle absieht, fehlen Reflexionen fast gänzlich, dagegen ist der volkstümlich einfache Stil von stärkster Bildhaftigkeit. Menschen und Hunde stehen sprühend lebendig in der wuchtigen Ruhe dieser Polarnatur. Die Härte und Not aber dieses Jägerlebens wird durchleuchtet von Liebe und Verstehen zwischen Tier und Mensch, wird verschönt von der seelischen Wärme eines jungen, unglücklichen Menschen. Dabei hat diese Tragödie im Eis nichts Niederdrückendes, Mitleidheischendes. Sie wächst vielmehr mit harter Notwendigkeit zu Tat und Erlösung. Ein männliches Buch, das wir vielen in die Hand wünschen. Wenn der Dichter mit Jack London verglichen worden ist, so muß dazu gesagt werden, daß er diesen in der Kraft der Schilderung erreicht. In der Straffheit der Komposition und Feinheit der seelischen Stimmungen aber übertrifft er ihn und kann so auch Lesern angeboten werden, denen London zu einfach und zu unkünstlerisch ist. H. Hugelmann (Nürnberg).

Undset, Sigrid: Der brennende Busch. Roman. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1931. 537 S. Geh. 7,50; geb. 10,—.

Dieser Roman bildet die Fortsetzung und zugleich den Abschluß von „Gymnadenia" (vgl. Jg. 1930, S. 235). Der Charakter des religiösen Konvertitenromans tritt nun deutlich hervor, die langen Erörterungen religiöser Fragen im katholischen Sinne werden das Buch auf katholische Leserkreise im allgemeinen beschränken. Aber auch religiös interessierte Protestanten oder Andersgläubige werden die Auseinandersetzung dieser Dinge in der Mehrzahl lieber in einem theologischen Werke

lesen. Das ist schade. Denn in der Verfolgung der Ehegeschichte Paul Selmers sind viele feine Züge, auch ein paar sehr hübsche, frische Kinderszenen. — Wenn Paul Selmer nun nach langen Kämpfen sicher und unbefangen, ohne Verkrampftheit in seinem Glauben befriedet ruht und auch seine Kinder ihm dahin folgen, so mag das für die Verfasserin genug sein, uns läßt der Roman unbefriedigt. Gewiß, aus dieser Ehe, die ein Mißgriff war, ließ sich nichts mehr machen: Die Frau ist bei diesem freundlich duldsamen Menschen auch ganz gut aufgehoben, nachdem sie ihre Extratour hinter sich hat, die wir ihr leider nicht ganz übelnehmen können. Aber wir empfinden irgendwie, daß diese Christlichkeit die eigene Seele auf Kosten der anderen rettet, trotz aller Duldung und aller duldenden Pflichterfüllung. Darüber täuscht auch die nordische Frische und der Humor nicht hinweg. — Für religiös interessierte Leser katholischer Konfession. W. Schuster.

Undset, Sigrid: Die Saga von Vilmund Vidutan und seinen Gefährten. Weihnachtsfrieden. Zwei Erzählungen. Autor. Übers. aus dem Norweg. von E. Alker. Saarlouis: Hausen 1931. 133 S. Lw. 4,—.

Die Jungen von Draumtorp hören von ihrem Priesteroheim die Saga von Vilmund, dem Hirtenjungen, der als kühner Kämpe für die Königstochter ihr Gemahl und Freund des Königssohnes und Königs von Gottorp wird. Begeistert nehmen sie die kriegerisch veränderte Saga in ihr Spiel auf und verfolgen mit wahrem Heldeneifer den knechtischen Bedränger der Königstochter, der sich nach der Saga in Schweinsgestalt wandelt. Mit Schweinemord und darauffolgender Flucht kommen sie in die Lage, die schändlichen Taten Erich Blutaxt', Hakons I. Bruder, entdecken zu helfen. Erich stirbt nach der Beichte und der junge Hakon wird König, während die Jungen als Pagen der Königin Hofleute werden. Knapp, frisch und lebendig ist dies alles erzählt, aber an die ähnlich historisch verknüpfte Erzählung von Meyer, „Gustav Adolfs Page", reicht die künstlerische Gestaltung nicht heran. Anfangs beeinträchtigen auch häufige Tempiwechsel die Klarheit des Geschehens. — Die kleine Weihnachtserzählung ist auch im Landschaftlichen klarer. Wieder klingt das Thema von Vergehen gegen den Heiligen Geist, Gewissensnot und Sühne auf. Die beiden ganz im Norwegisch-Mittelalterlichen wurzelnden Erzählungen werden im Ausland nicht das besondere Interesse erwarten dürfen wie die großen Romane der Autorin. Größere Büchereien mögen das Bändchen, das mit Bildern von Adamy nicht immer „geschmückt" ist, als Ergänzung für Undset-Freunde und vielleicht auch für die reifere Jugend einstellen. Eine Notwendigkeit der Anschaffung liegt nicht vor.

H. Stansch (Frankfurt a. O.).

Urbanitzky, Grete von: Sekretärin Vera. Hannover: Sponholtz 1930. 244 S. Lw. 4,80.

Braune, Rudolf: Das Mädchen an der Orga Privat. Ein kleiner Roman aus Berlin. Frankfurt a. M.: Societäts-Verlag 1930. 191 S. 3,80; Lw. 5,—.

Die „Sekretärin Vera" ist bis zu einem gewissen Grade mit dem Roman von Anita Brück (vgl. B. u. B. 1930, S. 517) vergleichbar: Die Heldin des Romans greift, obwohl „höhere Tochter", im Gegensatz zu einer jammernden Mutter und einer maulenden Schwester tapfer zu anstrengender beruflicher Tätigkeit, erlebt dabei wenig Schönes, wird aber bald gewaltig belohnt. Denn als Sekretärin einer weltberühmten englischen Schriftstellerin erntet sie in England und dank ihrer eigenen Geschäftstüchtigkeit auch in Amerika große Erfolge und findet in der Heimat bald einen Mann, der ihrer würdig ist, verschafft ihrer Schwester ein weniger würdiges Exemplar und bringt der Mutter den seit Jahrzehnten von ihr getrennt lebenden Gatten glücklich wieder ins Haus. Hier ist also das Thema „Berufsroman" trotz guten Willens bereits nach allen Regeln der Kunst verkitscht. — Braune dagegen zeigt ganz sachlich das Berufsleben der unzähligen Tippfräuleins, das Einerlei der Arbeit, das Ausgenutztwerden in jeder Richtung, die bescheidenen Freuden. Ins Zentrum seines Romans stellt er die junge Erna Halbe, aus dem Industrienest Korbetha, eben nach Berlin verschlagen, in Stellung bei der Eisenverwertungs-G. m. b. H. Sie hat Herz, sie weiß, was sie will, steht un-

verbraucht dem Erlebnis der Großstadt und echter Kameradschaft offen; sie hat den Mut mit der Direktion einen trotz der triftigen Gründe aussichtslosen Streikkampf aufzunehmen, und sie besitzt die Gabe, dem bunten Dutzend ihrer Kolleginnen zum ersten Male den Begriff der Solidarität nahezubringen und sie für eine Zeit mitzureißen. Die Handlung ist gewiß auch bei diesem Roman etwas konstruiert, dagegen das Berliner Milieu ausgezeichnet getroffen, die Zeichnung einzelner Charaktere recht gut gelungen. Hier werden, vielleicht etwas unbedenklich vergröberte, Konsequenzen gezogen, die bei Anita Brück vermißt wurden; deshalb wirkt das Buch auch als einigermaßen echter „sozialer Roman" und wird in städtischen Büchereien viele Leser finden. J. Beer (Frankfurt a. M.).

Weigand, Wilhelm: Die Gärten Gottes. Roman. Berlin: Horen-Verlag 1930. 413 S. 5,50; Lw. 9,—.

Herausgeschält aus allem Beiwerk ist der Stoff Weigandscher Romane knapp. Hier geht ein alter Erzgauner, Schlemmer und Kunsthändler nach Waldbrand und allerlei Ereignissen des schönen Geschäftchens mit einem ehemaligen Fürstenbesitz verlustig und sein Gegner Erwin Büttner, der praktisch Volkswirtschaft betreibt, bekommt ihn billig für seine Siedlungspläne in die Hand. Menschlein werden glücklich, Stille sterben ihren stillen Tod und die Superklugen und Gerissenen sehen, daß das Leben auch für sie ein Loch hat. Weigand tut seine eigene Welt auf und wieder purzelt die Fülle seiner Käuzlein heraus, Männlein und Weiblein, ernsthafte und liebliche, mit schmunzelndem Humor, heiteren Weisheiten, stillen Erkenntnissen und „heiliger Kümmernis". In dem leichthinfließenden, behaglichen Erzählerton stören nur hin und wieder ein paar formelhafte Ausdrücke (z. B. das Smaragdgrün der Wiesen). Der in sich abgeschlossene Roman knüpft an zwei frühere an (1. Die Frankenthaler; 2. Die ewige Scholle; s. B. u. B. 1928, S. 281 f.). In dieser Trilogie verfolgt Weigand die Entwicklung seiner fränkischen Heimat von den Gründerjahren bis auf unsere Zeit und er kommt zu dem Schluß, daß in der Verwirklichung des Siedlungsgedankens die einzige Möglichkeit einer Sanierung des entwurzelten und entkräfteten Volkes liege. Weigand setzt sich mit seinen Beobachtungen und Erlebnissen auseinander und will damit nur zum Nachdenken über politische und soziale Fragen anregen. In der Problematik steht die Trilogie so, wie schon früher erwähnt, in der Nähe von Grimms „Volk ohne Raum". Was Grimm in herber, ernster und straffer Männlichkeit mit der Weite des Auslanddeutschen gestaltet, sagt Weigand in warmherziger Heimatversponnenheit. Jedem nicht zu ungeduldigen Leser, der noch Sinn für Lektüre hat, die lebendige, nicht ästhetisch destillierte Werte vermittelt, ist das Romanwerk zu empfehlen.

H. Stansch (Frankfurt a. O.).

Kleine Mitteilungen.

Carl Jungclaus †. Im Alter von 60 Jahren starb nach über fünfvierteljähriger schwerer Krankheit der Stadtbibliothekar Carl Jungclaus, Kiel. Er war zugleich der Leiter der Beratungsstelle für das volkstümliche Büchereiwesen in der Provinz Schleswig-Holstein. Über 25 Jahre war er in der Bücherei tätig, bis ihn eine schwere Erkrankung plötzlich von seiner Arbeit hinwegnahm. Er gehörte zu den Pionieren, die das mit viel Gestrüpp des Unverständnisses bestandene Gelände erschließen halfen. Es war ihm nicht vergönnt, seine Sache, an der er mit vorbildlicher Gewissenhaftigkeit und Hingabe hing, zu dem von ihm ersehnten Ziel zu bringen. Zahlreich waren die Vorschläge, die er in den letzten zehn Jahren ausarbeitete, um zu einer endgültigen Lösung der Volksbücherei für die Stadt Kiel zu kommen. Wohl mochte ihn manchmal Bitterkeit befallen, wenn er einen Plan nach dem andern wieder dahinschwinden sah, doch halfen ihm die Schlichtheit, Lauterkeit und Geradheit seines Charakters darüber hinweg. Konnte er so auch nicht ein weithin sichtbares Zeichen seiner Lebensarbeit hinstellen, so ging sie doch wegen seiner Persönlichkeit in die Tiefe. Davon ist der lebendigste Beweis die Freundschaft und Verehrung, die er in den Kreisen der nebenamtlichen Büchereileiter Schleswig-Holsteins und seiner engeren Mitarbeiter genoß. Er verkörperte geradezu den Begriff treuer Kollegialität und selbstloser Hilfsbereitschaft. Selber

aus gesundem Volks- und Bauerntum stammend, blieb er in seiner Person und in seinem beruflichen Wirken menschen- und wirklichkeitsnah. Die Heimat war ihm das Teuerste und war in ihm so lebendig, wie man es in der heutigen Generation selten noch findet. Seine Verdienste um niederdeutsche Kultur waren weithin bekannt. Früh beschäftigte ihn, den ehemaligen Lehrer, die Jugendschriftenfrage, jahrelang arbeitete er hier an erster Stelle mit. So war sein Leben, aus dem er in seiner bescheidenen, etwas stillen und schwerblütigen Weise nach außen hin wenig machte, ein solches der Fülle; Beruf und Menschlichkeit standen im Einklang und ergaben eine reine und starke Persönlichkeit, um welche alle trauern, die ihm durch Freundschaft und Zusammenarbeit verbunden waren. F. Schriewer.

Volkshochschulkursus. Im Rahmen der diesjährigen Kursarbeit findet im Volkshochschulheim auf dem Darß, Dr. Fritz Klatt, in Prerow an der Ostsee ein Kursus über „Bildende Kunst der Gegenwart" statt, geleitet von Hans Haffenrichter. Der Kursus will vor allen Dingen durch praktische Übungen in Malen und Zeichnen den Kursteilnehmern Einfühlung und Sicherheit im Beurteilen von Farbe und Form, Komposition und Inhaltswerte der Kunstwerke nahebringen (Vorkenntnisse sind nicht erforderlich). In den Arbeitsgemeinschaften des Nachmittags sollen an Hand ausgewählter Schriften moderne Kunstprobleme behandelt und zugleich Überblick über die wichtigste Kunstliteratur vermittelt werden. Abends finden eine Reihe von Lichtbildervorträgen statt, die an Beispielen eine Übersicht über das künstlerische Schaffen bis in die Gegenwart vermitteln und einen Einblick in die Entwicklung der künstlerischen Form und Gestaltungsgesetze der Kunst geben.

Der Kursus läuft vom 2.—20. Mai. Anfragen mit doppeltem Briefporto sind zu richten an das Sekretariat des Volkshochschulheims auf dem Darß, Dr. Fritz Klatt, Prerow an der Ostsee.

Verband Deutscher Volksbibliothekare. Jahresversammlung Braunschweig. Wir weisen noch einmal darauf hin, daß die Jahresversammlung vom 11. bis 14. Mai in Braunschweig stattfindet. Das endgiltige Programm liegt jetzt vor. Es wurde den Mitgliedern bereits zugestellt. Weitere Exemplare versendet die Geschäftsstelle (s. u.). Der Tagung ist trotz der schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse ein zahlreicher Besuch zu wünschen. — Notstandsaktion des VDV. Um das Büchereiwesen auch durch die gegenwärtige Wirtschaftskrise einigermaßen unversehrt hindurch zu führen, bereitet der Verband eine Notstandsaktion vor. Als erste Maßnahme ist in diesen Tagen ein Aufruf Hilfe für das deutsche Büchereiwesen an die Magistrate sämtlicher deutscher Gemeinden mit über 10 000 Einwohnern, sowie an die Regierungen des Reiches und der Länder und an die Presse versandt worden. Weitere Exemplare dieses Aufrufes, der zur Verteilung an Stadtverordnete, kulturell und sozial interessierte Freunde des Büchereiwesens geeignet ist, stehen zum Preise von 0,10 RM zur Verfügung. — Die Geschäftsstelle des Verbandes befindet sich zur Zeit Berlin-Wilmersdorf, Brandenburgische Straße 18 (Hirsch), da der Verband aus finanziellen Gründen sein Büro in der Brüderstraße aufgeben mußte.

Dienststunden. Der Verband Deutscher Volksbibliothekare E. V. gibt den Büchereien von folgendem interessanten Urteil Kenntnis: Ein städtischer wissenschaftlicher Hilfsarbeiter mit der Amtsbezeichnung „Hilfsbibliothekar" bei der Stadt Wiesbaden hat gegen die Stadt Klage eingereicht, weil von ihm 48 Bürostunden wöchentlich verlangt wurden. Er machte geltend, daß von ihm häusliche Tätigkeit im Interesse der Bibliothek (wissenschaftliche Weiterbildung, Überwachung der Literatur, Lektüre) verlangt werden, wofür ihm, wie es bei den staatlichen Bibliotheken üblich ist, zwei Dienststunden täglich in Anrechnung gebracht werden müßten. Durch Urteil des Oberlandesgerichts Frankfurt vom 20. 12. 28, das erfreulicherweise auch durch das Reichsgericht durch Urteil vom 1. November 1929 bestätigt worden ist (Entscheidungen des Reichsgerichts, Zivilsachen, Band 126, Seite 147 ff.) ist entschieden worden, daß die bei den staatlichen Bibliotheken übliche Bürostundenzahl von 36 Stunden auch für den Fall des Klägers gelten müsse, ihm also die häusliche Tätigkeit im Interesse der Bücherei angerechnet werden muß.

Offene Stellen. Kiel: Stadtbibliothekar.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. J. Beer, Frankfurt a. M., Stoltzestr. 18/24. Direktion der Städt. Volksbüchereien. — Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin.

Neuere Indianergeschichten.

Die älteren Indianergeschichten sind fast ausnahmslos von Cooper und seiner heroisch-romantischen Art, die Indianer zu sehen und darzustellen, beeinflußt. Ganz deutlich hebt sich von dieser schwärmerischen Indianerbegeisterung, die meistens etwas wirklichkeitsfremde Idealgestalten erschuf, die neuere Indianergeschichte ab, die einerseits gegenwartsnah und andererseits, wo es sich um die Darstellung von Kämpfen aus vergangenen Zeiten handelt, streng sachlich historische Ereignisse und historische Persönlichkeiten schildert oder die, um mit Gagern (Vorwort zu seinem „Grenzerbuch“) zu sprechen, „aus der romantischen Urwalddämmerung der unsterblichen Lederstrumpfgeschichten hinausführt ins offene Licht historischer Wirklichkeit“. Die Indianergeschichte verliert zwar dadurch etwas von ihrem romantischen Zauberreiz, bleibt aber doch so handlungs- und spannungsreich, daß jugendliche und ältere Abenteuerleser weiterhin gerne nach ihr greifen werden.

Häuptling Langspeer. Eine Selbstdarstellung des letzten Indianers. Ill. Leipzig: List 1929. 268 S. Lw. 10,—.

Eine sehr interessante und spannende Darstellung aus dem wirklichen Indianerleben. Die Kämpfe gegen feindliche Indianerstämme, gegen die Weißen, das Streifen durch die weite Prärie, die Jagd auf wilde Pferde, Büffel und anderes jagdbares Wild, das Lagerleben mit seinen Tänzen und sonstigen Unterhaltungen, alles das ist so lebendig erzählt und vermittelt einen so anschaulichen Eindruck von dem Indianerleben, wie es wirklich war, daß dies Buch trotz seines hohen Preises unbedingt empfohlen werden kann.

Nicht die gleiche Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung besitzt ein anderes Erinnerungsbuch eines alten Indianers, das deswegen auch erst in zweiter Linie zur Anschaffung empfohlen werden kann:

White Horse Eagle: Wir Indianer. Erinnerungen des letzten großen Häuptlings. Eingel. und bearb. von Edgar v. Schmidt-Pauli. Berlin: Verlag für Kulturpolitik 1929. 200 S. Lw. 9,—.

Ein Lebensbild aus der Zeit der vergeblichen Kämpfe der Indianer Nordamerikas gegen die immer weiter vordringenden Weißen. Eine erschütternde Darstellung von dem allmählichen Untergang der stolzen roten Rasse, ein Denkmal ewiger Schande für die „Bleichgesichter“. Keine Lektüre für sensationshungrige Abenteuerleser, sondern sachliche Darstellung historischer Ereignisse ohne romantische Schönfärberei. In der Hauptsache ein Buch für ältere Leser.

Skinner, Const. L.: Der Weiße Häuptling. Köln: Schaffstein. 214 S. Lw. 5,50.

Eine bunte, abenteuerreiche Indianergeschichte, wirklichen Ereignissen nacherzählt. Ein wohl zu empfehlendes Jugendbuch.

Steuben, Fritz: Der fliegende Pfeil. Eine Erzählung aus dem Leben Tecumsehs, alten Quellen nacherzählt. Ill. Stuttgart: Franckh. 157 S. Lw. 4,80.

—: Der rote Sturm. Eine Erzählung aus den ersten Indianerkriegen, alten Quellen nacherzählt. Ebenda. Etwa 160 S. Hlw. etwa 4,80. (Erscheint im Herbst 1931.)

Zwei Indianergeschichten, die frei sind von falscher Romantik und Sentimentalität und die Ereignisse aus der Zeit der heldenhaften Kämpfe der roten Rasse gegen die Weißen um ihre freie Prärie so schildern, wie sie sich historisch abgespielt haben. Zwei handlungsreiche, interessante Bücher mit vielen Bildern, die teils den Gang der Handlung illustrieren, teils ohne unmittelbar zum Text zu gehören, einen Eindruck indianischer Kultur vermitteln.

Strauß, Fritz: Tah-gah-ju-tah, der „Rote Logan". Historischer Roman aus den indianischen Freiheitskriegen. Stuttgart: Loewe. 128 S. Lw. 3,80.

Ein völlig unsentimentales Indianerbuch, das von dem großen Irokesenhäuptling Tah-gah-ju-tah erzählt, der zuerst ein Freund der Weißen war, dann aber, nachdem ihm schweres Unrecht geschehen, zu ihrem erbittertsten Feinde wurde. Ein spannendes Buch, besonders für jugendliche Abenteuerleser.

R. Kock (Schneidemühl).

Baker, Olaf: Der staubige Stern. Ein Indianer- und Wolfsroman. Leipzig: Grethlein. Lw. 5,—.

Ein spannendes und buntfarbiges, sowohl für erwachsene, als auch jugendliche Leser geeignetes Buch. Es erzählt von der Jugend eines Indianers, der auf der Flucht vor Feinden in der Einöde der Carbuna die treue Anhänglichkeit des wilden Tieres, des Wolfs Kiopo, und seine vom Instinkt geleitete Weisheit kennen und sich nutzbar machen lernt. Elisabeth Rall (Schneidemühl).

Baker, Olaf: Der Sohn des Donners. Ein Indianer- und Silberlöwenroman. Leipzig: Grethlein. 307 S. Lw. 5,50.

Die Indianerin Katoya, eine in ihrem Stamme mächtige „Medizinmacherin" rettet ihren heranwachsenden Enkel vor der Vernichtung weißer und farbiger Feinde in die unendliche Wald- und Wasserwildnis im Westen Nordamerikas. Es wird recht anziehend erzählt, wie die tausendfältige, an Gefahren und Abenteuern reiche, unberührte Natur im Knaben die ererbten Fähigkeiten seiner Rasse zu höchster Sinnenschärfe, Ausdauer und Instinktsicherheit entwickelt und ihn lehrt, in den Tieren der Wildnis seine natürlichen Freunde und Feinde zu erkennen. Das nicht schwer lesbare Buch enthält neben vorzüglichen Schilderungen aus der Tierwelt eine Anzahl spannender Begebenheiten aus dem Leben der Rothäute und kann jedem empfohlen werden, der gerne Indianergeschichten liest.

Elisabeth Rall (Schneidemühl).

London, Jack: In den Wäldern des Nordens. Berlin: Universitas 1926. 259 S. Lw. 4,80.

Zehn Geschichten von den bis in die Wälder an den Küsten des Polarmeeres zurückgedrängten Indianerstämmen, in denen die Eigenart der Lebensweise und des Aberglaubens dieses hochinteressanten aussterbenden Volkes lebendigsten Ausdruck gewinnt. W. Möhring (Königsberg i. P.)

Für Dorfbüchereien kommen zur Anschaffung nicht in Betracht:

Gagern, Friedrich von: Das Grenzerbuch. Von Pfadfindern, Häuptlingen und Lederstrumpfen.

—: Der tote Mann. Roman der roten Rasse.

Das erste Buch setzt nach Haltung und Darstellung einen recht geschulten Leser (mit höherer Schulbildung) voraus. Das zweite steht zwar recht erheblich über den üblichen Indianergeschichten, ist aber teilweise in seiner Sprache so maniriert und so gewollt „indianisch", daß von einer Anschaffung besser abgesehen wird.

R. Kock (Schneidemühl).

Kriegsbücher.

Bröger, Karl: Bunker 17. Jena: Diederichs. 186 S. Lw. 4,20.

Wharton, James B.: U.S.A. an der Front. Eine amerikanische Korporalschaft im Kriege. Luzern: Montanaverlag. 288 S. Lw. 6,—.

Dorgelès, Roland: Die hölzernen Kreuze. Ebenda. 354 S. Lw. 7,—.

Dwinger, Edwin Erich: Die Armee hinter Stacheldraht. Das sibirische Tagebuch. Jena: Diederichs. 306 S. Lw. 6,80.

Beumelburg, Werner: Sperrfeuer um Deutschland. Oldenburg: Stalling. 542 S. Lw. 6,50.

Verhältnismäßig einfach sind Brögers „Bunker 17" und Wharton „U.S.A. an der Front" zu lesen. „Bunker 17" ist eine Einzelepisode aus den schwersten Zeiten des Stellungskrieges in Flandern, die ergreifend, schlicht und wahr erzählte „Geschichte einer Kameradschaft", der Kampf um einen deutschen Betonbunker im Trichterfeld, der zuletzt alle Kameraden bis auf den Unteroffizier, der als einziger entkommt, unter sich begräbt. Auch reifere Jugendliche können Bröger schon lesen. Whartons Buch gibt einen anschaulichen Ausschnitt aus dem Leben und Kämpfen der amerikanischen Truppen aus dem letzten Halbjahr des Krieges, mit kräftiger, packender, mitunter recht ungeschminkter Wiedergabe der Welt des einfachen Soldaten, seiner Leiden und Freuden, der Freuden besonders der Etappe und in Paris. Man hat diesen amerikanischen Soldaten durch romantische Schönfärbereien des Krieges, durch üble Hetze gegen die deutschen „Hunnen" und durch vage Versprechungen in den Krieg hineingetrieben, Stimmungen, die schon in den ersten Tagen an der Front sich in grausame Nüchternheit verwandeln. Auch dem deutschen Gegner sucht das Buch gerecht zu werden. Dorgelés Roman erinnert in seiner ungewöhnlich starken und erschütternden Darstellung an das „Feuer" von Barbusse. Auch bei Dorgelès wird das Kriegserlebnis einer geschlossenen Gemeinschaft, einer Korporalschaft, äußerst leidenschaftlich, schonungslos und mit glänzender Menschenkenntnis fein psychologisch dargestellt. Aber das pazifistische Wollen Barbusses fehlt Dorgelès. Denn trotz allen Kriegsüberdrusses glaubt Dorgelès doch nicht daran, daß vorläufig die Kriege aufhören. Antideutsch gesonnen ist er nicht. Dorgelès wird zwar schon in größeren ländlichen Büchereien Leser finden. Die Leser müssen aber gut und aufmerksam folgen können, da die Darstellung große Stimmungsfeinheiten enthält und auch sonst nicht sehr leicht ist. Wirkungsvoller als die vorhergehenden Bücher ist aber wohl Dwingers „Armee hinter Stacheldraht". Es ist der beste Kriegsgefangenenroman, den wir bisher besitzen. Es ist ein ungeschminkter, aber ehrlicher und von tiefstem Mitgefühl mit den Leidensgenossen erfüllter Bericht des Verfassers, der auf dem Vormarsch 1915 in russische Gefangenschaft geriet, eine erschütternde Kunde von dem namenlosen Elend, dem Hunderttausende deutscher und österreichischer Kriegsgefangener ausgesetzt waren. Schlimmer noch als die oft brutale Bedrückung durch die Aufseher waren die seelischen Leiden der gefangenen Soldaten: Langeweile, Stumpfsinn, Heimweh, Haß, Gereiztheit gegen die eigenen Schicksalsgenossen und besonders auch die Verwirrungen erotischer Bedrängnis. — Beumelburgs „Sperrfeuer um Deutschland" ist kein Roman, sondern eine Darstellung des Krieges, besonders der militärischen Ereignisse. Spannend wie ein Roman ist allerdings die glänzende Darstellung des ungeheueren tragischen Heroismus des deutschen Feldheeres. Einige Schlachtenschilderungen gehören zu den hinreißendsten Schlachtenbildern aus dem Weltkriege. Allerdings darf nicht übersehen werden,

daß der Verfasser politisch rechts steht, was zuweilen bei der Darstellung, besonders bei der Wiedergabe politischer Vorgänge, einem feineren Ohre vernehmbar wird. W. Schröder (Allenstein).

Fremdes Volkstum.

In nachfolgenden Erzählungen schildern Dichter fremder Herkunft das Leben und die Sinnesart ihres eigenen Volkes, wie es durch Rasse, Schicksal und äußere Lebensumstände bestimmt und in der Arbeit am heimatlichen Boden oder im Kampf ums Dasein geprägt wurde. Es ist jedesmal eine große (reiche, herbe oder gewaltsame) Natur, die dem eingeborenen Menschen seine Lebensaufgabe stellt, und die er zwischen Menschengemeinschaft und Naturbezwingung so löst, wie es ihm sein Blut rassenmäßig vorschreibt. Der in unmittelbarer Berührung mit der Natur lebende Mensch hat die kraftvollste Art, sein Volkstum darzustellen.

Auch die Formgebung der Erzählungen entspricht dem jeweiligen Volkscharakter. Gemeinsam ist allen der mehr oder weniger starke volkstümliche Ton, die bunte Lebendigkeit und ursprüngliche Natürlichkeit der Gestalten.

Wast, Hugo: In der Steinwüste. Berlin: Verlag der Germania A.-G. 1928. 243 S. Lw. 4,50.

Überaus wohlgelungen, leicht lesbar und lebendig schildert dieser Roman aus der argentinischen Sierra das spanisch-argentinische Bergvolk als Gauchos, Landarbeiter, Räuber und Viehzüchter in ihrer gemächlich faulen Lebensweise, ihrem südländischen Temperament, ihrer intensiven und unbeschwerten Freude am Dasein und ihrer dennoch großen körperlichen und seelischen Widerstandskraft gegenüber der trostlosen Öde und den gewaltsamen Naturerscheinungen der unwirtlichen Hochebene. — Das Buch zeigt den Südländer in seiner ungebrochenen naturnahen Art und eignet sich, weil auch recht spannend erzählt, für alle erwachsenen Leser der Dorfbücherei. Elisabeth Rall (Schneidemühl).

Gogol, Nikolaus: Taras Bulba, der Kosakenhetman. Leipzig: Reclams Universalbibliothek. Brosch. 0,80; Lw. 1,20.

Diese mit vollendeter Kunst, volkstümlich und schlicht geschriebene Erzählung veranschaulicht aufs beste des freien und gestählten kosakischen Reitervolks urwüchsiges Leben, wie es die unendliche Weite der südrussischen Steppe, die ständige Waffenbereitschaft und ungestüme Angriffslust gegenüber den Tataren und Türken des Schwarzmeergebietes und das geräuschvolle, an Lust oft überschäumende Zusammenleben im kosakischen Kriegslager an den Stromschnellen des Dniepr schuf. Es wird erzählt, wie der Kampf bis zur Verwegenheit das Lebenselement dieser großartig-herrischen, oft ungezügelten Volksnaturen ist, die dennoch die Züge eines edlen, gehärteten und bewährten slawischen Volkstums tragen. — Das Buch kann allen jugendlichen und erwachsenen männlichen Lesern ländlicher Büchereien empfohlen werden. Elisabeth Rall (Schneidemühl).

Linnankoski: Die Flüchtlinge. Dresden: Minden 1922. 125 S. Lw. 3,15.

Das bedächtige, nach innen gewandte Wesen des finnischen Landvolkes unserer Zeit und insbesondere die Verschiedenheit in Charakter und Temperament der ost- und westfinnischen Bauern wird in diesem Roman einzigartig und eindrucksvoll geschildert. Um einer öffentlichen Schande im heimatlichen Dorfe zu entgehen, siedelt die Familie des Bauern Keskitals in eine andere Gegend des Landes über und erlebt dort, wie ihr dort Heimatrecht zuteil wird und echte Menschlichkeit alles geschehene Unrecht sühnt. — Das Buch wird besonders älteren Lesern der Dorfbücherei viel zu geben haben. Elisabeth Rall (Schneidemühl).

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten außerschulmäßigen Bildungsmittel

Jahrgang 11 1931 Heft 3

Die Buchbesprechung.

Von Dr. Johannes Beer.

„Sich zum Richter über das aufschwingen zu wollen, was dem Menschen vom Geistesgut heilsam und verderblich ist, das ist ein Amt, zu dem sich heute zur Zeit der Volksbildung zu viele berufen fühlen und zu wenige auserwählt sind. Bescheidene Zurückhaltung, immer erneute Versenkung in die Literatur, unverdrossenes Ringen mit den geistigen Mächten der Gegenwart, um an der eigenen Seele ihre Macht zu erproben, das ist bei größter Aufgeschlossenheit für alle Werte die erste Bedingung, dann das Erproben des innerlich Erfahrenen an den Menschen, denen unsere Arbeit gilt, — um darauf immer wieder von neuem zu beginnen." W. Schuster. 1929.

In der letzten Zeit ist die Frage nach dem Sinn der literarischen Kritik von verschiedenen Seiten und mit sehr verschiedenen Ansprüchen lebhaft diskutiert worden. Es ist dabei manches harte Urteil über die mangelnde Verwirklichung berechtigter Ansprüche gefallen, ja, es hat sich gezeigt, daß selbst bescheidene Mindestforderungen in der Regel nicht erfüllt werden. Die Diskussion ist wesentlich befruchtet worden durch den scharfen und sehr einseitigen Angriff Borchardts [1]), mit dem insbesondere Rang [2]) sich auseinander gesetzt hat. Ferner haben mehrere kulturpolitische Zeitschriften verantwortungsbewußten Mitarbeitern Gelegenheit gegeben, ihre Meinung unzweideutig auszusprechen; so sind die Kritiker Fechter [3]) und von Einsiedel [4]) in der Tat zu Worte gekommen, Alverdes [5]) hat im Kunstwart die Frage aufgegriffen, der Dichter Hermann Hesse [6]) hat sich in der Neuen Rundschau geäußert. In bewußter Beschränkung haben katholische Kritiker eine Antwort im Sinne

---

1) Borchardt, Rudolf: Die Aufgaben der Zeit gegenüber der Literatur. Bremen: von Halem 1929. 64 S. — Ders.: Polemik gegen Paul Ernst und den Jungbuchhändler-Rundbrief. In: Der Ring, 3. Jg. 1930, S. 537 ff.

2) Rang, Bernhard: Literarische Kritik von gestern, heute und morgen. In: Buch der Zeit, Kritik der Zeit, Volk der Zeit. Auseinandersetzung mit Rudolf Borchardt. Jungbuchhändler-Rundbrief Nr. 16. 1930. Berlin NW 7: Bott. S. 32ff.

3) Fechter, Paul: Die Aufgaben der Buchkritik. In: Die Tat. 22. Jg. 1930, S. 207 ff. Nachdruck: Hefte für Büchereiwesen 15. Bd 1931, S. 1 ff.

4) Einsiedel, Wolfgang von: Kritiker in Spiritus. Ein Vortrag mit Demonstrationen. In: Die Tat. 22. Jg. 1930, S. 692 ff.

5) Alverdes, Paul: Bemerkungen zur Buchkritik in Deutschland. In: Kunstwart 43. Jg. 1929, S. 145 ff.

6) Hesse, Hermann: Notizen zum Thema Dichtung und Kritik. In: Die Neue Rundschau 1930, S. 761 ff.

ihrer Weltanschauung gesucht [7]). Eine willkommene Beispielsammlung für die Erörterung der Grundfragen hat Goldschmit [8]) geboten.

I.

Goldschmit hat in seinem Buch nicht nur eine ergötzliche und zugleich sehr nachdenklich stimmende Quellensammlung von Fehlurteilen der Mit- und Nachwelt über die bedeutendsten Werke der Weltliteratur, von Walther von der Vogelweide bis zu Thomas Mann, geboten, die durch manches noch schlagendere Beispiel ergänzt werden könnte, er führt nicht nur einige grundsätzliche Äußerungen anderer zur Frage der Kritik an, sondern er versucht auch, in einer Einleitung das Wesen und den Sinn der literarischen Kritik zu bestimmen: „Kritik bedeutet über das naive Genießen hinaus das Bemühen, klar zu werden über die Bedeutung eines Werkes und seines Schöpfers für uns selbst, für unsere Zeit und für die Zukunft." Er sieht also das Wesen der Kritik nicht in der Betrachtung und Beurteilung des Werkes an sich, sondern er fordert damit die Klarstellung der Beziehung zum gegenwärtigen und zukünftigen Geistesleben. Er verlangt vom Kritiker, daß er drei „Visionen" besitzen müsse, nämlich s e i n e Vision des Werkes des schöpferischen Künstlers (bzw. eines anderen Werkes, das vom Kritiker als besser oder schlechter gefühlt wird); ferner muß er die Fähigkeit besitzen, die Vision hervorzuzaubern, die d e n D i c h t e r zur Schöpfung führte, er muß sich also der Vision des Dichters bemächtigen können; endlich muß er visionär Urteil, Standort und Bedürfnis kommender Geschlechter voraussehen, ahnen und gestalten. Goldschmit betont, daß noch immer Charakter und Herz des Urteilenden (als Führer einer künstlerisch empfindenden, unbestechlichen und verantwortungsvollen Persönlichkeit) die besten Korrektoren der Fehlurteile waren; und er weist darauf hin, daß Mangel an Ehrfurcht ebenso zu Fehlurteilen führt, wie hemmungslose Begeisterung vor schöpferischer Leistung modische Anbetung hervorruft, wenn die regulierende Kraft der drei Visionen fehlt. Ausdrücklich wird die Herdersche Forderung, den Künstler nnd sein Werk nicht zu werten, sondern sich mit der Deutung des Wollens, des Gehaltes und der Form zu begnügen, als nicht ausreichend abgewiesen. Für die Wirkung und den Einfluß der Kritik wird, als etwas Selbstverständliches, neben der Bedeutung des Kritikers die Verbreitung des publizistischen Organs als maßgebend angesehen.

Es ist ersichtlich, daß die Darstellung Goldschmits sich mit allgemeinen, etwas unbestimmten, wenn auch wertvollen Andeutungen begnügt. Die heutigen Aufgaben der Buchkritik behandelt konkreter Fechter. Er geht aus von der unübersehbaren Masse der jährlichen Produktion [9]). Er

[7]) Keckeis, Gustav: Die katholische Kritik und die Zeitlage. In: Literarischer Handweiser 66. Jg. 1929/30, Sp. 861 ff. — Gießler, Rupert: Das Problem der literarischen Kritik. In: Das neue Reich 12. Jg. 1930, S. 514 f. Teilw. Nachdr. in: Die Bücherwelt 27. Jg. 1930, S. 206 ff.

[8]) Der kluge Zeitgenosse. Aus dem Irrgarten der deutschen Kritik. Hrsg. von R. K. Goldschmit. Heidelberg: Kampmann 1930. 219 S.

[9]) Vgl. Thomas, Hans: Das Chaos der Bücher. In: Die Tat 22. Jg. 1930, S. 669 ff.

sieht die Hauptgefahr für eine ernsthafte und fruchtbare Kritik, immer angesichts der tatsächlichen Verhältnisse, darin, daß im Gegensatz zu anderen Zweigen unseres geistigen Lebens (Theater, Musik) fast alle Zeitschriften und Zeitungen für das Gebiet der literarischen Kritik den nötigen Raum und die nötige Arbeitskraft nicht zur Verfügung haben. „Am Ende seines Leidensweges ersäuft der unglückliche Redakteur noch einmal unter der Masse: Zuerst bringen ihn die Bücher selber um; am Ende tun die Bücherreferate das gleiche". Fechter hält demgegenüber die Forderung möglichster Vollständigkeit und Aktualität für unerfüllbar. Er sieht einen Weg aus dem Chaos darin, daß die Tageskritik Aktualität durch Qualität korrigieren lernt, sodaß sich ein Zeitbild und kein Tagesbild ergibt. Eine Vertiefung der Grundhaltung der Kritik hält er für notwendig; diese darf nicht bloß Referat, Berichterstattung sein, sie muß wieder kämpferische Auseinandersetzung werden; sie darf ferner nicht vom nur Ästhetischen und Literarischen ausgehen, sondern von den Bedürfnissen des Lebens. Insofern ist auch die Fixierung der Gestalt des Autors und des Platzes in der Welt, auf dem er steht, von entscheidender Bedeutung. Damit ist die direkte Auseinandersetzung von Autor und Kritiker gefordert, die Auseinandersetzung von Mensch zu Mensch. Und damit ist der Kritiker als verantwortungsbewußter Führer gefordert.

Hat schon Fechter, ebenso übrigens auch Borchardt, angedeutet, daß im Zeitschriften- und Zeitungsbetrieb derartige Führer als Mittler zum Geist fehlen, so wird das mit beißender Ironie noch einmal von von Einsiedel dargetan, der die ganze Menagerie des heutigen Kritikerstandes in ihren Hauptvertretern vorführt: die „ewigen Jünglinge", die „Männlein mit dem Riecher", die „gußeisern Voreingenommenen" jeglicher Observanz (sei es weltanschaulich, politisch, intellektuell; auch die „Bodenständigen", die „Weihevollen", die „Komplexschnüffler" rechnet er hierher) usw. usw. bis zu dem „Kollegen des Autors" und zum „Kritiker X", jenem Heer der Nachschwätzer. Die Arbeit von Einsiedels ist nicht frei von (gewollten) Übersteigerungen und zeigt eine gewisse Lieblosigkeit der Betrachtungsweise. Trotzdem muß zugegeben werden, daß selten mit solcher Hellsichtigkeit (offenbar auch selten aus solch naher Vertrautheit mit dem Objekt) die hervorstechendsten Fehlleistungen der literarischen Tageskritik charakterisiert sind.

In ähnlicher Richtung bewegt sich ein Beitrag von Kornfeld[10]), der an dem Beispiel verschiedener Besprechungen eines Romans von Hemingway die Ahnungslosigkeit und Verantwortungslosigkeit der Tageskritik nachweist.

Mit dem gleichen Unwesen befaßte sich früher schon Alverdes. Die kritische Arbeit einiger großer Tageszeitungen läßt er als wichtig und verantwortungsbewußt gelten. Im übrigen aber, so meint er, wird die Buchproduktion (im Gegensatz zur Kritik an bildender Kunst, was zu bezweifeln wäre) von „Auch-Rezensenten" angezeigt, die sich mit ihrem

---

10) Kornfeld, Paul: Die Buchkritik. Im „Tagebuch", 10. Jg. 1929, S. 562 ff. Nachdr. Hefte für Büchereiwesen 13. Bd, 1929, S. 320 ff.

Gewäsch an Autor und Publikum vergeben. Und zwar aus eigener Meinung, nicht etwa aus Käuflichkeit. Er hält dafür, daß mit einer klaren Scheidung von „Schreiberei", „Schriftstellerei" und „Dichtung" viel gewonnen werden könnte, und er versucht eine Definition dieser Begriffe, die etwas vage bleibt. Er warnt vor der Überschätzung der Schriftstellerei und verlangt kategorisch die Abschaffung des Rezensentenunwesens, für jedes große Blatt die Anstellung eines Hauptrezensenten (vgl. Fechter) und ganz besonders das strikte Verbot des Nachdrucks von Waschzetteln.

Die katholischen Beiträge zu unserer Frage von Keckeis und Gießler (der in der „Bücherwelt" von J. Hachmann kommentiert wird), decken sich in der Forderung, daß die katholische Weltanschauung den absoluten Maßstab für die Kritik abgeben müsse; der Primat des Geistes vor dem Stoff wird verlangt. Keckeis findet es bedenklich, daß die Kritik, vornehmlich in Deutschland, die ursprüngliche ästhetische Aufgabe in eine soziologische verwandelt habe; denn die Gemeinschaftsnatur des Menschen mit ihren soziologischen Beziehungen und Pflichten erkläre nicht das Wachstum der Persönlichkeit und reiche zur Deutung der Künstlerpersönlichkeit niemals aus. „Die soziologische Kritik geht dem Gefälle nach und den literarischen Niederungen entgegen. Sie schickt die Dichtung in die Einsiedlerwüste und verschafft der schöngeistigen Auch-Literatur, die möglichst viele Zeitgenossen „angehen" will, zum (!) Erfolg." Die Voreingenommenheit dieser Urteilsweise springt in die Augen. Als ob jede „soziologische" Kritik von sich aus die Betrachtung der „Dichtung" ausschließen müßte und. sich nur der „Auch-Literatur" zuwenden könnte! Als ob jede soziololische Kritik so einseitig sein müßte wie ihr Gegenteil, das Keckeis fordert! Im einzelnen geißelt es Keckeis, daß sich, aus Sensationsbedürfnis, alle Rezensenten auf Werke werfen, die ohnehin viel besprochen werden; und er glossiert die „morgendlichen" Bestrebungen allzu junger Kritiker.

Am einsichtigsten und für den Volksbibliothekar am aufschlußreichsten ist der lebendige und liebevolle Beitrag Hermann Hesses. Eine seiner ersten Feststellungen ist für uns nicht besonders ermutigend, wenn er meint, daß der Mangel an guter Kritik für das Volk kaum einen Schaden bedeuten könne, weil dieses sowieso interesselos sei, daß vielmehr vor allem der Dichter darunter zu leiden habe. Ist dieser Standpunkt bei der vorsichtigen Formulierung, die Hesse wählt, an sich schon verständlich, so bekommt er ein umso erheblicheres Gewicht, wenn Hesse die Erwartung des Dichters an den Kritiker folgendermaßen formuliert: „Jeder wirkliche Dichter freut sich über jeden wirklichen Kritiker — nicht, weil er viel für seine Kunst bei ihm lernen könnte, denn das kann er nicht[11]), aber weil es ihm eine höchst wichtige Aufklärung und Korrektur bedeutet, sich und seine Arbeit sachlich in die Bilanz seiner Nation und

[11]) Damit gibt also Hesse Nietzsche unrecht, der meint: „Alle gute Kritik heißt Bessermachen; deshalb ist bessermachen-können unerläßliche Bedingung für den Kritiker" und stellt sich auf Seiten Bismarcks, der im Reichstag 1884 feststellte: „Man kann ein scharfer Kritiker sein und doch kein Künstler; und selbst der Meister aller Kritiker, Lessing, würde nie unternommen haben, einen Laokoon zu machen."

Kultur, in den Austausch der Begabungen und Leistungen eingereiht zu sehen, statt mit seinem Tun unverstanden (einerlei ob über- oder unterschätzt) in einer lähmenden Unwirklichkeit zu schweben." Damit ist der Kritik eine Bedeutung zugewiesen, auf die sie mit Fug und Recht stolz sein kann[12]). Es ist Hesse aber auch gelungen, die Merkmale des echten Kritikers schärfer und eindeutiger hervorzuheben, als es gemeinhin geschieht: „An zwei wichtigen Merkmalen erkennt man den echten Kritiker: Erstens schreibt er gut und lebendig, er steht mit seiner Sprache auf du und du, er mißbraucht sie nicht. Zweitens hat er das Bedürfnis und Bestreben, zwar keineswegs seine Subjektivität, seine individuelle Art zu unterdrücken, wohl aber sie so klar zur Darstellung zu bringen, daß der Leser eben diese Subjektivität benützen kann, wie man ein Metermaß benützt: Ohne die subjektiven Maßstäbe und Vorlieben des Kritikers zu teilen, weiß dann der Leser aus den Reaktionen des Kritikers leicht die objektiven Werte abzulesen." Für einen geborenen Kritiker hält er überhaupt nur den, „der nicht aus Fleiß oder Gelehrsamkeit, aus Emsigkeit und Bemühung, auch nicht aus Parteigeist oder aus Eitelkeit oder Bosheit den ersten Antrieb zu einer kritischen Leistung nimmt, sondern aus Begnadung, aus angeborenem Scharfsinn, angeborener analytischer Denkkraft, aus ernster kultureller Verantwortung." Eine besondere Warnung spricht Hesse noch aus: vor der „Psychologie der Halbgebildeten", jener Dilettantenanalyse, die geschäftig bei ihrer Dichtungsdeuterei eine gewisse Wissenschaftlichkeit vortäuscht.

Auf Borchardts eigenwillige und sehr temperamentvolle Stellungnahme zur Tageskritik hat Rang bereits teils zustimmend, teils einschränkend, teils ablehnend, geantwortet. In seinem für einen weiteren Kreis bestimmten Aufsatz kommt die volksbibliothekarische Praxis als Quelle der Erfahrung und als Ausgangspunkt theoretischer Überlegungen bereits deutlich zu ihrem Rechte. Rang schränkt die Borchardtsche hemmungslos abfällige Kritik an der üblichen Buchrezension insofern ein, als er auf die von Borchardt übergangene und erheblich positiver zu bewertende Literaturkritik in Essayform hinweist. Die Fragwürdigkeit der Literaturgeschichten als kritischer Quellen will auch er nicht bestreiten. Die Bewertung und Charakterisierung Schöner Literatur durch die Literaturwissenschaft ist häufig einseitig bestimmt durch die besondere wissenschaftliche Fragestellung[13]); aufschlußreich im weiteren Sinne ist vor allem jene bisher kaum hervorgetretene Richtung der Literaturwissenschaft, die die Lehrmeinung und die Forschungsergebnisse der Soziologie zur Grundlage ihres Urteils macht.

---

[12]) Ich sehe im Gegensatz zu Rang in dieser Formulierung Hesses die Lösung eines Zwiespalts: auf diese Weise nämlich dient die Kritik dem Leben und dem Dichter, sie braucht nicht „bewußt auf das Richteramt dem Dichter gegenüber zu verzichten".

[13]) Vgl. auch Benda, Oskar: Der gegenwärtige Stand der deutschen Literaturwissenschaft. Eine erste Einführung in ihre Problemlage. Wien 1928; vor allem aber F. Schriewer in seinem Aufsatz „Betrachtungen zur Literaturkritik und Literatur vom Standpunkt eines „Volks"bibliothekars" (= 6. Beiheft zur B. u. B. S. 8 ff.).

II.

Das ergibt, alles in allem genommen, ein wenig ermutigendes Bild. Denn alle klaren und begründeten Forderungen, die in diesen Arbeiten erhoben werden, sind nur zu einem verschwindenden Teile verwirklicht. Gewiß ist eine pharisäerhafte Negierung jeder positiven Leistung der Tageskritik nicht am Platze[14]). Aber sie ist vereinzelt; und hier liegt ferner, wie Rang sehr richtig gezeigt hat, in der Regel der Mangel vor, daß diese Zeitungen und Zeitschriften nicht wissen, für wen sie schreiben, und daß sie deshalb sich in dem aussichtslosen Bemühen erschöpfen, für alle etwas zu bieten. Dadurch kommt letzten Endes niemand zu seinem Recht[15]). Von allen Seiten wird überdies einstimmig darauf hingewiesen, daß die Buchkritik infolge der untergeordneten Rolle, die sie sehr zu Unrecht spielt, häufig jenen Neulingen und Vielschreibern überlassen bleibe, die für ihr Besprechungsstück ihre Meinung über Gott und die Welt bereitwilligst zum besten geben.

In all den genannten Arbeiten ist endlich noch nicht mit der genügenden Deutlichkeit betont, daß die literarischen Zeitschriften (ebenso wie die Zeitungen), in den Händen einer Machtgruppe, eines Konzerns, eines Verlegers, eine weltanschaulich, ja sogar oft eine kommerziell bestimmte Marschroute für ihren Stab von Kritikern vorschreiben, der diese mehr oder weniger willig sich fügen.

Aus allen diesen Gründen kann die gesamte literarische Kritik der Gegenwart für die volksbibliothekarische Praxis eine verläßliche Berufshilfe und wesentliche Entlastung nicht bedeuten. Daher haben wir den Besprechungsteil unserer Fachzeitschriften ausgebildet, daher hat die „B. u. B." von den ersten Anfängen an auf den sorgfältigen Ausbau eines umfangreichen Besprechungsteils den größten Wert gelegt. Doch hat ein Volksbüchereipraktiker das bisherige Ergebnis der Überlegungen zur Frage der literarischen Kritik in seiner Nutzanwendung für die Volksbüchereiarbeit im engeren Sinne noch nicht dargestellt. Daß diese Nutzanwendung kommen müsse, ist unlängst von der Schriftleitung der „Hefte für Büchereiwesen"[16]) betont worden, doch hat diese sich zunächst auf eine Bibliographie der Literatur jüngster Zeit beschränkt und sich mit zwei Nachdrucken von einschlägigen Aufsätzen[17]) begnügt, in denen die Darstellung der Situation bzw. eine allgemeine Beantwortung der Frage, nicht prakische, für die Volksbücherei verwendbare Folgerungen versucht werden.

Wenn mit dem Folgenden darauf verzichtet wird, die „stärkere theoretische und praktische Klärung" der Frage abzuwarten, wenn eine Ant-

---

[14]) Vgl. z. B. die wertvollen Beiträge im Literaturblatt der Frankfurter Zeitung unter der Rubrik „Wie sieht unsere Zeitliteratur aus?", etwa die sehr einsichtige Besprechung von Otto Zareks Roman „Begierde", 63. Jg. Nr. 33 (17. August 1930) durch S. Kracauer oder Emanuel bin Gorions Beitrag: Von Erfolg zu „Erfolg" über „1000 neue Seiten Feuchtwanger", eb. 63. Jg. Nr. 41 (12. Oktober 1930).

[15]) Daß dies für die weltanschaulich gebundenen Zeitschriften nur eingeschränkt Gültigkeit hat, versteht sich von selbst.

[16]) 15. Bd 1931, S. 9 ff.

[17]) Fechter a. a. O. und Kornfeld a. a. O.

wort für die Praxis der Volksbüchereiarbeit angedeutet wird, so geschieht es aus der Überlegung, daß gerade der Augenblick eine klare Stellungnahme dringend erfordert. Da wir heute wie kaum je darauf angewiesen sind, unsere geringen Geldmittel für den Bestandsaufbau möglichst zweckmäßig zu verwenden, bedarf die Forderung nach einer unseren Zwecken entsprechenden Rezension möglichst baldiger Erfüllung. Ferner war die Überzeugung maßgebend, daß im Grundsätzlichen die nötige Einhelligkeit herrschen könnte, wenn die geäußerten Meinungen sine ira et studio im Zusammenhang nach ihren gemeinsamen Kernpunkten und nicht nach gelegentlich eingestreuten, mehr oder weniger individuell bestimmten Einzelheiten betrachtet würden[18]. Die Voraussetzungen für die buchkritische Arbeit der freien öffentlichen Bücherei sind nämlich immer wieder behandelt worden; so läßt sich insbesondere aus Schusters[19] und Schriewers[19] Arbeiten die der Praxis entsprechende Haltung des Volksbibliothekars ablesen.

Alle diese Arbeiten müssen im Folgenden als bekannt vorausgesetzt werden. Die Auseinandersetzung mit ihnen geschieht von Fall zu Fall und in weitgehender Beschränkung, um die Forderungen für die Praxis mit einiger Ausführlichkeit entwickeln zu können.

Wo liegt die praktische Aufgabe, die Besonderheit der volksbüchereimäßigen „Buchbesprechung“ innerhalb des Gesamtkomplexes der literarischen Kritik, wie sie heute geübt wird? Sie ist bestimmt durch unsere besondere und, wie es scheint, einzigartige Lage: Wir stehen in der Praxis zwischen der Literatur in ihrer Gesamtheit und in ihrer unübersehbaren Vielseitigkeit und der weltanschaulich weitgehend differenzierten Leserschaft mit ihren sehr verschiedenen Ansprüchen an die Leistungsfähigkeit der Volksbücherei. Wir nehmen für uns in Anspruch, in keinem Sinne Partei zu sein; wir suchen jene Objektivität zu erreichen, die jeden Wert einer Dichtung und jeden Bildungsanspruch oder Erlebniswunsch eines Lesers berücksichtigt. Dies muß als erste Überlegung uns ganz klar werden. Aus der Praxis heraus wird sofort entgegnet werden: Das ist Utopie. Wir müssen ehrlicherweise feststellen, daß wir noch meilenweit entfernt sind von der Verwirklichung dieses Anspruches. Trotzdem steckt in dieser Überlegung der Kernpunkt für unsere praktische Besprechungsarbeit insofern, als er für uns die grundlegende Verpflichtung birgt: daß wir nämlich der Dichtung und ihrer Schönheit, ihrer Bildkraft, der gesamten Literatur, ihren Ansprüchen, Deutungen, Zielsetzungen nicht mehr und

---

[18]) Leider war es mir nicht möglich, die in den Heften für Büchereiwesen a. a. O. zitierte Arbeit von W. Hofmann in diesem Sinne mit heranzuziehen, da der Verfasser sie als „Manuskriptdruck“ angesehen wissen möchte, der nicht für die bibliothekarische Öffentlichkeit bestimmt sei. Ich bedaure es, daß die Öffentlichkeit auf das Vorhandensein dieser Schrift durch die Zitierung irrtümlich aufmerksam gemacht ist und habe mich, dem Wunsch des Verfassers entsprechend, hier mit der Arbeit nicht befaßt.

[19]) Buchkritik und Buchauswahl vom Standpunkt des Volksbibliothekars. 6. Beiheft zur „Bücherei und Bildungspflege“. Stettin 1929. — Zeitgeist und Literaturpädagogik. 10. Beiheft zur „Bücherei und Bildungspflege“. Stettin 1930. — Vgl. auch Schuster, W.: Die Soziologie der literarischen Geschmacksbildung in der Volksbücherei. B. u. B. 1931, S. 1 ff.

nicht weniger verpflichtet sind als unserer Leserschaft, ihrer Sehnsucht, ihrem Lerndrang, ihrer geistigen Fassungskraft. Wir sind also, mag es uns im Einzelfall erwünscht oder belastend sein, in ein Mittleramt gestellt; überall da, wo wir nach der einen oder anderen Seite darüberhinausgehen, stehen wir außerhalb unserer eigentlichen Pflichten, sind wir nicht mehr Erfüller unserer eigentlichen Berufsaufgabe, sondern vorwiegend Bekenner, indem wir etwa den Wert einer Dichtung an sich zu deuten suchen und sie als für sich stehend, absolut zu werten trachten; oder wir sind in erster Linie Pädagogen, indem wir nur aus den Ansprüchen der uns anvertrauten Leserschaft heraus eine einseitige Wertung vornehmen.

Diese Situation, an der nichts zu deuteln ist, ist das Problem unserer wertenden Arbeit gegenüber Literatur und Leserschaft. Sie ist im Grunde einem jeden von uns unbequem. Denn sie zwingt zu einer Neutralität, die ohne alles Schöpferische zu sein scheint. Das mag auch den Gedanken nahelegen, daß das Ziel unserer Bemühungen darin liegen müsse, diese tatsächliche Situation zu überwinden, nach dem Bibelwort, daß niemand zween Herren dienen kann.

Nun hat die Praxis aber zur Genüge gezeigt, daß wir das Ziel in der Überwindung dieser Situation nicht sehen dürfen, sondern daß wir aus ihr die ideale Form unserer Buchbesprechung entwickeln müssen. Überall da, wo der Versuch innerhalb unseres Berufes gemacht wird, die Besprechung nach der einen oder anderen Seite zu überwerten, kommt es zu Fehlleistungen. Das kann geschehen, wenn der „Fachreferent" sich zum authentischen Beurteiler einer Literaturgruppe in ihrer volksbüchereimäßigen Verwendbarkeit aufwirft, eben weil ihm die praktische tägliche Erfahrung des „Schalterbeamten" als notwendige Korrektur fehlt, mag dieser Fachreferent nun unmittelbar in der Berufsarbeit stehen oder in einer mehr oder weniger lockeren Fühlung zur Volksbüchereiarbeit, anscheinend besonders prädestiniert durch einschlägige Fachkenntnisse. Ebenso aber droht Gefahr da, wo der reine Praktiker sich aus täglicher Ausleiheerfahrung zu einer schiefen Einstellung zu einem literarischen Werk verleiten läßt. So gewiß es eine innere Notwendigkeit ist, daß der Volksbibliothekar sich seine Urteilskraft frisch erhält, indem er gelegentlich eine derartig einseitig wertende Betrachtung mit aller Intensität und starkem persönlichen Einsatz vornimmt[20]), so notwendig scheint es doch, für unsere fachliche Orientierung jene abwägende und charakterisierende Form der Besprechung auszubilden, zu pflegen, zu vervollkommnen. Um jedem Mißverständnis vorzubeugen: es wird hier ausschließlich die wertende Betrachtung in unserer engsten Fachliteratur ins Auge gefaßt.

Dieser „Buchbesprechung" ist damit die entscheidende Grenze gesetzt nnd doch die nötige Weite gelassen. Der Ausdruck Buchkritik ist bewußt vermieden. Der Volksbibliothekar ist bei der Lösung seiner

[20]) Da dies im Rahmen unserer Rezensionstätigkeit nicht am Platze ist, bleibt ihm dafür das ganze Feld der praktischen Ausleihtätigkeit m. E. durchaus; ferner wird sich manche Gelegenheit bieten, an anderem Orte und in anderem Zusammenhang eine derartige persönliche Meinung schriftlich niederzulegen.

speziellen Berufsaufgabe weder befugt noch in der Regel in der Lage, ein in jeder Hinsicht sachlich fundiertes kritisches Urteil abzugeben. Das gilt ebenso für die Dichtung wie für die wissenschaftliche Literatur.

Wenn bei der literarischen Tageskritik im übrigen und bei der Literaturkritik in literaturwissenschaftlichen Werken überall das Negative hervorgehoben und das Positive nur gelegentlich gestreift wurde, weil es sich teilweise von selbst versteht — es soll natürlich z. B. die Bedeutung der Literaturwissenschaft an sich durch das Gesagte nicht im mindesten angetastet werden, — so muß auch ausdrücklich betont werden, daß wir Volksbibliothekare mit unserer ganzen kritischen Arbeit nicht den Anspruch auf eine absolut gültige Leistung erheben dürfen. Überbetont kann geradezu gesagt werden, daß eine Kritik, die alles sagen will, die in unserem Sinne erstrebenswerte Leistung nicht ist. So sind wir z. B. nicht befugt, die ästhetische Bedeutung einer Dichtung in ihrem ganzen Ausmaß zu beurteilen. Wir haben durch den Beruf vielfach die Fähigkeit zu vorurteilsfreier Betrachtung derartiger Sonderwerte eingebüßt, wir sind vor allem nicht in der Lage, Einzelfragen mit einer Intensität nachzugehen, wie sie für eine erschöpfende Betrachtung erforderlich wäre. Ebenso wäre es zuviel verlangt, wollten wir in der Regel bei jedem wissenschaftlichen Werk von uns aus etwas die Wissenschaft Förderndes leisten. Es ist in einem glücklichen Einzelfall immer möglich; es kann und darf aber nicht die Regel sein. Wir werden niemals einem Buch ganz gerecht werden, wir werden ebensowenig mit dem Urteil eines jeden unserer Leser übereinstimmen, wir werden nur in der Lage sein, ein gültiges Eignungsurteil abzugeben. Wir nehmen uns daher durchaus das Recht, ein Werk abzulehnen, obwohl es einen gewissen, unter Umständen sogar in einer festen Begrenzung einen absoluten Wert besitzt (wie wir auch manche Leserforderungen glauben unerfüllt lassen zu müssen, soweit sie im Bereich unserer eigentlichen Aufgabe Sonderwünsche sind).

Die Antwort auf die Frage nach allgemein gültigen, eindeutig zu handhabenden Maßstäben (im Sinne von festen Gesetzen und Normen) für unsere literarische Kritik ist im Augenblick nicht zu geben und wird womöglich niemals gegeben werden können. M. E. ist hier auch Narziß[21]) nicht weitergekommen. Wenn seiner Grundeinstellung auch im wesentlichen zugestimmt werden kann, so muß doch gesagt werden, daß seine Überlegungen zu abstrakt bleiben. Daß mit dem Hofmannschen Begriff des „Echten und Wesenhaften" und mit seiner Betonung der Erlebnisnähe der Prüfstein für die Auswahl des Schrifttums nicht gegeben sei, hat Schuster[22]) ausführlich und überzeugend nachgewiesen.

Indem der volksbibliothekarische Rezensent die Beziehung zwischen dem einzelnen Werk und der Leserschaft herstellt, leistet er das eigentlich Wesentliche in diesem Falle. Wir müssen, um uns nicht im Uferlosen zu verlieren, immer wieder darauf unser Augenmerk lenken und damit

---

[21]) In seinem Aufsatz: Zum Problem der Kritik (in der Festschrift für Ackerknecht: Aus dem Volksbüchereiwesen der Gegenwart, Stettin 1930, S. 87 ff.), in dem er sich weitgehend an Keckeis a. a. O. anschließt.

[22]) Zur Problematik ... a. a. O. S. 37 ff.

uns bescheiden. Wir müssen ferner frei werden von der fixen Idee, Vollständiges leisten zu können, wirklich die Unzahl von Neuerscheinungen mehr oder minder großer Bedeutung erfassen zu müssen und eine Todsünde darin zu sehen, daß das eine oder andere Werk unbeachtet blieb. Denn dieser Drang nach Vollständigkeit bedeutet für den einzelnen Rezensenten oder Schriftleiter das gleiche Verhängnis wie für den Büchereileiter. Es ist wichtiger und fruchtbarer, die als wesentlich erkannte und allgemein bekannte, jedem Ausleihenden wirklich vertraute Literatur in der erforderlichen Exemplarzahl zu besitzen, als mit einer Unzahl von Büchern zu operieren, die höchstens dem Titel nach bekannt sind. Es wird kein Unglück sein, wenn auf diese Weise ein wertvolles Werk erst nach längerer Verzögerung in der Ausleihe heimisch wird. Denn wir wirken, wenn wir uns für ein bekanntes gutes Buch einsetzen, indirekt auch für die andern mit, wenn unsere Arbeit nur nachhaltig und intensiv ist. Es wird auch nur bei dieser Beschränkung möglich sein, für das aktuelle Buch, das Zeitbuch (dessen Vorhandensein durch marktschreierische Reklame und durch die mit tötlicher Sicherheit einsetzende Nachfrage der Leserschaft in der Regel nicht übersehen werden kann), den nötigen Raum zu schaffen, es zu seiner Zeit mit dem, was es Gutes wirken kann [23]), wirken zu lassen und es rechtzeitig wieder in den Hintergrund zu rücken.

Es sollte vor allen Dingen eine aus Feigheit, Korruptheit oder völliger Urteilslosigkeit resultierende Unart der heutigen literarischen Kritik bei uns nicht zu finden sein: die besinnungslose Lobhudelei [24]). Es mag tausende von Büchern geben, deren Vorhandensein in der Volksbücherei nichts schadet; das muß uns weniger interessieren als die Frage, ob ihr Vorhandensein nützt, ob es nicht nur jene letzten Endes gestaltlose Masse an sich brauchbarer Literatur um einen Titel vermehrt bzw. unwirtschaftlich den Literaturbestand sinnlos erweitert, der zwar nur werthaltige, bedeutende Bücher umfaßt, dessen Benutzung aber nicht im richtigen Verhältnis zur ökonomischen Belastung steht [25]). Mit anderen Worten: wir müssen weniger häufig ein Buch allen Büchereien oder allen größeren Büchereien oder sonstwie einem großen Benutzerkreis empfehlen, und müssen den verhältnismäßig übersehbaren und unabweislich erforderlichen Grundbestand für unsere Büchereiarbeit stärker hervorheben. Die Bemessung richtiger Auswahl muß uns wichtiger sein als die relative Bedeutung eines einzelnen Werkes.

Wir müssen gleicherweise uns freimachen von dem Zwang, jeden einzelnen Leserwunsch bei unserer wertenden Betrachtung zu berücksichtigen [26]). Erforderlich ist dagegen, daß wir aus einer aus der theoreti-

---

[23]) Vgl. Schuster: Zur Problematik der Buchkritik ... 6. Beiheft zur B. u. B. S. 32.

[24]) Vgl. u. a. Borchardt a. a. O. S. 31 und Schriewer: Betrachtungen zur Literaturkritik ... 6. Beiheft zur B. u. B. S. 7 ff.

[25]) Daß auch die Volksbücherei einen eisernen Bestand von Werken führen muß, deren Vorhandensein erforderlich ist, auch wenn sie verhältnismäßig weniger gelesen werden, versteht sich von selbst.

[26]) Die besonderen Leserwünsche wird nämlich der einzelne Büchereileiter besser selbst einkalkulieren können.

schen und praktischen Erfahrung wurzelnden Vorstellung von dem Gesamtbild der gegenwärtig lebendigen Literatur und der Leserschaft für den einzelnen Fall eine gültige Bewertung finden[27].

In dem Moment, wo wir gegenüber dem Chaos der Bücher[28]) mutlos werden, weil wir zuviel wollten, oder überall da, wo wir durch Augenblickserfahrungen innerhalb unserer Leserschaft uns das Gefühl für ihre Gesamtheit trüben lassen, werden wir zu falscher Urteilsfindung zwangsläufig verführt. Darin aber kann unsere Stärke liegen, daß uns in diesem Abwägen Anlaß zu einem gültigen Urteil geboten wird. Wir sind, daß muß einmal klar und mit Stolz herausgehoben werden, die einzigen, denen aus täglicher Arbeitserfahrung dieses Abwägen überhaupt möglich ist.

III.

Dabei ist zunächst festzustellen, für wen unsere Buchbesprechung gedacht ist. Wir dürfen uns in unseren Fachzeitschriften nicht dazu verführen lassen, mehr leisten zu wollen als eine gültige, klare Orientierung des Fachgenossen. Wir haben im Augenblick nicht den Raum und, aufs Ganze gesehen, auch nicht die Arbeitskraft, eine Scheidung dahingehend vorzunehmen, neben der notwendigen und, wie wir sahen, durch nichts zu ersetzenden Hilfe für die Berufsarbeit in unseren Fachzeitschriften zugleich einen brauchbaren Nachrichtendienst für die Leserschaft unserer Büchereien einzurichten. Wir sollten deshalb bei der Abfassung unserer Besprechungen immer nur den einen praktischen Zweck im Auge haben, uns dem Fachgenossen — allerdings jedem Fachgenossen, auch dem nebenamtlichen — verständlich zu machen und in Wortwahl und Urteilbegründung nicht mit der Absicht zu spielen, zugleich eine für den Leserkatalog oder für einen anderen öffentlichen Zweck geeignete Formulierung zu wählen. Das muß die praktische Verwendbarkeit der Arbeitsleistung in der Regel beeinträchtigen. Ist dies Fachliche durchsichtig zum Ausdruck gekommen, so wird dem Fachgenossen eine entscheidende Erleichterung seiner Arbeit geboten. Er wird dann unter allen Umständen selbst die Anwendung für seinen eigenen Arbeitsbereich vollziehen müssen, es wird ihm auch die Aufgabe überlassen bleiben, innerhalb seiner Bücherei das betreffende Werk zur richtigen Wirkung in der Leserschaft zu bringen, nicht nur durch den Umfang der Verwendung in der Ausleihe (Doppelstücke usw.) sondern auch in der Form der erläuternden Propaganda (im Katalog, in Leserzeitschriften[29]), in Vorlesestunden usw.).

---

27) Vgl. Schuster: Zur Problematik ... a. a. O. S. 47.

28) Vgl. Thomas a. a. O.

29) Die von vielen Seiten angeregte und teilweise schon zur praktischen Durchführung gekommene Zusammenarbeit verschiedener Städte bei der Herstellung besprechender Sachverzeichnisse hat ihre Grenzen wegen der örtlich verschiedenen Zusammensetzung der Leserschaft. Diese Grenze liegt m. E. näher, als allgemein angenommen wird. Ist schon Großstadt mit Großstadt nicht vergleichbar, wieviel stärker werden sich die Gegensätze in kleinstädtischen und ländlichen Verhältnissen auswirken! Andrerseits soll nicht verkannt werden, daß eine gewisse Arbeitserleichterung auf diesem Wege erreicht werden kann, so daß die Fortsetzung derartiger Versuche nur erwünscht ist.

Kann so die Buchbesprechung in unseren Fachzeitschriften im günstigsten Falle zugleich bis zu einem gewissen Grade Rohmaterial für die Fassung der Besprechung in einem Leserkatalog sein, aber nicht mehr, so ist damit eine klare Forderung an den Verfasser einer Besprechung gestellt. Es wird gerade in allerlei kleineren Veröffentlichungen einzelner Büchereien und einzelner Beratungsstellen insofern gesündigt, als ihr besonderer Zweck nicht klar ersichtlich ist, sodaß man nicht weiß, soll mit ihnen den Bibliothekaren oder soll der Leserschaft gedient werden. Die Folge ist, daß die Buchbesprechungen entweder in sehr allgemeinen Charakterisierungen sich erschöpfen oder daß einzelne Formulierungen für die eine oder andere Seite entweder überflüssig oder unverständlich, ja anstößig sind. Die ideale Lösung wäre jedenfalls, wenn die führenden Fachzeitschriften unter allgemeiner Beteiligung die Sichtung und Charakterisierung der Neuerscheinungen für den Fachmann ganz übernähmen, sodaß alle weiteren Bemühungen einzelner Stellen einzig und allein der Leserschaft dienen könnten.

IV.

Die Frage, welche Literatur wir besprechen müssen, ist bei der wissenschaftlichen Literatur verhältnismäßig einfach zu beantworten. Handelt es sich um Fachliteratur im engeren Sinne, so können wir auf eine Besprechung am besten von vornherein verzichten, und sollten es in der Praxis immer mehr tun[30]). Daß für unsere Besprechungsarbeit hier der Rahmen für einzelne Disziplinen etwas weiter gespannt sein muß, ergibt sich aus der Notwendigkeit, etwa bedeutende pädagogische, literaturgeschichtliche oder philosophische Werke vorstellen zu müssen, die für unsere Arbeit Handwerkszeug sein können und die daher gerade in ihrem Verhältnis zur Volksbüchereiarbeit gewürdigt werden müssen. Wie weit darüber hinaus Fachliteratur in der einzelnen Volksbücherei vertreten sein muß, ist nach den örtlichen Verhältnissen ganz verschieden. Ist sie für irgend ein Sondergebiet erforderlich, so wird der betreffende Bibliothekar der besonderen Lage entsprechend entweder selbst Fachkenntnisse besitzen oder sie sich aneignen müssen; und er wird in der entsprechenden Fachzeitschrift usw. immer die notwendige und sachdienliche Orientierung finden. Für diesen Zweig des Bestandes gibt bekanntlich die Leserschaft den absolut gültigen Maßstab der Beschaffung ab und ist

---

[30]) So wird in der „B. u. B." seit einiger Zeit aus prinzipiellen Gründen davon abgesehen, z. B. rein juristische Literatur vorzustellen. So ist es m. E. ein Irrweg, wenn im „Literarischen Jahresbericht des Dürerbundes", der für den „kulturell und gesellschaftlich interessierten Laien" bestimmt ist, der neuerdings von der Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen mit herausgegeben wird und der eine „systematische Ergänzung der literarischen Informationsarbeit der Hefte für Büchereiwesen" (also einer reinen Volksbüchereizeitschrift!) bieten soll, etwa auf dem Gebiet der Philosophie eine Auswahl gegeben wird, die als wissenschaftliche Leistung schon ihrer Unvollständigkeit wegen unzureichend ist und die eine praktische Bedeutung deswegen nicht haben kann, weil in ihr eine Unzahl solcher Bücher genannt wird, die dem Laien durchaus unverständlich sind und deren Einstellung selbst in einer großen Volksbücherei absurd wäre.

häufig in der Lage, den Bibliothekar in seiner Auswahlarbeit zu unterstützen (z. B. im Hinweis auf technische Literatur, wobei die Zusammenarbeit mit den technischen Lehranstalten, den Berufsschulen usw. von besonderer Bedeutung ist[31])), weil sie oft sachkundiger ist als er selbst.

Überall, wo es in der „belehrenden" Literatur über das rein Fachliche hinausgeht, setzt unsere eigentliche Aufgabe ein, d. h. also bei Werken, die einen allgemeineren geistigen Komplex umfassen (z. B. Kulturgeschichte, Biographie, Reisebeschreibung), und die sich u. U. dem Dichterischen nähern können, oder bei Werken, deren besondere Absicht in der Popularisierung eines bestimmten Wissengebietes oder einer neuen wissenschaftlichen Erkenntnis liegt. Für die gesamte „populäre" Literatur sollte bei uns folgendes gelten: Wird die Popularisierung einer neuen wissenschaftlichen Errungenschaft durch ein Werk vorgenommen, so muß auch bei uns grundsätzlich der fachlich vorgebildete Kollege zu Worte kommen. Nur er wird in der Lage sein, das sachlich Wichtige und in der Form der Darbietung Zweckentsprechende gleichermaßen richtig zu bewerten. Für die Popularisierung eines bestimmten Wissensgebietes — wir haben die erfreuliche Erfahrung gemacht, daß in dieser Hinsicht die Buchproduktion nach Umfang und Methode sich inzwischen auf das richtige Maß einzustellen beginnt nach der sinnlosen Vielrederei der Vorkriegszeit unter dem Motto „Wissen ist Macht" — wird gerade der nicht fachlich vorgebildete Volksbibliothekar den richtigen Maßstab haben.

Wir sind naturgemäß bei der „belehrenden" Literatur in erster Linie verpflichtet, den Werken unsere Aufmerksamkeit zu schenken, die in der Praxis die größte Rolle spielen; wir werden demgemäß etwa auf die Biographie und die Reisebeschreibung besonders zu achten haben. Das ist eine ganz geläufige Sache. Notwendig, dringend notwendig aber scheint es, daß wir darüberhinaus für Einzelfragen des gesellschaftlichen Lebens der Gegenwart eine etwas größere Bereitschaft zu verantwortlicher Stellungnahme an den Tag legen. Mit anderen Worten: es ist nicht damit getan, daß wir etwa einen großen Teil der sexualpädagogischen Literatur stillschweigend als nicht existent betrachten, obwohl unsere Leserschaft gerade hier immer von neuem Anforderungen an uns stellt, wir müssen gerade bei derartigen problematischen Dingen unser Sprüchlein sagen, auch wenn es häufig negativ ausfällt. Gerade diese negative Entscheidung ist wichtig. Wir müssen ferner versuchen, politischen Ereignissen etwas beweglicher zu folgen. Es wird mit Recht als Mangel empfunden, wenn z. B. die ganze theorische nationalsozialistische Literatur erst zu einer Zeit bei uns besprochen wird, wo der einzelne Bibliothekar seine Anschaffungsentscheidungen längst hat treffen müssen. Wenn das zunächst so aussieht, als ob damit die Forderung nach immer größerer Besprechungstätigkeit erhoben würde, so ist dem zu erwidern,

---

31) Vgl. etwa die neueren Arbeiten im Verlage „Bücherei und Bildungspflege": Barth, Conrad und Georg Maiwald: Technische Literatur für Volksbüchereien und Berufsschul-Büchereien. 1930. (= 8. Beiheft zur B. u. B.) Barth, Conrad: 600 Bücher für den Berufsschüler. Ein besprechendes Auswahlverzeichnis. 1931.

daß sich bei einiger Ökonomie schon ein entsprechender Ausgleich schaffen läßt.

Die Auswahl, die bei der schönen Literatur zu treffen wäre, ist weit schwieriger zu bestimmen. Wenn wir hier die Forderung nach Vollständigkeit fallen lassen, weil sie nie erfüllbar ist, so sind die Richtlinien für eine Auswahl, die jedem Büchereizweig gerecht wird, schwer festzulegen. Der ländliche Bibliothekar wird geneigt sein zu sagen: „Laßt doch das ganze Literatengerede bei Seite". Er bekommt nicht die täglichen Fragen der Leser nach dem neuesten Wassermann, nach dem neuesten Heinrich Mann und nach tausend Büchern sehr viel geringerer Qualität zu hören. Der Großstadtbibliothekar ist in Gefahr, etwa den Wert einer bodenständigen Heimatliteratur zu unterschätzen; oder er wird ein Referat über den soundsovielten Roman von Zahn oder Greinz überflüssig finden, weil er die Einstellung dieser Romane sowieso nicht in Erwägung zu ziehen braucht. Der Ausgleich, der hier für den gegebenen Rahmen gefunden werden muß, wird etwa so aussehen: Die Besprechung der Heimatliteratur im engeren Sinne, d. h. also aller der Literatur, die nur von lokaler Bedeutung ist, gehört nicht in eine allgemeine Büchereizeitschrift. Ferner wird sich das reine Modebuch, das nur Angelegenheit der Literaten ist, bis zu einem gewissen Grade sofort erkennen und ausschließen lassen. Es ist auch eine zu starke Belastung, wenn die Bücher solcher Schriftsteller, die sich durch eine lange Reihe von Romanen als nur von sehr bedingter Bedeutung für unsere Arbeit erwiesen haben, immer wieder berücksichtigt werden[32]). Notwendig ist dagegen, daß wir versuchen, das Werk unserer bedeutenden Schriftsteller und Dichter von Buch zu Buch zu verfolgen und die Eignung jedes einzelnen näher zu bestimmen, daß wir ferner ein bedeutendes Werk eines neuen Namens wirklich entsprechend hervortreten zu lassen, daß wir vor allen Dingen deutliche Ablehnung aussprechen, wenn ein sehr erfolgreiches Buch nach unserem Dafürhalten für unsere Arbeit diesen Erfolg nicht verdient. Und wie wir auf der einen Seite den Stillen im Lande den Weg in unsere Büchereien immer wieder bereiten wollen, so haben wir andererseits die besondere Verpflichtung, die Literatur eines ganz bestimmten Stoffkreises, soweit sie im Augenblick erhöhte Bedeutung genießt, möglichst rasch vorzustellen. Einige Beispiele: Wir sind im Augenblick verpflichtet, der Literatur aus dem neuen Rußland, der Gruppe der „Berufsromane", den politischen Romanen, die unsere Nachkriegszeit widerspiegeln, unsere besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

V.

In dem Vorhergehenden sind die Forderungen für die Form, die unsere Besprechung haben muß, schon angedeutet, sodaß hier nur noch zusammengefaßt zu werden braucht. Vorweg ist zu sagen, daß mehr noch als bisher jedes einzelne Wort in unseren Besprechungen überlegt

[32]) In diesem Falle ist eine Sammelbesprechung der richtige Weg; denn nur in ihr wird es möglich sein, das relativ Beste wirklich hervorzuheben. Vgl. zahlreiche Arbeiten in dieser Zeitschrift.

sein sollte. Schon aus äußeren Gründen (Raummangel) ist jedes überflüssige Wort unerwünscht. Es ist aber auch in einem tieferen Sinne geradezu irreführend. Denn wir müssen dahin kommen, bei jeder unserer Besprechungen jedes einzelne Wort, jede Wendung als wirklich aufschlußreich und in ihrer ganzen vollen Bedeutung für den vorliegenden Fall aufnehmen zu können. Solche Disziplin führt ganz von selbst weg von allem Schwülstigen, Hochtrabenden, Geistreichelnden und Sentimentalen. (Man vergleiche tausende von Gegenbeispielen an den verschiedensten Orten; auch in unserer Fachliteratur sind sie nicht allzu selten!) Solche Disziplin macht aber auch mit der Zeit die Anwendung allzu allgemeiner, zu wenig auf den Einzelfall bezogener Ausdrücke und Wendungen immer weniger möglich. Vor allem soll sich der Rezensent niemals verführen lassen, innerhalb einer Besprechung von Dingen zu reden, die nicht in direktem Zusammenhang mit seinem Buch stehen.

Unumgänglich ist in jedem Falle eine klare Andeutung des Inhalts eines Buches. Das ist bis zu einem gewissen Grade schon zur Selbstverständlichkeit geworden, gelegentlich finden sich sogar Ansätze, hier des Guten etwas zu viel zu tun. Es gibt für diese Inhaltsangabe natürlich verschiedene Möglichkeiten. In dem einen Falle, bei einer einfachen und konzentrierten Handlung, wird es leicht sein, den Gang der Handlung selbst kurz wiederzugeben. In einem anderen Fall werden allgemeinere Umschreibungen die Vielfalt und Weitschichtigkeit des Dargestellten klar zu machen suchen. Während bei aller rein belehrenden Literatur mit einer gültigen Darlegung des Inhalts und gegebenenfalls des Schwierigkeitsgrades (der häufig schon mit der Art der Wiedergabe des Inhalts angedeutet werden kann) der angestrebte Zweck schon erreicht ist, kommen für alle erlebnismäßige und „bildende“ (nicht orientierende, „belehrende“) Literatur, die gesamte schöne Literatur inbegriffen, weitere Anforderungen für die Form unserer Besprechung hinzu. Denn nicht nur auf das Was, sondern auch auf das Wie kommt es an. Dieses Wie nun nicht im formalen[33]) Sinne verstanden, sondern vor allem im Gesinnungsmäßigen.

Es ist in weit größerem Maße als bisher erforderlich, deutlich auszusprechen: Wie steht der Autor selbst zu unserer Zeit, zu den Fragen, die uns bewegen, wie denkt er sich Lösungen, und, natürlich abgesehen von Dichtungen, geradezu: welches ist der Zweck seines Buches, welche Konsequenzen enthält seine Darstellung für den Aufbau unseres Lebens, im einzelnen, im Staat, im Volk. Es ist z. B. nicht damit getan zu sagen, daß es sich um einen Bauernroman handelt, der ländliches Leben, ländliche Handlungsweise ganz realistisch darstellt, sondern es ist wichtig zu erfahren, wie der Autor dieses Thema im Rahmen des Lebens

---

[33]) Daß einige Worte über rein stilistische Fragen in vielen Fällen notwendig sind, ist selbstverständlich. Es ist z. B. sehr erwünscht, wenn bei Übertragungen aus Fremdsprachen auf den Wert und die Treue der Übersetzung geachtet wird. Vgl. dazu Langfeldt, J. und E. Ackerknecht: Auch eine Aufgabe des Volksbibliothekars. In: B. u. B. 1930, S. 489 ff., und Dörsam, Hans: Übersetzungs„kunst“. In: „Die neue Literatur“ 1931, S. 16 ff. Doch hat für unsere Zwecke das rein Formale zurückzutreten gegenüber der Gesinnung, von der es getragen wird.

unseres Volkes behandelt. Wo das rein Gesinnungsmäßige, die weltanschauliche oder parteipolitische Einseitigkeit hereinspielt, ist das gerechte Urteil natürlich wesentlich erschwert. Trotzdem wird die Scheidung von Tendenziösem in schlechtem Sinne und Einseitigem immer möglich sein. Es ist allerdings in diesen Fällen notwendig, daß der Rezensent mit aller Deutlichkeit die Einseitigkeit herausstellt und, falls er über die Charakterisierung zur Bewertung der volksbüchereimäßigen Verwendung fortschreitet, über seinen eigenen diesbezüglichen Standpunkt nicht den Mantel der Verschwiegenheit breitet.

Endlich ist es erforderlich, den Leserkreis anzudeuten, für den das betreffende Buch geeignet erscheint. Vielleicht ist es hier glücklicher, in einigen charakterisierenden Worten zu sagen, welche Leser von dem Buch Gewinn haben können, und stereotype Formeln wie „für mittlere Büchereien" zu vermeiden. Die einzelnen Büchereiformen sind doch so verschieden in sich, daß besser der einzelne Büchereileiter entscheidet, ob in seinem Betrieb eine Leserschaft vorhanden ist, wie sie in einer Besprechung charakterisiert ist. In dieser sorgfältigen Charakterisierung des Leserkreises kann sich zeigen, ob wir die fruchtbaren Ergebnisse soziologischer Forschungen, auf die bereits mehrfach Bezug genommen wurde, nutzbringend für unsere Arbeit verwertet haben.

Musik und Bücherei.

Von Dr. Karl Th. Bayer (Berlin).

I.

Hat man auch in jüngster Zeit eine „Entgötterung" der Musik, eine Mechanisierung und Maschinisierung dieses irrationalsten aller menschlichen Schaffens- und Erlebnisgebiete feststellen zu müssen geglaubt — teilweise vielleicht nicht mit Unrecht —, so kann doch darüber kein Zweifel bestehen, daß wir heute eine Renaissance aller musikalischen Urkräfte erleben, die allen im Dienste der Bildungspflege Stehenden neue wichtige Aufgaben stellt. Musik gilt heute nicht mehr nur als eine ästhetische Angelegenheit begüterter Kreise oder als ein Schmuck und Genuß des Lebens für besondere Feier- und Feststunden, sondern sie gehört heute dem ganzen Volke als ein nicht zu entbehrender Bestandteil seines Lebens, als eine seelische Notwendigkeit seines Alltags, sie ist unentbehrlich geworden zur Wiedergewinnung der uns durch übergroße Differenzierung verlorengegangenen geistig-seelischen Totalität. Damit ist die Musik wie keine andere der Künste berufen, sowohl zu einer inneren Erneuerung des Einzelmenschen zu verhelfen wie den inneren Zusammenhang des Volksganzen zu stärken. So kommt ihr gerade gegenwärtig wieder eine zentrale Stellung im geistigen Haushalt der Nation zu.

Diese Anschauung von der Musik als einer lebengestaltenden, menschenformenden und gleichzeitig als einer gemeinschaftsgetragenen, gesellschaftbildenden Kunst lebt heute teils instinktiv, teils bewußt bereits in weitesten Kreisen, genährt und gefördert besonders durch die aus echtem Gemeinschaftsgefühl geborene, vom Volksgesang getragene Jugendmusik-

bewegung, die in Persönlichkeiten wie August Halm, Fritz Jöde, Walther Hensel ihre zielbewußten Führer hat und in der sich stärkste, aus dem Urgrunde des nationalen Lebensquells steigende Kräfte zu einer grundlegenden Neugestaltung unserer gesamten Lebenshaltung aus dem Geiste der Musik durchzuringen suchen*). Und es ist mehr als eine Zufälligkeit, daß gleichzeitig von staatlicher Seite eine völlige Neugestaltung des gesamten öffentlichen, privaten und Schul-Musikunterrichtes und der Musikerziehung durchgeführt worden ist: die Kestenbergsche Reform. Aber auch der schaffende Musiker drängt heute zur Gemeinschafts- und Hausmusik, zur Kirchenmusik und Schulmusik. Und nicht zuletzt ist es heute auch die Verbreitung guter musikalischer Darbietungen durch Rundfunk und Schallplatte in einem früher ja nie geahnten Ausmaße, wodurch die Musik einen in seiner hohen Bedeutung für unsere innere Kultur wie für die gesellschaftliche Entwicklung wieder erkannten und gewürdigten Rang im Leben weitester Kreise einnimmt, während auf der anderen Seite die Formen der bisherigen Musikausübung, insbesondere des Konzertwesens und des Virtuosentums, mehr und mehr problematisch werden.

Also neues Leben in der Musik, neue Musik im Leben, und zwar gerade in den ursprünglich schöpferischsten und resonanzfähigsten Schichten, in Jugend und Volk! Damit beginnt auch der Begriff des Musikdilettanten seine alte, von geringschätzigem Beigeschmack freie Bedeutung wiederzugewinnen, wie sie ihm in den alten collegiis musicis zukam, und die genannten Bewegungen und Reformen deuten vernehmlich darauf hin, daß die Musik wieder jene führende Rolle in Erziehung und Leben zu spielen begonnen hat, die ihr im Mittelalter und im 16. Jahrhundert eignete: in ihr strömen nach wie vor die tiefsten Quellen unseres Daseins, in ihr vermögen wir auch heute noch, ja heute in bevorzugtem Maße die edelsten schöpferischen Kräfte, die in jedem Menschen schlummern, am tiefsten zu erleben.

Damit gewinnt sowohl die Musikalienliteratur selbst wie auch das Schrifttum über Musik, das in irgend einer Form an sie heranführen will, heute eine erhöhte Bedeutung nicht nur für den musizierenden und musikinteressierten Laien (dessen geschichtliche und gar theoretische Kenntnisse auf musikalischem Gebiet in einem besonders auffallenden Mißverhältnis zu seinem künstlerischen, musikbiographischen oder -pädagogischen Interesse zu stehen pflegen), nicht nur für den Berufsmusiker jeder Art und für den Musikpädagogen, sondern auch und ganz besonders für alle volkserzieherisch und bildungspfleglich interessierten und wirkenden Kreise.

Wie liegen nun gegenwärtig die Verhältnisse bezüglich der Musik — d. h. immer: bezüglich des Musikschrifttums und der Musikalien — an den deutschen Bibliotheken? Schon eine kurze Umschau ergibt, daß auf diesem Gebiet fast alles noch zu tun ist. So fehlt — um uns hier auf ein typisches Beispiel zu beschränken — unserer Reichshauptstadt und größten Bibliotheksstadt, die zugleich wohl die erste Musikstadt der Welt ist oder doch bisher gewesen ist und weiter sein will, eine große, systematisch auf-

*) Eine zusammenfassende Darstellung bietet Hilmar Höckner „Die Musik in der deutschen Jugendbewegung" (Wolfenbüttel 1927).

gebaute Musikbibliothek für den öffentlichen Verkehr der Allgemeinheit völlig*).

Mit diesem Status rangiert Berlin**) weit nicht nur hinter amerikanischen Großstädten, in deren public libraries die Musikliteratur eine wichtige Rolle spielt, sondern auch hinter einigen anderen deutschen Groß- und sogar Mittelstädten (besonders im Westen des Reiches), die größere allgemein zugängliche Musikbibliotheken aufweisen können***). Immerhin sind die größeren deutschen Musikbibliotheken vom Charakter der Verkehrsbibliothek bzw. der öffentlichen Bildungsbücherei zu zählen; in einer ganzen Reihe von Großstädten fehlen sie gänzlich, und es ist nicht zu leugnen, daß hier eine — mit der wachsenden Bedeutung der Musik für die gesamte Erziehung immer fühlbarer werdende — Lücke im Bildungswesen der deutschen Städte zu schließen ist. Und das um so mehr, als der überwiegende Teil gerade der Fachmusiker und Musiklehrer den weniger bemittelten Bevölkerungsschichten angehört. Aber auch das große Heer der Musikdilettanten und -liebhaber vermag sich oft aus eigenen Mitteln nicht diejenigen Musikalien und Musikbücher zu verschaffen, die eine Erweiterung und Vertiefung ihrer musikalischen Bildung erfordert und die ihnen von der öffentlichen Musikbibliothek unentgeltlich und in sorgsamer Auswahl zur Verfügung gestellt wird.

Aber auch rein grundsätzlich ist nicht einzusehen, warum ein so hohes Kulturgut und vollgültiges Bildungs- und Erziehungsmaterial wie die Musik, die originalste Schöpfung des menschlichen Geistes, von den öffentlichen Bildungsinstituten, speziell den Bibliotheken, weniger gepflegt werden sollte als die Literatur der Wissenschaft oder der Dichtung. Es muß end-

---

*) Die (für die gelehrte Forschung unschätzbare) Musikabteilung der Preußischen Staatsbibliothek kommt für den öffentlichen Verkehr der Allgemeinheit, als „Verkehrsbibliothek" nicht in Frage, noch weniger die Bibliotheken der Hochschule für Musik und der Akademie für Kirchen- und Schulmusik. — Die „Musik-Volksbibliothek" des Berliner Tonkünstlervereins ist in ihrem (mehr zufällig angesammelten als systematisch gewählten, zudem auf drei Stellen verteilten und nur an einigen Tagen für wenige Stunden zugänglichen) Bestande und seiner Benutzbarkeit allzu beschränkt, um die Lücke einer repräsentativen öffentlichen Musikbücherei für die Reichshauptstadt auszufüllen. Ihre Verdienste bleiben damit ungeschmälert, ja sie sind ihr unter den obwaltenden Umständen doppelt hoch anzurechnen.

**) Man hat eine solche große öffentliche Musik- bzw. Musikalienbücherei auch für Berlin einmal geplant in Form einer Reichsmusikbibliothek, aus der dann die „Deutsche Musiksammlung" bei der Staatsbibliothek wurde, die damit der Benutzung durch die Allgemeinheit entzogen wurde.

An der Berliner Stadtbibliothek, deren Musikabteilung bereits einen Bestand von rund 7000 Musikbüchern aufweist, ist der Aufbau einer Musikalien-Abteilung größeren Umfanges in Angriff genommen, die diese Lücke für Berlin allmählich schließen helfen soll.

Die in den Stadtbüchereien Berlin-Steglitz und Berlin-Köpenick befindlichen Musikabteilungen, die ebenfalls noch im Aufbau befindlich sind, halten sich im Rahmen einer musikalischen Volksbücherei und vermögen auch durch ihre periphere Lage nur einem kleinen Teil der reichshauptstädtischen Bürgerschaft zu dienen.

***) Eine Aufzählung der deutschen städtischen Musikbüchereien findet sich im Jahrbuch der deutschen Volksbüchereien Band 3 (1929) S. 151; sie wird in jedem Jahrgang auf den neuesten Stand gebracht. Ziemlich lückenlose, detailliertere Angaben auch über die Bestände, Zuwachs, Benutzung, Geschichte usw. aller deutschen Musikbibliotheken (einschl. der städtischen) wird das in Kürze erstmalig erscheinende Jahrbuch der deutschen Musikorganisation (hrsg. von Leo Kestenberg) bringen.

lich das auch gerade in bibliothekarischen Kreisen immer noch verbreitete Vorurteil beseitigt werden, Musikalien gehörten nicht in die Bibliotheken, denn die Musik diene im Grunde lediglich der „Zerstreuung“; das braucht sie so wenig zu tun wie etwa die Schöne Literatur, vielmehr vermag sie — in mindest dem gleichen Maße wie diese — zur inneren Sammlung, zur Sinnhaftmachung unseres Lebens zu verhelfen. Der Musik als dem Inbegriff des schöpferischen und nachschöpferischen Gestaltens und gleicherweise als dem am tiefsten gemeinschaftsbildenden Faktor der geistigen Kultur dürfte eine nicht zu unterschätzende Rolle gerade in der Volksbildungsarbeit der Gegenwart zufallen. — Und es muß auch Berücksichtigung finden, daß gerade die deutsche Musik in den letzten Jahrhunderten zur geistigen und damit mittelbar auch zur politischen Weltgeltung Deutschlands in erheblichem Maße beigetragen hat. Es darf als eine der vornehmsten Aufgaben aller behördlichen Stellen, die es angeht, bezeichnet werden, daran zu arbeiten, daß unsere Nation diese Weltgeltung auf dem Wege der friedlichen Eroberung sich wiedererringe. Eine solche aber ist heute nur möglich durch ein großzügiges nationales Bildungswesen, das als ein geistiges Rückgrat der Nation alle Kulturgüter allen Kreisen des Volkes erschließt und in dem gerade die allgemein zugängliche, von einseitig wissenschaftlichen Ambitionen freie Bildungsbücherei einen der wesentlichsten Faktoren darstellt und in ständig steigendem Maße darstellen wird, eine Bücherei, der Bücher wie Musikalien nicht akademisches Handwerkzeug einer Minderheit bedeuten, sondern das wichtigste Bildungsmittel zum Erwerben von Wissen und von Kultur. Die für öffentliche Musikbibliotheken zu bewilligenden Mittel sind somit produktivste Anlage, sie kommen dem deutschen Geistesleben unmittelbar zugute, der Nation zum Gewinn, ihren Angehörigen zum Nutzen und zur Freude. Die schon so oft erhobene Forderung nach öffentlichen Musikbüchereien ist also vom kulturpolitischen Gesichtspunkt gerade gegenwärtig wohl in jeder Hinsicht eine gerechtfertigte und verlangt gebieterisch ihre baldige Erfüllung.

Solche Musiksammlungen heute neu aufzubauen dürfte nun allerdings, zumal im Hinblick auf die bedrängte finanzielle Lage von Staat und Kommune, vielerorts nicht möglich sein. Ein solcher Neuaufbau ist aber meist auch gar nicht erforderlich. Es genügten Sammlungen, die sich auf einem schon bestehenden büchereilichen Grundstock einer größeren öffentlichen Bibliothek aufbauen könnten und allmählich zu geschlossenen zentralen Musikabteilungen auszubauen wären, die den wichtigsten Bestand an Musikbüchern und Musikalien in sich vereinten und ihn allen musikinteressierten Schichten der Bevölkerung zugänglich machten. Kleinere, an dem gleichen Ort etwa schon bestehende öffentliche oder halböffentliche Musikbüchereien können, ja müssen neben einer solchen Zentralbibliothek vorhanden sein bzw. weiter bestehen bleiben; sie sind in größeren Städten mit ausgedehnterem Musikleben gar nicht zu entbehren, da hier nicht nur die räumlichen Entfernungen, sondern auch die gleichzeitige Inanspruchnahme viel benutzten Materials durch mehrere Interessenten ein gewichtiges Wort mitsprechen. Sehr erwünscht und fast überall im Bereich der Möglichkeit liegend sind natürlich auch örtliche Arbeitsgemeinschaften bzw. Kartellverbindungen sämtlicher Musikbüchereien einer Großstadt oder eines Landkreises unter-

einander, die den schnellen Nachweis eines nicht vorhandenen oder verliehenen Stückes in einer anderen Bücherei ermöglichten, wobei die Generalauskunft naturgemäß der Zentralbibliothek (evtl. mit Hilfe eines Generalkatalogs) zuzufallen hätte. Dieser Zentrale hätte auch die Sammlung und Zugänglichmachung des mehr wissenschaftlichen bzw. weniger gefragten Materials zuzufallen, das sie evtl. auch zur radialen Ausleihe an die angeschlossenen Zweigbüchereien verfügbar zu halten hätte*). Eine solche gemeinsame Zusammenarbeit in einer Stadt bestehender und inhaltlich sich ergänzender Bibliotheken wird ja überhaupt einen charakteristischen Zug im Zukunftsbilde speziell des volkstümlichen Büchereiwesens ausmachen.

Die wichtigsten Grundsätze, nach denen Anlage und Aufbau einer Musikbücherei im Einzelnen zu erfolgen hätte, hat der Verfasser bereits in der Veröffentlichung „Musikliteratur. Ein kritischer Führer für Bibliothekare"**) zu verwirklichen gesucht und darf sich hier auf diese Verweisung beschränken. Im Folgenden seien daher nur noch einige Grundsätze für den systematischen Auf- und Ausbau der Musikalienbücherei kurz umrissen.

2.

Für den Aufbau der **Musikalienbücherei**, die, es sei noch einmal betont, zu jeder öffentlichen „Musikbibliothek" als unerläßlicher Bestandteil gehört, wäre oberster Gesichtspunkt ebenfalls derjenige der **Bildungspflege**, maßgebend für die Anschaffungspolitik also der erziehliche und bildende Charakter der Sammlung; eine solche Musikalienbücherei hat nicht die Aufgaben einer „Leihbibliothek", aber (von Sonderfällen abgesehen) auch nicht die einer rein wissenschaftlichen Bibliothek. Damit scheiden alle lediglich dem Unterhaltungsbedürfnis im platten Sinne dienenden und alle taggebundenen Werke von vornherein aus (dies trifft besonders einen Großteil der pseudoromantischen Produktion des 19. Jahrhunderts); ferner werden Werke zeitgenössischer Komponisten, soweit deren Bedeutung noch sehr umstritten ist, nur nach eingehender Prüfung von Fall zu Fall eingestellt werden dürfen (zumal solche den Anschaffungsetat verhältnismäßig stark belasten), wenn auch wegen der in der Zeitnähe begründeten Beurteilungsfragwürdigkeit der Maßstab kein allzu strenger sein darf; manches an sich abzulehnende Werk wird vielleicht doch als Zeitdokument Berücksichtigung finden dürfen. Auf der anderen Seite werden auch alle der rein fachgelehrten Forschung dienenden Publikationen (vorderhand wenigstens) unberücksichtigt bleiben können, desgleichen das ausgesprochen praktischen Unterrichtszwecken dienende Übungsmaterial sowie die reine Virtuosenmusik. Innerhalb des so abgesteckten Kreises müßten möglichst lückenlos die vor- und altklassischen, klassischen, romantischen und neuromantischen Meister der **Instrumental**komposition vorhanden sein, und zwar in erreichbarer Vollständigkeit, aber unter besonderer Berücksichtigung der für

---

*) Es darf als Beispiel auf den seit einigen Jahren bestehenden Leihverkehr der Berliner Stadtbibliothek mit den Groß-Berliner Stadt-, Bezirks- und Volksbüchereien verwiesen werden.

**) Berlin: Stadtbibliothek 1929 (Arbeiten der Volksbücherei-Zentrale in der Berliner Stadtbibliothek Band 2); vgl. „Bücherei und Bildungspflege" Jg. 1930, S. 47.

Kammer- und Hausmusik und auch für Schulmusik verwendbaren Werke, da solchen ein besonders hoher, unmittelbar bildender und veredelnder Wert innewohnt; speziell die vorklassische Orchestermusik mit ihrer ausgesprochen kammermusikalischen Haltung (collegia musica!), ihrer echten Mehrstimmigkeit, ihrer verhältnismäßig leichten technischen Ausführbarkeit, Eigenschaften, die sie für das häusliche und gesellige Musizieren prädestinieren, verdient heute in der Renaissance des laienmusikalischen Gemeinschaftsspiels eine besondere Pflege auch seitens der Musikbücherei. Für solche Werke ist also die Anschaffung auch der Einzelstimmen sowie die Einstellung von Mehrexemplaren erforderlich*). Für alle größeren Orchesterwerke genügten natürlich die Partituren ohne Separatstimmen (vorzugsweise die Studien-, Taschen- usw. Partiturausgaben) sowie die Klavierübertragungen (auch die vierhändigen!). Von der Literatur für Solo-Instrumente — in erster Linie zwei- und vierhändiges Klavier, Harmonium, Orgel; Violine, Violoncello, Bratsche, evtl. Gambe; Laute, Gitarre (Klampfe), Mandoline; Flöte — sind neben der Literatur der Meister (einschl. Vorklassik!) auch die wichtigsten Schul- und Studienwerke nicht zu entbehren. Bei der Literatur für Einzelinstrumente ist den Originalwerken grundsätzlich stets der Vorzug vor den Bearbeitungen und Übertragungen zu geben, mit Ausnahme solcher für (zwei- und mehrhändiges) Klavier, da diese die ganze Welt der Instrumentalmusik auch dem nur Klavier-Spielenden erschließen. — Neben der Instrumentalmusik verdient das Gebiet der Vokalkomposition, das heute im Zeitalter des „singenden Menschen" wieder so sehr an Bedeutung gewonnen hat, eine ausgiebige Berücksichtigung und liebevolle Pflege. Hier müssen zumindest die Editions-Liedersammlungen der Meister in möglichster Vollständigkeit und zwar für alle drei Stimmlagen (hoch, mittel, tief) vorhanden sein, und zwar in mehreren Exemplaren, daneben die wichtigsten opera in Einzelausgaben. Das Gebiet der modernen Liedkomposition wird mit seinen markantesten Vertretern berücksichtigt werden müssen. Schul- und Studienwerke für Gesang bzw. Stimmbildung dürfen nicht fehlen. Neben, ja über dem Kunstgesang ist dem zu neuer Blüte erwachten Volksgesang durch Einstellung der Volks- und volkstümlichen Liedliteratur unter besonderer Berücksichtigung der Neuausgaben des älteren deutschen sowie des landschaftlichen Volksliedes, neben und über dem Sologesang dem mehrstimmigen bzw. Chorgesang durch Einstellung der wichtigsten älteren und neueren Gemeinschaftsmusik besonders Rechnung zu tragen; die Notenliteratur der Jugendmusikbewegung und auch der Arbeiterchorbewegung wird neben dem klassischen Chorgut zu pflegen sein. Klavierauszüge (auch vierhändige), Klavierpartituren und Vollpartituren der Opern, Singspiele, Hauskomödien usw. und der geistlichen und weltlichen Oratorien und anderen großen Chorwerke mit Orchester von bleibendem Werte — in

---

*) Eine ganze Reihe von Musikverlegern widmen sich der Neuherausgabe gerade dieser Literatur in größeren fortlaufenden Sammlungen, so Kistner & Siegel („Organum"), Nagel („Musikarchiv"), Vieweg („Musikschätze der Vergangenheit"), Kahnt („Perlen alter Kammermusik"), Breitkopf & Härtel („Collegium musicum"), Kallmeyer, Bärenreiter-Verlag u. a. Aber auch ein Hindemith hat es nicht verschmäht, sich mit wertvollen eigenen Werken in den Dienst dieser Bewegung zu stellen (Spielmusik op. 43 Nr. 1; Schulwerk für Instrumental-Zusammenspiel op. 44 Nr. 1—4; Variationen über „Ein Jäger aus Kurpfalz" op. 45 Nr. 3).

mehrfachen Exemplaren — schließen den Ring der zu berücksichtigenden Grundstock-Literatur. — Von den Gesamtausgaben der Meister werden für den Anfang weniger die großen, vornehmlich der gelehrten Forschung und dem wissenschaftlichen Studium dienenden Publikationen als die (auch bedeutend preiswerteren) populären, der Praxis des Musizierens dienenden Editionen (Peters, Breitkopf & Härtel, Universal-Edition, Schott, Bärenreiter, Simrock, Cotta, Steingräber u. a.) zu bevorzugen sein. Die Einzelbände werden dabei den Sammelbänden im allgemeinen vorzuziehen sein (Sammelbände vermischten Inhalts werden am besten ganz vermieden). Bei der meist vorhandenen Vielheit von Ausgaben eines Werkes müssen die einzelnen Bearbeitungen (aber auch Stich, Papierqualität, Preis usw.) sorgfältig gegeneinander abgewogen werden. — Die Einstellung der „Denkmäler der Deutschen Tonkunst", der „Denkmäler der Tonkunst in Bayern" und der „Denkmäler der Tonkunst in Österreich" wäre wünschenswert — wenigstens einzelner Bände —, ist aber für den Anfang nicht unbedingt notwendig.

Die „Denkmäler" und die wissenschaftlichen Gesamtausgaben der Großmeister (Partituren) finden zweckmäßig als Präsenzbibliothek Aufstellung in einem Musik-Lesesaal, wie er zumal in Neubauten größerer Büchereien überall vorgesehen werden sollte. Es wird sich empfehlen, diesen wo irgend angängig von dem allgemeinen Lesesaal räumlich getrennt zu halten, da das Studium von Noten, insbesondere Partituren, eine erhöhte Konzentration und entsprechende Ungestörtheit erfordert. — Im Musik-Lesesaal müßten auch die wichtigsten Klavierauszüge und Partituren als Handbibliothek Aufstellung finden; ferner wäre hier das laufende Opern- und Konzertrepertoire bereitzustellen, unter Berücksichtigung auch des Rundfunkprogramms! Die wichtigsten enzyklopädischen, geschichtlichen, biographischen, theoretischen und bibliographischen Werke der Musikwissenschaft werden hier ebenfalls Platz zu finden haben, ferner Konzert-, Opern-, Hausmusikführer, Textbücher und die wichtigsten Musik- und Theaterzeitschriften und Jahrbücher sowie deren frühere Jahrgänge.

Die Einrichtung eines (mit schalldichten Wänden versehenen) Musiksaals bzw. Musizierraumes, evtl. auch mit Zurverfügungstellung von Instrumenten, zumindest eines Flügels oder Klaviers, sowie mit Anschluß für Radioempfang (und evtl. -übertragung) sollte in Neubauten vorgesehen werden. Bei räumlicher Knappheit können Musik-Lesesaal und Musiziersaal evtl. in einem Raum vereinigt werden (natürlich unter entsprechender Trennung der Öffnungszeiten). Auch ein etwa vorhandener Hörsaal kann gleichzeitig als Musiksaal dienen.

Wünschenswert — insbesondere im Hinblick auf eine Zusammenarbeit der Bücherei mit Volks- und Jugendmusikschule — ist auch die Einrichtung einer Jugend-Abteilung, sei es durch separate Aufstellung oder durch besondere Hervorhebung in den Katalogen.

Die Errichtung einer Schallplatten-Bibliothek zur Ausleihung insbesondere an Studenten der Musik und Musikwissenschaft und Musikpädagogen, an Schulen und ähnliche Institute sowie auch zu pädago-

gischen Vorführungszwecken wäre ebenfalls erwägenswert*). Die Schallplatte kann ferner Verwendung finden, um die Benutzer mit den in der Bibliothek ruhenden Schätzen bekannt zu machen; sie stellt also gleichzeitig ein Mittel zur Steigerung der Benutzung der Musikbibliothek dar. — Schließlich darf auch der Angliederung eines sogen. Meisterarchivs, das die Photogramme musikalischer Meisterhandschriften sowie evtl. ikonographisches Material sammelt und zugänglich macht**), auch vom volksbildnerischen Standpunkt aus das Wort geredet werden, wenn auch die Realisierung solcher Pläne im allgemeinen einer späteren Entwicklung des Büchereiwesens wird vorbehalten bleiben müssen. Teilweisen Ersatz bieten hier die Faksimiledrucke musikalischer Autographe, wie sie von einer Anzahl von Meisterwerken vorliegen.

Eine nach den oben entwickelten Grundsätzen aufgebaute Musiksammlung erfordert an Musikalien einen Grundstock von schätzungsweise 5000 Nummern, der sich durch die unerläßlichen Mehrstücke auf etwa das Doppelte, 10 000 Nummern, erhöht. Bei Ansetzung eines durchschnittlichen Einzelpreises von 3,— RM (Musikalien, insbesondere die der populären Editionen, sind durchschnittlich billiger als Bücher) abzüglich des üblichen Rabattes***) ergibt sich ein Betrag, der auf einige Jahresraten verteilt den Anschaffungsetat einer größeren Bücherei nicht ungebührlich belasten würde. Es läßt sich also mit einem verhältnismäßig geringfügigen Aufwand bereits ein solides Fundament legen, das bei umsichtiger Verwendung der Mittel binnen weniger Jahre den Ausbau zu einer bereits weitgehenden Ansprüchen genügenden öffentlichen Musikbücherei ermöglichte.

Weitere Kostenverminderungen ergeben sich durch Ausnutzung von Antiquariatsangeboten (die sich bei Musikalien häufig und oft günstiger als bei Büchern bieten), durch Geschenke und Stiftungen von privater Seite — evtl. unter Gründung einer „Vereinigung der Freunde der ... Musikbücherei" — wie durch Geschenkzuweisungen von Gesellschaften und Behörden, mitunter auch durch Überlassung von Freiexemplaren seitens der Komponisten, vornehmlich der ortsansässigen oder -geborenen (jedoch unter Vorbehalt der freien Verfügung!), vielleicht auch durch höhere Rabattgewährung bei größeren laufenden Abnahmen oder bei kostspieligeren Werken; auch die Übernahme einer Art Pflichtexemplar-Lieferung von seiten einzelner Verleger (wie sie die „Deutsche Musiksammlung" der Preußischen Staatsbibliothek aufbauen half) ist nicht ausgeschlossen, wenn sie auch unter den augenblicklichen Verhältnissen kaum in Betracht kommt.

---

*) Vgl. die kürzlich von Sachs herausgegebene Plattenfolge zur Musikgeschichte „2000 Jahre Musik auf der Schallplatte". Über die vielseitige Verwendbarkeit der Schallplatte für die bildungspflegliche Praxis vgl. Ackerknecht „Bildungspflege und Schallplatte" in „Bücherei und Bildungspflege" Jg. 10 S. 7 ff. Den ersten Versuch einer Schallplatten-Ausleihe hat die Städtische Musikbücherei in Köln a. Rh. (Prof. Hermann Unger) gemacht. — Zur Schallplatte wird nun auch bald der Tonfilm als Lehrmittel treten.

**) Hier ist die Wiener Nationalbibliothek vorangegangen, vgl. Zeitschrift für Musikwissenschaft Jg. 11 H. 9—10 S. 577 ff.

***) Bei Garantierung laufender größerer Abnahmen werden teilweise auch höhere Rabatte gewährt werden.

Veranstaltungen von Konzerten für die Bibliothek, evtl. auch von Konzertvorträgen im Musiksaal der Bücherei selbst, können nicht nur weitere finanzielle Hilfen bringen, sondern befestigen auch das Band zwischen der Bücherei und ihren Benutzern bzw. regen das Interesse der noch Fernstehenden an. Ausstellungen von Büchern, Noten und Instrumenten, Entwerfen von Programmen für musikalische Veranstaltungen, Bereitstellung von Konzertkarten usw. sind weitere Bindemittel zwischen Bücherei und Benutzer. Fühlungnahme mit bestimmten Benutzerschichten wie z. B. den Sing- und Musiziergruppen der Jugendbewegung, mit der Schul- und Privatmusiklehrerschaft und mit den Hausmusikkreisen und Rücksichtnahme beim Bestandsaufbau auf die Bedürfnisse dieser Benutzer werden in gleicher Richtung wirken und dem Musikbibliothekar ein dankbares und fruchtbares Arbeitsfeld bieten. Daß schon an und für sich der menschliche Kontakt bei der beratenden Musikalienausleihe ein engerer sein wird als beim Buch, liegt in der Natur der Sache. Auf der anderen Seite werden bei den Beamten der Musikalienausleihe noch umfassendere und eingehendere Kenntnisse der Notenliteratur vorhanden sein müssen als sie bei der Buchliteratur erforderlich sind, wenn eine ersprießliche musikalische Bildungsarbeit geleistet werden soll. (Ein Buchkarten- (bzw. Notenkarten-) Präsenzapparat mit Charakteristiken, wie er in volkstümlichen Büchereien üblich ist, wird bei der Musikalienausleihe besonders gute Dienste leisten.) Und weiterhin erfordert die nach Geschmack und nach Bildungsgrad, nach geistiger und seelischer Reife kompliziertere und vielfacher gestufte, meist auch fachlich doch mehr oder weniger vorgebildete bzw. geschulte*) Benutzerschaft der Musikalienbücherei ein besonders hohes Maß von Bildung und Kenntnissen, aber auch von Takt und Gewandheit bei der Musikalienausleihe; dafür wird diese aber auch in einem Maße fruchtbar gestaltet werden können, wie es bei der Buchausleihe nur in seltenen Ausnahmefällen möglich sein kann.

Bücherschau.

B. Wissenschaftliche Literatur.

1. Religion, Philosophie, Erziehung.

Kant, Immanuel: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Mit Leitfaden und Erklärungen neu hrsg. von Rudolf Otto. Gotha: Klotz 1930. 213 S. Geh. 7,—.

Kants Grundlegung zur Metaphysik der Sitten ist im besten Sinne populäre Philosophie. Sie ist es, weil sie nicht von Problemen der wissenschaftlichen Situation, sondern unmittelbar von Fragen des Lebens ihren Ausgang nimmt. Darum ist sie freilich doch keineswegs eine leichte Lektüre. So ist die neue (aus der Praxis zwanzigjähriger Seminarübungen hervorgegangene) Ausgabe von Rudolf Otto sehr zu begrüßen. — Der Marburger Religionsphilosoph gibt der kantischen

*) Dieser Umstand nähert die Musikalienbücherei dem Typ der wissenschaftlichen Bibliothek; daß sie dessenungeachtet auf die bildungspfleglichen Ziele einer Volksbücherei nicht verzichten darf, sie vielmehr als oberste Leitlinie zu verfolgen hat, gibt ihr eine eigentümliche Zwitterstellung, die ihr jedoch durchaus nicht zum Nachteil zu gereichen braucht.

Schrift einen ausführlichen Kommentar: zunächst einen „Leitfaden", der dem Gedankengang Schritt für Schritt zu folgen versucht und durch straffe Disposition viel zu besserem Verständnis beitragen kann; zuzweit eine „Erläuterung" der wichtigsten Hauptbegriffe und endlich „Erörterungen" zu einigen einzelnen Stellen der Schrift. Hier ist auf wenigen Seiten auch zur Kritik und Weiterbildung der kantischen Ethik außerordentlich Bedeutungsvolles gesagt. (Besonders wichtig erscheint mir die Inanspruchnahme Kants für die Entdeckung des Prinzips der materialen Wertethik.) — Für die Verwendung in der Volksbücherei ist der in den Erklärungen häufige Gebrauch von Fremdworten zuweilen störend. Man wird recht tun, bei der Ausleihe ein kleines philosophisches Wörterbuch ohne weiteres mitzugeben. Dies vorausgesetzt kann die neue Ausgabe gerade der Volksbücherei äußerst nützlich sein. — Ausstattung, Type und Druckart sind möglichst denen der Originalausgabe der 2. Auflage nachgeahmt; das Titelblatt für den Text ist ein Faksimile des ursprünglichen. — Für alle Büchereien, die einen Grundbestand philosophischer Literatur führen. H. Margolius (Berlin).

Künkel, Hans: Der furchtlose Mensch. Eine Lehre vom Wachstum der Seele. Jena: Diederichs 1930. 135 S. 4,50; Lw. 6,80.

Diese Psychologie kündet von der Schicksalhaftigkeit des Lebens, von der Identität der Seele und ihres Schicksals: „Der Mensch und sein Schicksal sind eins". Es gibt eine Willensfreiheit jenseits von Determinismus und Indeterminismus, nämlich die restlos einsichtige und willige Fügung in die Notwendigkeit des (subjektiven) Schicksals. „Jeder Mensch hat das Schicksal, das er verdient." Der Akzent des Buches liegt in der Haltung des Menschen seinem Schicksal gegenüber, in der „Schicksalsgesinnung". Es werden die primitive, die heroische, die absolut verneinende (buddhistische), die passiv bejahende (christliche), die banale und die aktiv bejahende Schicksalsgesinnung unterschieden. Nicht mit Unrecht wird die heutige, durch Versicherungen und Kompromisse verdünnte Schicksalsluft, das auf Kosten der Intensität extensiv platt und breit gewalzte Leben als banal bezeichnet. Abgelöst wird diese Schicksalsgesinnung nach Künkel durch die aktiv bejahende Haltung, die auch alle Schmerzen des Lebens als ganz positiv und notwendig zum Wachstum der betroffenen Seele freudig bejaht, nicht christlich passiv „erleidet". Es entsteht „der furchtlose Mensch". Die Bejahung fremden Schicksals führt in anderem Sinne zur christlichen Forderung „Liebet eure Feinde" zurück. — Man möchte dem ganz geradlinig und einfach, aber nicht simpel geschriebenen Buch, das jeder Mitdenkende verstehen kann, recht viele Leser wünschen. Für größere Büchereien. E. Holtz (Stettin).

Lessing, Theodor: Europa und Asien (Untergang der Erde am Geist). 5., völlig neu gearb. Aufl. Leipzig: Meiner 1930. VIII, 358 S. 7,80; Lw. 9,80.

Die Gegenüberstellung im Titel, die der Verfasser nur mit Vorbehalt annimmt, ist nicht geographisch, politisch oder nur kulturell gemeint. Ihr Sinn ist: der asiatische Mensch lebt noch vorbewußt instinkt- und triebsicher in kosmischer Verbundenheit, hingegen ist der europäisch-amerikanische mit der Tatsache des Bewußtseins, mit dem Erwachen des Geistes aus Leben und Natur heraus- und ihnen gegenübergetreten. Mit seiner Mittelpunktsetzung hat der „Untergang der Erde am Geist" begonnen. Diesen Vorgang schildert Lessing als eigenbezügliche Überhebung und räuberischen Mord an Natur und Leben, als deren gedankliches Gegenstück er die Wissenschaft sieht. Dennoch nimmt er Stellung für den Geist, der aus Not geboren sei, Not zu wenden. Für den Bewußtseinsmenschen gebe es kein Zurück mehr, er müsse den beschrittenen Weg der Mechanisierung des Lebens und der Chaotisierung der Seele bis zur Vollendung gehen, bis zur freiwilligen Anerkennung der Herrschaft einer überstaatlichen rationalen Sachlichkeit, mit der eine neue (bessere) Welt heraufkomme, die den Menschen nur als Deponens (passiv in aktiver Bedeutung) kennen werde und die nur den wenigen Tod bedeute, die noch an der natürlichen Ureinheit Anteil haben, die vielen aber erlöse von der tragischen Gespaltenheit ihres Menschentums zu einer wiedergewonnenen Unschuld. Zu dieser mehr als nur menschlichen Betrachtung stehe nicht im Widerspruch das

menschliche Bekenntnis, daß wir, „solange wir nun einmal Denkwesen sind, von Fall zu Fall allgültig zu urteilen und gemäß unserm Urteil schlechterdings auch zu helfen und zu handeln" und so in unserer Wirklichkeit Europa und Asien, Geist und Leben, auszugleichen haben. — Das Buch, das laut Anspruch seines Verfassers ein Weltsystem von unbegrenzter Gültigkeit bietet, indem es den „Weg Rousseaus und Nietzsches zum dritten Mal und bis zu Ende" geht, wird nur von kritikfähigen und -bereiten Lesern gewürdigt werden können. Bei seiner stilistischen und dialektischen Gewandtheit, die allerdings mitunter auch stark journalistisch anmutet und der auch Geschmacklosigkeiten unterlaufen (wie S. 228: „1832. Goethe stirbt.... Sein letztes Wort ist: „Mehr Licht". Der Wunsch wird ihm erfüllt. Denn im selben Jahr erfindet man die Zündhölzer, geht über zur Gasbeleuchtung..."; oder von den meist ironisch gebrauchten Kapitelmottos besonders das Johannes-Zitat 12, 47 über dem Schlußabschnitt) kann es in falscher Hand infolge einer oft maßlos gereizten Polemik, der dann wieder die Sachlichkeit der Wissenschaft fehlt, und der imponierenden Fülle des erlesenen Beweismaterials leicht Waffe gegen all und jedes werden. Wenn der Verfasser sich im Vorwort zu einer früheren Auflage beklagt, daß sein Werk von der wissenschaftlichen Welt fast stets mit Schweigen übergangen wurde, so dürfte dies nicht zuletzt in seiner eigenen unsachlichen Haltung begründet sein. — Nur große Büchereien werden die Einstellung zu erwägen haben. E. Lüpke (Berlin).

Lütgert, Wilhelm: Das Ende des Idealismus im Zeitalter Bismarcks. Gütersloh: Bertelsmann 1930. 480 S. 16,—; geb. 18,—.

Dies bedeutende Buch bildet den 4. Band des großen Werkes „Die Religion des deutschen Idealismus und ihr Ende", ist aber auch unter dem oben aufgeführten Titel einzeln erhältlich und begegnet deshalb unserem besonderen Interesse, weil es die unserer Zeit unmittelbar vorhergehende Epoche behandelt und tief in die gegenwärtige Kulturkrise und ihre Ursachen einführt. Der erste Teil behandelt das Versagen des Idealismus im öffentlichen Leben vor den Aufgaben der Realpolitik und stellt die überragende Figur Bismarcks in den Mittelpunkt, an dessen aller Theorie abholdem realpolitischen Handeln nacheinander die religiöse Erweckungsbewegung, die christlich-konservative Idee, der manchesterliche Liberalismus wie die Hegelsche Staatsanbetung der Nationalliberalen scheitern, auch dort, wo Bismarck — wie im Kulturkampf und in seiner Antisozialistengesetzgebung — unterliegt. Es zeigt sich, daß (vielleicht mit der einzigen Ausnahme des Katholizismus) die dem Ringen der Parteien zu Grunde liegenden Auffassungen vom Wesen des Staates vor den neuen Aufgaben der Zeit versagen. Das Auseinandertreten der im Idealismus verbundenen antik-heidnischen und christlichen Momente unter den Erkenntnissen der neuen historischen Forschung (Fr. Wolf, Mommsen, Wilamowitz) vernichtet die Einheitlichkeit der Grundlagen der höheren Bildung und eröffnet die Kritik an Schule und Universität. Die Folge ist die Ausbreitung des Pessimismus und das Erlöschen des Idealismus und der Erweckungsbewegung im geistigen Leben wie das verschärfte Einsetzen der Kulturkritik (Nietzsche, Burckhardt, Kierkegaard, Lagarde). Der Positivismus tritt seine Herrschaft an. Der dritte Teil behandelt sodann die Verdrängung des Idealismus und der religiösen Erweckungsbewegung aus der Ethik und der Kirche, den Darwinismus und Sozialismus, Nietzsche, die Literaturrevolution der achtziger Jahre und den Zerfall der protestantischen Kirche. Die überaus reiche und dabei sehr klare Darstellung bewegt sich in der Kennzeichnung der miteinander ringenden Ideen der führenden Persönlichkeiten; die Kenntnis der politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Untergründe wird vorausgesetzt. Die Aufgaben, die die Entwicklung uns stellt, faßt der Autor etwa folgendermaßen zusammen: Die Überwindung des Gegensatzes zwischen dem von Hegel erneuerten antiken Staatsbegriff und der von Nietzsche vertretenen Gleichgültigkeit gegen den Staat, des demokratischen Sozialismus und des aristokratischen Idealismus, des reaktionären Klassizismus und der revolutionären Zerstörung der Grundlagen unserer Bildung, endlich des Kampfes zwischen Idealismus und Naturalismus in der Kunst. „Diese Ziele lassen sich nur erreichen, wenn man der Auseinandersetzung mit dem Idealismus nicht ausweicht. Es sind Aufgaben der Sozialethik, die hiermit gestellt sind. Das Ende des Idealismus macht uns eine neue Sozialethik zur dringenden Pflicht." —

Ich möchte dieses selten schöne Buch eines protestantischen Theologen nicht nur für interessierte Leser sondern vor allem auch tiefer interessierten Volksbildnern empfehlen. Es ist dabei gleichgültig, ob man die Wertakzente gelegentlich etwas anders verteilt wünschte. Der Gewinn für das Verständnis der gegenwärtigen kulturellen Situation wird in jedem Falle bedeutend sein, und niemand wird ohne Erschütterung den zwangsläufigen Zersetzungsvorgang einer hohen Kulturstufe verfolgen, zumal wenn er weiß, wie dies ideelle Ringen in engster Verbindung mit den sich immer mehr verwirrenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen steht. W. Schuster.

Müller-Freienfels, Richard: Geheimnisse der Seele. München: Delphin-Verlag 1927. 349 S. 6,50; geb. 9,—.

Das Buch enthält nicht das, was der Leser des Titels vielleicht erwartet: eine Auseinandersetzung mit den Problemen, die um das Geheimnis des Unterbewußtseins kreisen. Wohl werden sie berührt, doch nicht grundsätzlich erörtert. Es sind fünf Essays, deren Verbundenheit und Ausgabe unter diesem Titel nicht ganz begründet erscheint. Der erste, metaphysische Essay versucht die Frage nach dem Wesen der Seele zu beantworten, er befriedigt am wenigsten. Die vier folgenden Essays sind mehr psychologischer Art: Sie behandeln das Problem der Individualität („Vererbung" und „Milieu"), die Psyche des Kindes (am besten), den Jahrmarkt der Eitelkeit und die Gefahr und Unvermeidbarkeit des sich ausbreitenden Amerikanismus. Ein Abschlußkapitel fragt nach der Vergangenheit und der Zukunft der Religion. — Wenn auch das Buch etwas journalistisch ist und der Konzentration mangelt, an entscheidenden Punkten mitunter nicht ausreicht, so kann es doch dem Laien große Dienste tun in seiner Vorurteilslosigkeit und freiheitlichen Gesinnung. In Gegenden starker Kirchlichkeit, vornehmlich in katholischen Kreisen, sei man vorsichtig mit der Ausgabe des Buches, das sonst schon Büchereien mittlerer Orte empfohlen sei. J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

Geistige Formung der Jugend unserer Zeit. Hrsg. von Hermann Maaß. Berlin: Reichsausschuß der Deutschen Jugendverbände 1931. 181 S. Lw. 4,50.

Die hier gesammelten Aufsätze sind großenteils als Vorträge gehalten auf einer Führertagung des „Reichsausschusses" in Marburg 1930. Sie untersuchen, wie die heutige Jugend zu den geistigen Mächten steht: Musik (Reusch), Theater (Luserke), Buch (H. Hofmann), Zeitung (Dovifat), Film (Pfleiderer), Rundfunk (Monzel); weitergreifend will Bartning die Bedeutung der Kunst für den heutigen Menschen überhaupt feststellen, dessen charakteristische Erscheinungsform er interessanterweise in dem „Wanderer" sehen zu können meint, der nicht an eine soziale Klasse gebunden sei. Er meint damit ähnliches wie früher Schuster mit dem Hamsunschen Begriff des „Landstreichers". (Vgl. Schuster, Zeitgeist und Literaturpädagogik, S. 13 ff.) Am wesentlichsten sind die beiden Einleitungsaufsätze: Der von Flitner ist wieder abgedruckt aus der längst vergriffenen Broschüre „Die Lebenswelt der Jugend in der Gegenwart" (Verlag des Reichsausschusses 1928) und versucht die Generationsschichtung in der gegenwärtigen Jugend herauszustellen. Flitner geht dabei ähnlich vor wie Dinggräve jetzt in seiner Fanfare „Wo steht die junge Generation?" (Jena: Diederichs 1930), und ein Vergleich dieser beiden Schriften wäre ebenso wertvoll für den erziehlich interessierten Leser der Volksbücherei wie besonders erfolgversprechend für pädagogische Arbeitsgemeinschaften. In dem anderen Beitrag „Die Jugend und die Lebensmächte der Gegenwart" fordert Weniger einen „Abbau des Radikalismus als prinzipieller Haltung", wobei immerhin fraglich ist, ob die dem Erwachsenen verhältnismäßig leicht zugängliche „heitere Sachlichkeit" in der heutigen Jugend mit ihrem nicht von ungefähr entstandenen Ernst einen Widerhall finden wird.

R. Joerden (Altona).

Jung, Hubert: Das Phantasieleben der männlichen werktätigen Jugend. Ein Beitrag zur Psychologie und Pädagogik der Reifezeit. Münster: Helios-Verlag 1930. 144 S. Geb. 6,50.

Mit Hilfe eines sorgfältig durchgearbeiteten Fragebogens hat der Verfasser

72 jugendliche Arbeiter auf ihre Phantasieregungen hin untersucht und kommt zu dem Schluß, daß der werktätige Jugendliche realistischer eingestellt ist als der bürgerliche Jugendliche. Mit Recht sieht er hierin die Gefahr einer Verkümmerung des Jugendlebens und entwickelt im zweiten Teil einige Grundgedanken zur Pflege des Phantasielebens: personale Bindung, Erweiterung der geistigen Inhalte des Jugendlichen, Kunsterziehung. R. Joerden (Altona).

Kautz, Heinrich: Industrie formt Menschen. Versuch einer Normierung der Industriepädagogik. Einsiedeln: Benziger 1929. 276 S. Geb. 6,—.

Oestreich, Paul: Der Einbruch der Technik in die Pädagogik. Stuttgart: Cotta 1930. 156 S. Kart. 2,80.

Beruf, Mensch, Schule. Tagungsbuch der Entschiedenen Schulreformer 1928. Hrsg. von P. Oestreich und E. Vieweg. Frankfurt a. M.: Neuer Frankfurter Verlag 1929. 191 S. Geb. 4,50.

Den vielen originalen pädagogischen Reformbewegungen der Zeit um 1900 gegenüber ist in unserer Gegenwart nur eine entstanden, die wirtschaftspädagogische oder industriepädagogische. Die Grundfrage dieser Bewegung ist nach dem pädagogischen Wert der Wirtschaft: Dient sie nur der Bedürfnisbefriedigung, nach der dann ein kulturelles Leben, ein Menschsein möglich ist; oder liegt auch in der betriebsamen Wirtschaftlichkeit eine den ganzen Menschen formende Kraft. Die Antwort, die gegenwärtig angesichts der offenbaren Problematik der Wirtschaft meist und so auch in Kautz' Industriepädagogik vom Katholizismus aus wie in den sozialistischen Ausführungen der Entschiedenen Schulreformer gefunden wird, lautet: „Industriepädagogik ist der Einsatz pädagogischer Kräfte zwecks Schaffung eines den kapitalistischen Geist verdrängenden neuen Menschentypus". Ähnlich wie die Sozialisten fordert Kautz, in Anlehnung an die Nationalökonomie von Pesch, einen christlichen Solidarismus. Daß man sich bei dieser Antwort nicht beruhigen darf, haben bisher wohl am eindringlichsten Rosenstocks Schriften zur Wirtschaftspädagogik gezeigt. Das Buch von Kautz ist als einheitliche grundsätzliche Darstellung der Industriepädagogik sehr wertvoll. — Auf der Tagung der Entschiedenen Schulreformer wurden neben prinzipiellen Vorträgen besonders solche über die Aufgaben der Berufsschule gehalten. R. Joerden (Altona).

Messer, August: Geschichte der Pädagogik. 3 Bde. Breslau: Hirt 1925—30. Geb. je 2,85. (= Jedermanns-Bücherei.)

Die Gefahren so kurzer Abrisse der Geschichte der Pädagogik sind, daß sie zu viele Namen und Zahlen geben, mit denen man dann keine Anschauung verbinden kann, und daß die geistigen Zusammenhänge kümmerlich wegkommen. Beiden Schwierigkeiten ist auch vorliegende Darstellung — wie bisher wohl noch jede — nicht entgangen, umsomehr, als die beiden grundverschiedenen Aufgaben: Geschichte der pädagogischen Theorie und Geschichte der pädagogischen Einrichtungen vermengt werden. — Zum gelegentlichen Nachschlagen.

R. Joerden (Altona).

Miehle, August und Friedrich Pagel: Religiöse Kindheitserlebnisse. Aus Lebensbeschreibung und Dichtung gesammelt. Breslau: Hirt 1930. 200 S. Geb. 6,40.

Die typischen „Erlebnisbeziehungen des Kindes zum Göttlichen" sollen durch die Zusammenstellung dieser Auszüge aus bedeutsamen literarischen Werken verdeutlicht werden. Die ausgewählten Kindheitszeugnisse sind nach Sachgruppen geordnet (z. B. Vorstellen, Gewissenserlebnisse, Gottesdienst ...). Am Schluß jeder Gruppe werden die religionspsychologischen Folgerungen, die sich aus den zitierten Beispielen ergeben, kurz formuliert. Diese Schlußfolgerungen ergeben sich nicht immer mit unbedingter Notwendigkeit aus den im allgemeinen mit großer Umsicht und Sorgfalt ausgewählten Stücken (z. B. Kunst S. 109). Es ist auch hier wieder die Frage, ob man überhaupt Einzelstücke aus größeren Zusammenhängen reißen und mit ihrer Hilfe dann psychologische Vorgänge feststellen und beweisen kann, zumal dann, wenn es sich wie hier um so tiefliegende Erlebnisse handelt wie die

religiösen. Außerdem macht es bedenklich, daß u. a. Otto Ernst mit seinem „Asmus Semper" verhältnismäßig oft und ausführlich erscheint, ein Autor, gegen dessen psychologische Erfassung der Adoleszenz sich viele, wenn nicht alle Bedenken erheben lassen. Ferner muß man mit Bedauern feststellen, daß unter den 80 zitierten Autoren sich eine ganze Reihe zweitrangiger Schriftsteller befinden (Ganghofer, Wette, O. Ernst u. a.), was weiter nicht so schlimm wäre, wenn nicht die gerade in diesem Zusammenhang ungeheuer aufschlußreichen Werke von W. Schäfer, Kolbenheyer, Wichern (von evangelischer Seite); Alban Stolz, Weismantel, Undset, Timmermans (von katholischer Seite) u. a. ganz unberücksichtigt blieben. — Im ganzen genommen aber gibt das Buch, das sich zunächst an jeden Erzieher wendet, der sich um die religiöse Bildung des Kindes bemüht, reiche Anregungen. Man wird es auch in der Volkshochschularbeit und in den großen Volksbüchereien gut verwenden können, freilich nie, ohne die Leser vor der Verabsolutierung der hier angedeuteten religionspsychologischen Linien zu warnen.

G. A. Narciß (Breslau).

Pulver, Max: Symbolik der Handschrift. Mit zahlr. Abb. 2. Aufl. Zürich: Orell Füßli 1931. 291 S. 9,60; Lw. 12,—.

Pulver weiß von dem schlechterdings unausschöpfbaren Ausdrucksgehalt der Handschrift, von der mitunter kaum entwirrbaren Mehrdeutigkeit der Merkmale. Seine Graphologie ist psycho-analytisch orientiert und zwar, wie mir scheint, im wesentlichen mit Gewinn. Der Hauptvorzug seines Buches ist die mit besonderer Sachkunde und Kritik vorgenommene Darbietung fast aller wichtigen graphologischen Befunde, die bisher bekannt sind; gelegentlich kommen Irrtümer vor, die Symbolik der Schrift wird mehrfach allzu heftig in Anspruch genommen. Zweifellos aber kann man aus diesem Buch viel lernen. Nur bleibt zu betonen, daß es sich bis auf einige Ausnahmen nicht um neue Gedanken handelt. Der Kenner wundert sich nicht, daß auch in diesem Falle wieder vor allem Klages hinter manchen Formulierungen und grundsätzlichen Gedanken steht, die der Nichtkenner Pulver zuschreiben muß.

S. Ranitzsch (Stettin).

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Marcu, Valeriu: Die Geburt der Nationen. Von der Einheit des Glaubens zur Demokratie des Geldes. Mit 12 Taf. Berlin: Fischer 1931. 6,50; Lw. 9,—.

Die Schwierigkeit beim Bestandsaufbau der Bücherei mit zeitgemäßer, d. h. zeitgestaltender geschichtlicher Literatur beginnt am gleichen Punkt, an dem für den modernen Historiker das Problem der „historischen Belletristik" sich erhebt. Fortlaufende Beiträge zur Lösung dieses Problems lieferten bisher die wenigen Schriften Valeriu Marcus. Auch dieses neue Buch will als weiterer Ansatz dazu gewertet werden. Es verdient darum gerade unsere zentrale Aufmerksamkeit. Es zeigt die abendländische Entwicklung vom mittelalterlichen Universalismus zum modernen Nationalstaat und parallel dazu den Weg vom Feudalismus zum Kapitalismus. Und zwar zeigt es diese beiden Entwicklungslinien ganz konkret — konkret trotz des reklamehaften Buchtitels — im Rahmen der ersten Hälfte des 17. Jahrhundert. Hauptbeispiel also: der Dreißigjährige Krieg, ein Labyrinth von kirchlichen und weltlichen, von persönlichen und gemeinschaftlichen, ideellen und wirtschaftlichen Interessen. Marcu gibt nun keineswegs eine Enzyklopädie der Zeit, indem er die Mannigfaltigkeit ihrer Ideenmasse zusammenfaßte, sondern er begreift die Entwicklung — unausgesprochen „hegelisch" — als dialektischen Prozeß, getragen von den großen Individuen: Machiavelli und Campanella, Pascal und Descartes, Richelieu und Wallenstein, Gustav Adolf und Cromwell, Pater Joseph und Rohan, Ferdinand II. und Maximilian von Bayern. „Diese Menschen, deren Erkenntnis die Voraussetzung kommender Epochen bildet, sind von einem Lebensgefühl beseelt", dem Marcus Darstellungskraft durchaus gerecht wird. Denn ihre geistigen Prinzipien, ihre geschichtliche Leistung werden aus wenigen Strichen deutlich. „Noch nie", sagt Marcu, „hat die Historie eine so vollkommene Änderung des Bewußtseins, der Interessen und der Empfindungen gesehen wie von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts". Und noch nie, so

dürfen wir hinzufügen, hat die Historie diese Veränderungen im Zusammenhang so geschlossen dargestellt wie hier. „Im Prinzip wurde damals alles erdacht und erfunden. Spätere Generationen sollten nur noch Schrauben vervollkommnen und Eisengerüste bauen.“ Wir sehen also eine Art Vorverlegung der grundlegenden Einsichten Diltheys über das 18. Jahrhundert in das 17. — mit dem Unterschied nur, daß Marcu hemmungsloser, subjektiver zu ordnen und zu deuten versucht; daß er, erfüllt von der Sucht nach originellen Parallelen und von der Bemühung um einen — oft erreichten — Glanz des Stils, zu gelegentlichen Gespreiztheiten sich verführen läßt. — Für historisch interessierte Leser mit einigen Vorkenntnissen.

W. Herrmann (Stettin).

Peuckert, Will Erich: Volkskunde des Proletariats. I. Aufgang der proletarischen Kultur. Frankfurt a. M.: Neuer Frankfurter Verlag 1931. XII, 195 S. Geb. 6,80.

Wie sonst auch von anderer Seite (vgl. den ausgezeichneten Bericht über die modernen Strömungen der Volkskunde von Pröve „Volkskunde und Schule“ in: Die Volksschule. XXVI, 845 ff.) wird von Peuckert der Versuch unternommen, im Gegensatz zur früheren auf das Bauerntum beschränkten volkskundlichen Forschung auch die andern Volksschichten in dem ganzen Zusammenhang ihrer Gebräuche, Lebensbedingungen und Lebensanschauungen aufzusuchen. Auch die Erwachsenenbildung hat, gereizt durch ihre neuen Erfahrungen, verschiedentlich Ansätze zur Bewältigung dieser Probleme gemacht, und so wird sie die moderne Volkskunde als Bundesgenossen begrüßen. Das vorliegende Buch gibt allerdings nur eine Darstellung der Entstehung des Proletariats in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, im wesentlichen die schlesische Entwicklung verfolgend, so daß für die Gegenwartsarbeit nicht allzuviel daraus zu entnehmen ist — und daß der Proletarier „ein neuer Typus“ ist, „anders geartet“ als Bürger und Bauer, bedarf doch heute nicht mehr eines ausführlichen Beweises. Ein zweiter Band soll „Äußerungen“ des Proletariats (Wortgut, Sachgut, Handlungen) sammeln, um so eine wahre Erkenntnis des Proletariats vorzubereiten. Man darf darauf gespannt sein; gerade aus der Gegenwart mit ihrer Fülle von proletarischen Selbstbiographien, Briefen und Romanen, liegt dafür ein großes Material vor, das systematisch, klar und ohne alle Sentimentalität zusammengefaßt werden müßte.

R. Joerden (Altona).

Rohrbach, Paul und Gustav Roloff: Deutsche Volksgeschichte. Berlin: Hobbing 1931. 90 S. Ill. 4,50; Hlw. 5,60.

An vorgeblichen Gesamtdarstellungen der deutschen Geschichte haben wir Überfluß. Doch was wir haben, genügt qualitativ meist nicht den bescheidensten Ansprüchen, am wenigsten der Volksbücherei. Wozu also eine neue deutsche Geschichte? Mit diesem Bedenken, mit Bedenken auch gegen den einen der beiden Verfasser greift man zu der vorliegenden Schrift — und erkennt bald, daß wir es hier mit einem geschichtlichen Volksbuch von überragendem Rang zu tun haben. „Deutsche Volksgeschichte ist nicht dasselbe wie deutsche Staats- oder Staatengeschichte. Die staatlichen Zustände wandeln sich, das Volk aber bleibt.“ Das Volk also als der tragende Grund, die bleibende Substanz in der geschichtlichen Entwicklung ist in den Mittelpunkt gestellt. Die Geschichte wird nicht aufgelöst und zersplittert in der Verherrlichung der Großtaten Einzelner, sie verfilzt sich auch nicht in einseitig sozialer Zustandsschilderung. Friedrich und Bismarck z. B. figurieren nicht wie so oft als „Helden“, die der Phantasie eines Karl May würdig sind, sie erscheinen nicht als Winnetou der Strategie oder Old Shatterhand der Außenpolitik, sondern sie sind eingeordnet als große Wellen in den Gesamtstrom deutschen Lebens. So werden auch Kultur und Wirtschaft, Sozial- und Kunstgeschichte als zwar wichtige, aber doch abgeleitete Ausdrücke volklicher Wandlungen begriffen. Unter „Volk“ ist mithin das verstanden, was höchste Leitidee deutscher Nachkriegspolitik (im Gegensatz zu der aufs rein Staatliche sich beschränkenden Bismarckpolitik) geworden ist. Die — notwendige — Aktivierung dieses neuen Volksbegriffs für die Wissenschaft ist natürlich nicht ohne Gefahr. Ganz sind die Verfasser ihr auch nicht entgangen. Gegen die Darstellung der Vorzeit und Völkerwanderung z. B. wäre zu sagen, daß es ein „deutsches Volk“ damals nicht gab.

Und bei der leider sehr knappen Behandlung des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts wie des Weltkriegs vermißt man auch nur ein Wort über den Sozialismus und die von ihm getragene „Volks"-Bewegung. Auch fragt man sich, ob das 13. Kapitel, das vorzüglich in seiner Art vom deutschen Volkstum in der Fremde handelt, in dieser Breite hier am Platze gewesen sei, eben weil es da lediglich um Volkssplitter sich handelt, die für das Gesamtvolk verloren gegangen sind. Doch tun diese Einzeleinwände der Gesamtleistung nur am Rande Abbruch. Der Geschlossenheit des Bildes, der Selbständigkeit der Gesichtspunkte, der Ruhe und Einfachheit der Sprache wird man sich nicht entziehen können. Auch die beigefügten Bildtafeln, 20 an Zahl, zeugen von Instinkt in der Auswahl weniger bekannten und treffenden Anschauungsmaterials. Das Buch wird als die deutsche Volksgeschichte, als Gegenstück zu Pinnows bekanntem Buch (vgl. B. u. B. 1930, S. 281) bald Eingang schon in kleineren Büchereien finden.

W. Herrmann (Stettin).

Westphal, Otto: Feinde Bismarcks. Geistige Grundlagen der deutschen Opposition 1848—1918. München: Oldenbourg 1930. 300 S. 11,50; Lw. 13,50.

Das Buch geht von dem Fall Emil Ludwig aus. Aber aus der vernichtenden Kritik von Ludwigs Bismarckbuch baut sich eine Geistesgeschichte des letzten Jahrhunderts auf, da für Westphal der Erfolg Ludwigs nur aus einem gestörten Verhältnis zwischen Wissenschaft, Kunst und Staat in Deutschland zu erklären ist. Und so zeigt Westphal, wie das harmonische Verhältnis dieser drei Bereiche, das sich in der Klassik noch findet, in der Nachromantik zerbricht und zu einer immer stärkeren Spannung zwischen Geist und Staat führt. Eine Analyse der geistigen Grundlagen der „ästhetischen" Opposition Wagners, Burckhardts und Nietzsches gegen Bismarcks Reich ist sicher der Höhepunkt des Buches, das abschließend in einer Auseinandersetzung mit Meinecke nicht nur eine Deutung der Gegenwart, sondern auch einen eigenen Lösungsversuch aus der Wirrnis der Gegenwart zu geben versucht. In allem ein außerordentlich kluges, ungemein anregendes Buch, das zuweilen freilich fast bizarr gesteigert ist und allzu herrisch verallgemeinert. Den ernsthaften Leser wird es aber überall zu starker und fruchtbarer Auseinandersetzung reizen, so daß größere Büchereien es jedenfalls einstellen sollten.

G. Franz (Marburg).

Bälz, Erwin: Das Leben eines deutschen Arztes im erwachenden Japan. Tagebücher, Briefe, Berichte hrsg. von Toku Bälz. Mit 28 Bildern. Stuttgart: Engelhorn 1931. 454 S. 12,—; Lw. 16,—.

Der bedeutende schwäbische Arzt und Gelehrte Erwin Bälz hat als Professor der Universität Tokyo, später als freier Forscher und als Hausarzt des japanischen Kaiserhofes, als Gatte einer Japanerin die Entwicklung Japans zu einer westlich orientierten Großmacht von 1876 ab erlebt. Selten kommen in einem Buche so unmittelbar die weitreichenden Wirkungsmöglichkeiten eines Auslanddeutschen im Dienste der Heimat zum Ausdruck, selten werden mit so sicherem Blick die Grundlagen und Zielsetzungen eines artfremden Landes (seien sie politischer, wirtschaftlicher oder kultureller Natur) erfaßt, selten gelingt darüberhinaus ein so anschauliches, warm empfundenes Dokument eines vollen Menschenlebens. Das Buch ist überreich an Stoff und erschließt sich daher nicht dem raschen Leser, es ist aber für alle gekennzeichneten Gebiete ungemein aufschlußreich. Ein sorgfältig gearbeitetes Personenverzeichnis bietet die notwendigen Daten und Erklärungen. Das Buch gehört als eines der wichtigsten über das moderne Japan und als seltsam reiches „Bilderbuch eines Lebens" in jede größere Bücherei. J. Beer.

Hunnius, Monika: Baltische Frauen von einem Stamm. Heilbronn: Salzer 1930. 118 S. 1,60; Lw. 2,80.

Monika Hunnius erzählt in fünf biographischen Skizzen von den Frauen mehrerer Generationen einer baltischen Familie, mit der sie eine tiefe Freundschaft verband. „Sie waren alle hochstehende Frauen, Führernaturen, fein und zart, vergeistigt und voll großer Liebenswürdigkeit." Sie gehen kraftvoll und freudig ihren Weg durchs Leben und werden mit schwärmerischer Hingabe von denen geliebt, die

ihnen nahestehen. — Vieles in diesem Bändchen ist typisch für das baltische Leben vor dem Kriege; so ist die damalige Stellung der Frau oft mit wenigen Strichen treffend gezeichnet. Leider sind die Gestalten allzu problemlos und ihre Handlungen zu wenig psychologisch motiviert, so daß in unserer Zeit, die mit so vielen ernsten Fragen ringt, das Buch nur für solche Leserinnen in Frage kommt, die noch in der „guten, alten Zeit" wurzeln. Rita Demme (Dessau).

Kaulitz-Niedeck, R.: Die Mara. Das Leben einer berühmten Sängerin. Heilbronn: Salzer 1929. 236 S. 3,40; geb. 5,—.

Die bewegten Schicksale der Elisabeth Mara, geb. Schmeling, einer der berühmtesten Sängerinnen im 18. Jahrhundert, der sogar Goethe in „Dichtung und Wahrheit" gedenkt und der er im Alter eigens eine Kantate widmete, werden in dieser liebevollen Biographie eingehend geschildert. Der kärglichen Jugend des typischen Wunderkindes folgt eine lange, reiche Ruhmesepoche, während derer die Mara in allen bedeutenden Städten Deutschlands, Englands, Frankreichs und Italiens nicht nur als Opern- und Konzertsängerin die größte Bewunderung und Anerkennung findet, sondern auch ihrer menschlichen Vorzüge wegen mit Heiratsanträgen bedeutender Männer (darunter der Bibliothekar Raspe, der Vater des Münchhausen) förmlich überhäuft wird, bis sie am Hofe Friedrichs des Großen in der Person des genialen, aber zuchtlosen Cellisten Mara einen Gatten findet. Wie dieser von ihr maßlos vergötterte Mann sich zwischen sie und den Preußenkönig drängt, wie sie ihre gesicherte Laufbahn ihm zuliebe in eine völlig ungewisse, aufreibende Zukunft hinein lenkt, um dann doch in einer andern Seelenfreundschaft ihren Frieden zu finden, das alles ist über den Rahmen des kulturgeschichtlichen und musikalischen Interesses hinaus rein menschlich fesselnd und ergreifend. Die Darstellung des friedlichen Lebensabends im Baltikum fällt gegenüber dieser bewegten Epoche ein wenig ab. Trotzdem aber ist das Buch als Ganzes ein so fesselndes Kulturbild, daß alle Büchereien sowohl für geschichtlich und musikalisch interessierte Leser und darüber hinaus für jede ernstere Leserin das Buch einstellen können. W. Eggebrecht (Stettin).

Kraigher-Porges, Josepha: Lebenserinnerungen einer alten Frau. Leipzig: Grethlein 1926. 2 Bde. Lw. 16,—.

Mit 70 Jahren gibt die Gattin des österreichischen Generals Porges ihre Lebenserinnerungen heraus, ein ergreifendes Zeugnis menschlichen Ringens. Der erste Band enthält die Kindheit, der zweite die „Kreuzwege des Lebens". Die kleine Josepha, die im Alter von fünf Jahren ihre Mutter verliert, wird durch die Lieblosigkeit einer Stiefmutter zur Flucht aus dem Elternhause getrieben. Sie findet für einige Jahre freundliche Aufnahme bei einfachen Schmiedleuten auf dem Lande, deren die Verfasserin mit tiefer Liebe gedenkt. Durch eine Gehirnkrankheit der Pflegemutter wird sie — ein halberwachsenes Kind — abermals in die Fremde getrieben, um jede Arbeit zu nehmen, die sich bietet. Viel Roheit und Herzlosigkeit liegt auf ihrem Weg, so daß sie frühzeitig den Haß kennen lernt, den abgrundtiefen Haß. Vorübergehend in das Haus des inzwischen verwitweten Vaters nach Graz zurückgerufen, findet sie auch hier keine Heimat mehr, da die nächsten Angehörigen ihr entfremdet sind durch das Trennende einer ganz anderen Lebensführung. Nach nochmaligem Umherirren findet die Verfasserin auch in einer nun geschlossenen Ehe nicht die lang ersehnte häusliche Geborgenheit, denn das Zusammenleben der Ehegatten verliert allmählich seinen Sinn, so daß sie sich in freundlicher Übereinkunft trennen. Mit ihrer Tochter begibt sich die Verfasserin nach Zürich. Das hohe geistige Leben dieser Stadt hat etwas Hinreißendes für die Frau, die seit ihrer Kindheit daran gearbeitet hat, ihre vernachlässigte Bildung zu heben. In ernster Arbeit gewinnt sie Fühlung mit Universitätskreisen und tritt in innige freundschaftliche Beziehungen zu geistig hochstehenden, ihr innerlich verbundenen Menschen. Eine zweite, im vorgerückten Alter geschlossene Ehe mit General Porges nimmt ihr den letzten Rest von Heimatlosigkeit und läßt sie endlich Frieden finden. Ihre Arbeit gilt den Armen und Gedrückten, den Mühseligen und Beladenen, um „Lichtmöglichkeiten für alles Erdenleben zu schaffen". — Ein langes Leben, voll von Entbehrungen, Not und Qual, aber auch gesegnet durch gütige, hilfreiche Liebe, zieht an uns vorüber. Der Wert dieser Lebens-

erinnerungen liegt in der Persönlichkeit der Verfasserin. Die warme, sympathische Darstellung läßt gern darüber wegsehen, daß die Ausführungen gelegentlich etwas zu sehr ins Einzelne gehen. Die Erinnerungen gehören in jede Volksbücherei und werden besonders von Frauen gern gelesen werden.

Else Mau (Kiel).

Lagerlöf, Selma: Aus meinen Kindertagen. München: Langen 1931. 217 S. 3,—; Lw. 5,—.

Nachdem uns die Dichterin in „Mårbacka" von der Heimat und den Menschen, unter denen sie groß wurde, erzählt hat, gibt sie hier eine Schilderung eigenen kindlichen Erlebens im Kreise von Eltern und Geschwistern. Die kleine Selma nimmt, was um sie geschieht, inniger auf als ihre Geschwister. Die Krankheit der Füße begünstigt die Neigung des Kindes für Bücher, nachdenkliches Beobachten und Träumen. Wir verstehen, daß aus diesem kleinen Mädchen mit dem bewegten Herzen in der Atmosphäre lieberfüllter Tätigkeit, in dem beschaulich-humorvollen Zusammenleben, das soviel Verstehen und vielgestaltige Schicksale birgt, die Dichterin werden mußte, die nach hartem Lebenskampf (s. Lagerlöf: Ein Stück Lebensgeschichte) zur Heimat zurückfand und uns mit ihren köstlichen, lebensvollen Geschichten beglückt. Die Autobiographie ist geeignet, für alle Lagerlöf-Leser, auch für die Jugend etwa vom 12. Jahr an, soweit sie noch nicht sensationsgierig ist.

Hildegard Stansch (Frankfurt a. O.).

Langewiesche, Karl Robert: Aus fünfundzwanzig Jahren. Buchhändlerische Erinnerungen 1891/1916. 3. Aufl. Königstein i. T.: Langewiesche o. J. 120 S. Lw. 2,20.

Wir Volksbibliothekare wissen, was wir der zielbewußten Arbeit derjenigen Verleger danken, die ihren geschäftlichen Erfolg aus ernstem Verantwortungsbewußtsein für die deutsche Kultur und aus sicherem Gefühl für das gegenwärtig Lebendige herleiten können, ohne bedenkliche Konzessionen an den Tagesgeschmack zu machen. So werden die betont anspruchslosen Erinnerungen Karl Robert Langewiesches uns wertvoll sein, in denen der Werdegang eines solchen Arbeitslebens geschildert wird, und wir werden sie gern dem Kreise unserer Leser zugänglich machen, deren Beruf oder sonstige Neigung Interesse für das Buch vermuten läßt. Langewiesche verweilt ausführlicher bei seiner eigentlichen Lehrzeit und gibt dann eine Darstellung von 15 Jahren Verlagsarbeit, von Wegeners und Lhotzkys Büchern bis zu Naumann, Rohrbach und der planmäßigen Ausgestaltung der weltbekannten Bücherreihe der „Blauen Bücher"; er vermittelt damit einen Einblick in die besondere Geisteslage der Zeit von 1900 bis zum Kriege.

J. Beer.

Napoleon an Josephine. Freiburg: Urban-Verlag 1930. 237 S. 8,—; geb. 10,—.

Diese erste Gesamtausgabe der Briefe Napoleons an seine erste Gemahlin umfaßt die Jahre 1795 bis 1813, also die Zeit von der ersten Bekanntschaft bis zum Tode Josephines. Die Briefe in ihrer Gesamtheit geben weniger ein Bild des Feldherrn und Kaisers als ein, wenn auch recht einseitiges, des Menschen. Interessant ist es, an dieser Briefsammlung zu beobachten, wie der Korse in den Anfängen seiner Laufbahn nach dem ersten Zusammentreffen mit der immer noch schönen, an Lebensjahren und Erfahrungen weit reicheren Witwe sofort von heißer Leidenschaft gepackt wird und wie diese Glut in den Liebesbriefen aus dem italienischen Feldzug außer immer wiederkehrenden Liebesbeteuerungen nichts Tatsächliches weiter aufkommen läßt, wie aber diese Leidenschaft allmählich kühler wird und am Ende einer ruhigen Freundschaft weicht, die wiederum in den Briefen nur noch Tatsachen betont und das Persönliche fast vollkommen unterdrückt. Diese gleichmäßige Freundschaft zwischen den beiden Ehegatten überdauert denn auch die aus politischen Gründen eingeleitete Scheidung. Ein rechtes Bild von dem Verhältnis des Kaisers zu seiner Gattin wird sich allerdings erst ergeben, wenn der zweite, den Briefen der Kaiserin gewidmete, bereits in Aussicht genommene Band veröffentlicht ist. Nichtsdestoweniger können größere städtische Büchereien den mit 17 großenteils kaum bekannten Bildern ausgestatteten Band — leider ist im Verzeichnis der Tafeln die Beschriftung von Bild 4 und 5 verwechselt worden —

für geschichtlich und biographisch interessierte Leser und Leserinnen einstellen. Trotz der wenig aufschlußreichen Einleitung und trotz der völlig fehlenden Anmerkungen bietet die Lektüre fast gar keine Schwierigkeiten für den willigen Leser.

W. Eggebrecht (Stettin).

Netz, Heinrich: Berühmte Männer der Technik. Leipzig: Quelle & Meyer 1930. 148 S. Hlw. 1,80.

Ähnlich wie in den bekannten größeren Werken dieser Art gibt das Bändchen der Sammlung „Wissenschaft und Bildung" eine Aufreihung von Lebensgeschichten bedeutender Techniker. Im einzelnen sind vertreten: Georg von Reichenbach, Friedrich Harkort, August Borsig, Alfred Krupp, Ferdinand Schichau, Werner von Siemens und Graf Zeppelin. Der Verfasser arbeitet besonders die vielen Schwierigkeiten heraus, die allen diesen technischen Führern entgegentraten, als sie ihre Ziele verwirklichen wollten, und schildert, wie sie immer wieder mit manchmal fast unglaublicher Willensstärke sich gegen alle Hemmnisse durchsetzten. — Die Darstellungsform hält sich im Rahmen eines schlichten Berichtes und läßt vor allem die Tatsachen selbst sprechen. Büchereien, die eines der größeren Werke nicht erwerben können, sei das Buch empfohlen; besonders werden es auch die Schülerbüchereien kleinerer Berufsschulen verwerten können. C. Barth (Stettin).

Oeser, Emmy und Salomon Schlatter: Briefwechsel zwischen Hermann Oeser und Dora Schlatter. Mit Einl. von P. Jäger. Heilbronn: Salzer 1929. 256 S. Lw. 4,20.

Der Briefwechsel erstreckt sich über die Jahre 1894 bis 1912, dem Todesjahr Hermann Oesers; Oeser lebte während dieser Zeit als Seminardirektor und Hofrat in Karlsruhe. Ob er über Zeitereignisse oder Bücher seine Meinung äußert, ob er persönlichste Dinge von sich und seiner Familie erzählt, immer spürt man in diesen Briefen einen Menschen, der, allen Dingen und allem Geschehen aufgeschlossen, mit unbedingter innerer Wahrhaftigkeit seinen Weg geht. Und die gleiche tieflebendige Frömmigkeit, wie sie Oeser erfüllt, für die Christentum und Kirche letzte Werte wohl bedeuten, die aber himmelweit von allem Dogma entfernt und darum nicht Enge und Not ist, sondern Reichtum und Liebe zu allem Lebendigen, spricht auch aus den Briefen Dora Schlatters, dieser stillen und feinen, ganz nach innen lebenden Frau. — Wer selber sich verloren hat an die Hast der Dinge und die sich jagenden Eindrücke der Zeit, mag diese ganz in sich ruhenden Menschen als unzeitgemäß und überlebt empfinden; wer sich getrieben fühlt, tiefer in die Dinge hineinzuschauen — mag er selbst auch aus anderen Quellen schöpfen — wird diese Lebenszeugnisse als wesentlich empfinden.

Hilde Schmid (Stettin).

Pfaff, Else: Aus Pauline Braters Mädchenjahren 1845—1849. Mit 1 Bildn. München: Beck 1931. V, 210 S. 3,60; Lw. 4,80.

Es ist mit Pauline Pfaffs Erlanger Mädchenjahren, die kurz vor der Verbindung mit dem Juristen und Politiker Karl Brater liegen, aus der Sammlung kurzer, trockener Notizen ein Bild stillen, heiteren Familienlebens in der Zeit erster großdeutscher Bestrebungen gegeben. Erlanger Universitätsleben wird lebendig, Namen und Gestalten einiger seiner Großen tauchen auf (Rückert, Döderlein, Aegidi u. a.). Das anspruchslose, auf schlichte Herzensgüte gestimmte Buch mag als Einführung und Ergänzung zu dem Sapperschen vollständigen Lebensbild willkommen sein, obwohl es in der Charaktergestaltung und Erfassung geistig-politischen Lebens keineswegs gleichwertig ist.

Hildegard Stansch (Frankfurt a. O.).

Pollog, C. H.: Hugo Junkers. Ein Leben als Erfinder und Pionier. Dresden: Reißner 1930. 206 S. Kart. 5,—.

Ein Längsschnitt durch das Lebenswerk des in der ganzen Welt bekannten Mannes, der sich als Forscher und Erfinder, als Industriemann, Wirtschaftsführer und Verkehrsorganisator gleicherweise einen Namen machte. Ein Mann, der grundlegende Änderungen im Bau von wissenschaftlichen Meßgeräten, von Badeöfen, Großgasmotoren und Flugzeugen schuf, der alles, was er anfaßte, nach

neuen Gesichtspunkten umgestaltete und gegen Berge von Widerständen durchsetzte, wenn es sein mußte, steht im Mittelpunkt dieses Buches. Es zeigt vorwiegend den Werdegang der Grundgedanken und Ausführungen und widmet nur kurz einige Zeilen der Person des Erfinders selbst, wie auch dieser stets gegen sein Werk zurückzustehen wünschte. Um so eingehender sind aber die Arbeitsgrundsätze, die Pläne, die Durchführungsversuche und Ergebnisse dargestellt, die in der hervorragenden Lebensarbeit Junkers die Marksteine waren. — Sachlich und fesselnd in der Form, vereinigt das Werk gleichermaßen allgemeinverständliche Darbietung der technischen Dinge mit klarem Aufbau. Es wird von hohem erziehlichen Wert besonders für den technischen Nachwuchs sein und ist für alle Volks- und Schülerbüchereien bestens geeignet. C. Barth (Stettin).

Pourtalès, Guy de: Franz Liszt. Roman des Lebens. Freiburg: Urban-Verlag 1927. 412 S. Lw. 8,50.

Auch von diesem Buch gilt das in der B. u. B. 1929, S. 165 über Pourtalès' Chopin-Roman Gesagte. Es war gewiß eine dankbare Aufgabe, das vielbewegte Leben Liszts, dieses Weltmanns und Künstlers von europäischem Format, zum Gegenstand eines biographischen Romans, man könnte auch sagen: einer romanartigen Biographie zu machen. Übrigens ist dieser „homme d'amour" — so lautete der ursprüngliche Titel des französischen Originals — durchaus nicht etwa mit Nietzsches aphoristischem Witz: „Liszt oder: die Schule der Geläufigkeit — nach Weibern" abgetan. Gewiß haben die Frauen in seinem Leben eine große Rolle gespielt. Was ihn uns aber als Mensch so sympathisch, ja verehrungswürdig macht, ist die Selbstlosigkeit, mit der er sich für das Werk anderer (insbesondere Wagners) einsetzte, ist die Uneigennützigkeit, mit der er jederzeit seine Kunst in den Dienst wohltätiger Zwecke stellte, ist seine echte Liebenswürdigkeit im Umgang mit Hoch und Gering und nicht zuletzt seine ethische Haltung, die auf einer inneren, wahrhaft christlichen Demut und katholischer Gläubigkeit beruhte. Über den Künstler Liszt ist hier nicht zu urteilen. Heute entdeckt man ihn ja bereits wieder neu und weist musikkritisch den Einfluß seiner Orchester-Partituren auf Wagners Schaffen nach. Da er auf seinen Wanderungen durch ganz Europa mit so vielen berühmten Zeitgenossen bekannt wurde (Beethoven, Schumann, Heine, Saint Simon, Lamennais, Delacroix, Chopin, Berlioz, Herwegh, Hans v. Bülow u. a.), ist sein Lebensbericht zugleich ein gutes Stück Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts. — Für alle Büchereien. H. Engelhard (Berlin).

Pourtalès, Guy de: König Hamlet. Ludwig II. von Bayern. Deutsch von Hermann Fauler. Freiburg: Urban-Verlag 1929. 290 S. Lw. 8,50.

Unter dem Titel „Romantische Trilogie" hat Pourtalès seine drei Bücher über Liszt (s. o.), Chopin (B. u. B. 1929, S. 165) und Ludwig II. zusammengefaßt mit der Begründung, daß Liszt den erotischen Menschen, Chopin den leidvollen Einsamen, Ludwig den Illusionisten symbolisiere. Man könnte hier fragen, ob nicht vielleicht der Name Wagner besser in diesen Dreiklang hineinpasse — ein Buch über letzteren wird übrigens vom Verfasser angekündigt —, doch ist allerdings der Bayernkönig ein romantischer Typus durch und durch in seiner (leider unkultivierten) Schönheitstrunkenheit, seiner Flucht vor der Wirklichkeit, seinem verstiegenen Herrschergefühl und seinem Illusionismus, Züge, die auch seine Benennung als „König Hamlet" berechtigt erscheinen lassen. Unter diesem Gesichtswinkel hat Pourtalès mit Geschick und Feingefühl unter Benutzung der wichtigsten Literatur ein Bild des Königs herausgearbeitet, das Ludwig mehr von der psychologisch-interessanten und anekdotenhaft-reizvollen Seite zeigt. Mit dem Maßstab einer historischen Biographie gemessen, kommen die Tatsachen der Außen- und Innenpolitik Bayerns unter diesem König durchaus zu kurz. Dagegen vervollständigen sieben Seiten Auszug aus dem 1925 veröffentlichten Tagebuch Ludwigs das Bild eines unglücklichen Neurasthenikers, der seine innere Schwäche durch ein übersteigertes königliches Selbstgefühl zu kompensieren und sich mit immer neuen feierlichen Schwüren vergeblich gegen seine homosexuelle Veranlagung zu wehren sucht. Sein einziges bleibendes Verdienst im Reich der Kunst dürfte die Rettung Wagners sein, von dem denn auch ziemlich ausführlich die Rede ist. — Die Einstellung des Buches in kleinen und mittleren Büchereien ist nicht notwendig, falls jedoch

überhaupt etwas über Ludwig II. angeschafft werden soll, ist diesem Werk der Vorzug zu geben vor dem falsch glorifizierenden Buch der Luise v. Kobell, auch vor der populären Biographie von G. J. Wolf, nicht zu reden von dem minderwertigen Romanprodukt „Gipfel und Abgrund" von Samarow.

H. Engelhard (Berlin).

Pourtalès, Guy de: Amor fati. Nietzsche in Italien. Deutsch von Hermann Fauler. Freiburg: Urban-Verlag 1930. 215 S. 6,—; Lw. 8,50.

„Die ganze Geschichte wie persönlich erlebt und erlitten ... nicht ‚Beschreibung'; alle Probleme ins Gefühl übersetzt" — diese Sätze aus Nietzsches Aphorismus: das vollkommene Buch findet Pourtalès vorwegnehmend und programmatisch für „unsere romanhaften Biographien", und so ist auch dieses Buch sehr persönlich gestaltet und erfaßt Nietzsche vorzugsweise von der musikalischen Seite, zeigt auch gern Beziehungen zu heutigen Vertretern des geistigen Frankreich auf (vgl. die Bücher des Verfassers über Chopin, B. u. B. 1929, S. 165, und Liszt, s. o.). So berechtigt, anregend und interessant dies Verfahren an sich ist — wie vieles in Nietzsches Werk ist nicht „aus dem Geiste der Musik" geboren! —, so ist damit zugleich gesagt, daß das Buch keineswegs eine Einführung in die Gedankenwelt des Philosophen darstellt. Nur gelegentlich wird darauf eingegangen, und biographisch beschränkt sich der Verfasser auf die Wanderperiode Nietzsches in Italien. Er setzt also, ähnlich wie Bertram, möglichst vollständige Bekanntschaft mit Nietzsches Schriften voraus und wird nur in diesem Falle mit Genuß und Gewinn gelesen werden können. Unter diesem Gesichtspunkt sei das offenbar gut übersetzte und mit Bildern italienischer Landschaften hervorragend schön ausgestattete Werk den größeren Büchereien zur Anschaffung empfohlen.

H. Engelhard (Berlin).

Reger, Elsa: Mein Leben mit und für Max Reger. Erinnerungen. Mit Bildtaf. Leipzig: Koehler & Amelang 1930. 247 S. Geb. 8,50.

Erinnerungen der Witwe Regers, die ihm (seit 1902) als geistig und seelisch verwandte Lebensgefährtin und opfermutige Kampfgenossin zur Seite gestanden, ihn wahrscheinlich sogar von der Trunksucht und damit von frühzeitigem Untergang gerettet hat und die seit seinem Heimgang (1916) sein künstlerisches Erbe verwaltet. In der Haltung kritiklos, im Stil anspruchslos und etwas blaß, auch viel Oberflächenhaftes und Unwesentliches bringend, sind diese Erinnerungen doch stofflich ergiebig genug und für das Verständnis des Menschen und Künstlers Reger aufschlußreich genug, um von den Regerfreunden gelesen zu werden. Auch die Forschung wird dem Material manches entnehmen können; ein Verzeichnis der Reger-Feste 1910—1929 ist beigegeben. Das Buch, das auch weibliche Leser fesseln wird, stellt gleichzeitig eine willkommene Ergänzung dar zu der vom gleichen Verlag 1928 veranstalteten Regerschen Briefsammlung. Den eigentlichen Seelenkern dieses Künstlers vermag freilich auch diese in gewisser Weise authentische Darstellung nicht zu enthüllen. K. Th. Bayer (Berlin).

Rilke, Rainer Maria: Briefe aus den Jahren 1906 bis 1907. (Der Briefe zweiter Teil.) Leipzig: Insel-Verlag 1930. 428 S. Lw. 7,50.

„Von Bewundernden müssen einer im Kritischsein allzu geübten Zeit die paar großen Gestalten gezeigt werden, die sie nicht zu verhalten vermochte." Rilke vereinigt beides in sich: er ist der „Bewundernde" und die „große Gestalt", die, vielleicht zum letzten Mal, ganz aus dem Künstlerischen und der persönlichen Einsamkeit lebte. Briefschreiben ist hier noch eine Haltung: Auch der flüchtigen Mitteilung verleiht sie ihre Prägung. In den 25 Jahren, die dazwischenliegen, ist dieses gesellschaftliche Medium verloren gegangen. Rilke konnte dem Telephonieren und Maschine-Schreiben noch ausweichen mit allem was dazugehört; er ist in diesen beiden Jahren dort, wo nichts mehr seine Sicht verstellt und den Empfängern sich groß mitteilt: seine Frau, Ellen Key, Gorki, Verhaeren, Cézanne gehen durch diese Briefe. Alle Einwände gegenüber dem ersten Band (vgl. B. u. B. 1930, S. 180) verstummen hier vor dem Dokument wunderreicher Briefkunst, die überall noch Freunde finden wird. K. Berger (Berlin).

Sforza, Carlo: Gestalten und Gestalter des heutigen Europa. Berlin: Fischer 1931. 434 S. Lw. 14,—.

Graf Sforza, vorletzter Außenminister des vorfaschistischen Italien, zeigt Bilder europäischer Staatsmänner, wie sie ihm, dem Diplomaten und Grandseigneur westlich-liberaler Prägung, aus dem Umgang mit ihnen erstanden sind. Es sind Bilder mit dem ganzen formalen Reiz und der Farbenfülle, wie sie nur dem kultivierten Romanen zur Verfügung stehen; Bilder aber auch mit jenem nur „psychologischen" und subjektiven Reiz der Einseitigkeit der Perspektive, der offenbaren Ungerechtigkeit und Verzerrung, welche wir nur bei Menschen einer eindeutig bestimmten „Richtung" gern anerkennen. Die Einseitigkeit führt zu einem fast durchgehenden, selten überzeugenden Umwertungsversuch der bisher gültigen Maßstäbe: Alles Licht fällt auf die Repräsentanten der westeuropäischen Demokratie, der „milden Gesittung demokratischen Fortschritts", und es fällt besonders natürlich auf den Verfasser selbst, während die modernen Diktatoren mehr oder minder in den Schatten gerückt sind. Lenin gilt dem „überlegenen" Sforza „geistig durchaus terre à terre"; Stalin soll nur mittels seiner „plumpen orientalischen Verschlagenheit" sich halten können; Mussolini ist ein „politisch armseliger Kopf"; Sunyatsen „eine mittelmäßige Intelligenz", „kindlich und phantastisch"; etwas günstiger schon kommen Pilsudski und Kemal Pascha weg, doch bleibt jener im Grunde auch „nichts anderes als ein polnischer Edelmann aus dem Kleinadel, ein romantischer Don Quichote". Und Kemal? Tröstlich an ihm scheint, daß er wenigstens ein „wohlwollender Tyrann" zu nennen ist. Aller Glanz dagegen umstrahlt die „big men" des demokratischen Europa: Balfour, Bonar Law, weniger aber schon den eigenwilligen Lloyd George; umsomehr wieder Briand, Millerand, Giolitti, Vandervelde, Krassin, Pasitsch, Venizelos, sogar noch Poincaré, den Routinier der parlamentarischen Diktatur. Mit Sympathie auch sind die letzten Männer Altösterreichs gezeichnet: Franz Joseph, Franz Ferdinand und Ährenthal. Ebenso die militärischen Führer der großen Demokratien im Weltkrieg: Foch, Cadorna, Diaz. Umgekehrt erscheinen die Vertreter der römischen Kirche, vor allem der regierende Papst Pius XI., gerade noch so, um zu überzeugen, daß Sforzas Abneigung gegen sie echt ist. Neben den Hauptgestalten, deren jeder ein eigenes Kapitel gewidmet ist, findet sich eine Fülle subalterner Figuren, natürlich auch in der perspektivischen Verzerrung der biographischen „Photomontage". Trotzdem bleibt das Buch anregend für kritische Leser und fruchtbar für den historisch Interessierten, der dankbar ist für Sforzas eingestreute Berichte über seine Tätigkeit auf einigen Nachkriegskonferenzen vor allem über orientalische Fragen. Bemerkenswert bleibt jedoch, daß dabei mit keinem Wort jene „Sforza-Linie" erwähnt wird, welche 1921 uns Oberschlesien kostete. Deutsche Köpfe tauchen in dem ganzen Buch überhaupt nicht auf; es offenbart sich hier eben ein „Europa ohne Deutschland". Der Bildungswert des stilistisch vorzüglichen Werks ist lediglich politisch-belletristischer Art. Zur Anschaffung ist es nur großen Büchereien zu empfehlen.

W. Herrmann (Stettin).

Geliebter Sohn. Elternbriefe an berühmte Deutsche. Hrsg. von P. Elbogen. Berlin: Rowohlt 1930. 315 S. 4,50; geb. 7,50.

Seiner Sammlung vom Vorjahr von Briefen berühmter Deutscher an ihre Mütter (vgl. B. u. B. 1930, S. 353 f.) läßt Elbogen diesen Band folgen, der wiederum, von einigen Vorläufern abgesehen, deren Aufnahme wohl zufällig ist, vor allem berühmte Deutsche von 1750 bis zur Gegenwart aufweist: etwa Goethe, Schiller, Mozart, mehrere Feuerbachs, Marx, Lassalle, Treitschke, Helmholtz, Mommsen, Wedekind, Rathenau. Die Begründung für die Breite der Auswahl im Einzelfall erscheint nicht immer durchsichtig, dürfte wohl häufig zufällig sein, wie die Ausstattung mit Bildern und einem Manuskript von Wedekinds Vater. Es ist bei der Menge des Gebotenen schwer, die Sorgfalt der Arbeit des Herausgebers nachzuprüfen, will man die Arbeit nicht noch einmal machen. Für solche Sorgfalt sprechen nicht die Einleitungen zu den Briefschreibern, die allerlei Interessantes bringen, aber doch journalistisch-oberflächlich erscheinen, vor allem in der unglaublich billigen Erklärung von Charakteren der Söhne aus denen von Vater und Mutter. — Da aber das Material so reich ist und so viel Schönes enthält — es sei nur auf Briefe hingewiesen wie den der Mutter Hölderlins oder aus dem

Wechsel der Helmholtz, Treitschke, Mommsen, Feuerbach, die wirklich zum Weiterlesen in den Originalsammlungen, die im Literaturnachweis angeführt sind, verlocken —, sei die Sammlung warm empfohlen.

J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

Wildgans, Anton: Musik der Kindheit. Ein Heimatbuch aus Wien. Leipzig: Staackmann 1928. 254 S. Lw. 7,—.

Seine Kindheits- und Jugenderinnerungen zeichnet der Dichter zart und liebevoll auf und stellt sie wirksam in den Rahmen der Stadt Wien, wie sie vor Jahrzehnten war. Er sucht aus alltäglichen Erlebnissen das Wesentliche und Bezeichnende kindlichen Erlebens festzuhalten. Leise Melancholie und gelegentliches Aufbegehren halten sich in dieser Entwicklung einer Seele die Waage. Die vergleichbaren Erinnerungsbücher Carossas sind männlicher, sicherer in der Wahl bestimmender Einzelheiten und in der stilistischen Prägung. — Für den Kreis besinnlicher Leser an größeren Büchereien lohnt sich die Anschaffung; wer den Dramatiker Wildgans („Armut", „Liebe" usw.) kennt, wird allerdings die etwas weichliche Wehmut des Buches mit Befremden konstatieren. J. Beer.

Zech, Paul: Rainer Maria Rilke. Der Mensch und das Werk. Dresden: Jeß 1930. 258 S. Kart. 4,—; Lw. 6,—.

Der Verfasser der schönsten deutschen Verse seit Goethe, der letzte Künder und Deuter der Seele, der Dichter, der „die Abkehr vom sinnierenden Traum und den Einbruch in die spannungsträchtige Wirklichkeit" mit seiner Sprache erfüllte, wird von einem dichterisch-glühenden Bewunderer gefeiert, ausgelegt und erklärt in der ragenden Einsamkeit und Strenge seines Lebens und seines Werkes, die vollkommen eins geworden sind. — Zechs Buch will keine literarhistorische oder biographische „Einführung" sein; obwohl es Tatsachen und auch Textproben bringt, wendet es sich nur an solche, die Rilke schon etwas kennen und den natürlich nicht ganz leichten Darlegungen zu folgen willig sind, also die Schwärmerei schon abgelegt haben. Da das Buch den bisherigen Rilke-Biographien von Buchheit und Lou Andreas-Salomé (vgl. B. u. B. 1930, S. 124) überlegen ist, werden es mindestens größere Büchereien anschaffen. K. Berger (Berlin).

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Baer, Albert: Grundzüge des Bürgerlichen Rechts. Bd 1—5. Breslau: Hirt 1926—30. Geb. je 2,85. (= Jedermanns Bücherei.)

Der Schwierigkeit der Aufgabe, gerade die Teilgebiete des Bürgerlichen Rechts im Umfange der „Jedermanns Bücherei" dem Laien verständlich darzulegen, war sich der Verfasser voll bewußt, so daß er auf Einzelheiten verzichtet und sich ausschließlich auf die grundlegenden Fragen beschränkt. Auch die zahlreichen Streitfragen der Rechtsprechung sind nicht erwähnt, vielmehr ist das ganze Gebiet aus dem Sprachgebrauch des täglichen Lebens heraus entwickelt. Die Art der Darstellung ist durch die Auswahl der Beispiele recht geschickt und klar, so daß die Lektüre des vielfach trockenen Stoffes immer anregend wirkt und einfachen Bedürfnissen recht gute Dienste leisten wird. Gerade zum ersten Vertrautwerden mit den Rechtsfragen des Alltags sind die Bändchen sehr geeignet.

W. Fiedler (Berlin).

Drascher, Wahrhold: Auslanddeutsche Charakterbilder. Stuttgart: Strecker & Schröder 1929. 178 S. Geb. 7,—.

Drascher schildert acht Typen des Auslanddeutschen, wie sie sind und wie sie geworden sind: den hanseatischen Kaufmann, den Kolonialdeutschen, den Diplomaten, den Abenteurer, den Auswanderer, die deutsche Frau im Ausland, besonders eindringlich den „auslanddeutschen Führer" und den „Auslanddeutschen als Volks- und Staatsbürger" (hervorzuheben der ausgezeichnete Abschnitt über das „Verhiesigen" der Deutschen in Lateinamerika). In diesen beiden Kapiteln gibt er über die Schilderung des Tatsächlichen hinaus eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit dem „Problem Auslanddeutschtum". Leider zeigt sich an dieser Stelle, daß Draschers Auffassung von Ziel und Zweck der Volkstumspflege im

Auslanddeutschtum noch stark in den Ideen der wilhelminischen Epoche wurzelt, womit übrigens auch schon zum Teil erklärt ist, warum die Charakterbilder des auslanddeutschen Genossenschaftlers, des Lehrers und des Bauern fehlen. Diese Einstellung und die Tatsache, daß der Verfasser sich aus einer schroffen Ablehnung der republikanischen Staatsform heraus dann und wann zu ungerechten Urteilen über das heutige Deutschland hinreißen läßt, erschweren leider die Einstellung des im übrigen sehr aufschlußreichen und lesenswerten Buches.

G. A. Narciß (Breslau).

Die Großmächte vor und nach dem Weltkriege. 22. Aufl. der Großmächte Kjelléns. In Verbindung mit H. Hassinger, O. Maull, E. Obst hrsg. von K. Haushofer. Mit 80 Textbildern. Leipzig: Teubner 1930. 348 S. Geb. 12,—.

Das berühmte Werk des 1922 verstorbenen Rudolf Kjellén, das bis zum Jahre 1919 unter dem Titel „Die Großmächte der Gegenwart" in Deutschland 19 Auflagen und nach dem Kriege unter dem Titel „Die Großmächte und die Weltkrise" weitere Auflagen erlebte, ist von einem Kreis deutscher Forscher unter obigem Titel erneut bearbeitet und dem Stand der gegenwärtigen staatspolitischen Verhältnisse angepaßt worden. In dieser stark überarbeiteten und ergänzten Form vermittelt es eine Fülle geopolitischer, ethnischer, wirtschaftlicher, sozialer und politischer Erkenntnisse, die rein objektive Maßstäbe für die Beurteilung der Lebensformen und Lebensnotwendigkeiten der gegenwärtigen Großmachtsgebilde darbieten. So gehört es zu den wichtigsten Hilfsmitteln für eine gründliche staats- und weltpolitische Schulung. Zahlreiche überaus instruktiv durchgearbeitete Kartenskizzen begleiten den allgemein verständlich gehaltenen Text. — Ein unentbehrliches Werk für alle Volksbüchereien. H. Horstmann (Gleiwitz).

Lewinsohn, Richard (Morus): Das Geld in der Politik. Berlin: S. Fischer 1930. 367 S. Geb. 8,—.

Das Buch gibt einige Maßstäbe, nach denen man heute beginnt, politische Vorgänge, Verbände und Personen zu beurteilen. Die Maßstäbe lauten: Wie ist das Verhältnis von Geld und Geist in der jeweiligen Politik, wie das Verhältnis der hinter den Kulissen arbeitenden Wirtschaftsmächte zu den vorgezeigten Ideologien? Und diese Maßstäbe werden dargestellt in dem sachlichen Ton des nur referierenden Beobachters. Es wird gezeigt, wie die Politik aus Geld Macht schafft, welche ihrerseits in noch mehr Geld umgesetzt wird. Es werden gezeigt die Geldquellen und Zuflußkanäle der Interessentenverbände (von Landwirtschaft, Handel und Industrie), der Gewerkschaften, Parteien, Zeitungen, Filmunternehmungen, ja der Regierungen. Man erhält Aufschluß über die Beziehungen Bismarcks zu Bleichröder, Stresemanns zu Litwin, Hitlers zu Kirdorf, Aufschlüsse über Hachette und Coty, den Lloyd George-Fonds, die Verhältnisse in U.S.A., wo Geld und Staat eins sind, über die Wandlungen, welche Faszismus wie Sowjets in ihrer Auffassung vom Gelde in der Öffentlichkeit durchmachten. Es ist selbstverständlich, daß dies ganze so schwer faßbare Material von seinem intimen Kenner nur mit Vorsicht ausgewertet ist. Sachliche Korrekturen werden auch nur an wenigen Stellen anzubringen sein, z. B. bezüglich der Finanzierung der DAZ. Wie wenig jedoch bei solchem Gegenstand eine Objektivität im Sinne auch nur der Überparteilichkeit erreicht ist, dafür nur ein Beispiel: Das 52 Seiten starke Kapitel über „Das Geld in der Presse" handelt 42 Seiten lang — sehr instruktiv — über Hugenberg, 9 über Münzenberg und 1 (eine!) Seite über Mosse und Ullstein. Man plaudert ja nicht aus der Schule. Wie man überhaupt aus dem Buch zu sehr den Eindruck bekommen kann, als sei das Geld nur ganz rechts und ganz links zu finden, die Mitte aber sei arm und harmlos. Sehr vermißt man den Versuch einer Klärung des Geldbegriffs; zwischen Geld als Münze und Geld als Kapitalmacht hätte mindestens unterschieden werden müssen. Doch eben um des Materials willen, wie man es nirgends sonst so zusammengetragen findet, ist das Buch, das erste seiner Art, schon für mittlere Büchereien geeignet.

W. Herrmann (Stettin).

Müller, Walter: Wenn wir 1918 . . . Eine realpolitische Utopie. Berlin: Malik-Verlag 1930. 455 S. Kart. 3,50; Lw. 5,50.

Berichte des Vorwärts vom 9. November 1918 bis zum 20. September 1929 schildern den sozialistischen Aufbau in Europa, der erfolgt wäre, wenn 1918 in Deutschland die kommunistische Partei die Macht ergriffen und mit den Sozialdemokraten ebenso aufgeräumt hätte wie mit dem Bürgertum. Lenin kommt nach Berlin, und Deutschland wird nach bolschewistischem Muster organisiert. Die Entente fängt einen Krieg an, der aber bis zum Ende des Jahres mit dem Sieg der Weltrevolution beendet wird. Europa, mit der Hauptstadt Berlin, wird sozialistisch aufgebaut. In großem Maßstab wird rationalisiert und produziert, alle Schwierigkeiten werden durch Disziplin und Sparsamkeit überwunden. Überall die glänzendsten Erfolge, für alle Menschen ist ausreichend gesorgt, trotz gesteigerter Produktion wird die Arbeitszeit verkürzt, Luxus und Verbrechen gibt es nicht mehr, der Egoismus verschwindet, die einstmals besitzenden Klassen, die zunächst vom Wahlrecht ausgeschlossen sind, fügen sich langsam in die Rätedemokratie ein. Am 30. April 1929 berichtet der Vorwärts, daß der Übergang zum Vollsozialismus in nächster Zeit erfolgen werde. China und Japan werden ebenfalls sozialistisch, nur Amerika ist noch kapitalistisch geblieben und versucht die S. U., die Sozialistische Union, mit Gas zu bekämpfen. Diesen Gaskrieg erlebt man im Radio, das schließlich auch aus Amerika den Sieg der Revolution meldet und die Internationale ertönen läßt. So ist in 10 Jahren die Welt sozialistisch geworden. So wäre sie es geworden, wenn nicht in Deutschland 1918 den Kommunisten die Energie und Einsicht gefehlt hätten. Man sieht, diese realpolitische Utopie ist mehr Utopie als realpolitisch. Der Sozialismus wird unter Beiseitelassung aller tatsächlich gegebenen Realitäten nach dem Programm konstruiert. Um als Utopie aber einen eigenen Wert zu haben, klebt das Buch doch wieder zu sehr an der Gegenwart und am Altbekannten, fehlt ihm eine wirkliche Sicht des Neuen, und, bei allem gut gemeinten Idealismus, der beflügelnde Schwung. Meta Corssen (Lübeck).

Reiners, Ludwig: Die wirkliche Wirtschaft. Mit 72 graph. Darstellungen. München: Beck 1931. 289 S. Lw. 5,80.

Ein Kaufmann fragt, ein Wissenschaftler antwortet. Und aus Frage und Antwort entsteht eine gründliche, von allem Politisch-Schlagworthaften freie Behandlung der brennendsten gegenwärtigen Wirtschaftsfragen (Bevölkerung, Preisbildung, Arbeitsmarkt, Währung, Kapitalbildung, Handelsbilanz, Steuern, Zölle u. dgl.) vom Standpunkt jener liberalen Wirtschaftsauffassung, nach der sich Produktion und Konsum durch Angebot und Nachfrage immer von selbst regeln. Der Verfasser bemüht sich dabei redlich, vorgefaßte Werturteile zu vermeiden. Wenn er allerdings z. B. als Heilmittel gegen die Arbeitslosigkeit Verminderung der Löhne und Vergrößerung des Unternehmergewinns zum Zwecke einer gesteigerten Kapitalbildung vorschlägt, so erkennt man, daß seiner wissenschaftlichen Urteilsbildung doch unvermeidliche Wertmaßstäbe zugrunde liegen. Aber gerade damit rechtfertigt er den Titel und zeigt die Wirtschaft, die der gegenwärtigen Machtverteilung wirklich entspricht. Die gründliche Behandlung des Stoffes kann auch Andersdenkende anregen und dadurch, daß sie die ganze Kompliziertheit des wirtschaftlichen Geschehens aufzeigt, sie vor einem seichten Urteil bewahren. Daher kommt das Buch trotz der mitunter ziemlich hohen Voraussetzungen (der Fragende ist Kaufmann und bringt daher gewisse Kenntnisse über Wechseldiskont u. dgl. mit) schon für mittlere Büchereien in Frage. G. Maiwald (Breslau).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Krause, K.: Geographische Kausalprofile. Eine Beispielsammlung aus der Praxis für die Praxis. Breslau: Hirt 1930. 48 S. Kart. 2,50.

Um das kausalgeographische Denken anzubahnen, das Verständnis für die Beziehungen zwischen Natur und Umwelt zu vertiefen, weist der Verfasser auf die Bedeutung des geographischen Kausalprofiles hin, durch das die innere Verwobenheit der Kultur, Siedelung, Wirtschaft und des Verkehrs mit den geographischen Faktoren anschaulich vor Augen geführt wird. An zahlreichen instruktiven

Beispielen, die aus verschiedenen Landschaftsgebieten der Erde ausgewählt sind, wird die Methodik dieser Profile vorgeführt. Für größere Büchereien mit Studienbüchereiabteilung zu empfehlen zur Ausleihe nicht nur an die Pädagogen des erdkundlichen Unterrichts, sondern auch an jeden, der sein geographisches Denken schulen und vertiefen will. H. Horstmann (Gleiwitz).

*Seydlitz, E. von: Geographie. Hundertjahrausgabe. Handbuch. Bearb. von Otto Baschin, Gustav Braun u. a. Unter Mitw. von Wilhelm Volz hrsg. von K. Krause und E. Reinhard. Breslau: Hirt 1925 ff.

Bd 1: Deutschland. Bearb. von Bruno Dietrich, Robert Grandmann u. a. Mit 167 Abb., 214 Bildern und 12 farb. Taf. 1925. XII, 408 S. Geb. 16,—.

Bd 3: Außereuropäische Erdteile. Asien, Afrika, Australien mit Ozeanien, Amerika, Polargebiete, Meere. Bearb. von Otto Baschin, Hugo Grothe u. a. Mit 569 Abb., 393 Bildern und 8 farb. Taf. 1927. XI, 766 S. Geb. 32,—.

Diese „Hundertjahrausgabe" geht zurück auf den im Jahre 1824 von Ernst von Seydlitz-Kurzbach, dem Inspektor der Erziehungsanstalt in Gnadenfrei in Schlesien für Schulzwecke bearbeiteten Leitfaden der Geographie, der im Laufe eines Jahrhunderts durch fortgesetzte Verbesserungen sich zu dem bedeutendsten geographischen Unterrichtswerk entwickelte. Die im Jahre 1876 erschienene sog. „Größere Ausgabe", auch unter der Bezeichnung „Großer Seydlitz" bekannt, ist die Vorläuferin des vorliegenden „Handbuches", der nunmehr 27. Auflage der Seydlitzschen Geographie. Das Werk, ursprünglich gedacht für alle Kreise, die eine über den Schulunterricht hinausgehende geographische Bildung anstreben, und als zuverlässiges Nachschlagewerk für Handel und Industrie, ist jetzt unter der Hand sachkundiger Geographen auch zu einem brauchbaren Hilfsmittel für wissenschaftliche Arbeiten geworden. Moderner geographischer Arbeitsweise entsprechend ist die Stoffgliederung nach natürlichen Landschaften vorgenommen, überall die kausal-geographische Darstellungsart durchgeführt, das überreiche statistische Material in dem Text selbst auf das Notwendigste beschränkt, in zusammenfassenden Übersichten aber trotzdem so reichhaltig gegeben, daß das neue „Handbuch" weiterhin auch für Wirtschaftler und Politiker ein zuverlässiger Berater bleibt, zumal die am Schluß der Bände angefügten umfangreichen Sachregister die Auffindung geographischer Verhältnisse erleichtern. Die überaus große Fülle ausgezeichneter Kartenskizzen, Zeichnungen und Bilder ergänzen zudem aufs Beste den zwar straff gehaltenen, aber das Wesentliche herausarbeitenden Text und vermitteln schon dem das Werk nur flüchtig Durchblätternden aus unmittelbarer Anschauung heraus eine Unmenge wertvoller geographischer Einsichten. Das „Handbuch" erweist sich somit als ein hervorragendes Hand- und Nachschlagewerk, nach dessen Erwerb schon mittelgroße Büchereien trachten sollten, das insbesondere aber in den Handbüchereien der Lese- und Studiensäle der Volksbüchereien einen wichtigen Platz beanspruchen darf. H. Horstmann (Gleiwitz).

Allgeier, Sepp: Die Jagd nach dem Bild. 18 Jahre als Kameramann in Arktis und Hochgebirge. Mit 150 Bildern. Stuttgart: Engelhorn 1931. 159 S. Kart. 5,—; Lw. 6,80.

Die Kulturfilme „Wunder des Schneeschuhs", „Der heilige Berg", „Kampf ums Matterhorn", „Die weiße Hölle von Piz Palü" und „Stürme über dem Montblanc" mit ihren großartigen Alpenbildern sind überallhin gedrungen. Sepp Allgeier heißt ihr Operateur, der Mann am Kurbelkasten. Mit gewinnender Frische und Einfachheit berichtet er von seinen gefahrvollen und spannenden Expeditionen, die ihn seit seinem 18. Jahr auch nach dem Balkan und in die Polargegenden führten. Dieser Reisebericht wird vor allem Jungen Spaß machen. Schade, daß die vielen schönen Bilder trauerumrändert sind und dadurch an Lebendigkeit verlieren; Filmfreunde wird dies enttäuschen. K. Berger (Berlin).

Deutsche Alpen in schönen Bildern. 47 Aufn. Mit erdgeschichtlicher Vorbemerkung. Königstein i. T.: Langewiesche o. J. 48 S. Kart. 1,20.

Deutsche Meeresküsten in schönen Bildern. 47 Aufn. Mit erdgeschichtlicher Vorbemerkung. Ebenda. 48 S. Kart. 1,20. (= Der eiserne Hammer.)

Diese beiden Bändchen greifen gleichsam zwei Spezialthemata aus der „schönen Heimat" auf und wandeln sie ab in schöner Vielseitigkeit und mit besonderer Betonung des Charakteristischen. Sie werden gerade für kleinere Lesesäle willkommen sein. J. Beer.

Cohen-Portheim, Paul: England, die unbekannte Insel. Berlin: Klinkhardt & Biermann 1931. 253 S. 5,—; geb. 6,—.

Eine vorzügliche Einführung in das Wesen des heutigen Englands. Das temperamentvoll geschriebene Buch geht von der Voraussetzung aus, daß das großbritannische Inselreich innerhalb des europäischen Bereiches sowohl geographisch wie kulturell und politisch gleichsam einen Kontinent für sich bildet, über dessen komplizierte Eigentümlichkeiten im allgemeinen irrige Vorstellungen herrschten. Der Verfasser sucht den Engländer als Charakter darzustellen, wobei er die großen Tatsachen der englischen Geschichte und Kultur als bekannt voraussetzt. Er sucht diesen Charakter in seiner Sondereigentümlichkeit zu begreifen, indem er das Ideal des englischen Menschen, wie es dem Engländer selbst vorschweben mag, mit einem Wort begreift: die Charaktereigentümlichkeit der „Repression", der Gefühlsunterdrückung, Gefühlsbeherrschtheit. Wobei im Grunde des englischen Volkscharakters ein starkes Temperament, eine große Emotionsfähigkeit sich äußert. Der Widerspruch zwischen beiden Eigentümlichkeiten spiegelt sich in dem Widerspruch zwischen Freiheitsbedürfnis und dem Glauben an die Konvention; praktisch löst der Engländer diesen Widerspruch auf. Mit sehr viel Geschick entwickelt der Verfasser diese Eigentümlichkeit aus Landschaft und Klima, aus der Rassenzusammensetzung und den historischen Ursprüngen. Schilderungen von London, Oxford, der Gesellschaft und der Politik suchen das Bild zu bereichern; nicht immer glücklich, wo es sich etwa um Kunst und Literatur handelt. Wertvoll sind die Aufschlüsse über die englische Presse. Im ganzen ist das Buch, das der Verfasser mit Absicht „subjektiv" nennt, eine wertvolle Ergänzung der immer noch ziemlich spärlichen Englandliteratur und besonders Lesern zu empfehlen, die sich erst im allgemeinen unterrichten wollen, ehe sie zu schwereren und umfangreicheren Werken (wie Dibelius) greifen. H. Stresau (Berlin-Spandau).

Rentzell, Ilse von: Im argentinischen Chaco. Stuttgart: Strecker & Schröder 1929. VIII, 142 S. Ill. 4,—; Lw. 6,—.

El Chaco — zu deutsch: der Ameisenhaufen —, eines der nördlichsten Territorien Argentiniens, liegt dort, wo der Freistaat mit Bolivien und Paraguay zusammenstößt. Auf einem Landgut südlich der Stadt Resistencia hat die Verfasserin nach dem Kriege ein paar Jahre als Farmerin gelebt. Was sie in den 25 kurzen Kapiteln dieses Buches geben will, „ist die Atmosphäre der kolonisierten Gebiete. Das ‚Ambiente', die ausströmende Luft, die man dort atmet, das Elend des Lebenskampfes voller Sorgen, voll der Unruhe eines noch nicht eroberten Landes, kaleidoskopisch durchwirkt von den Eindrücken, die die Eingeborenen, ihre Bräuche, ihr Aberglaube und ihre Lebensart hinterlassen. Die Einflüsse der exotischen Pflanzenwelt, der ungewohnten Tierwelt, und nicht zuletzt die im Sonnenlicht schwimmende Pampa, die verzehrende Bläue des Himmels und die Stille der Steppe mit ihren fremdartigen, seelischen Spannungen". Und das ist ihr recht gut gelungen. Man erhält aus diesen großenteils persönlichen Eindrucksbildern einen sinnlicheren Eindruck von diesen weiten Gebieten als aus manchem umfangreicheren Reisewerk. Die Unvoreingenommenheit, mit der die selbstsichere, umsichtige Verfasserin die Menschen und Verhältnisse des Landes und die — geringen — Aussichten des deutschen Ansiedlers beurteilt, ist wohltuend und überzeugend. — Schon mittleren Büchereien für literarisch empfängliche Leser zu empfehlen.

B. Sauer (Plauen i. V.).

Röthlisberger, Ernst: El Dorado. Reise- und Kulturbilder aus dem südamerikanischen Columbien. Mit 126 Abb. auf Taf. und 1 Kt. 2. Aufl. Stuttgart: Strecker & Schröder 1929. XX, 395 S. 8,50; Lw. 11,—.

Vor rund 50 Jahren, von 1882—1885, war der Deutsch-Schweizer Röthlisberger, der sich später als Direktor des Internationalen Amtes für geistiges Eigentum einen Namen gemacht hat, als junger Professor für Philosophie und Geschichte an der columbianischen Nationaluniversität in Bogota tätig. Auf Grund seiner Erlebnisse und sorgfältigen Beobachtungen während dieser Zeit gab er 1897 sein Buch über Columbien heraus. In der vorliegenden 2. Auflage ist die Darstellung des Verfassers von seinen Kindern teilweise umgearbeitet und ergänzt worden, insbesondere soweit es sich um die kulturelle, wirtschaftliche und politische Entwicklung der letzten Jahrzehnte handelt. Es ist erfreulich, daß das sympathische, gut geschriebene und in die Tiefe gehende Werk, das in seinen Landschaftsbildern und seinen geschichtlichen Teilen sowie als Zeitdokument für die Kenntnis der vom großen Verkehr noch immer etwas abgelegenen südamerikanischen Republik seinen Wert behalten wird, wieder ans Licht getreten ist. Daß die Zusätze zu den einzelnen Abschnitten jeweils einen Wechsel des Blickpunktes bringen und damit die Geschlossenheit der Darstellung stören, ist ein Mangel, der aus Gründen der praktischen Verwendbarkeit des Buches mit in Kauf genommen werden muß. Für die zahlreichen guten Abbildungen nach neuesten Aufnahmen wird jeder Leser dankbar sein. Bei dem nicht eben umfangreichen allgemeinen Schrifttum über Columbien ist das Buch schon mittleren Büchereien für nicht ausgesprochen abenteuerlich eingestellte Leser zu empfehlen. B. Sauer (Plauen i. V.).

Stockhausen, Juliana von: Vom nordischen Geiste. Ein Reisebuch aus Skandinavien. Mit Orig.-Beiträgen von Sigrid Undset. München: Kösel & Pustet 1930. 262 S. Kart. 4,50; geb. 6,—.

Wer so reist wie Juliana von Stockhausen, die das Landschafts- und Gegenwartserlebnis zu durchdringen sucht mit einer Schau des geschichtlichen und kulturellen Wesens eines Landes, der mag sein skandinavisches Reisebuch füglich „Vom nordischen Geiste" nennen. Daß die zahlreichen Legenden, geschichtlichen Episoden und oft bis zur Geschlossenheit einer Novelle geformten Saga-Einflechtungen ebenso lebendig und farbig sind wie die unmittelbaren Reiseeindrücke, steht im Einklang mit der Leistung dieser Schriftstellerin auf ihrem eigensten Gebiet, dem historischen Roman. Auch hat dieses Werk mit ihren anderen Romanen das gemeinsam, daß es, zwar ohne Einseitigkeit und Tendenz, doch unbedingt auf dem Boden katholischer Weltanschauung erwächst. Und aus dieser religiösen Überzeugtheit und Hingabe heraus wird gerade die persönliche Begegnung mit Sigrid Undset, von der drei Legenden harmonisch in das Werk eingefügt sind, zu solch starkem Erlebnis. Aber auch dem Nichtkatholiken, dem zunächst die katholische Blickrichtung auf das nordische Wesen hin befremdlich erscheinen mag, wird das Buch sehr ausgeprägte Eindrücke vermitteln. Hedda Guradze (Hamburg).

Trautz, F. M.: Japan, Korea und Formosa. Landschaft, Baukunst, Volksleben. Aufgen. von A. v. Graefe, E. v. Estorff u. a. Mit einem Geleitwort von W. H. Solf. Berlin: Atlantis-Verlag 1930. LIV, 256 S. Lw. 26,—. (= Orbis terrarum.)

Der Herausgeber des schönen Bilderbandes weist zunächst auf die Besonderheit des japanischen Lebensraumes hin: die Abgeschlossenheit des Inselreiches, bestehend aus Tausenden von Inseln, dabei die Erde noch nicht beruhigt, zahlreiche Vulkane vielmehr in dauernder Tätigkeit. Trotzdem atmet die Landschaft den Frieden, der dem Lande 300 Jahre ununterbrochen erhalten blieb. Die lange Vegetationsperiode beschert den Reichtum der Wälder, die Fülle der Blumen; Reis- und Teebau, Fischfang jeglicher Art geben der Landschaft ihr eigenes Gepräge, daneben die vom Japaner mit so viel Geschick und Geschmack bewältigte Zusammenordnung von Architektur und Vegetation (die „Tempellandschaften", die schön geschwungenen Brücken). — Im ganzen scheint das Buch aber doch zu vorwiegend

idyllischen Charakter zu tragen, um gerade auch das vorwärtsdrängende moderne japanische Staats- und Volksleben in seinen Vorzügen und Schattenseiten zu veranschaulichen. So ist es mehr Illustration zu Dauthendey und Forest, als zu Bälz (s. o. S. 191) und Tokunaga (s. u. „Schöne Literatur“ dieses Heftes).

J. Beer.

Wirz, Paul: Bei liebenswürdigen Wilden in Neuguinea. Mit 24 Fig., 1 Panorama und 132 Bildern auf Taf. Stuttgart: Strecker & Schröder 1929. XI, 64 S. 7,50; Lw. 10,—.

Das vorliegende Buch ist nicht, wie der Titel vermuten lassen könnte, eine schöngeistige Reiseschilderung, sondern eine kleine völkerkundliche Darstellung des Gebietes um den Sentanisee im nordöstlichen Küstengebiet von Holländisch-Neuguinea. In den Jahren 1921 und 1926 hat sich Wirz längere Zeit in dieser schönen Gegend aufgehalten und zu ihren Bewohnern ein näheres Verhältnis gewonnen, als es zumeist dem nur durchreisenden Forscher vergönnt ist. Er hat sie — im Gegensatz zu anderen Stämmen der großen Insel — als wirklich liebenswürdige, harmlos-frohe Naturkinder kennen und lieben gelernt. Diese innerliche Teilnahme gibt den Darlegungen eine besondere Wärme; sie spricht auch aus den vielen ausgezeichneten Bildern, auf denen der Hauptreiz des Buches beruht. Wirz ist kein europamüder Romantiker, aber er findet harte Worte gegen die Mission und die Kolonialverwaltung, die auch diesen Eingeborenen mit ihrer bodenständigen Kultur bald ihre unbefangene Natürlichkeit und ihre ungeschmälerte, in sich ausgeglichene Lebensfülle genommen haben werden. — Für vorgeschrittene Leser mittlerer und größerer Büchereien. B. Sauer (Plauen).

7. Naturwissenschaft, Technik.

Backeberg, C.: Kakteenjagd. Berlin: Brehm-Verlag 1930. 127 S. Lw. 9,—.

Es ist erstaunlich, wie weitgehend neue Liebhabereien auf ganze Wirtschaftszweige und deren Berufsgliederung einwirken können. So schuf die Kakteenmode den Beruf des Kakteenjägers, der, halb Forschungsreisender, halb Sammler, die unwirtlichsten Wildnisse durchstreift, um neue und seltene Arten zu ergattern. Der Verfasser zog als solch ein Kakteenjäger durch Texas und Patagonien und schildert in diesem Buch in farbiger Sprache begeistert seine Eindrücke und Erlebnisse. Von Städten, Landschaft und Leuten spricht er in seiner Darstellung zwar auch, im Mittelpunkt stehen aber immer wieder seine Lieblinge, die Kakteen, die er nicht müde wird, in ihrer besonderen Eigenart, ihrem erdgeschichtlichen Werdegang und ihrer Wirkung auf das ansprechendste zu schildern. — Die vielen ausgezeichneten Aufnahmen machen das Buch auch für die reine Anschauung zu einem eindrucksvollen Erlebnis. Da der Verfasser von einer großen Anzahl der verschiedenen Kakteenarten, die mitunter nur wissenschaftliche statt deutsche Namen tragen, hintereinander erzählt, wird das Buch in erster Linie den Kenner und besonderen Liebhaber dieser seltsamen Gewächse fesseln. Es kommt für mittlere und größere Büchereien in Frage. C. Barth (Stettin).

Bartels, K. O.: Blüte und Frucht im Leben der Bäume. Königstein i. T.: Langewiesche 1930. 118 S. Kart. 3,30. (= Die Blauen Bücher.)

Nach einem kurzen einleitenden Teil, der über die Verschiedenheiten in Blütenform und -art und über die Aufgabe der Baumfrüchte und ihre dadurch bedingte äußere Form spricht, folgt ein Abbildungsteil von hundert ganzseitigen Aufnahmen. Es ist eine überaus klare und sorgfältige lichtbildnerische Arbeit, die hier vorliegt; nicht nur technisch in reinen Äußerlichkeiten, wie zweckmäßiger Wahl eines hellen oder dunklen Hintergrundes, eines geeigneten Vergrößerungs- oder Verkleinerungsmaßstabes u. ä. spricht sie sich aus, sondern auch in der sehr wohltuenden harmonischen Einordnung der Blüten- oder Fruchtzweige in das Bildviereck, die an manchen Stellen die Kraft vollwertiger künstlerischer Komposition erreicht. — Das Buch wird sich in erster Linie als Geschenkwerk für naturnahe und beschaulich eingestellte Leute eignen, dann aber auch für die Standbücherei der Lesesäle in Frage kommen. C. Barth (Stettin).

Grupe, Heinrich: Naturkundliches Wanderbuch. Große Ausg. Frankfurt a. M.: Diesterweg 1930. 664 S. Geb. 9,40.

Was dieses Buch so außerordentlich anziehend macht, das ist die Erlebnisform des Naturgeschehens, das der Verfasser dem Verständnis des Laien wie auch besonders des Schulkindes in ganz seltenem Grade anzupassen versteht. Er wählt dazu die Form einer Bestimmungstabelle, also so ziemlich das Trockenste, Nüchternste, was die Naturbeschreibung zu bieten hat. Aber Grupe hat etwas durchaus Neues daraus gemacht. Stets von einer Sinneswahrnehmung ausgehend (z. B. „Fuß-Spuren im Uferschlamm", „Vogelstimmen im Getreidefeld", „Pflanzen, die man am Geruch erkennt", „Warum wählt der Hase sein Lager nicht im Schutze eines Hügels?") bringt er uns die Dinge nahe, an denen der heutige Mensch in der Regel achtlos vorbeigeht, die aber dem beobachtenden Kinde fast immer auffallen. Und da ja leider die wenigsten Eltern und leider auch immer noch wenige Lehrer imstande sind, ihren Kindern und Schülern die einfachsten Naturbeobachtungen zu erklären, so kann hier das Buch von Grupe ein Führer sein, der gleichermaßen alten und jungen Menschen Freude bereiten wird.

O. Schnurre (Berlin).

Dornier, C. und E. Tilgenkamp: Do X, das größte Flugschiff der Welt. Zürich: Orell Füßli 1931. 16 S., 73 Bilder. Kart. 2,40.

Der Erbauer unseres größten Flugschiffes gibt in einem Vorwort die Entwicklung des Grundgedankens wieder, der dazu führte, ein solches Schiff zu erdenken und auszuführen. Es folgen sodann 73 Bildtafeln, die von der Darstellung der Baustufen über die Durchführung einzelner Teile zu den Aufnahmen des fertigen Schiffes von allen Seiten und in allen Formen der Ruhe und Bewegung führen; diese Bilder sind von dem Mitbearbeiter ergänzend und stichwortartig erläutert. — Das Werk ist mit seinen hervorragend sauber und bildmäßig durchgeführten Aufnahmen ein Schmuckstück für jede Bücherei. Auch technisch vorgebildete Jugendliche von etwa 16 Jahren ab werden es schon würdigen können.

C. Barth (Stettin).

Stamer, F. und A. Lippisch: Gleitflug und Gleitflugzeuge. Teil I. Konstruktion und praktische Flugversuche. Mit 75 Abb. Berlin: Volckmann o. J. 62 S. Kart. 2,50.

Das Heft bringt eine knappe, aber sehr inhaltsreiche Zusammenfassung der Wissenschaft des jungen Gleitfliegers. Ein kurzer, geschichtlicher Überblick leitet ein; es folgen die mechanischen Grundlagen des Gleitfluges in teilweise rechnerischer Behandlung, die Konstruktion des Hänge- und Sitzgleiters mit ärodynamischer und Festigkeitsberechnung und eine Anleitung für praktische Flugversuche. — Das Gebotene zeugt von reifen fliegerischen Erfahrungen und wird klar und verständlich vorgetragen. Schüler der oberen Klassen höherer Schulen und Erwachsene mit entsprechender Vorbildung werden den Rechnungen gut folgen können. Für mittlere und größere Büchereien.

C. Barth (Stettin).

Winkler, H.: Das Hochleistungs-Segelflugmodell. Mit 27 Abb. und 3 Bauzeichn. Berlin: Volckmann 1931. 45 S. Kart. 2,—.

Ein Flugmodell soll gebaut werden, das im Verhältnis zu den landläufigen besonders gute Eigenschaften in der stetigen Fluglage auch bei böigem Wetter zeigt. Da werden zunächst einmal die Gleichgewichtsverhältnisse solcher Segelflieger in der Bewegung erörtert und zwar in einer ungemein klaren und unterrichtlich geschickt aufgebauten Darstellungsform. Dann folgt die eingehende Bauanleitung, wie sie sich aus den vorhergehenden Erörterungen über Eigenschaften und Ausbildung eines Hochleistungsmodelles ergibt. Mit aller Ausführlichkeit und unterstützt von ausgezeichnet klaren Bildern wird hier dem Jünger der Modellfliegerei an die Hand gegangen. — Für alle Büchereien, besonders auch für Schülerbüchereien der Berufsschulen und für den Eigenbesitz der Schüler zu empfehlen.

C. Barth (Stettin).

8. Verschiedenes.

Heyde, Johannes Erich: Technik des wissenschaftlichen Arbeitens. Zeitgemäße Mittel und Verfahrensweisen. Eine Anleitung, besonders für Studierende. Berlin: Junker & Dünnhaupt 1931. VI, 95 S. Brosch. 3,80.

Diese Schrift bedeutet für jeden, der geistig arbeitet, ein Hilfsmittel, wie es nur aus der disziplinierten Tätigkeit eines erfahrenen Praktikers erwachsen konnte. — Der 1. Teil, „Die Kartei", zeigt, wie die Ergebnisse eigenen Nachdenkens und die Ausbeute aus der täglichen Lektüre zweckmäßig in einer (mit einfachsten Mitteln, ohne besondere Ausgaben herzustellenden) Kartei schlagwortmäßig oder in systematischer Anordnung festgehalten und so im Bedarfsfalle schnell und sicher wieder aufgefunden werden können. Alle wichtigen technischen Handgriffe und kleinen Kniffe werden gezeigt; sogar die Dezimal-Klassifikation wird dabei (mit berechtigten Vorbehalten) in ihren wesentlichen Zügen vorgeführt. Nachdem so die Kartei als technischer Mittelpunkt der Studierstube, in dem alle Fäden geistigen Bemühens zusammenlaufen, geschildert worden ist, wendet sich der 2. Teil der Schrift der „Schriftlichen Arbeit" zu. Für die Benutzer einer Bücherei ist von besonderem Interesse der Abschnitt „Stoffbeschaffung", in welchem eine ganz gedrängte und doch sehr lebendige Anleitung zur Benutzung von Nachschlagewerken und von bibliographischen Hilfsmitteln gegeben wird; Hinweise auf gedruckte Anleitungen zu Bibliotheksbenutzungen finden sich hier in reichem Maße. — Weiter folgen Anleitungen zur „Stoffbewältigung", d. h. zum planmäßigen gründlichen Durcharbeiten der für irgend einen Sachzusammenhang wichtigen Literatur, zum Exzerpieren und zum Festhalten wichtiger Stellen usw. durch die Kartei unter steter Bezugnahme auf die Erfordernisse und Zusammenhänge des engeren Arbeitsgebietes, Fingerzeige für die Anlage des Gedankenplans einer eigenen Arbeit, für die Niederschrift eines Entwurfes und für seine Durcharbeitung bis zur Vollendung. Zum Schluß wird der Leser kurz mit den wichtigsten Besonderheiten der Drucktechnik bekannt gemacht, von den Schriftarten an bis zur Druckberichtigung und zur Herstellung der Sach- und Namensverzeichnisse. — Die Schrift ist für größere Volksbüchereien, insbesondere aber für Einheitsbüchereien und Studienbüchereien jeden Umfangs von Bedeutung und sollte auch im Lesesaal stehen; ist doch die Technik des Stoffsammelns, der gründlichen Lektüre und des Stoffverarbeitens für jeden ernsten Leser unerläßlich, auch wenn er sich zum belehrenden oder wissenschaftlichen Schrifttum nur aufnehmend verhält. Für die Brauchbarkeit der erst vor einigen Wochen erschienenen Schrift spricht schon die Tatsache, daß eine zweite Auflage bereits im Druck ist. — Ein besonderer Vorzug ist die ungemein frische und fesselnde Art der Darstellung. W. Braun (Stettin).

Marcu, Valerian: Männer und Mächte der Gegenwart. Berlin: Kiepenheuer 1930. 259 S. 5,—; geb. 7,—.

Hier sind „Analysen" von Foch, Clemenceau, Lenin, Kemal Pascha, Chesterton, Croce, Istrati und Delbrück mit drei sehr konfusen Essays über das Wesen unserer Epoche vereinigt. Die Methode des Verfassers, der wenigstens bis zur Hegelschen Dialektik vorgedrungen ist, sein Talent und seine persönlichen Erfahrungen würden ihn befähigen, etwas zu schreiben, was über dem Durchschnitt des historischen Feuilletonismus à la Ludwig steht. Es läßt sich aber leider kaum eine schludrigere, oberflächlichere Arbeit vorstellen als die vorliegenden Fragmente. Es ist komisch, daß die verhältnismäßig reifste Skizze die über Lenin als Philosoph ist, den der Verfasser gerade am meisten von all diesen sehr ungleichwertigen Persönlichkeiten ablehnt. Aber auch hier werden die Grundunterschiede von Materialismus und Idealismus ganz unernst und rein rhetorisch-spielerisch durcheinandergewürfelt. Die Sprache des Verfassers bleibt trotz zahlreicher Bilder hart, gespenstisch, unorganisch. — Für Volksbüchereien entbehrlich.

E. H. Ackerknecht (Leipzig).

Mendel, Georg Viktor: Ins Zauberreich des Films. Mit 122 Abb., Zeichn. von E. Palme sowie technischen Skizzen. Berlin: Bong 1930. 326 S. Hlw. 5,—.

Es gibt kein Buch, das so anschaulich und vergnüglich in die Werkstatt des

Filmes einführt wie das vorliegende. Man merkt auf Schritt und Tritt, daß Dr. Mendel selbst ein erfahrener Praktiker ist, nicht minder vertraut mit den Aufgaben des wissenschaftlich gut fundierten Kulturfilmes, an dem er schon vor dem Kriege bei einer französischen Weltfirma mitgearbeitet hat, als mit den Tücken des belletristischen Filmes und mit den Möglichkeiten des Trickfilmes. Ja auch der Tonfilm kommt bei ihm zu seinem Recht, obwohl er keinen Hehl macht aus seinem Schmerz über die Art, wie er uns beschert wurde, und über die künstlerische Qualität, in der er sich vorerst präsentiert. Und das Ganze gleicht insofern selbst wieder einem Film, als Mendel seine lehrreichen Schilderungen an den Faden einer Handlung aufgereiht hat: Wir begleiten einen bisherigen Berliner Gymnasiasten auf seiner Berufslaufbahn zum Kameramann. Das ist nicht nur von pädagogischer Bedeutung für jugendliche Leser, die sich gewiß vor allem auch über den schnoddrigen Ton der Ateliergespräche belustigen werden, sondern es ist außerdem die methodisch dankbarste Form, um auch erwachsene Leser für die zahlreichen technischen Fragen des Films zu interessieren und ihre „Achtung vor der filmischen Arbeit" hervorzurufen. Selbst wer die Berliner Aufnahmeateliers und die Arbeit darin in Wirklichkeit gesehen hat, wird das Mendelsche Buch mit Spannung und Gewinn lesen. Die zahlreichen Bilder sind trefflich ausgewählt und beschriftet. — Schon für mittlere Büchereien. E. Ackerknecht.

Polgar, Alfred: Auswahlband. Berlin: Rowohlt 1930. 313 S. Lw. 3,80.

„Meine kritischen Erzählungen und erzählenden Kritiken" sind durchaus sogenannte „Geschichten aus dem Leben", heißt es im Vorwort. Man wird vielleicht die eine oder andere Geschichte vermissen, man hätte dafür eine vorhandene entbehrt; aber Polgar hat diese Auswahl aus neun Bänden erzählender und kritischer Schriften selbst getroffen und wir wollen sie daher als Ganzes nehmen. Diese kleinen Erzählungen, Skizzen, Kritiken, Aphorismen, sind keine moderne Reportage, kein Ausdruck neuer Sachlichkeit und sie sind doch lebensnah, sie sind reife Betrachtungen von Menschen und Dingen, sie sind voll Grazie und doch voll Ernst, geben in ihrer Knappheit doch Weite. Sie sind zugleich Meisterwerke deutscher Prosa, von einer Erwähltheit der Sprache, für die heute nur zu sehr das Empfinden verloren gegangen ist. Einzelne Stücke wie etwa „Die stehengebliebene Uhr", „Das Leben ist der Güter Höchstes nicht" u. a. eignen sich für Vorlesestunden. Man sollte dieses Buch von Polgar in größeren Büchereien besitzen und besinnliche Leser darauf hinweisen. C. Wormann (Berlin).

Przybyllok, Erich: Unser Kalender in Vergangenheit und Zukunft. Leipzig: Hinrichs 1930. 94 S. 3,—. (= Morgenland H. 22.)

Die Reform unseres Kalenders wird, seitdem der Völkerbund sich ihrer angenommen hat, in der Öffentlichkeit viel erörtert, und so erscheint dies kleine Buch des Direktors der Königsberger Sternwarte zu rechter Zeit. Aus Vorträgen entstanden, für einen weiteren Leserkreis bestimmt, beschränkt es sich auf das Wichtigste, was zum Verständnis des Kalenders an Astrologisch-Physikalischem und Geschichtlichem erforderlich ist; es ist gemeinverständlich geschrieben und setzt keine mathematischen Kenntnisse voraus. Der zwölfte Abschnitt behandelt die schwebende Kalenderreform; er gibt einen Überblick über den derzeitigen Stand der Frage sowie über die Haupttypen der beim Völkerbund eingereichten 185 Vorschläge und bringt ein Immerwährendes Kalendarium nach dem Vorschlag des Kieler Ingenieurs Dr. Rudolf Blochmann, der wohl der bestausgewogene ist. Ein Abschnitt über die Berechnung des Osterfestes nebst Ostertafeln macht den Schluß. — Das Buch ist für jede Bücherei geeignet. C. Nörrenberg (München).

C. Schöne Literatur.

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Bronnen, Arnolt: Roßbach. Berlin: Rowohlt 1930. 175 S. 3,—; Lw. 5,50.

In den Worten und Taten des Freikorpsführers Gerhard Roßbach, der heute als das Haupt einer Sing- und Spielschar durch Deutschland zieht, leben in Bron-

nens Gestaltung der Krieg im Osten und seine Fortsetzung im Baltikum, der Kapp-Putsch, Oberschlesien und die Anfänge des deutschen Faschismus in München wieder auf, in etwa folgender Perspektive: Die soziale Revolution ist „faulende Masse, gärend im Dreck der eigenen, niederen Instinkte". Dagegen „belohnt der Himmel sichtlich den Deutschen Mut und die Deutsche Ausdauer", gegen die Franzosen nämlich bei der Ruhrbesetzung. Die Ruhrkumpels sind „von ungezügelter Bestialität"; dafür werden sie aber auch „aus dem Anzug gestoßen und zum Zerbrechen leichter Schlagwaffen erfolgreich verwandt". Warum das? Weil „die Zeit nahe herbeigekommen, da der Geist wieder herrschen würde, und die Macht der Nation". Unter Bronnens geschäftigen Händen wird die nationale Bewegung zu einer auf Effekt und Tempo inszenierten Operette. In dem allgemeinen Chaos, nach dem wirklichen Gewitter des Krieges und der Revolutionen gelingen ein paar abenteuerliche Handstreiche, befriedigt man sich an Bonmots und grotesken Situationen. In Bronnens Tempelsprache heißt das: „die tiefste, furchtbarste und umfassendste Reformation irgend einer Rasse in irgend einem Lande der Welt".

R. Keller (Berlin).

Deeping, Warwick: Der Schicksalshof. Aus dem Engl. von Marguerite Thesing. Leipzig: Grethlein 1929. 367 S. Geh. 4,50.

Die Geschichte der störrischen, „schwierigen" Mary Viner, die als Tochter eines pensionierten Hauptmanns in einer kümmerlichen „Garten"-Vorstadt Londons lebt, die tägliche Hausarbeit verabscheut, und sich, 23 Jahre alt, mit dem Bauernhofbesitzer Arnold First verlobt. Noch vermag sie den begonnenen Weg nicht zu Ende zu gehen: aus Furcht vor der Landarbeit und dem Leben in dem alten düsteren „Schicksalshof" löst sie die Verlobung, indem sie zu einer reichen Schwester flieht, die ihr die Wonnen des mondänen hauptstädtischen Lebens samt der dazugehörigen „glänzenden Partie" vermittelt. Erst der Bankrott und Selbstmord ihres Mannes bringt die Einsicht in die Leere und Schalheit des Gesellschaftslebens und macht Mary reif zur Wiederbegegnung mit dem inzwischen gleichfalls schwer geprüften ehemaligen Verlobten. Also eine regelrechte gegenseitige Läuterung samt Belohnung für beide Teile. Deepings Psychologie ist nicht tief, aber auch nicht unwahrscheinlich, es ist keine visionäre Kraft in seinen Romanen, aber sie sind gut, mit solider Technik erzählt. Auf unsere Leser wird namentlich die sichere Darstellung des „high life" wirken, aber wertvoller sind vielleicht die Einblicke, die uns Deepings Schilderungen des englischen Landlebens eröffnen. Für größere städtische und für ländliche Büchereien.

G. Hermann (Berlin-Treptow).

Deeping, Warwick: Hauptmann Sorrell und sein Sohn. Roman. Aus dem Engl. von Curt Thesing. Bremen: Schünemann 1927. 484 S. Geh. 5,—.

Dieser bisher stärkste Roman des beliebten englischen Erzählers behandelt das Thema der Liebe, der Lebenskameradschaft zwischen Vater und Sohn, und stellt sich damit in einen seltsamen Gegensatz zu den gerade in der englischen Literatur (man denke etwa an Stevensons „Herren von Hermiston" oder an Aldingtons „Heldentod") häufigen Schilderungen des Gegensatzes der Generationen. Deepings Sorrell senior ist ein Vater „wie er im Buch steht". Als er, Hauptmann a. D. und Kriegsteilnehmer, sich eines Tages stellungslos und von seiner Frau verlassen findet, setzt er alles daran, seinem elfjährigen Sohn Christoph genannt „Kit" eine anständige Erziehung zu sichern. Er geht in rührender Selbstaufopferung soweit, Hausdiener in einem Provinzhotel zu werden. Durch Tüchtigkeit und Treue gelingt es ihm, sich zum Direktor emporzuarbeiten, und auch seine Erziehermühen werden belohnt: Kit wird das Muster eines Gentleman und außerdem ein bedeutender Arzt. — Der Roman ist ein Dokument bürgerlich-anständiger, lebensgläubiger, gütig-vornehmer Gesinnung, nur — daß man jede Spur von Tragik darin vermißt. Hier gelingt — bis zur schreienden Unwahrscheinlichkeit — dem Guten alles aufs prächtigste, und nicht die leiseste Märchenironie hat Warnungszeichen für den Lebensunerfahrenen aufgerichtet. Trotzdem: das Buch ist zu liebenswürdig, zu grundanständig in seiner menschlichen Haltung und zudem — zu gut erzählt, als daß man ganz auf seine Anschaffung verzichten möchte.

G. Hermann (Berlin-Treptow).

Deeping, Warwick: Außenseiter der Gesellschaft. Roman. Bremen: Schünemann 1930. 429 S. Lw. 7,50.

Der buchhändlerische Erfolg von drei Romanen (s. o. und Jg. 1930, S. 373) hat den Verfasser veranlaßt, nach gleichem Rezept einen vierten zu verfertigen. Aber diesmal fehlt sogar Spannung und Menschenzeichnung. Die hingeschluderte Sprache geht mit der kalten Mache gut zusammen. Außenseiter der Gesellschaft, das sind etwa keine bedeutsamen „Fälle", sondern ein armer verkrüppelter verschämter Werkstudent und ein braves Tippmädel, die Tür an Tür in einem Großstadthaus wohnen, die furchtbar anständig und gut sind und sich nach 400 Seiten doch noch kriegen und auch gesellschaftlich jetzt die Vordertreppe benutzen können. Es bleibt uns nichts vom üblichen Repertoire erspart.

K. Berger (Berlin).

Green, Julien: Adrienne Mesurat. Roman. Deutsch von Irene Kafka. Wien: Speidel 1928. 442 S. Lw. 5,—.

Die Romane des französierten Amerikaners Green sind durch ihren konsequenten Pessimismus bemerkenswert. „Adrienne Mesurat", sein bisher reifstes Werk, ist die Geschichte eines jungen Mädchens, das in einer für uns fast unvorstellbaren Abgeschlossenheit aufwächst — behütet von einem Vater, dem sein „Behagen", d. h. seine Ordnung und Regelmäßigkeit, sein ungestörter Lebenstrott, über alles geht; und belauert von einer Schwester, die, durch Krankheit vorzeitig gealtert, immer mit ihrem Lungenleiden beschäftigt, ein zänkisches, von Neid verzehrtes altes Weib geworden ist. Adrienne — „man mußte sich ihr ein wenig widmen, um zu der Erkenntnis zu kommen, daß sie schön sei" — Adrienne, welche die eigensinnige Stirn der Mesurats geerbt hat, strebt mit allen gesunden Sinnen ihrer 18 Jahre hinaus aus diesem Käfig. Wie behext umstreift sie das Haus des jungen Arztes Maurecourt, den eine zufällige, flüchtige Begegnung ihr unvergeßlich gemacht hat. Ihr Dämon treibt sie bis zum Vatermord, um ihr schließlich die grausame Erkenntnis zu bescheren, daß der Umworbene unheilbar krank, ein rettungslos verfallenes Fleischbündel ist. Damit ist Adriennes Schicksal besiegelt: sie verfällt einer Melancholie, die bald zu völliger Umnachtung wird. — Green hat einen untrüglichen Blick für die lastende Mühsal des Lebens. Darum braucht er kein Inferno aus weithergeholten Entsetzlichkeiten zu konstruieren — es genügt ihm, das Leben eines einfachen Mädchens zu beobachten, um alle Hebel einer tückisch-allgegenwärtigen Vorsehung spielen zu sehen. Der Roman ist künstlerisch so überzeugend gestaltet, er wächst, bekenntnishaft, so über den Einzelfall hinaus, daß der nahe liegende Einwand, was soll uns diese Kleinmalerei privater Nöte, hinfällig wird. Umso vorsichtiger sollte in der Ausleihe mit diesem Buch verfahren werden — eben weil es tief ins Weltanschauliche hineingreift. Kleinere Büchereien werden auf die Anschaffung ganz verzichten können. G. Hermann (Berlin-Treptow).

Green, Julien: Mont Cinère. Roman. Wien: Speidel 1928. 334 S. 4,—; Lw. 6,—.

Der Verfasser, französierter Amerikaner, gestaltet mit großer künstlerischer Selbstzucht die Geschichte eines jungen Mädchens, das mit seiner habgierigen Mutter einen zähen und zermürbenden Kampf um seine Lebensrechte führt. Der Roman spielt auf einem einsamen amerikanischen Landsitz, Mont Cinère. In dem Besitzrecht an Mont Cinère symbolisiert sich der leidenschaftliche Wunsch des Mädchens nach eigenem Leben. Ein wachsender Haß der beiden Frauen arbeitet mit zahllosen Winkelzügen gegeneinander. Schließlich heiratet die Tochter einen armen Landmann, um die Mutter endgültig zu verdrängen. Als sie erkennt, daß sie in dem Manne nur einen neuen und gefährlicheren Feind ins Haus genommen hat, läßt sie Mont Cinère in Flammen aufgehen. — Der Roman arbeitet mit einer scharfen und genau funktionierenden Psychologie. Zudem aber vermag Green in der Verbindung von Einsamkeit und Dämonie der Charaktere eine starke Stimmungsgewalt hervorzurufen, die den tragischen Ausgang der Geschichte von vorneherein festlegt und trotzdem eine gewisse Spannung wachhält. Das überaus Niederdrückende dieser Stimmung wird nicht Jedem zusagen. Reife Leser werden den Roman (wie die früheren: „Adrienne Mesurat", „Leviathan") als künstlerisch hochwertig zu schätzen

wissen. Der menschliche Wert beruht in der dichterischen Darstellung bürgerlicher Menschen, die ohne jede Bindung an soziale oder ideelle Gemeinschaft dämonisch entarten. Doch tritt dies nirgends als Absicht oder Tendenz hervor. Für größere Büchereien. H. Stresau (Berlin-Spandau).

Gunnarsson, Gunnar: Schiffe am Himmel. Roman.
—: Nacht und Traum. Roman.
Übers. aus dem Dän. von Erwin Magnus. München: Langen 1928—29. 454, 392 S. Je 7,50; Lw. je 10,—.

In diesen beiden Büchern erzählt Gunnarsson von seiner Jugend; in „Schiffe am Himmel" von seiner Kinderzeit auf dem Bauernhof in Island, wo seine Mutter „das herrlichste Wesen auf der Welt" ist, wo es ihn manchmal viel Anstrengung und Tapferkeit kostet, von den Erwachsenen als „Mann" angesehen zu werden (als „Mann" weint man nicht, wenn man hinfällt!), und wo er in unbewachten Stunden seine Traumschiffe über den Himmel segeln läßt. — „Nacht und Traum" hat dunkleren Ton. In der Trauer um die verstorbene Mutter verzweifelt er fast an Gott. Doch tun sich auch neue Tore auf: Liebe nimmt ihn gefangen, erste Gedichte entstehen, die Schule, die Wissenschaft, die Ferne lockt, und die Heimat wird fast zum Gefängnis. Das Buch endet mit dem Aufbruch des jungen Menschen in die Welt. — Die Bücher haben die Sprache der Erinnerung an vergangene Zeit; mit geschlossenen Augen gleichsam wird Bild um Bild aus dem Gedächtnis heraufgeholt und fast zögernd hingestellt. So geht der Roman langsam dahin, ohne handlungsarm zu sein. Viele Menschen kommen vorüber: sanfte, liebevolle, wunderliche, trotzige, lächerliche; viele frohe und traurige Ereignisse prägen sich ein. Über das Biographische hinaus ist diese Jugendgeschichte dichterisch schön, besonders da Sprache und Inhalt sich decken. Des kleinen Uggi kindliche Welt steht vor uns wie er sie sieht; ein wenig unverständlich, manchmal feindlich, aber jeden Tag neu und anziehend. Und so wie Uggi heranwächst und bewußter wird, wird auch die Darstellung straffer, weniger impressionistisch. — Die Bücher eignen sich nur für Menschen, die sich Zeit nehmen zum Lesen, die imstande sind, auch ungeschriebene Worte zu hören und den sehr feinen Humor zu spüren, der immer wieder zart aufleuchtet, — für solche Menschen vor allem, die kindliches und jugendliches Erleben verstehen. V. A. Schmitz (Breslau).

Haensel, Carl: Zwiemann. Roman. Jena: Diederichs 1930. 271 S. Lw. 6,50.

Die zugrunde liegende Phantasie von den zwei Männern, die ihre Eigenexistenzen aufgeben, und unter gemeinsamem Namen („Zwiemann") ein neues Leben beginnen, in dem jeder nur ein Teil vom Ganzen ist, hätte einem Dichter Möglichkeiten geben können, neue Perspektiven zum Gestalten des Lebens und des Menschen zu gewinnen. Statt dessen bleibt es bei dieser Symbiose eines Erfinders und eines Schriftstellers lediglich bei einer Verdoppelung der Äußerlichkeiten, d. h. bei einer Komplizierung der äußeren Handlung. Da der literarische Anspruch des Werkes durch die Verleihung des 10 000-Mark-Preises des Verlages noch unterstrichen wird, ist es umso enttäuschender, zu sehen, daß schließlich doch nur ein Gesellschaftsroman herauskommt, mit allen zeitgemäßen Requisiten eines solchen (Erfindungen, Aktien, Film, Autos, schrankenloser Luxus, Industrie-Spionage usw.) und der bengalischen Beleuchtung einer sanften Romantik. Daß es dem Verfasser gelingt, in einzelnen Szenen Anteilnahme an den Geschicken einzelner seiner Personen zu erwecken, kann doch den Eindruck nicht verwischen, daß der Roman im ganzen verfehlt ist. Es besteht für ihn deshalb keine Verwendungsmöglichkeit in unseren Büchereien. G. Maiwald (Breslau).

Hemingway, Ernest: Männer. Berlin: Rowohlt 1929. 253 S. 5,—; Lw. 8,—.

„Men without women" heißt diese Sammlung von Kurzgeschichten im amerikanischen Original. Zwar tauchen zwei oder drei Frauen an der Peripherie des Geschehens auf, aber sie sind nur wie durch ein Medium von „Männlichkeit" gesehen. Ein Stierkämpfer gibt in der Arena sein Letztes, ohne daß er die Gunst

des Publikums gewinnen kann; zwei „Mörder" lauern einem Mann auf, warten aber vergeblich; zwei Männer fahren im Auto durch Italien; ein Boxer erträgt „heldenhaft" den Tiefschlag seines Gegners, weil er auf dessen Sieg eine Viertelmillion gewettet hat; zwei Soldaten liegen nachts auf dem Stroh, können nicht schlafen, sprechen ein paar Minuten miteinander. So sehen die Inhalte dieser Erzählungen aus, die zum größten Teile aus Zwiegesprächen bestehen. Aus diesen knappen, wortkargen Gesprächen läßt der Verfasser starke innere Spannungen erwachsen, Spannungen, die sich meist nicht lösen, den Leser in Bann halten und verfolgen. Natürlich treffen nicht alle Erzählungen den Leser gleich stark, manche verfehlen vielleicht das Ziel ganz, im allgemeinen aber geht von den sparsamen künstlerischen Mitteln des Buches eine starke Wirkung aus. Die Sammlung ist nicht für solche, die ein Buch in einem Zuge lesen wollen. — Für größere Büchereien.

G. Maiwald (Breslau).

Hemingway, Ernest: In einem anderen Land. Berlin: Rowohlt 1930. 368 S. 4,50; Lw. 7,50.

Hemingway, einer der Bedeutendsten der jungen amerikanischen Dichter, schreibt einen Kriegsroman, der sich von anderen — auch amerikanischen — Kriegsbüchern wesentlich unterscheidet. Er schildert wie schon in einzelnen Novellen seines Buches „Männer", von denen eine den Titel des Romanes vorwegnimmt, einen Amerikaner, einen Architekten, der als Freiwilliger, als Sanitätsoffizier im italienischen Heere an der Isonzofront kämpft. Nicht aber werden einzelne Schlachten ausführlich geschildert, nicht tauchen einzelne Soldaten aus der Masse auf, herausgehoben durch ihr besonderes Schicksal, sondern Hemingway gestaltet mit einfachsten Mitteln, die manche Leser als langweilig empfinden werden, während sie in Wirklichkeit bewußte künstlerische Sparsamkeit sind, die Stimmung des Krieges, die furchtbare Monotonie, die grenzenlose Müdigkeit. Hier herrscht keine Kriegsbegeisterung, man hat den Krieg satt, aber man tut seine Pflicht, ein Glied der Masse. Der Amerikaner Henry ist einsam, er läßt sich treiben, er ist ganz froh, im Heer nur einer von vielen zu sein. Aus seinem Flirt mit einer englischen Krankenschwester wird eine echte, starke Liebe. Er desertiert, als man ihn fälschlich als Deserteur während eines Rückzuges erschießen wollte. Er flieht mit seiner Freundin Catherine nach der Schweiz, er sagt dem Kriege lebewohl (der amerikanische Originaltitel lautet: „A farewell to arms"). Nur noch sehr fern hört er vom Krieg, er lebt ganz seiner Liebe, ihrem Frieden. Da stirbt seine Geliebte bei der Geburt eines Kindes, das selbst tot zur Welt kommt, und nun ist Henry wieder allein, vom Leben geschlagen, das doch weiter geht und dem er sich wieder einordnet als einer von vielen. — Diese Liebe schildert Hemingway mit einfachsten Worten des Alltags. In aller Klarheit bewahrt er die Ehrfurcht vor den Abgründen seelischer Schwingungen, in aller Wirklichkeitsnähe ist er doch zart. Diese Geschichte einer Liebe hebt das Buch aus der bloßen stofflichen Aktualität der Kriegsschilderungen heraus. — Der künstlerisch eigenwillige, sehr bedeutsame Roman wird sich wegen seines Stils und der bewußten Einfarbigkeit nicht immer leicht den Zugang zu Lesern erobern, doch gehört er in alle größeren Büchereien.

C. Wormann (Berlin).

Hotopp, Albert: Fischkutter H. F. 13. Berlin: Neuer Deutscher Verlag 1930. 322 S. 3,—; Lw. 5,—.

Dieser Roman der (selbständigen) Hochseefischerei rollt im ersten Teil die typische Nordseehandlung auf: die Fischerfamilie, das Meer, den Altonaer Fischmarkt, den Seemannstod. Das alles ist schon bei G. Fock in bedenklicher Ähnlichkeit zu lesen. Dann aber erlebt die hinterbliebene Frau Lee nacheinander: Treubruch, Blutschande, wirtschaftlichen Zusammenbruch, Abtreibung, Gefängnis und schließlich ihre Läuterung zur sozialistischen Erkenntnis und Einordnung. Die politische Parole, teilweise Tagesparole der K.P.D., und die soziale Tendenz überhaupt werden unwirksam durch die kolportagehafte Häufung gesuchter Kraßheiten. Das Buch hat noch einen tieferen Fehler in seiner ökonomischen Unklarheit. Hotopp schaut mit Ressentiment auf den untergehenden Fischerstand, während er die ihn ablösende Groß-Fischerei fast nur von der Händlerseite, nicht als Produktionsform zeigt. — So ist der Roman, der seitenweise von intimer Kenntnis der Verhältnisse

zeugt und auch manche Nebenfigur echt und kräftig dem Leben abzeichnet, im ganzen und gerade vom Standpunkt des Autors aus verbaut und unmöglich.

R. Keller (Berlin).

Huggenberger, Alfred: Die Frauen von Siebenacker. Roman. Neubearb. Ausg. Leipzig: Staackmann 1930. 315 S. Lw. 3,20.

Der bekannte Roman (vgl. B. u. B. 1926, S. 56) ist in dieser Neuausgabe im Wesentlichen unverändert geblieben. Doch verdient es hervorgehoben zu werden, daß die Ausstattung des Buches (haltbarer Leinenband, festes Papier, klarer Druck) trotz des niedrigen Preises sehr gut ist, so daß das Werk in seinem neuen Gewande unseren Büchereien willkommen sein wird. J. Beer.

Jong, A. M. de: Mereyntje Geysens Kindheit. Aus dem Holländ. von Fr. und M. Grünberg. Berlin: Der Bücherkreis. Geb. je 4,80.

Bd 1. Verrat. 1929. 292 S.

Bd 2. Der seltsame Küster. 1929. 263 S.

Bd 3. Einfältige Kinder. 1930. 287 S.

Bd 4. Im Strudel. 1930. 298 S.

Der Roman ist noch nicht abgeschlossen. Nach Anlage dieser vier Bände sind im ganzen wenigstens acht zu erwarten. Doch erkennt man bereits ein holländisches Gegenstück zu Andersen Nexös „Pelle der Eroberer". Schilderung und Erwägung der gesellschaftlichen Zustände in Stadt und Land vor der letzten Jahrhundertwende leitet in die Arbeiterbewegung ein. Wie der Däne überzeugt de Jong durch Gestaltung von Menschen und Schicksal. Mereyntje, genannt nach seinem Schutzpatron Martinus, Katholik also, wächst in einem Dorf Westbrabants auf. Schon früh zeigt sich seine „merkwürdig geringe Veranlagung zum Herdentier". Er befreundet sich mit den seltsamsten und verrufensten Gestalten des Dorfes, einem Wilderer, dann einem Schnorrer. Es zeigt sich, daß sie unter rauher, lächerlicher Maske das Herz auf dem rechten Fleck haben. Durch ihre Weltkenntnis und elementare Natur werden sie Helfer, ja Erzieher des Knaben, der durch die „sonderbaren religiösen und pädagogischen Begriffe" seiner Umgebung fortwährend in Gewissenskämpfe gestürzt wird. Vater Geysens Handwerk ist durch holländische Industrie zerstört. Arbeit in der Dorffabrik, dann noch ungewohntere harte Feldarbeit ernährt die Familie, bis sie, angelockt von den Versprechungen der Großstadt, nach Rotterdam übersiedelt. Plötzlicher Bankrott ihrer Fabrik läßt sie das herrschende Elend der Arbeitslosigkeit erleben. In höchster Not, wo Gesellschaft und Kirche die Familie im Stich lassen, ist es ein von jenen verachteter schlichter Jude, dem sie ihre Rettung verdankt. Mereyntje, Mesnerknabe einst in seinem Dorf mit dem Plan, Pfarrer zu werden, tritt als Fabrikjunge an. Die Darstellung wächst von Band zu Band. Ihr kulturhistorisch-sozialpolitischer Bestand gehört notwendig zur Biographie des kleinen Helden. Bei aller Derbheit, die dem „lachlustigen brabantischen Volk mit seinem gutmütigen, bisweilen etwas gepfefferten Humor" eigentümlich ist — verwandt mit flämischer Art, wie sie von Timmermans her bekannt ist — findet man zarte Schilderungen von Natur und Menschlichkeit. — Sowohl für Dorf- wie Großstadtbüchereien. W. Bauer (Berlin).

Kraus, Hilde Maria: Ärztinnen. Eine Erzählung. Breslau: Bergstadtverlag 1929. 110 S. Lw. 3,50.

„In einem der vielen Kreisspitäler Rußlands, die durch viele Stunden Wagen- und Bahnfahrt von der nächsten größeren Stadt getrennt, wie ein bescheidenes Zentrum inmitten riesiger Landstrecken liegen", herrscht eine von allen Patienten, Schwestern und Ärzten glühend gehaßte Chefärztin, ausgezeichnete Ärztin, aber ungewöhnlich harter, fast brutal gewalttätiger Mensch. Als sie plötzlich erkrankt, findet eine junge Assistentin als einzige fast ungewollt den Weg zu ihrem völlig verschlossenen Innern; sie sieht eine fast verzweifelte Frau, die nun in ihrer körperlichen Schwäche all den Haß, mit dem sie sich umgeben hat, kaum mehr ertragen kann. Eine schwere Operation wird nötig, die ältere gibt sich in die Hand der jungen Anfängerin, die Operation mißlingt. Als die Junge die sicheren Todesanzeichen bei dem plötzlich so geliebten Menschen erkennt, macht sie verzweifelt auch

ihrem Leben ein Ende. — Eine gewisse Bedeutung der kurzen Erzählung liegt in der Darstellung des beruflichen Milieus (ohne Beschränkung auf russische Verhältnisse) und in der Charakterisierung einer außergewöhnlichen Vertreterin dieses Berufes. Dorothee Beer (Frankfurt a. M.).

Lamprecht, Kurt: Regiment Reichstag. Hamburg-Bergedorf: Fackelreiter-Verlag 1931. 270 S. 4,—; Lw. 6,—.

Das Buch, das sich auf der Grenze zwischen zeitgeschichtlichem Bericht und Roman bewegt, schildert aus der Kenntnis persönlicher Teilnahme die Berliner Ereignisse im Januar 1919, die Kämpfe der Regierungstruppen mit den Spartakisten, die Eroberung des Zeitungsviertels; auch die Ermordung Liebknechts und Rosa Luxemburgs spielt eine, wenn auch indirekte Rolle. Das Ganze ist gesehen aus dem Blickfeld eines ehemaligen (übrigens nicht aktiven) Frontoffiziers, der wie viele seiner Kameraden in dem rasch zusammengelesenen Regiment im Grunde revolutionär ist und zugleich „regierungstreu". Dies Gemisch aus pessimistischer Verzweiflung und halb bürgerlicher unklarer Gesinnung von freigelassenen Soldaten, die kaum wissen, um was es sich handelt, ist nicht schlecht dargestellt. Im ganzen bleibt die Erzählung aber im Allzumenschlichen wie im allzu Zeitlichen stecken. Es ist ein etwas verspätetes Zeitdokument, aus der Erinnerung geschöpft; die künstlerischen Ansprüche sind gering, und so wird das Buch nur eine beschränkte Geltungsdauer haben. Unter diesem Vorbehalt mögen größere Büchereien es verwenden. H. Stresau (Berlin-Spandau).

Lederer, Joe: Musik der Nacht. Roman. Berlin: Universitas 1930. 257 S. 3,50; Lw. 5,80.

Das erste Buch von Joe Lederer „Das Mädchen George" wurde hier (B. u. B. Jg. 1930, S. 149) als Modebuch abgelehnt, die „außerordentliche schriftstellerische Virtuosität" jedoch hervorgehoben. Das neue Buch zeigt eine erfreuliche Wandlung, weil in ihm das große schriftstellerische Können zur dichterischen Gestaltung gereift ist, weil die Menschen und Schicksale dieses Romans uns wirklich nahe sind. Das Werk gesellt sich zu den besten Novellen Schnitzlers, dem Joe Lederer in heimatlicher Abkunft und künstlerischer Wesensart verwandt ist. Am Ende dieser einen Nacht geht das Leben einer jungen Frau freiwillig zu Ende, einer Frau, die in dieser Nacht zum ersten Mal Schönheit und Schauer der Liebe erlebt hat. Einer Frau, deren Leben trotz allem Suchen erst jetzt beginnt und doch schon schließt; denn diese Frau ist unheilbar krank. Sie wußte nichts von ihrer Krankheit, die medizinisch sehr selten ist, für die es keine Heilung gibt, aber in ihr ist doch von früh an eine dunkle Lebensangst. Als sie von der Krankheit erfährt, läßt sie sich müde dem Tod selbst entgegengleiten. Die Musik der Nacht klingt still aus. — Alle Handlung in diesem Buch ist seelisch erfüllt. Die wenigen Menschen — eigentlich sind es nur die Frau und der Mann — sind mit feinsten Mitteln lebendig und reif gestaltet. Mit den Geschicken der Menschen wird die Atmosphäre des nächtlichen Wien lebendig, in ihnen aber auch Verfall und neues Suchen unserer Zeit. Ein stilles, in allem Wesentlichen reifes Buch, für das wir in unseren Büchereien aufnahmebereite Leser finden werden.

C. Wormann (Berlin).

Leitner, Maria: Hotel Amerika. Berlin: Neuer Deutscher Verlag 1930. 314 S. 3,50; Lw. 5,—.

Der Umschlag weist den Untertitel: „Reportage-Roman" auf und gesellt damit das Buch zu einem Haupttyp der aktuellen erzählenden Literatur. Maria Leitner schildert ein großes Hotel in New York, die Gäste wie die Angestellten, einen Tag von früh bis spät, Arbeit und Vergnügen. Aber die Menschen wie die Handlung, die sie sehr äußerlich verknüpft, bleiben blaß trotz allem ehrlichen Mitempfinden. Interessant sind nur die aus eigener Erfahrung gespeisten Schilderungen des Hotelbetriebes, der Organisation, der verschiedenen Schichten der Angestelltenschaft. Aber diese „Reportage", die wir zum Teil auch in anderen Amerikabüchern finden, rechtfertigt noch nicht die Anschaffung des Buches.

C. Wormann (Berlin).

Liepmann, Heinz: Die Hilflosen. Roman. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1930. 298 S. 4,50; Lw. 6,50.

Diesem in zwei Teile gegliederten Roman wird ein Personenverzeichnis vorangeschickt, das die „Hilflosen" namentlich aufführt; das Verzeichnis umfaßt aber sämtliche Gestalten des Romans, die Hilflosen bilden nicht, wie in Dostojewskis „Erniedrigten und Beleidigten", eine bestimmte Gruppe, sondern gleichsam einen Querschnitt durch menschliches Leben überhaupt, ohne Ansehung von Stand und Rang. Daß zugleich diese Gestalten zeitlich und räumlich sehr deutlich bestimmt und bedingt sind (der erste Teil spielt im zaristischen Rußland, der zweite in Deutschland um 1923), das gibt dem Problem ein bedeutendes Gewicht, so daß man sowohl von einem Zeitroman sprechen könnte, der den Zusammenbruch der alten Gesellschaftsordnung innerlich beglaubigt, wie von einem Werk, das an dem Leidensgang eines einzelnen Menschen und seiner Umwelt das Problem der Schuld, oder vielmehr die ewige Tatsache der Schuld aufweist. An dieser Schuld leiden alle, alle sind ihr ausgeliefert und insofern „hilflos", als der gesamtmenschliche Zustand, vom Tun und Lassen des Einzelnen ausgehend, eine endlose Kette von Schuld entwickelt, von der nur der kleinste Teil wirklich gesühnt wird. Nur der Verbrecher sühnt wirklich. Das Thema von Raskolnikows Schuld und Sühne klingt hier deutlich an. — Es handelt sich um einen russischen Bauernsohn, der auf einem kleinen, unter der despotischen Gewalt eines verkommenen Gutsherrn stehenden Dorfe aufwächst. Dieser Gutsherr, der eigentliche Vater des Jungen, betrügt sein Gewissen und seine Angst vor der Rache der Bauern mit wüsten Ausschreitungen gegen Leben und Gut der ihm widerstandslos Ausgelieferten, bis mit dem Ausbruch des Krieges auch auf dem Dorfe die aufgespeicherte Wut ausbricht. Fjodor Semjowskis, jenes Jungen Eltern sind durch Schuld des Gutsherrn verdorben und gestorben, nun will der herangewachsene Fjodor in seltsamer Erkenntnis der tiefsten Zusammenhänge dem Gutsherrn noch die letzte Schuld aufladen: er reizt ihn, damit der Alte ihn töte. Sein Vorhaben gelingt ihm beinahe; aber da der Gutsherr ihn zuschanden geschlagen hat, überfallen die Bauern den Bedrücker und erschlagen ihn. Der Sterbende verrät dem Sohn, daß ein Geheimnis an allem schuld sei, aber Fjodor erfährt von seinem wahren Verhältnis zu dem Gutsherrn nichts mehr. Nur ein Knecht weiß darum, und ihm geht Fjodor nach. Die Suche nach dem Knecht füllt den zweiten Teil des Romans aus. Fjodor befindet sich in Berlin, als Gelegenheitsarbeiter, in einem Milieu von Dirnen und Zuhältern. In dem „Geheimnis" verdichtet sich ihm gleichsam die abzutragende Schuld. Wenn sie gesühnt ist, kann er ein neues Leben beginnen. Als er nach wechselvollen Erlebnissen seine wahre Beziehung zu dem Gutsherrn erfährt, beteiligt er sich mit voller Absicht an einem Verbrechen und läßt sich verhaften. Als Verbrecher kann er sühnen, als sogenannter unbescholtener Mensch nicht. — So sehr also die Problemstellung an Dostojewski erinnert, so sehr unterscheidet sich der Roman von dem Russen durch seine innere Form. Namentlich der erste Teil schildert in einer Weise das Leben der Bauern und des Gutsherrn, die in ihrer knappen, zurückhaltenden und dabei sehr lebendigen Zeichnung durchaus nordisch ist und eher an Hamsun gemahnt. Liepmann verrät hier eine nicht ungewöhnliche Kraft, die mit einfachen Mitteln arbeitet, und seine sichere und saubere Hand läßt auch gewagte Momente jeden Beigeschmack von Sensation entbehren. Der Pessimismus, der dem Ganzen zunächst etwas Niederdrückendes geben mag, weist sich bei tieferem Zusehen als eine allerdings unbetonte religiöse Kraft aus. Für reife Leser größerer Büchereien empfiehlt sich das Buch unbedingt. H. Stresau (Berlin-Spandau).

Liepmann, Heinz: Der Frieden brach aus. Roman. Wien: Phaidon 1930. 330 S. 4,—; Lw. 6,50.

Liepmann versucht hier, wie schon früher („Nächte eines alten Kindes", „Die Hilflosen") das Schicksal der Nachkriegsgeneration zu gestalten, diesmal im Rahmen der Inflation. Ein junger Bankbeamter, ein im Grunde sauberer und sympathischer Mensch von ungewöhnlichen Gaben, verliert sich in vielerlei Abenteuerlichkeiten einer toll gewordenen Zeit. Eine Weile gelingt es ihm, Menschen und Dinge zu beherrschen, bis ihm ein betrügerisches Börsenmanöver den Hals bricht. Kurz vor der Verhaftung erschießt er sich. Das fürchterliche Elend eines gesellschaftlichen

und moralischen Chaos gelangt zu teilweise starkem Ausdruck und steigert sich gegen den Schluß hin zum Visionären, — gleichwohl muß hier gegen die früheren Romane Liepmanns ein erheblicher Abstieg konstatiert werden. Nicht das Milieu von Börsenjobbern, Barsalons und Hintertreppen bedingt diesen Abstieg, sondern ein Nachlassen an darstellerischer Zucht, das teilweise schon ans literatenhaft Sensationelle streift. Überdies hat sich der Autor an der motivischen Gruppierung zu vieler Personen, die teils realistisch, teils symbolistisch gesehen sind, durchaus übernommen und damit das Menschlich-Gültige aus den Augen verloren. Nur hier und da leuchtet eine Wirklichkeit auf, die dem Ganzen, auf Grund eines inneren Widerspruchs, fehlt. Es fehlt eine innere Wahrheit, und deswegen ist der Roman abzulehnen. H. Stresau (Berlin-Spandau).

Petersen, Albert: Der Junkernhof. Roman. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1929. 274 S. Lw. 4,50.

Zwischen 1790 und 1820 spielt sich dieser Roman in einer kleinen Hafenstadt der damals noch zu Dänemark gehörenden holsteinischen Ostküste ab. Im Vordergrund stehen die Geschicke eines Kaufmannshauses, das mit den Schwierigkeiten der wirtschaftlichen Lage, insbesondere der Kontinentalsperre, zu kämpfen hat. Der Verfasser bemüht sich allerdings, auch den kulturhistorischen Hintergrund der ganzen bewegten Zeit zu geben, doch wird durch diesen Versuch die an sich unkomplizierte Handlung unnötig zersplittert, ohne daß ein klares Gesamtbild der Zeit entsteht. Unangenehm berührt ein Schlußwort des Verfassers, in dem er sich gegen die (gewiß nicht wegzuleugnende!) „Gefahr der Überfremdung des deutschen Schrifttums" wendet und glaubt, sie nur durch bewußt deutsche Autoren, etwa seiner Art, bannen zu können. — Das Buch ist allenfalls dort zu verwenden, wo das Milieu interessiert und die Leser sich nicht an der betont patriarchalischen Einstellung des Verfassers stoßen. Dorothee Beer (Frankfurt a. M.).

Raschke, Martin: Fieber der Zeit. Roman einer Jugend nach dem Kriege. Dresden: Jeß 1930. 298 S. Kart. 3,80; Lw. 5,—.

Einen knappen Ausschnitt nur aus dem Dasein der Siebzehn- und Neunzehnjährigen in der Großstadt unmittelbar nach dem Kriege will dieser Roman geben, eine selten bis zur Schicksalsvollendung reichende Anzahl von Lebensäußerungen dieser Jugend, die keinen Boden unter den Füßen mehr fühlte, um darauf zu wachsen, die nur stürzen und nicht entstehen sah und die im Ringen um ihr eigenstes Wesen schwankte zwischen verfrühter Sinnlichkeit und ebenso verfrühter Geistigkeit. Sie drängen alle irgendwie zum Künstlerischen, weil sie in der Lebenssteigerung die fehlende Lebensgestaltung suchen: „Man ist weder ein Bürger, noch ist man fähig, sich zu den Arbeitern zu stellen. Man schützt Seele vor, ein bißchen innere Entwicklung, weil man keine Aufgaben mehr sieht. Zum Schluß glaubt man, weil man außerhalb der Bühne ein so guter Schauspieler ist, müßte man es auch dort sein. Doch man ist noch lange kein guter Schauspieler, wenn man sich gut belügen kann!" Aus diesem Chaos der Empfindungen, das notwendigerweise seine Todesopfer fordern muß — wie die hübsche, melancholische Katja Stern, die ins Wasser geht, weil sie sich ihr ungeborenes Kind nicht nehmen lassen will — tritt deutlicher die Gestalt des Primaners Jakob Mertens heraus, des eigentlichen Helden der Erzählung. Der im Grunde ebenso halt- wie rücksichtslose Junge jagt dem Phantom eines toten Mädchens nach und tritt die ihm zufliegenden Herzen der lebenden mit Füßen, bis er nach einem wilden Irrweg in die mütterlichen Arme der starken und schlicht ihn liebenden Ellen Baum zurückfindet, die ihn zwar gewiß auch nicht auf die Dauer halten, aber ihn auf den rechten Weg führen wird. — Der Roman, der bei vielen künstlerischen Mängeln den Leser zwar nicht zu überzeugen, wohl aber zu fesseln und zum Nachsinnen anzuregen vermag, ist für reife, entwicklungsgeschichtlich denkende Menschen in der Großstadt geeignet.
E. Guttmann (Breslau).

Salomon, Ernst von: Die Geächteten. Berlin: Rowohlt 1930. 483 S. 5,—; Lw. 8,—.

Erweckt das Bild des deutschen Faschismus in Bronnens Roßbach (vgl. S. 207) den Eindruck der unfreiwilligen Karikatur, so hat man an Salomon die persönliche

Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit gerühmt. In der Tat läßt sich aus der schwer genießbaren ideologischen Verkleidung, die mangels rationalerer Argumente allzu eilfertig mit Seele, Instinkt und Metaphysik operiert, ein bedeutender Erlebnisgehalt nicht schwer herauslösen. Salomon war, wie es scheint, kein Führer, sondern einfacher Soldat der nationalen Bewegung. Er meldete sich Ende 1918 als 16jähriger Kadett zu den Freikorps im Baltikum, deren spielerische Gefechte er (wie später Oberschlesien) als Kampfhandlungen und als erste Konzentration des „nationalen Widerstandes" mit erstaunlicher Intensität erlebt und verklärt. Ebenso erscheint in den inneren Kämpfen (Ruhraufstand, Hamburg 1923) neben der eigenen Kampfleistung auch die des spartakistischen Gegners aus der gemeinsamen anti-bürgerlichen Haltung heraus stark heroisiert. Den nicht bloß äußeren Höhe- und Wendepunkt des Buches, das bis hierher dramatisch angelegt und bis zum Bersten mit Stoff gefüllt ist, bildet der lange vorbereitete Mord an Rathenau, dem „Furchtmenschen", zu dem Salomon Beihilfe leistete. Die folgenden fünf Jahre Gefängnis stellen ihn, einen fein organisierten Nervenmenschen, vor das „Erlebnis der Erlebnislosigkeit", „ausgeliefert, bar der Würde, nackt als Mensch". Er wird dadurch nicht gebrochen. Aber im Umgang mit politischen Gegnern und Schwerverbrechern, in den einfachsten Gegebenheiten des Innen- und Zusammenlebens schwindet merklich die Atmosphäre verkrampfter Mystik, verblaßt die ebenso glänzende wie oft lästige Rhetorik. Salomon stellt sich sogar uneingestanden in den Dienst einer konkreten sozialen Aufgabe: der Reform des Strafvollzugs. Fachlich interessiert uns dabei eine drastische Illustration zum Thema der Gefangenenlektüre (Stendhal unter geistlicher Zensur). — Das Buch ist in Großstadtbüchereien am Platze, doch müssen die Leser auf den unterschiedlichen Charakter seiner Teile aufmerksam gemacht werden. R. Keller (Berlin).

Schieber, Anna: Geschichten von gestern und heute von mir und dir. Heilbronn: Salzer 1930. 285 S. Geb. 5,80.

Es sind kleine, innere Erlebnisse, Begebenheiten, wie sie der Tag und das Leben bringen, die hier von einem gütigen und warmherzigen Menschen erzählt sind. So liegen diese kleinen Erzählungen ganz auf der Linie der früheren Werke Anna Schiebers. Und wenn auch hier nicht die Gestaltungskraft am Werke war, wie wir sie aus den besten Büchern der Verfasserin (z. B. dem Roman „Ludwig Fugeler") kennen, wird doch jede Volksbücherei für diese anspruchslosen, schlicht erzählten Geschichten dankbare Leser haben. Hilde Schmid (Stettin).

Schieber, Anna: Das große Ich. Roman. München: Beck 1930. 184 S. 3,75; Lw. 5,—.

Eine Frau, der es nicht gegeben ist, ursprünglich, impulsiv, naturhaft zu sein, die den klaren Verstand ihres Vaters, eine mehr naturwissenschaftliche Einstellung der Welt gegenüber geerbt hat, leidet schon von Kindheit an unter einer gewissen Isoliertheit, mehr aber noch unter dem Verlangen, einen Menschen ganz für sich zu besitzen. Aber nicht ihr, sondern der kleinen Pflegeschwester, dem lebensvollen Naturkind, fliegen die Herzen zu, während Marianne unerträglich darunter leidet, den Vater und später den Lebenskameraden mit ihr teilen zu müssen. In der Todesnacht ihres Mannes, dem sie immer der gute Kamerad, nie die eigentliche Erfüllung war, taucht diese ganze Vergangenheit noch einmal quälend vor ihr auf, und bis zuletzt ringt sie um den Besitz des Mannes. Er aber ist weitab von ihr. An seinem Grabe wird es ihr unerbittlich klar, daß sie ihr Leben nicht auf den Besitzwillen hätte aufbauen dürfen. Durch ihr großes Leid hindurch findet sie den Weg in den Ring jener, die „begnadet sind, zerbrochen zu werden", das Ich aus dem Mittelpunkt herauszunehmen, die nun eine Kette bilden um die Not der Menschen her, die Helfer sein können, weil ihre Hände leer von eigenem Besitz sind, frei zur Einreihung in den Ring. Ein Buch, das wenig aus unserer Zeit und ihren Problemen geschöpft ist, im Grunde ein frommes Bekenntnis, ein starker Glaube an die Kraft, den Egoismus zu überwinden. Man sollte es für die Frauen einstellen, denen die Werke von H. Christaller, A. Supper oder W. Steinhausen etwas zu sagen haben. Hedda Guradze (Hamburg).

Speckmann, Diedrich: Die Kinder vom Junkershof. Erzählung. Berlin: Warneck 1929. 290 S. Lw. 5,50.

Der selbstbewußte und angesehene Junkersbauer und seine bescheidene, gutherzige Frau haben ein kleines Mädchen adoptiert, eine Cholerawaise, die in ihrem Heidedorf zu einem tüchtigen braven Menschen heranwächst. Als sie jedoch auf den Wunsch des Vaters nach seinem Tode mit einem jungen Bauern verheiratet werden soll, flieht sie nach Hamburg und verdient sich dort ehrlich ihren Lebensunterhalt bis zu ihrer Heirat mit einem jungen Ingenieur und Jugendfreund. Diesem ehemaligen Dorfgenossen gelingt es, die junge Frau und ihre Adoptivmutter wieder zusammenzuführen. — Breit und etwas naiv wird diese Geschichte erzählt; in ihren vielen Gesprächen bekommen die Personen ein recht papierenes Leben. Ende gut, alles gut. Auf die Anschaffung dieses Speckmann kann verzichtet werden. Elisabeth Joerden-Wernecke (Altona).

Tokunaga, N.: Die Straße ohne Sonne. Ein japanischer Arbeiterroman. Berlin: Internationaler Arbeiterverlag 1930. 308 S. 3,50; Lw. 5,—.

Tokunaga, ein junger japanischer Arbeiter, schreibt 1929 die Geschichte des Streiks der Kyotoaktiengesellschaft, einer der größten Druckereien Tokios. Der Streik dauerte 1926 drei Monate, Mittellosigkeit und Hunger zwangen die Arbeiter zu seinem Abbruch unter ungünstigen Bedingungen. Es blieb nur die Hoffnung der Jugend, die unerschüttert für das Ziel weiter kämpfen wird. Hintergrund und Symbol der Handlung des Buches ist das an die Druckerei angrenzende Arbeiterquartier „die Straße ohne Sonne". Mit ihren Arbeiterbaracken zieht sie sich am Senkawa-Kanal entlang, der die Abwässer und allen Unrat der Fabriken mit sich führt, und den nur zwei Bergrücken von dem landschaftlich reizvollen Gartenviertel Tokios trennen. — Nicht Schicksal und Lebensfragen des einzelnen Arbeiters werden erzählt, obwohl das Leben zweier jungen japanischen Arbeiterinnen näher beleuchtet wird, es ist Schicksal und Lebenskampf des großstädtischen gewerkschaftlichen Proletariats, das wir in zehn Szenen dramatisch gestaltet miterleben. Der Lebensraum, der Kampf des japanischen Arbeiters ist uns merkwürdig vertraut, nur Wohnverhältnisse, soziale Gesetzgebung und Polizei sind in Europa weiter entwickelt. — Die Darstellung ist ungeschminkt und plastisch. Das Buch wird jeden werktätigen Menschen, auch Frauen packen, den nicht sozialistischen Leser interessieren, der meist nur Japan als das traumhafte schöne Land der Kirschblüte mit seiner eigenen traditionsgebundenen Kultur aus Büchern wie Hearn und Forest u. a. kennt. Betty Heymann (Frankfurt a. M.).

Waser, Maria: Land unter Sternen. Der Roman eines Dorfes. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1930. 294 S. Lw. 7,50.

Wir haben es hier in keiner Weise mit einer Dorfgeschichte im herkömmlichen Sinne zu tun. Was vor uns ersteht ist das gerundete Weltbild einer sehr reifen und künstlerisch begabten Frau. Wenn auch in diesem Buche der Erinnerung an eine reiche und lebendige Jugendzeit die Welt des Dorfes in einzelnen Begebenheiten, viel stärker jedoch in einzelnen Persönlichkeiten gezeichnet wird, so spürt man bei aller Wirklichkeitsschilderung immer wieder den Zwang, den inneren Zusammenhang und Überblick aus dem Dorfgeschehen heraus im Weltgeschehen zu suchen. „Land unter Sternen", die Symbolkraft des Titels erschließt sich gar bald, wenn wir von der großen Bedeutung erfahren, die die Beschäftigung mit den Sternen im Leben der Dichterin einnimmt. Und hätte anders die Geschichte des närrischen Suppenkaris, der der angebeteten und unerreichbaren Frau eine Sternkarte schenkt, ähnlich ergreifend und bis in letzte Feinheiten nachfühlend erzählt werden können? Eigentlich geht es bei all den Erzählungen von der „großen Frau", dem Genie Bäckerköbi, den Bergbauern und schließlich vor allem bei der Gestaltung des eigenen Vaters letztlich um die Persönlichkeit, nicht um die Chronik eines Dorfes, und hier strahlt solche Kraft von der Dichterin aus, daß man allein um dieser ethischen Werte willen zu dem Buch greifen möchte. Kommt nun noch die ganz prachtvolle, im besten Sinne epische schweizerische Erzählergabe hinzu, so

wird uns hier ein ganz seltenes Werk geschenkt, das in allen Büchereien Aufnahme finden sollte. Hedda Guradze (Hamburg).

Watzlik, Hans: Der Pfarrer von Dornloh. Ein Roman. Leipzig: Staackmann 1930. 335 S. 4,50; Lw. 6,50.

Ein katholischer Pfarrer, der als ganz junger Mensch in die Wildnis und Verlassenheit des hohen Böhmerwaldes kommt, zeichnet hier sein Leben und Wirken auf, das bestimmt war durch das große und unerbittliche Geschehen des Dreißigjährigen Krieges und das unablässige Ringen um die ganz unzugänglichen, ungefügen und oft bösartigen Bauern seiner Gemeinden. Die Schilderung der Kriegsereignisse ist mitreißend, die Charakterisierung der Menschen und ihrer Handlungsweise außerordentlich gut und das Verhältnis zur Natur des Berglandes echt und darum in der Wiedergabe eindrucksvoll. Über all dem spricht aber am stärksten die Gesinnung dieses Mannes zu uns, sein ernstes Bemühen um den Glauben und die Demut. Gerade weil er weltoffen, heißblütig und subjektiv ist, ist sein seelsorgerisches Wirken nicht gegründet auf einmal errungene, unwandelbare Gläubigkeit, sondern er muß immer wieder um das richtige Verhalten seinen starren und einfältigen Bauern gegenüber kämpfen und sich um die rechte Wendung der eigenen Schicksalsschläge bemühen. Das Erlebnis einer irdischen und doch unirdischen Liebe und die brüderliche Begegnung mit einem ketzerischen Pfarrer könnte vielleicht von engstem katholischen Standpunkt aus abgelehnt werden, ist aber von solch hoher Menschlichkeit erfüllt, daß man beides nicht missen möchte. Für alle Büchereien und keineswegs nur für Leser des historischen Romans.

Hedda Guradze (Hamburg).

Kleine Mitteilungen.

Sächsische Prüfungen. Im Laufe des März und April ds. Js. fanden bei dem Sächsischen Prüfungsamt für Bibliothekswesen Prüfungen statt. Es hatten sich gemeldet in der Abteilung A für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken 26 Prüflinge, in der Abteilung B für den Dienst an volkstümlichen Büchereien 45 Prüflinge, in der Abteilung C für den höheren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken 6 Prüflinge. Davon stammten aus Sachsen in der Abteilung A 14, in der Abteilung B 4 und in der Abteilung C 2. In der Abteilung A sind 3 Prüflinge zurückgetreten, einer hat nicht bestanden; von den übrigen Prüflingen erhielten 2 die Note I, 12 die Note II und 8 die Note III. In der Abteilung B ist einer der Prüflinge zurückgetreten; von den übrigen Prüflingen erhielten 4 die Note I, 30 die Note II und 10 die Note III. In der Abteilung C ist ein Prüfling zurückgetreten; von den übrigen Prüflingen erhielten 2 die Note II und 3 die Note III. — Auch beim bibliothekarischen Beruf übersteigt das Angebot von geprüften Anwärtern die Nachfrage, vor allem beim mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken, für den z. Zt. allein in Sachsen gegen 100 Bewerber in der Ausbildung stehen. — Sächsisches Prüfungsamt für Bibliothekswesen.

Zur Frage der Jugendzeitschrift. In der Einleitung zu der auf S. 421 ff. des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift erschienenen ersten Sammelbesprechung von Jugendzeitschriften hatten wir uns näher mit der Haltung der Vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften in der „Jugendschriftenwarte" befaßt und dabei feststellen können, daß die seit Hild obligatorische Ablehnung der Jugendzeitschrift zwar in der gegenwärtigen Diskussion noch immer nachwirke, daß aber sich doch im Einzelnen eine neue Einstellung zu der Frage im Sinne einer unvoreingenommenen Prüfung der Bildungsmöglichkeit der Jugendzeitschrift bemerkbar mache. Inzwischen hat die Jugendschriftenwarte in Nr. 4 des laufenden Jahrganges eine Reihe weiterer Beiträge gebracht, die diese Linie fortsetzen. Klar und entschieden wird nun die Bildungsbedeutung der Jugendzeitschrift anerkannt und ihr ein nicht unbedeutender Platz in der Gesamtheit der literarischen Bildungsmittel zugewiesen.

Zunächst gibt Fronemann einen Einleitungsauffsatz über „Die Jugendzeitschrift als Künder und Deuter des Lebens", worin die Jugendzeitschrift in dem auch von uns verlangten Maße gebilligt und gefordert wird. Wir zitieren daraus die Sätze: „Das Kind dieser Stufe (vom 10. bis 15. Jahre) hat ein lebhaftes Empfinden für das Geschehen innerhalb dieser Sachwelten (Sport, technische Leistungen, Naturkatastrophen, Unfälle, Forschungswesen usw.). Die Kunde davon vermittelt ihm die Zeitung. Es studiert eifrig die Tageszeitung, macht sich über jedes illustrierte Blatt her, lauscht den Gesprächen der Erwachsenen. Hier kann also eine Jugendzeitschrift, die sich den Bedürfnissen des Kindes anzupassen vermag, reichen Segen stiften. Auch die Dichtung dient in ihr dem Verständnis der Sachwelt. Was als Gestaltung dauernden Eindruck hinterlassen soll, muß man dem Buche vorbehalten." „In der Reifezeit wird der junge Mensch durch das labile Verhältnis zwischen dem neuentdeckten Ich und der Außenwelt beherrscht.... All diese Auseinandersetzungen vollziehen sich unter leidenschaftlichster Anteilnahme am umgebenden Leben. Es ist also klar, daß in der Reifezeit eine verständnisvoll geleitete Jugendzeitschrift reiche Erfolge haben muß." Da ist also mit andern Worten dasselbe gesagt, was auch wir in unserm Aufsatz vertraten und damals noch gegen einzelne Stimmen aus dem Lager der Jugendschriftler verteidigen zu müssen glaubten. — Ein weiterer Aufsatz von Brestel (München) „Das Jugendrotkreuz leistet Helferdienste im Unterricht" gibt einen vorzüglichen Bericht über Erfahrungen mit dieser Jugendzeitschrift und kann geradezu als Musterbeispiel für die auch von uns geforderte unterrichtliche und bildungspflegliche Auswertung der Jugendzeitschrift gelten. Gerade von unserm Arbeitsgebiet aus wird folgender Absatz aus diesem Aufsatz interessieren: „Wir lesen im letzten Muttertagheft, weil es gerade in unsern naturkundlichen Stoffkreis paßt (Lebensgemeinschaft „Wasser") die Episode aus „Tarka der Fischotter". Das Interesse ist so groß, daß ich mich nicht nur nach Bildern vom Fischotter umsehen muß, sondern daß ich auch das Buch von Williamson in das Klassenbord einstelle. Es wird „gefressen". Ebenso setzte nach der Lektüre des Indianerheftes die Nachfrage nach Eastmans Büchern ein, von dem prachtvollen „Langspeer" ganz zu schweigen." Wenn hier also durch zielbewußte Arbeit das Bücherlesen durch die Jugendzeitschrift vorbereitet wird, wenn dadurch erreicht wird, daß ein künstlerisch so hochstehendes und gar nicht leicht zugängliches Buch wie „Tarka" von Schulkindern „gefressen" wird, dann kann doch wohl nur noch enger Doktrinarismus die Jugendzeitschrift grundsätzlich als verbildend ansehen. — Die Frage der naturkundlichen Jugendzeitschrift wird dann noch von Eduard Wagner umfassend und gründlich beleuchtet, ihr unterrichtlicher und bildender Wert begründet, ihre Aufgabe gezeigt, ihre Möglichkeit erörtert und schließlich das auf diesem Gebiete Vorhandene geprüft und bewertet. — In der noch folgenden Literaturangabe wird die bisherige Arbeit unserer Zeitschrift auf diesem Fragengebiet trotz unserer doch zum Teil scharfen Kritik an den entsprechenden Aufsätzen der „Jugendschriftenwarte" ohne Empfindlichkeit gewürdigt und als „eine dankbar zu begrüßende Übersicht über dieses an Bedeutung gewinnende Teilgebiet unserer Arbeit" hingestellt, und dann wird auch hier noch einmal die Forderung, man solle das Gute aus der großen Produktion herausheben und fördern und das Schlechte schlecht nennen, vertreten. „Hild ist wirklich historisch und sollte nicht mehr als Kronzeuge angerufen werden!"

Wir freuen uns, daß nunmehr auch auf diesem Gebiet der unfruchtbare Doktrinarismus aufgegeben wird und einer sachlichen Erörterung der Frage Platz macht und daß die „Jugendschriftenwarte" damit auch ihren Mitarbeitern und Lesern den Weg öffnet für die freimütige Betrachtung einer Angelegenheit, die für unsere Arbeit gefährlich werden könnte, wenn die fruchtbaren Ansatzpunkte für eine vertiefte Bildungsarbeit durch absichtliches Übersehen und „grundsätzliche Ablehnung" nicht ausgenutzt werden und das Gebiet der nun einmal vorhandenen Jugendzeitschrift skrupellosem Privatehrgeiz und reiner Geschäftstüchtigkeit überlassen bleibt. Das betreffende Heft der „Jugendschriftenwarte" ist als Ergänzung zu unserer Arbeit allen Lesern dieser Zeitschrift und vor allem den Lehrern zu empfehlen. Dr. K. Schulz (Gera).

Der **Verband Deutscher Volksbibliothekare E. V.** teilt mit, daß der Preußische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung auf eine Anfrage des Verbandes betreffend Anrechnung von Volontärtätigkeit bei einer Bücherei auf eine zusätzliche Berufstätigkeit im Sinne des § 4 der Preußischen Bibliotheksprüfungsordnung entschieden hat, daß grundsätzlich eine Anrechnung dieser Art nicht stattfindet. Sollten in besonderen Fällen gewichtige Gründe für eine andere Stellungnahme vorliegen, so kann diese nur auf Grund eines besonders an ihn zu richtenden Antrages erfolgen.

Lesefrüchte.

Zur Jugendschriftenpsychologie. Wir haben in früheren Jahrgängen (zuletzt 1927 S. 307 ff.) wiederholt Lesefrüchte gebracht, die im Sinne vorkünstlerischer Einstellung über Kindheits-Leseerfahrungen von Künstlern und Philosophen berichten. Hier sei eine Stelle aus dem S. 187 besprochenen Buch „Geheimnisse der Seele" des bekannten Psychologen Müller-Freienfels mitgeteilt:

„Und die Dichtung? Natürlich verschlangen wir massenhaft Bücher aller Art, die übliche Jugendliteratur: Robinson, Gulliver, Lederstrumpf und ihre minderen Imitationen. Aber auch alle Sagen aus dem trojanischen und Nibelungenkreis. Was ist das Gemeinsame aller dieser Bücher? Es ist letztlich die große Dichtung früherer Generationen, die jetzt zur Knabenlektüre geworden ist. Auch Schiller, Gustav Freytag und andere gehen bereits diesen Weg. Wie wir in Religion und Moral in der Jugendzeit ein Weiterleben früherer Kulturstufen feststellen können, so auch in der Poesie. „I want a hero!" ist die Forderung, die der Knabe und der Jugendliche an die Dichtung herantragen, und das ist nicht nur ihr Recht, es ist tiefe innere Notwendigkeit. Die Jugend will sich begeistern, will schwärmen, aber nicht „interesseloses Wohlgefallen".

Wie des Menschen wahrer Charakter beschaffen ist, offenbart sich in dem, was er liest. Aber so wenig wie der echte Bauer je Freude an Barfüßle und andern süßlichen Dorfgeschichten gehabt hat, so wenig würde ein echter Junge Freude an jenen Büchern haben, in denen Erwachsene sentimental-romantische Kindererzählungen zusammenspinnen. Der echte Junge hat nur gern kraftvolle, wilde, leidenschaftliche Geschichten von Helden und Abenteuern, von Kampf und Todesnot, weil er darin seine Instinkte und Sehnsüchte wiederfindet.

Nichts törichter, als wenn die Erwachsenen allzu früh den Jugendlichen ihren Geschmack aufreden. Sie berauben nicht nur ihre Kinder um deren eigenes Erleben, sie rauben ihnen auch für später die Unbefangenheit der Kunst gegenüber. Der Satz: „Für unsere Kinder ist das Beste gerade gut genug" ist eine törichte Phrase. Das Beste ist für die Kinder das, was ihrer eigenen Natur gemäß ist. Ich kenne einen Herrn, der seinen dreizehnjährigen Sohn in modernste Kunstausstellungen mitnimmt, für ihn ein Abonnement in den Philharmonischen Konzerten hat und ihm Goethe und Hauptmann zu lesen gibt. Kürzlich rühmte er, daß Hans eine ausgesprochene Vorliebe für Cezanne habe, daß die letzten Quartette von Beethoven seine Lieblingsmusik wären, indes er den Lohengrin als kitschig empfinde. Wirklich ganz im Ernst sagte der Vater: „Das ist der Geschmack meines Hans!"

In Wahrheit ist ein gut Teil dessen, was die Erwachsenen als Erziehung zur Kunst mit den Kindern treiben, Erziehung zur Unehrlichkeit. Auch die Schule fehlt darin, vielfach in bester Absicht. Sie gibt die großen Dichtungen viel zu früh in jugendliche Hände. „Tasso" oder „Herodes und Mariamne" gehören nicht auf die Schule. Man verdirbt damit auch für später die Freude an diesen Werken, die nur tiefe Lebenskenntnis verstehen hilft.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. J. Beer, Frankfurt a. M., Stoltzestr. 18/24. Direktion der Städt. Volksbüchereien. — Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei.
Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin.

Die Dorfbücherei

Beilage zur „Bücherei und Bildungspflege"

Lustige Geschichten.

Mohr, Heinrich: Der Narrenbaum. Freiburg: Herder. 210 S. Hlw. 3,—.

Eine Sammlung deutscher Schwänke, lustiger Schelmenstreiche und heiterer Begebnisse aus alter und neuer Zeit. Ein vortreffliches Buch, das jedem Leser, der gerne etwas Lustiges lesen will, empfohlen sei, ein Buch, das durch seine einfache volkstümliche Darstellung auch ganz ungeübten Lesern zugänglich ist.

R. Kock.

Das gleiche gilt von dem Buche

Dähnhardt, O.: Schwänke aus aller Welt für Jung und Alt. Leipzig: Teubner. Lw. 4,—.

Die größere Drucktype und die größere Klarheit und Übersichtlichkeit des Druckbildes lassen diese Ausgabe, die in erster Linie für die Jugend gedacht ist, in mancher Beziehung auch für erwachsene Leser geeigneter erscheinen, als die oben genannte. R. Kock.

Busch, Wilhelm: Max und Moritz. München: Braun & Schneider. 56 S. Koloriert. Hlw. 3,—; steif brosch. 2,50.

—: Schnurrdiburr oder die Bienen. Ebenda. 78 S. Pbd 3,—.

—: Fipps der Affe. München: Bassermann. 89 S. Lw. 3,20.

—: Hans Huckebein, der Unglücksrabe. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt. 29 S. Koloriert Hlw. 4,25; schwarz Hlw. 3,25.

—: Herr und Frau Knopp. München: Bassermann 1925. 72 S. Lw. 2,60.

Die Bildergeschichten von Busch bedürfen im allgemeinen keiner besonderen Empfehlung; sie sind in jeder Bücherei gern gesehene Gäste. Soweit möglich sollte man die wenn auch etwas teurere kolorierte Ausgabe einstellen. Beim „Hans Huckebein" muß man allerdings das für Büchereien recht unglückliche Format (23:29 cm) mit in Kauf nehmen. Von der oben genannten Auswahl werden die vier zuerst aufgeführten Bände besonders den jüngeren Lesern viel Freude machen, während „Herr und Frau Knopp" den Erwachsenen vorbehalten bleibt.

R. Kock.

*

Diers, Marie: Die sieben Sorgen des Doktor Joost. Roman. Dresden: M. Seyfert. 252 S. Lw. 6,—.

Schlicht und anspruchslos wird in diesem mit launigem Humor erzählten Roman von den sieben Sorgen, das sind die sieben mutterlosen Töchter des Dr. Joost, berichtet, die alle zu tüchtigen Menschen heranwachsen. Die geradlinige, unkomplizierte Handlung, verbunden mit einer schlichten und anspruchslosen Erzählweise geben dem Buch breiteste Verwendungsmöglichkeit. R. Kock.

Ludwig, Otto: Die Heiterethei. Breslau: Hirt. Lw. 1,—. (= Hirts Deutsche Sammlung. Literarische Abt. Gruppe II. Bd 30.)

Eine köstliche frische und heitere Dorfgeschichte aus dem Thüringischen von der stolzen Dorfschönen, die ihr Trotz beinahe in tiefe Schuld verstrickt, bis sie sich endlich doch dem schmucken Schreinergesellen ergeben muß. Das Geschwätz der alten und jungen Klatschbasen des Dorfes, die natürlich regsten Anteil an dieser Liebesgeschichte nehmen, macht die Begleitmusik zu der Erzählung, die jeder mit viel Freude lesen wird. W. Möhring (Königsberg i. P.).

Twain, Mark: Tom Sawyers Abenteuer und Streiche. Stuttgart: Lutz. 207 S. Lw. 2,10.

Wie selten jemand hat Mark Twain das Fühlen und Handeln spielender und

abenteuernder amerikanischer Jungen darzustellen verstanden. Ungewöhnliche Ereignisse, etwa das Robinsonleben auf einsamer Flußinsel, die Verfolgung eines Mörders, die Entdeckung einer Erdhöhle mit einem Schatz darin, machen das lustig zu lesende Buch zu einer Fundgrube für alte und besonders für junge Bücherfreunde. E. Holtz (Stettin).

Twain, Mark: Huckleberry Finns Abenteuer und Fahrten. Leipzig: Hesse & Becker. 333 S. Lw. 2,85.

Dieses Buch setzt das vorige fort, nur daß jetzt Toms Freund Huckleberry Finn, ein tapferer kleiner Betteljunge, der Held des Geschehens ist. Was die Ausreißer Huck und Tom auf ihren verwegenen Fahrten zu Wasser und zu Lande in Gemeinschaft mit einem Neger an wilden und gefährlichen Abenteuern erleben, ist ebenso ergötzlich wie spannend zu lesen. E. Holtz (Stettin).

Aus vergangenen Zeiten.

Weinland, D. F.: Rulaman. Erzählung aus der Zeit des Höhlenmenschen und Höhlenbären. Mit 6 Taf. und zahlr. Textabb. Berlin: Neufeld & Henius. Lw. 5,50.

Leben und Treiben, Jagden und Kriege der Steinzeitmenschen auf der schwäbischen Alb bis zu ihrem Untergang im Zusammentreffen mit den eindringenden Weißen, den ersten Kelten, die die Kultur der Bronzezeit mitbringen, wird uns am Entwicklungsgang und dem Schicksal des Häuptlingssohnes Rulaman außerordentlich anschaulich und packend und jedem Leser verständlich erzählt. Die Darstellung fußt auf eigenen vorgeschichtlichen Forschungen des Verfassers und langjährigen Beobachtungen primitiver Völker und vermittelt uns daher ein erstaunlich lebendiges Bild einer viele tausend Jahre zurückliegenden Zeit.
W. Möhring (Königsberg i. P.).

Bulwer, F. L.: Die letzten Tage von Pompeji. Stuttgart: Thienemann. Lw. 6,—. Leipzig: Hesse & Becker. Lw. 2,85.

Ein groß angelegter historischer Roman, der spannend und eindrucksvoll den Untergang der Stadt Pompeji durch den Ausbruch des Vesuvs im Jahre 79 n. Chr. erzählt. Die klare Entwicklung der Handlung und die spannende Art der Darstellung machen das Buch für breiteste Leserschichten geeignet. — Von den beiden aufgeführten Ausgaben ist in erster Linie die reich bebilderte des Verlages Thienemann zu empfehlen, die besonders auch für die Jugend in Betracht kommt. R. Kock.

Schreckenbach, Paul: Um die Wartburg. Leipzig: Staackmann 1925. 311 S. Lw. 6,—*).

Hier wird erzählt von dem vergeblichen Versuch Kaiser Albrechts I., Meißen-Thüringen seiner Hausmacht anzugliedern. Er belagert die Wartburg, die von Friedrich dem Freidigen mit tätiger Unterstützung des Erzbischofs von Mainz erfolgreich verteidigt wird, wird aber von Friedrich in der Schlacht bei Lucka (1307) geschlagen. Die Handlung ist so frisch und fließend erzählt, daß sich die Einstellung des Buches für jede Bücherei lohnt. R. Kock.

Schreckenbach, Paul: Der König von Rothenburg. Eine alte Reichsstadtgeschichte. Leipzig: Staackmann 1927. 340 S. Lw. 6,—.

Der tatkräftige und weitblickende Bürgermeister Heinrich Topler verteidigt vergeblich (zu Beginn des 15. Jahrhunderts) die Freiheit der Stadt Rothenburg gegen den Burggrafen Friedrich von Nürnberg. Standhaft widersteht er der Versuchung, die erbliche Herrschergewalt über die Stadt als Lehen vom Burggrafen zu empfangen, und ist im Begriff, freiwillig zu entsagen, als er durch seine Widersacher ermordet wird. Dieser Roman Schreckenbachs, der eins seiner wertvollsten Werke ist, kann an jeden Leser ausgegeben werden. R. Kock.

---

*) Vgl. auch die Sammelbesprechung Jg. 3, S. 101 ff.

B e y e r, Carl: Um Pflicht und Recht. Schwerin: F. Bahn. Lw. 6,—.

Der Kampf der Hansen gegen die Vitalienbrüder bildet die geschichtliche Grundlage des Romans. Erfolgreicher Führer der Hansen ist Hugo Degenhart, ein Mann von eisernem Pflichtbewußtsein und ausgeprägtem Rechtsgefühl. Das ihm von seiner Vaterstadt zugefügte Unrecht, für das er keine Genugtuung erhält, treibt ihn zur Fehde gegen Rostock und fast in die Arme der Seeräuber. Im Dienste Stralsunds gelingt es ihm endlich, den Vitalienbrüdern einen vernichtenden Schlag zu versetzen. In vergebender Christenliebe, die ihm in später Erkenntnis aufgeht, beschließt er seinen Lebensabend. Das bildungspfleglich wertvolle, spannend geschriebene Buch, das an katholische Leser nur mit Vorsicht auszugeben ist, besitzt bei seiner volkstümlichen Erzählweise und dem klaren, übersichtlichen Aufbau seiner Handlung eine große Ausleihemöglichkeit. R. K o c k.

W e r n e r, Reinhold von: Der Peter von Danzig. Berlin: Janke. 361 S. Lw. 5,—.

Ein Roman aus der Blütezeit Danzigs, aus der Zeit seiner erfolgreichen Kriege gegen Dänemark, England und Frankreich. Im Mittelpunkt der Handlung steht Paul Bennecke, der berühmte Danziger Seeheld und Kommandant des „Peter von Danzig", dem es nach vielen Mühen gelingt, den alteingesessenen Danziger Patrizierfamilien gleich geachtet zu werden und die Tochter des Bürgermeisters heimzuführen. Leicht zugängliche, spannende Lektüre, jedoch ohne besonderen literarischen Wert. R. K o c k.

W i c h e r t, Ernst: Heinrich von Plauen. Historischer Roman. 2 Bde. Dresden: Reißner 1923. 474, 548 S. Lw. 16,—.

Der breit angelegte und in viele nebeneinanderlaufende und ineinandergreifende Einzelhandlungen zerfallende Roman behandelt die für den Ritterorden unglückliche Schlacht bei Tannenberg, die Verteidigung der Marienburg durch Heinrich von Plauen, dessen Tätigkeit als Hochmeister und schließlich seine Absetzung. In diese Grundhandlung hinein greift das Schicksal von Heinrichs illegitimen Sohn, des Junkers Heinz von Waldstein. — Die Lektüre des umfangreichen Romans, dessen verschnörkelte Komposition einfachen Lesern Schwierigkeiten bereiten wird, erfordert im allgemeinen einen fortgeschrittenen Leser. R. K o c k.

M e i n h o l d, Wilhelm: Maria Schweidler, die Bernsteinhexe. Ill. Köln: Schaffstein. Lw. 3,80.

Das ganze Elend des Dreißigjährigen Krieges und in seinem Gefolge die furchtbare Verrohung und der wahnwitzige Aberglaube der Menschen jener Zeit enthüllen sich in der Darstellung dieses sich auf der Insel Usedom abspielenden Hexenprozesses gegen die Pfarrertochter Maria Schweidler. Das außerordentlich spannende Buch ist in der Form einer alten Chronik geschrieben, in einer etwas altertümelnden Sprache, aber so fesselnd, daß Schwierigkeiten, sich einzulesen, gar nicht entstehen. W. M ö h r i n g (Königsberg i. P.).

H e r w i g, Franz: Jan von Werth. Stuttgart: Bonz 1923. 335 S. Lw. 6,—.

Der Roman behandelt das Schicksal und die Taten des bekannten Reitergenerals aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, Jan v. Werth, der vom gemeinen Soldaten sich zu diesem Führerposten emporgeschwungen hat. Die Darstellung ist frisch und humorvoll, die Komposition geradlinig. Man kann das Buch daher auch verhältnismäßig ungeübten Lesern empfehlen. R. K o c k.

K l o e r ß, Sophie: Silke Boisen. Eine Erzählung für junge Mädchen. Ill. Stuttgart: Union. 272 S. Lw. 4,50.

Eine Erzählung aus der Zeit der Befreiungskämpfe der Herzogtümer Schleswig-Holstein vom Druck der dänischen Herrschaft 1848—55. Unter kernfesten, bodenständigen Landleuten, inmitten eines innigen deutschen Familienlebens wächst die schöne Rahlstädter Amtmannstochter Silke heran und erfüllt furchtlos in schweren Kriegszeiten ihre Pflicht. Ein von starkem deutschen Geist getragenes Buch, zugleich eines der brauchbarsten Jungmädchenbücher.

Elisabeth R a l l (Schneidemühl).

Das schöne Deutschland.

In der jungen Generation auch der Landbevölkerung findet die Begeisterung für den Wandersport eine immer weitere Verbreitung. Die Einstellung eines Buches, das für Wanderungen in der deutschen Heimat Führer und Wegweiser sein kann, ist daher auch kleinsten Büchereien, in denen sonst im allgemeinen gar keine Nachfrage nach solchen Werken vorhanden ist, sehr zu empfehlen.

Schmidt, C. W.: Das schöne Deutschland. Landschaft, Kunst und Kultur. Mit einem Geleitwort „Die Landschaft in der Kunst" von W. Kurth. Mit 306 photogr. Aufn. und 8 Taf. 6. verb. Aufl. Berlin: Voegels Verlag 1930. 336 S. Lw. 3,85.

Trotz des erstaunlich billigen Preises bietet das Buch eine bemerkenswerte Fülle gediegenen und verhältnismäßig gut reproduzierten Bildmaterials. Der leicht verständlich geschriebene Text schildert in der Hauptsache die landschaftliche Schönheit und gibt Anregungen und Hinweise für Wanderungen. Historische Baudenkmäler werden in Wort und Bild kurz erwähnt. Die wirtschaftlichen Verhältnisse werden nur hin und wieder einmal kurz gestreift. — Einige Karten würden zum besseren räumlichen Verstehen sicher gute Dienste leisten. — Die Vorliebe des Verfassers gilt ganz besonders dem Süden und dem Westen Deutschlands. Der Norden (Schleswig-Holstein) und vor allem der Osten sind recht stiefmütterlich behandelt. Die Grenzmark Posen-Westpreußen ist überhaupt nicht erwähnt, Ostpreußen ist mit fünf Abbildungen von insgesamt 314 Bildern vertreten! — Trotz der aufgeführten Mängel, ein recht empfehlenswertes Buch, das auch dörfliche Büchereien sich leisten sollten. R. Kock.

Erst in zweiter Linie ist zur Anschaffung zu empfehlen

Die Schöne Heimat. Bilder aus Deutschland. Königstein i. T.: Langewiesche. 128 S. St. brosch. 3,30.

Das Bildmaterial ist zwar künstlerisch wertvoller. Es fehlt dem Buche aber die Vielseitigkeit des oben genannten Werkes und ein führender und erklärender Text. R. Kock.

Zukunftsträume.

Bürgel, Bruno: Der „Stern von Afrika". Eine Reise ins Weltall. Roman. Berlin: Ullstein 1924. 300 S. Hlw. 5,—.

Eine abenteuerliche, phantastische Erzählung von dem Versuch eines deutschen Gelehrten, im Jahre 3000 in einer Flugrakete zum Monde zu fliegen. Als Leser kommen für dies leicht verständliche und astronomisch lehrreiche Buch jugendliche und erwachsene Leser in Betracht. R. Kock.

Gail, Otto W.: Der Schuß ins All. Ein Roman von morgen. Breslau: Bergstadt 1925. 277 S. Lw. 5,80.

In romanhaft fesselnder Form und mit geschickter, wissenschaftlich begründeter Erläuterung der technischen und physikalischen Möglichkeiten wird die Fahrt eines großen Raumschiffes zur Rettung eines monatelang um den Mond kreisenden, bemannten Raketenflugzeuges erzählt. Da eine verwickelte Kriminal- und Liebesgeschichte in das verwegene Geschehen mit hineinspielt, wird das Buch sehr vielen Lesern etwas bedeuten. E. Holtz (Stettin).

Gail, Otto W.: Mit Raketenkraft ins Weltall. Vom Feuerwagen zum Raumschiff. Ill. Stuttgart: Thienemann. 106 S. Hlw. 2,—; Lw. 3,—.

In verhältnismäßig leicht verständlicher Form ist hier das Problem des Raketenflugzeugs und des Weltraumschiffes entwickelt. Mit einem Blick in die Zukunft, in die Zeit der Eroberung des Planetenreiches, schließt das spannende und gerade jetzt sehr zeitgemäße Buch, das die beiden oben genannten Werke nach der volkstümlich belehrenden Seite hin ergänzt und unterbaut. R. Kock.

Bücherei und Bildungspflege
Zeitschrift für die gesamten außerschulmäßigen Bildungsmittel
Jahrgang 11 1931 Heft 4

Die Lage des deutschen Büchereiwesens.

(Ansprache zur Eröffnung der 6. Jahresversammlung des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare in Braunschweig)

Von Dr. Wilhelm Schuster.

Dem Gruß und Dank an die hier vertretenen Behörden und Freunde unserer Sache darf ich den herzlichen Dank des Verbandes an die zahlreichen Mitglieder hinzufügen, die diesmal ohne jede Unterstützung ihrer Dienststellen die Reise zu unserer Jahresversammlung nicht gescheut und oft gewiß mit persönlichen Opfern ermöglicht haben. Es ist ja eine dunkle und schwere Zeit, deren Not auch wir Volksbibliothekare nicht nur im täglichen Verkehr mit den arbeitslosen Massen am Ausleihtisch drückend empfinden. Auch in unsere Reihen ist die Not eingebrochen, zahlreiche Stellen sind gestrichen, zahlreiche Kollegen arbeitslos und dem jungen Nachwuchs, den wir mit Sorgfalt ausbildeten und vorbereiteten, sind die Wege in den Beruf versperrt; er ist oft mit den besten Zeugnissen zur Untätigkeit verdammt und verliert in jahrelangem Warten das erarbeitete Wissen und Können.

Die glücklicheren Kollegen aber, die in der Arbeit verbleiben durften, sehen sich vor eine fast hoffnungslose und unüberwindliche Aufgabe gestellt. Ungeheuerlich ist die Masse der Leser angewachsen, die sich in unsere Ausleihen drängt. Das Heer der Arbeitslosen sucht nach Ausfüllung der erzwungenen Muße, viele wollen sich fortbilden, viele versuchen einen Berufswechsel und suchen sich mit unserer Hilfe die nötigen Kenntnisse zu erwerben, viele sind durch die unfaßbare Grausamkeit der Wirtschaftsnot in den Grundfesten ihrer geistigen und sittlichen Existenz erschüttert und suchen leidenschaftlich nach einem neuen Sinn des Daseins. Zu der Kulturkrise, in der wir seit Jahren stehen und die unsere Arbeit so schwer und problematisch macht, gesellt sich die Wirtschaftskrise und in ihrem Gefolge die immer tiefere, weltanschauliche und politische Zerklüftung und Radikalisierung unseres Volkes. Und wie das immer in solcher Notzeit ist, die Propheten und Heilbringer sind ohne Zahl; sie überschwemmen den Büchermarkt mit ihren Vorschlägen und Ratschlägen, sie machen ihr Geschäft aus der Not des Volkes, sie verwirren mit unklaren Schwärmereien noch mehr die Verwirrten, die gierig nach dem vermeintlichen Stein der Weisen greifen, der ihnen das Brot vortäuscht.

Nur rücksichtslose Ehrlichkeit gegenüber den Tatsachen, klare Erkenntnis der wirtschaftlichen, politischen, weltanschaulichen und seelischen Nöte der Bevölkerung vermag da dem Volksbibliothekar zu helfen, das Wahre vom Unwahren, das Echte vom Falschen, das Aufbauende vom Zerstörenden zu scheiden. Aus dem Chaos der durcheinandergellenden Stimmen

sucht er die aus den Tiefen dringenden, die wirklich bewegenden, miteinander ringenden Kräfte zu lösen und sie übersichtlich und klar gegliedert und geordnet in strenger Auswahl vor dem suchenden Leser auszubreiten, daß er unbeirrt seine Wahl treffen und seinen Weg finden könne. Nie war diese Aufgabe so schwer wie heute. Und niemals bedurfte der Leser, besonders ja wieder der arbeitslose, der verzweifelte Mensch so sehr der individuellen Betreuung, des wachsamen Eingehens auf seine persönliche Not.

Wie aber soll diese Aufgabe in solcher Notzeit nur annähernd gelöst werden? Die Bücherbestände reichen nicht hin, die jährlichen Mittel sind in den meisten Fällen so beschnitten, daß nicht einmal der notwendige Ersatz für das Zerlesene beschafft werden kann: die Bestände schrumpfen also bei den aufs Höchste gesteigerten Anforderungen mehr und mehr zusammen. Das bibliothekarische Personal, überlastet durch die wachsenden Leserzahlen im Ansturm der Arbeitslosen, wird durch Abbau, durch Nichtwiederbesetzen freiwerdender Stellen noch vermindert. An die Stelle der so notwendigen individuellen Betreuung des Lesers tritt notgedrungen in zunehmendem Maße ein mechanisches Hinausschleudern der Bücher. Da der laufende Betrieb mehr und mehr Überstunden verlangt, fehlt es an Zeit, durch Bearbeitung führender Bücherverzeichnisse dem Leser die Beratung wenigstens in etwas zu ersetzen, die bei dem Andrang am Schalter nicht mehr erteilt werden kann. Die Lesesäle, die den in überfüllten, dunklen und geräuschvollen Wohnungen hausenden Menschen Raum und Ruhe zur Arbeit und Besinnung geben sollen, reichen längst nicht mehr aus. In Berlin und an anderen Orten sind sie so überfüllt, daß die Leser in den Gängen stundenlang herumstehen und auf einen freiwerdenden Platz warten. Wenn nicht bald und gründlich geholfen wird, so werden wir binnen kurzem an Stelle des so glücklich aufblühenden deutschen Volks- und Bildungsbüchereiwesens einen Trümmerhaufen haben, wie ihn einst Krieg und Inflation nicht schlimmer zurückließen.

Dabei gibt es noch immer der Leute genug, die dieses Volks- und Bildungsbüchereiwesen, diese hohe Volksschule der Heranwachsenden und Erwachsenen für einen humanitären Luxus halten, den sich ein armes Volk schlechterdings nicht leisten könne. Solche Leute gibt es leider auch noch in zahlreichen Gemeindeverwaltungen und Gemeindevertretungen an wichtiger Stelle! Sie verharren in dem Irrwahne, der einfache Mann, der Arbeiter, werde hier nur mit allerlei Wissensstoff und allerlei Ideologien belastet, die ihm nichts helfen könnten, ihn vielmehr von nützlicheren Dingen fernhielten. Schlimmer kann man das Wesen der neuzeitlichen Volks- und Bildungsbücherei nicht verkennen! Ihr Wesen und ihre Aufgabe ist vielmehr mit dem schönen Pestalozzi-Wort umrissen, wonach es der Sinn jeder Erziehung und Bildung sei, „leben zu lehren". Leben zu lehren den wirtschaftenden Menschen, den politischen Menschen und Staatsbürger, den Menschen als Kind der Erde und verflochten in das große All des ewig sich wandelnden, wirkenden und schöpferischen Lebens.

Deutschland, übervölkert und arm an Rohstoffen, lebt ja nur von der Veredelung der Materie, der Geschicklichkeit seiner Hände und der sie leitenden Kraft eines ausgebildeten Verstandes. Das Ausbildungs- und

Fortbildungsniveau des deutschen Volkes drücken, heißt zugleich, es wirtschaftlich aufs schwerste schädigen. Ein Rückgang im geistigen Niveau des Volkes ist schlimmer und von gefährlicherer Auswirkung als eine verlorene Provinz! Der Wirtschaftskrieg ist nicht weniger mörderisch als der Krieg der Waffen und auch ihn verlieren, heißt alles verlieren! Wir aber führen diesen Wirtschaftskrieg in erster Linie mit unserem Können und Wissen! Mit Rohstoffen können wir ihn nicht führen und mit Lohndrückerei, Gehaltsabbau und gleichzeitiger Verdummung und seelischer Zerstörung der großen Massen des Volkes werden wir ihn bestimmt nicht gewinnen.

Sehen wir doch über den Schatten des eigenen Rathauses hinaus auf die benachbarten und mit uns im Wettbewerb stehenden Nationen! Deutschland ist umgeben von Staaten, die durch ein Büchereigesetz jeder Gemeinde auferlegen oder sie dabei unterstützen, wie die nötigen Schulen, so die nötigen Büchereien zu bauen und einzurichten. Allen voran England und Amerika haben es die Kulturnationen längst eingesehen, ein wie mächtiges Mittel zur Hebung des geistigen und sittlichen und damit auch des wirtschaftlichen Niveaus sie in der freien öffentlichen Bücherei, der free public library der Angelsachsen, besitzen. Dabei spielen die benötigten Summen für den Gesamthaushalt eines Volkes (Staat und Gemeinden) eine verhältnismäßig geringe Rolle. Mit 50—60 Pfg. im Durchschnitt auf den Kopf der Bevölkerung ließe sich für das ganze Reich ein vorbildliches und allen Anforderungen genügendes öffentliches Büchereiwesen schaffen und unterhalten.

Die wirtschaftliche Sorge ist unsere erste und größte, es ist leider nicht die einzige. Das freie öffentliche Büchereiwesen, das allen Weltanschauungen und Parteien zu dienen berufen ist, das eine Stätte schafft, wo reich und arm, links und rechts, wo Konfessionen und Weltanschauungen sich auf geistiger Ebene begegnen und wohl empfangen und aufgehoben fühlen dürfen, wird von manchen Eiferern aus den verschiedenen Parteien und Weltanschauungen bedrängt, welche die öffentlichen Mittel auf ihre Mühle leiten wollen und so am liebsten das gesamte öffentliche Büchereiwesen nach Parteien und Weltanschauungen aufteilen möchten. Ich will bei Zurückweisung dieser Ansprüche solcher im Sinne ihrer Partei, Weltanschauung oder Religion missionierenden Einrichtungen die ideologischen Gründe ganz bei Seite lassen, obwohl sie schwerwiegend genug sind, und mich ganz auf die praktischen Gründe beschränken. Zunächst wird in diesem uns aufgezwungenen Kampfe ein verwirrendes Spiel mit dem Worte „öffentlich" getrieben. Öffentlich im wahren Sinne des Wortes sind nicht solche Büchereien, die jedem Leser Zutritt gewähren. Das tun natürlich viele weltanschaulich oder parteipolitisch gebundene Büchereien auch; denn sie wollen ja für ihre Sache werben und missionieren und da ist es ihnen selbstverständlich lieb, wenn recht viele kommen und sich dazu bereit finden. Nein „öffentlich" im wahren und eigentlichen Sinne dürfen sich nur solche Büchereien nennen, die sich in den Dienst der gesamten Öffentlichkeit stellen, d. h. allen Weltanschauungen und Parteien, die an ihrem Orte vertreten sind, im Verhältnis ihrer Stärke in gleicher Weise ehrlich und unvoreingenommen dienen. Es gibt nicht nur ein Recht der nationalen,

sondern auch ein Recht der kulturellen Minderheiten, die alle gleichmäßig zur Aufbringung der öffentlichen Gelder beitragen und deshalb ein Recht auf kulturelle Betreuung haben. Auch sollte keine Partei und keine Weltanschauung im eigenen Interesse vergessen, daß, wenn sie an einem Orte in der Mehrheit, so am anderen in der Minderheit ist und daß, wo sie heute in der Mehrheit ist, sie morgen in der Minderheit sein kann.

Gerade aber unter der wirtschaftlichen Notlage ist eine rationale Bewirtschaftung des öffentlichen Büchereiwesens dringend erforderlich, wenn nicht auch das mühsam Errungene und Bewahrte restlos zu Grunde gehen soll. Ein sehr großer Teil des schönen und erzählenden und ein noch größerer Teil des belehrenden Schrifttums ist ja allen gemeinsam. Denken Sie nur an die immer noch anwachsende und so teure technische und Berufs-Literatur! Bei einer Aufteilung des öffentlichen Büchereiwesens an Parteien und Weltanschauungen müßte diese ganze Literatur, die gemeinsam ist, d. h. der weitaus größte Teil, so oft angeschafft werden, als Weltanschauungen und Parteien vertreten sind. Diese Tatsache auszusprechen, genügt eigentlich, um einzusehen, daß die Vertreter solcher Forderungen Totengräber am Büchereiwesen überhaupt sind. Dazu kommen die hohen Personal-, Unterbringungs- und Verwaltungskosten. Das kann sich auch das reichste Volk nun wirklich nicht leisten!

Nach unserer Auffassung haben die parteipolitisch und weltanschaulich gebundenen Büchereien in den Grenzen ihrer werbenden und missionierenden Aufgaben durchaus ihre Berechtigung und können bei dieser Beschränkung eine wertvolle und notwendige Ergänzung des freien öffentlichen Büchereiwesens bilden, ja mit diesem in bester Nachbarschaft und gegenseitigem Austausch leben, wie es ja auch erfreulicherweise überall da der Fall ist, wo nicht übertriebene Forderungen dieses Zusammenleben stören, das seine feste Grundlage in der Aufgeschlossenheit des freien öffentlichen Büchereiwesens für alle ernsthaften politischen und weltanschaulichen Bestrebungen besitzt.

Lassen Sie mich nun nach kurzer Berührung der schwersten auf uns lastenden Sorgen noch einen Blick auf erfreulichere Dinge richten. Trotz aller Not wollen wir nicht verzagen. Hat doch die Verwurzelung der freien öffentlichen Bücherei als lebensnotwendiger Einrichtung für ein modernes Kulturvolk im Bewußtsein der Nation weitere Fortschritte gemacht. Seit wir uns in Frankfurt zum letzten Male trafen, sind wir doch in der theoretischen Grundlegung und in der praktischen Ausbildung und Vertiefung unserer Arbeit um ein gutes Stück vorangekommen. An der Spitze steht da die vielumkämpfte neue preußische Prüfungsordnung, die nun für den größten deutschen Staat zum erstenmal den Volksbibliothekar als einen Beruf eigener Prägung mit ganz anderen Voraussetzungen und besonderem Ausbildungsgang anerkennt. Sind auch nicht alle Wünsche erfüllt, so dürfen wir uns des Errungenen doch freuen und hoffen, daß etwa noch im Gebrauch erscheinende Schönheitsfehler nun leichter beseitigt werden können. Eine neue Ausbildungsstätte ist in der Stettiner Schule vorgesehen und eine enge Zusammenarbeit der im Geiste der freien öffentlichen Bücherei arbeitenden Schulleiter und Dozenten ist angebahnt. Wir erwarten aus dieser Zusammenarbeit wichtige Folgen für eine allmähliche Verein-

heitlichung der volksbibliothekarischen Arbeitsmethoden ohne enge Schematisierung, die wir nicht wünschen können und wollen.

Unsere Beziehungen zu den Kollegen der wissenschaftlichen Bibliothek haben wir deshalb nun nicht aufgegeben; wir hoffen sie unter den neuen Verhältnissen sogar besser pflegen und fruchtbarer gestalten zu können. Ein gemeinsamer Ausschuß der beiden großen Bibliothekarvereinigungen ist dafür vorgesehen und erfreut sich des besonderen Interesses des Generaldirektors der preußischen Staatsbibliothek.

Um sehr viel enger sind die Beziehungen zwischen Schulen und Kinder- und Jugendbüchereien und zwischen Büchereien und Berufsschulen geworden. Beide Einrichtungen haben den Wert der Zusammenarbeit erkannt und eine Reihe gemeinsamer Publikationen und die gemeinsame Arbeit mit den Lehrerprüfungsausschüssen zeitigen so schöne Ergebnisse, daß diese Arbeit allmählich auf das ganze Reich ausgedehnt werden soll, wofür auch Reichs- und Länderministerien lebhaftes Interesse beweisen. Die Zusammenarbeit von Schule und Bücherei wird erst richtig gewährleistet und verankert, wenn die besonders für die Kleinstadt und das flache Land so wichtige Hilfe der Lehrerschaft durch Aufnahme vorbereitender Kurse in den Lehrplan der neuen Lehrer-Akademien sicher gestellt ist. Wir wissen, daß der Raum dafür bei den mit Lehrstoff überlasteten Akademien nur sparsam zugemessen werden kann. Es kommt aber dabei nicht so sehr auf eine Vermittlung technischer Kenntnisse an, die später durch die Schulungskurse der Beratungsstellen gegeben wird, als darauf, in dem jungen Lehrer das Interesse für diese schöne Aufgabe zu wecken und ihm in Geist und Wesen der Arbeit einen Einblick zu verschaffen. In diesem Zusammenhang begrüßen wir es mit besonderer Freude, daß kürzlich ein aus unseren Reihen hervorgegangener junger Kollege zum Dozenten an einer Akademie berufen ist, so daß wir nun, wie die Volkshochschule ja bereits in mehreren Fällen, eine unmittelbare Verbindung mit dem Lehrkörper der Akademie besitzen.

Unsere praktischen und theoretischen Verbindungen zur Arbeit der Volkshochschule sind nach wie vor natürlich besonders innig. Die Volkshochschule, durch den Wechsel der Dozentenschaft immer ein organisatorisch etwas labiles Gebilde, findet an der Bücherei ihren natürlichen Rückhalt und in kleineren und mittleren Städten, ja auch in Großstädten sogar ihren Mittelpunkt in der Bücherei. Das drückt sich in der Tatsache aus, daß in einer immer zunehmenden Zahl von Fällen der Leiter des Büchereiwesens das Amt des Leiters der Volkshochschule mitverwaltet. Da diese Entwicklung ganz organisch aus dem Gange der Dinge erwachsen ist, obwohl es auch hier Pioniere gegeben hat, so dürfen wir annehmen, daß es sich um mehr als eine zufällige Erscheinung handelt, ohne hier näher auf die inneren Gründe einzugehen.

Aber auch mit den anderen großen Bildungsmächten hat sich unsere Arbeit inniger verknüpft. Daß die Museen von den Volksbüchereien vieles lernen können, wenn sie aus Schau- und Raritätensammlungen zu wirklicher Bildungsarbeit kommen wollen, ist erst kürzlich öffentlich ausgesprochen worden. Die Verbindung mit den Theatern, vornehmlich den Volksbühnen, wird vielerorts eifrig gepflegt. Trotz fruchtbarer Versuche

ist die Einwirkung auf das Lichtspiel bisher gering, weil dieses allzu ausschließlich dem Kapital ausgeliefert ist. Aber erfreulich ist die Mitarbeit zahlreicher Volksbibliothekare am Rundfunk, insbesondere soweit er sich mit Literatur befaßt. Bei der Überlastung, an der wir alle gleichmäßig leiden, können wir den Kollegen, die hier Pionierarbeit leisten, nicht dankbar genug sein. Kann doch die Volksbücherei niemals losgelöst von den anderen großen Bildungsmächten betrachtet werden. Was nutzt uns all unsere Auswahl- und Beratungsarbeit, wenn Modejournale und Zeitungsroman, Lichtspiel und Rundfunk mit ihrer ungeheuren Breiten- und Massenwirkung stets am Werke sind, das mühsam Errungene wieder zu zerstören! Deshalb ist etwa die Einwirkung auf einen großen Sender in volksbildnerischem Sinn eine kulturelle Tat, die gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Unser trotz der Ungunst der Zeiten sich langsam emporarbeitendes Musikbüchereiwesen hat den Anschluß an die aufblühende Volksmusikbewegung früh gefunden und auch der Schallplatte sein Interesse zugewandt. Hier dürfen wir, sobald die wirtschaftlichen Fesseln sich nur ein wenig lockern, reichste und schönste Früchte erhoffen.

Es liegt im Wesen der Büchereiarbeit, daß sie still und stetig vor sich geht, ohne viel äußeren Lärm, auch in ihrem Wachstum und in der Ausbreitung ihrer Verbindungen in alle Äußerungsformen kulturellen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens hinein. Das gibt vielleicht die Erklärung dafür ab, daß die Tagespresse — von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen — nicht allzu oft und allzu gründlich von ihr Notiz zu nehmen pflegt. Es ist das oft von unserer Seite bedauert worden und ganz gewiß hätte uns die Tagespresse viel helfen und nützen können und könnte es besonders in dieser Notzeit. Ich will deshalb auch nicht versäumen, hier den Ruf um Hilfe bei unserem großen, schwierigen und nun so gefährdeten Werke auch an sie von dieser Stelle aus ergehen zu lassen. Es ist uns aber vielleicht nicht immer nur schädlich gewesen, daß sich das Tagesgespräch bisher nicht allzu häufig mit uns beschäftigt hat. Es drückt sich darin doch wohl auch aus, daß wir — so sehr wir mitten im Leben stehen und stehen wollen — doch dem Tagesstreit entrückter waren als manche anderen Bildungseinrichtungen.

Dagegen hängt es aufs engste mit der Vertiefung und Ausbreitung unserer Arbeit zusammen, daß in den großen führenden literarischen und kulturellen Zeitschriften die Namen von Volksbibliothekaren häufiger anzutreffen sind. Die Volksfremdheit des literarischen Besprechungswesens hat bekanntlich zu einer von den Verantwortungsbewußten tief empfundenen und leidenschaftlich erörterten Krise geführt. Und volksfremd ist nicht nur das Besprechungswesen, sondern auch ein großer Teil des gesamten Inhaltes dieser literarischen und kulturellen Zeitschriftenliteratur! Der Volksbibliothekar aber ist hier der gegebene Mittler zwischen der literarischen Produktion und dem Volke, an das sie sich wendet. Er kennt seine materiellen, wie seine geistigen und seelischen Nöte, er weiß aus seiner Ausleiherfahrung genau, wofür es aufnahmefähig und wie weit es mitzugehen gewillt ist. Er weiß vor allem zu scheiden zwischen der echten Not des Volkes und seinem Hange, sich durch literarische Rausch- und Einschläferungs-

mittel über diese seine Not hinwegtäuschen zu lassen. Auch der Buchverlag hat ja wohl längst die werbende Kraft der Büchereien für das wirklich gute Buch erkannt. Er bedient sich deshalb zunehmend unserer Hilfe auch bei der Produktion und manche Neuauflage wertvollen Schrifttums haben wir durch solche Zusammenarbeit erst ermöglicht. Zugleich sind wir aber in wachsendem Maße Großabnehmer dieser Produktion und es ergeben sich daraus gewisse Schwierigkeiten des Verhältnisses, die nur dann zu überwinden sind, wenn Leistung und Gewinn gerecht gegeneinander abgewogen werden.

Als Großabnehmer des Verlags betrachten wir auch ständig mit Aufmerksamkeit und nicht ohne Sorge die Preisgestaltung auf dem Büchermarkte. In die allzu hoch getriebenen Preise für die erzählende Literatur und die sich an breitere Schichten wendende belehrende Literatur ist freilich zum Segen des Volkes durch das neue billige Buch eine Bresche geschlagen, wohl nicht ganz ohne Verdienst der Buchgemeinschaften. Es sind in diesen billigen Büchern sehr wertvolle und gar nicht immer leicht zu lesende Bücher zu einer Auflagenhöhe gekommen, die jeden, der nicht Volksbibliothekar ist, erstaunen lassen muß. Leider ist die wissenschaftliche Literatur bisher noch nicht gefolgt und das wissenschaftliche Buch hat den Markt der privaten Einzelkäufer fast gänzlich verloren. Hier muß ein Wandel eintreten, denn auch Büchereien, wissenschaftliche Bibliotheken und Institute können nicht mehr mit, nachdem ihre Etats so gewaltig beschnitten worden sind. Wir verkennen durchaus nicht die Schwierigkeiten, wenn wir behaupten, daß in sehr vielen Fällen solch ein Wandel hier auch möglich ist. Der Beweis liegt in der erstaunlich verschiedenen Preisgestaltung nach Herkunft, Ausstattung und Bestimmung ganz gleich geordneter Verlagswerke.

Die zunehmende Bedeutung des öffentlichen Bücherei- und Bildungswesens für die literarische Produktion und seine unmittelbare Einwirkung auf diese ist das wichtigste Schlußglied in der Kette unserer Bemühungen im Dienste unserer Bildungsaufgabe. Diese Einwirkung wird sich in dem Maße vertiefen, als wir den Sinn dieser Bildungsaufgabe tiefer und einheitlicher verstehen lernen und die Organisationsformen zu ihrer Durchführung ausgestalten und zusammenfassen. Damit betrete ich abschließend den innersten Bereich unserer fachlichen Arbeit.

Es ist das beste Zeichen für die innere Kraft unserer jungen Bewegung, daß diese Arbeit durch die Ungunst der Zeiten nicht gelitten hat, sondern in erfreulichstem Maße fortschreiten konnte. Ich glaube, noch nie war unsere literarische Facharbeit fruchtbarer als in diesem Berichtsabschnitt. Die äußere Gestalt der Bücherei im Büchereibau, die Literaturpädagogik, die Leserpsychologie, fast alle praktischen Fachfragen von kleinen technischen Einzelheiten bis zur Gesamtdarstellung der Büchereipraxis, die Zusammenarbeit mit allen Formen der Erziehungs- und Bildungseinrichtungen fanden eingehende Erörterung und brachten vielfach neue Erfahrungen und Einsichten. Die Erfassung des flachen Landes für unsere Arbeit wurde durch die Vereinigung der Beratungsstellenleiter in einer besonderen Sektion unseres Verbandes gefördert. Über die praktischen Ergebnisse der Zusammenarbeit mit verwandten Einrichtungen habe ich

gesprochen. Wir haben gelernt, vorurteilslos einer vom andern gerne zu nehmen und auch gern zu geben und haben das Zusammengehörigkeitsgefühl im Dienste der gemeinsamen Sache gestärkt. Grade hierdurch sind reiche und uns alle beglückende Ergebnisse errungen worden und weiter noch zu erwarten. Mitten in diese verheißungsvolle Blüte ist die furchtbare Wirtschaftsnot gefallen. So richte ich an die Volksbibliothekare die Mahnung, sich fester und fester zusammenzuschließen, um das Errungene durch diese Zeit der Not hindurchzuretten in eine bessere Zukunft hinein. Die Vertreter aber der Behörden und Städte, der Presse und der befreundeten Verbände, die durch ihr Erscheinen ja beweisen, daß sie Verständnis für den kulturellen Notstand des nicht nur um seine leibliche, sondern ebenso um seine geistige und seelische Existenz ringenden Volkes haben, bitte ich, uns beizustehen in unserem Kampfe und unseren Notruf hinauszutragen in das Land. Wir erheben ihn ja nicht allein, sondern mit allen für die deutsche Kultur Arbeitenden zugleich. Mit Arbeitsbeschaffungsprogramm, Landwirtschafts- und Osthilfe ist die kulturelle Nothilfe die dritte der großen Aufgaben des deutschen Volkes. Helfen Sie, es ist wirklich die letzte Stunde, wenn Sie unheilbaren Schaden abwenden wollen!

Das neue dänische Büchereigesetz.

Von Stadtbibliothekar Dr. Johannes Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

Die Auswirkung des alten Gesetzes.

Als das neue dänische Büchereigesetz im März vorigen Jahres dem Reichstag vorgelegt wurde, mußte seine Erledigung verschoben werden und es wurde einer Kommission zur näheren Untersuchung und Durcharbeitung überwiesen. Diese Kommission hat inzwischen ihre Arbeit abgeschlossen und das Gesetz ist nunmehr am 31. März 1931 mit einigen Korrekturen angenommen worden. Das Gesetz bedeutet in mancher Hinsicht eine beträchtliche Änderung des vorherigen Büchereigesetzes, das jetzt reichlich zehn Jahre gewirkt hat und unter dem das Büchereiwesen in Dänemark einen gewaltigen Aufschwung erlebt hat. Ehe auf die einzelnen Änderungen eingegangen wird, ist es vielleicht angebracht, auf die Wirkung des alten Gesetzes einen kurzen Rückblick zu tun*).

Das alte wie das neue Gesetz ist nicht ein „Gebot" sondern ein „Angebot", wie man es gerne in Dänemark formuliert. Jeder Ort, jedes Dorf kann selber bestimmen, ob eine Bücherei eingerichtet werden soll oder nicht. Man kann selber bestimmen, ob man für die Bücherei nur ein Minimum ausgeben oder ob man wirklich gründliche Arbeit leisten will.

In den zehn Jahren ist der gesamte Staatszuschuß von 105 000 Kr. auf 921 250 Kr. gestiegen. Wie sich das im einzelnen auswirkt, zeigt die folgende Übersicht:

---

*) Nach Ausführungen in „Bogens Verden" 1930. H. 4/5. S. 69 ff.

		1919/20	1928/29.
Städte (Zahl der Büchereien)		67	80
Bändezahl		294 000	703 300
Ausleihe an Bänden		1 113 000	3 142 600
Ortsbeiträge	Kr.	123 700	667 200
Landbezirke (Zahl der Büchereien)		602	766
Bändezahl		383 000	929 900
Ausleihe an Bänden		735 000	2 916 700
Ortsbeiträge	Kr.	75 200	486 000
Kopenhagens kommunale Büchereien			
Bändezahl		121 300	256 600
Ausleihe an Bänden		975 700	1 846 200
Ortsbeitrag	Kr.	315 300	535 800

Hierbei ist gleich zu bemerken, daß die Büchereien Kopenhagens nicht unter das Büchereigesetz fielen und die Staatsunterstützung hier besonders niedrig war. Die Kopenhagener Büchereien sind fast ganz aus eigener Kraft der Stadt das geworden, was sie sind. Ferner ist eine der gegebenen Zahlen noch zu erläutern. In der Zahl der Ausleihe auf dem Lande ist nicht die gesamte Büchereitätigkeit auf dem Lande erschöpft. Hier ist noch zu berücksichtigen die Tätigkeit der „Umgegendbüchereien" (Oplandsbibliotеker), die in den größeren Orten sind und durch Staatsunterstützung verpflichtet, auch an die Landbevölkerung der Umgegend auszuleihen, ferner ist nicht berücksichtigt die Tätigkeit der Zentralbüchereien, die sich fast in allen Kreisstädten finden und direkt an Landbewohner oder durch Wanderbestände Bücher ausleihen. Diese Tätigkeiten, für die für das Jahr 1919/20 noch keine Zahlen vorliegen, werden durch die folgenden Zahlen für 1928/29 veranschaulicht: die Zahl der Entleiher beträgt ca. 25 000, die Ausleihe ist auf etwa 700 000 Bände anzusetzen, die also zu der Zahl 2 916 000 hinzukommt.

Die Ausleihe verteilt sich auf die beiden Arten der Literatur wie folgt:

In den Städten beträgt die Ausleihe an belehrender Literatur im Durchschnitt 25%, auf dem Lande etwa 12%, nimmt man wieder wie oben die Ausleihe der Zentralbüchereien hinzu, so erhält man eine Zahl von etwa 17%. Die so viel niedrigere Zahl rührt daher, daß an den meisten Orten der Bestand an belehrender Literatur noch sehr gering ist.

Wie sich das Gesetz an den einzelnen Büchereien äußert, sei an einigen Beispielen gezeigt:

Hier zunächst die Bücherei einer kleineren Stadt, also wahrscheinlich einer „Oplandsbibliotek":

	1919/20	1928/29.
Bändezahl	3 233	10 199
Jährlicher Zuwachs	93	1 312
Feste Leserzahl	151	1 848
Ausleihe an Bänden	5 897	42 107
Wöchentliche Ausleihezeiten, Stunden	2	30
Handbücherei, Bändezahl	—	1 282
Wöchentliche Arbeitsstunden	—	42

		1919/20	1928/29.
Gesamtetat	Kr.	1 021	17 992
Ortsbeitrag		125	8 600
Andere lokale Zuschüsse		150	900
Staatszuschuß		355	7 625
Büchereinkauf und Binden		390	7 773
Miete, Licht und Wärme		200	2 200
Reinigung		15	600
Inventar		22	314
Gehälter		304	6 000
Sonstiges		90	1 105

Bei der Reorganisation dieser Bücherei hatte die damalige Leitung kategorisch erklärt, daß 25jährige Erfahrungen deutlich gezeigt hätten, daß an diesem Ort nicht das geringste Bedürfnis für eine moderne Bücherei vorliege!

In einer kleinen Dorfbücherei sieht die Entwicklung so aus:

		1919/20	1928/29.
Bändezahl		1 332	1 483
Jährlicher Zuwachs		21	118
Jährlicher Abgang		—	14
Zahl der erwachsenen festen Leser		88	293
Ausleihe an Bänden		2 862	9 666
Hiervon belehrend		?	1 593
Gesamteinnahmen	Kr.	280	2 280
Ortsbeitrag		20	250
Sonstige lokale Zuschüsse		5	1 090
Staatszuschuß		35	835

Die Bücherei hat jetzt ein Lesezimmer mit einer Handbücherei von etwa 100 Bänden und sieben laufenden Zeitschriften. Vom Buchbestand sind 99 Handbücher und 432 sonstige belehrende Literatur. Die Zahl, die am deutlichsten beweist, daß hier eine völlige Neuordnung stattgefunden hat, ist die Bändezahl, die von 1332 auf 1483 gewachsen ist, was soviel heißt, daß ungefähr der ganze alte Buchbestand ausgeschieden worden ist.

Am meisten ist in Dänemark Nachdruck auf die Entwicklung der Zentralbüchereien gelegt worden, also solcher Büchereien, die außer ihrer gewöhnlichen Tätigkeit am Orte auch noch die Bevölkerung des Kreises („Amtes") mit Literatur versorgen, entweder durch unmittelbare Ausleihe oder durch Wanderbestände, und die auf diese Weise die Tätigkeit der Dorf- und Fleckenbüchereien unterstützen, denen sie überdies mit büchereitechnischer Hilfeleistung unter die Arme greifen, also eine Tätigkeit ähnlich der unserer Beratungsstellen entfalten, nur daß diese vorerst noch nicht (von Pommern abgesehen) über zentrale Bücherbestände zur zeitweiligen Ergänzung der Standbüchereien ihres Bereiches verfügen. In welcher Weise diese Zentralbüchereien wirken, geht aus einer interessanten Gegenüberstellung zweier Kreise („Ämter") hervor, von denen der eine keine Zentralbücherei hat (es handelt sich um den Kreis Aarhus, wo nur die Staatsbücherei

vorhanden ist und erst jetzt auch eine Zentralbücherei eingerichtet werden soll), während der andere (Svendborg) während der ganzen Zeit sich einer solchen Einrichtung erfreute. Die beiden Kreise können sehr wohl verglichen werden, da sie sich in ihrem ganzen Charakter sonst sehr ähneln. Wie sieht nun die Entwicklung des Büchereiwesens in diesen beiden Kreisen aus?

Amt Aarhus		1919/20	1928/29	Fortschritt
Zahl der Büchereien		40	38	—2
Bändezahl		25 119	37 000	47 %
Jahreszugang		1 536	2 122	39 %
Zahl der festen Leser		2 435	4 452	84 %
Ausleihe, Bändezahl		54 025	102 477	90 %
Gesamteinnahme	Kr.	8 087	15 256	89 %
Davon Ortsbeiträge insgesamt:		3 629	10 069	177 %
Staatszuschuß		1 504	5 522	267 %
Amt Svendborg				
Zahl der Büchereien		37	64	+ 27
Bändezahl		26 443	58 596	121 %
Jahreszuwachs		1 066	5 038	372 %
Zahl der festen Leser		2 343	13 600	490 %
Ausleihe, Bändezahl		41 048	216 548	428 %
Gesamteinnahme	Kr.	7 049	44 809	539 %
Davon Ortsbeiträge insgesamt:		2 505	26 636	963 %
Staatszuschuß		1 093	14 574	1 225 %

Während 1919 in beiden Kreisen nur je 5 Büchereien gebührenfreie Ausleihe hatten, ist es nun so, daß in Aarhus 26 Büchereien, in Svendborg 62 diese eingeführt haben. In Aarhus sind noch die Hälfte der Gemeinden ohne Büchereien, und da hier auch keine Zentralbücherei ist, hat also die Hälfte der Bevölkerung noch keinen Zugang zu einer Bücherei. In Svendborg sind jetzt in 81 Gemeinden — von den 96 — Büchereien eingerichtet und von den übrigen Gemeinden liegen mehrere so nahe bei der Stadt Svendborg, daß sie ihre Bedürfnisse ohne Beschwer bei der Zentralbücherei befriedigen können. Die Durchschnittseinnahme jeder einzelnen Bücherei liegt im Kreis Aarhus bei 400 Kr., im Kreis Svendborg bei 700 Kr. Nimmt man eine Einnahme von 200 Kr. jährlich als Existenzminimum an, so ergibt sich, daß im Kreise Aarhus noch 14 Büchereien unterhalb dieses Minimums sind, während im Kreis Svendborg sich nur noch 3 in diesem Raum befinden.

Diese Zahlen beweisen zur Genüge die Wirkung der Zentralbüchereien. Auch im Kreise Aarhus gibt es eine Reihe von guten Büchereien, aber die Bedeutung der Zentralbüchereien liegt gerade darin, daß das gesamte Büchereiwesen innerhalb des ganzen Kreises durch sie gefördert wird.

Aus diesem Gesamtüberblick geht hinlänglich hervor, wie breit und tief die Wirkung des Büchereigesetzes in Dänemark gewesen ist, von dem im übrigen zu betonen ist, daß mit ihm nicht die Volksbüchereibewegung in Dänemark erst begann, sondern daß es das Ergebnis einer langsamen Ent-

wicklung war und daß es schon praktisch durch eine große Anzahl von Verordnungen erprobt war, die in dem Jahrzehnt vorher das Büchereiwesen ungeahnt hatten aufblühen lassen.

Ich lasse jetzt den Wortlaut des neuen Gesetzes folgen und knüpfe daran einige Erläuterungen, welche die Eigenart des neuen gegenüber dem alten und die des dänischen Gesetzes gegenüber dem schwedischen hervorheben.

Das neue Gesetz.

§ 1.

An Büchereien, deren Ziel es ist, für die allgemeine Verbreitung von Kenntnissen und von Aufklärung*) durch fachliche, schönliterarische und allgemeinbildende Literatur zu wirken, wird ein Staatszuschuß nach den in diesem Gesetz angegebenen Regeln gewährt.

§ 2.

Büchereien, die nach diesem Gesetz Zuschuß erhalten, müssen den folgenden Regeln entsprechen:

a) Die Bücherei muß kommunal sein, selbsteigen oder einem Verein gehören, der mit dem Hauptziel, eine Bücherei zu betreiben, gegründet ist. Ausnahmen von dieser Regel können vom Unterrichtsminister zugelassen werden. Der Bibliothekar und andere Hilfskräfte müssen vom Vorstand der Bücherei [styrelse, die örtliche Büchereibehörde, etwa die „Büchereideputation"], der auch die Vergütung festsetzt, angestellt und entlassen werden. Bei den Zentralbüchereien soll jedoch Person und Vergütung des Bibliothekars vom Unterrichtsminister gutgeheißen werden.

b) Die Betriebsordnung der Bücherei, welche Bestimmungen über den Vorstand der Bücherei und über ihren Wirkungsbereich enthalten soll, muß vom Büchereidirektor nach vom Minister festgesetzten Regeln gutgeheißen werden. Bevor die Betriebsordnung einer selbsteigenen Bücherei oder einer Vereinsbücherei gutgeheißen wird, holt der Büchereidirektor eine Äußerung von der Gemeindeverwaltung in der Gemeinde ein, in welcher die Bücherei liegt.

c) Wenn eine selbsteigene Bücherei oder eine Vereinsbücherei ihre Tätigkeit einstellt, geht ihr Eigentum in den Besitz der Kommune über, sofern diese die Arbeit fortsetzen will; andernfalls bestimmt der Minister, was mit dem genannten Eigentum geschehen soll.

d) Zugang zur Entleihung aus der Bücherei soll gebührenfrei oder gegen eine geringe jährliche Gebühr innerhalb ihres Wirkungsbereiches allen Einwohnern gewährt werden.

e) In Volksbüchereien kann, wenn die Gemeindeverwaltung es wünscht, mit Zustimmung des Ministers eine kostenlos zugängliche Lesestube mit Handbücherei und Kartothek eingerichtet werden.

f) Der Arbeitsplan der Bücherei muß vom Büchereidirektor gutgeheißen werden.

g) Gleichzeitig mit dem Gesuch um Staatszuschuß muß die Bücherei den Bericht für das abgelaufene Jahr nach einem vom Ministerium ausgearbeiteten Schema einreichen.

h) Bei den Zentralbüchereien soll die Gemeindeverwaltung des Standortes und der Amtsrat**), sofern er Zuschuß gibt, nebst den Kirchspielbüchereien im Vorstand vertreten sein. Nähere Regeln setzt der Minister fest.

§ 3.

Abs. 1. Eine Bücherei muß an festen Ortsbeiträgen mindestens 75 Kr. jährlich einnehmen, um Staatszuschuß erhalten zu können.

Abs. 2. Staatszuschuß kann in der Regel nur an e i n e Bücherei (e i n e Büchereiorganisation) in jeder Stadt oder — auf dem Lande — in jedem Kirch-

---

*) Für den deutschen Leser, der die dänische Sprache nicht kennt, sei bemerkt, daß sie (wie die norwegische) im Unterschied von der schwedischen keinen unserem Wort „Bildung" entsprechenden Ausdruck hat.

**) „Amt" entspricht etwa einem großen preußischen Kreis.

spiel gewährt werden. In Landgemeinden [Landsogn], wo die örtlichen Verhältnisse es wünschenswert machen, kann auf Vorschlag der Gemeindeverwaltung und mit Zustimmung des Ministers Staatszuschuß an Büchereien in Schuldistrikten oder anderen kleineren Bezirken gewährt werden.

Abs. 3. Außerdem kann Staatszuschuß gewährt werden an Kinderbüchereien in Volksschulen ohne Rücksicht darauf, ob noch andere staatsunterstützte Büchereien in dem betreffenden Bezirk vorhanden sind. Über die Errichtung besonderer Kinderbüchereien bestimmt die Gemeindeverwaltung nach Beratung mit der örtlichen Schulkommission und dem Lehrer (den Lehrern). Der Staatszuschuß wird nach den in diesem Gesetz aufgestellten Regeln gewährt, doch so, daß Kinderbüchereien innerhalb derselben Gemeinde eine verwaltungsmäßige Einheit ausmachen sollen.

§ 4.

Staatszuschuß wird teils als Jahreszuschuß zum Betrieb einer Volksbücherei gegeben, teils in besonderen Fällen als einmaliger Zuschuß bei der Einrichtung oder Neuordnung einer Bücherei.

§ 5.

Abs. 1. Die Bewilligung des Betriebszuschusses aus der Staatskasse für ein bestimmtes Rechnungsjahr wird durch den entsprechenden Haushaltsplan festgesetzt und entspricht dem Gesamtbetrag von

a) den gemäß den Bestimmungen in § 6, a. Abs. 1, im letztverlaufenen Rechnungsjahr berechneten Betriebszuschüssen,
b) den besonderen Zentralbüchereizuschüssen nach § 6, b.,
c) dem Zuschuß für das Büchereiwesen der Faeröer.

Abs. 2. Bei der Berechnung wird davon abgesehen, daß der Ortsbeitrag vielleicht auf Grund der Unzulänglichkeit der Bewilligung nicht in seiner ganzen Höhe in Ansatz gebracht werden konnte*).

Abs. 3. Der Betrag, mit dem die nach obigem berechnete Bewilligung vielleicht den Zuschuß übersteigt, der nach den folgenden Zuschußregeln in dem betreffenden Finanzjahr zur Anwendung kommen müßte, wird für die Staatskasse eingespart.

§ 6.

Der jährliche Betriebszuschuß für die einzelne Bücherei wird für das betreffende Finanzjahr nach den folgenden Regeln berechnet:

a) An jede Bücherei (jede Büchereiorganisation) wird ein Grundzuschuß gewährt, der im Verhältnis zu dem festen Ortsbeitrag des vergangenen Jahres 80% beträgt bei einem Betrage bis zu 15 000 Kr., 40% bis zu einem Betrage von weiteren 10 000 Kr. und 20% des festen Ortsbeitrags über 25 000 Kr. Als Ortsbeitrag darf mitgerechnet werden der Wert der Räumlichkeiten, die ohne Entgelt zur Verfügung gestellt sind, ferner der Wert von Licht und Wärme, die unentgeltlich geliefert werden; vom Büchereidirektor — bei eigenen Büchereigebäuden vom Minister — wird im Verhältnis zum allgemeinen Preisniveau festgesetzt, bis zu welchem Betrage solche Leistungen angerechnet werden können.

Der Grundzuschuß kann jedoch für die einzelne Bücherei nicht den Betrag übersteigen, der bei der Festlegung des Gesamtbetrages für den Betriebszuschuß im Haushaltsplan des betreffenden Finanzjahres für die betreffende Bücherei gemäß § 5, Abs. 1 a) angesetzt worden ist.

---

*) Anm. d. Verf. Dieser Absatz ist als eine Art Sicherheitsventil gedacht. Es ist vorgekommen, daß Büchereien in gutem Glauben verkehrte Angaben über den Ortsbeitrag gemacht haben (die von den Revisoren gutgeheißen waren). Die Angaben waren zu niedrig, so daß also die Büchereien mit nachträglichen Forderungen an die Staatskasse herantraten. Diese erfüllte sie, soweit es möglich war. Auch kommt es öfter vor, daß kleinere ländliche Büchereien einige Jahre hindurch vergessen, um einen Staatszuschuß einzukommen. Auch hierdurch können nachträgliche Forderungen einlaufen, die dann u. U. nicht in voller Höhe bewilligt werden können, weil der Staatshaushalt nicht ausreicht. Natürlich sind solche Fälle sehr selten. Man vgl. noch § 6, a) 2.

b) An Büchereien, die als Zentralbüchereien anerkannt sind, wird außerdem der Zentralzuschuß gewährt, der die Hälfte des Grundzuschusses ausmacht, doch nicht über 6400 Kr. Für die Anerkennung als Zentralbücherei wird gefordert, daß die betreffende Bücherei nicht nur als gewöhnliche Bücherei innerhalb ihres besonderen Bezirks wirkt, sondern darüber hinaus die Arbeit der gewöhnlichen Ortsbüchereien innerhalb eines größeren Umkreises teils durch gebührenfreie Ausleihe an Einzelpersonen und durch Wanderbüchereien ergänzt, teils den betreffenden Ortsbüchereien durch Gewährung bibliothekstechnischer Anleitung und auf andere Weise hilft. Der Minister wird ermächtigt, nach Vorschlag des Büchereirats die Anerkennung als Zentralbücherei mitzuteilen und den Umkreis für diese Tätigkeit festzusetzen.

c) Der Betriebszuschuß zum Büchereiwesen der Faeröer wird durch den Haushaltsplan festgelegt ohne Rücksicht auf die Bestimmungen unter a) und b).

§ 7.

Sollte die Bewilligung nach dem Haushaltsplan nicht ausreichen, so daß die Zuschüsse an die Büchereien nicht voll und nach den oben angegebenen Regeln ausgezahlt werden können, so wird eine gleichmäßige, prozentuale Herabsetzung der nach § 6 a) und b) berechneten Zuschüsse an die einzelnen Büchereien vorgenommen*).

§ 8.

In dem Jahresbudget wird eine Sonderbewilligung aufgeführt, von der, wo die Verhältnisse es dringend wünschenswert erscheinen lassen, nach der Bestimmung des Ministers teils bei der Einrichtung oder durchgreifenden Neuordnung einer Bücherei ein Zuschuß zu dem grundlegenden Bucheinkauf gewährt werden kann, doch nicht über ein Drittel des örtlichen Beitrags zum Bucherwerb, teils kleinere Hilfen für Büchereien gewährt werden können, die auf Grund der Bestimmung in § 6, a), Abs. 2 nicht bei der Verteilung der normalen Betriebszuschüsse berücksichtigt worden sind.

§ 9.

Der Büchereidirektor, der die staatliche Büchereiaufsicht leitet, nimmt die Berechnung und Verteilung des Staatszuschusses in Übereinstimmung mit den hierfür festgesetzten Regeln vor und gibt den Büchereien Rat und Anleitung. Er organisiert unter Mitwirkung des Büchereirats die fachliche Bibliothekarausbildung.

§ 10.

Abs. 1. Der Büchereirat, dessen Vorsitzender der Büchereidirektor ist, besteht im übrigen aus 12 Mitgliedern, nämlich:

einem Vertreter des Unterrichtsministeriums,
einem Vertreter für die beiden Staatsbibliotheken in Kopenhagen,
einem Vertreter der Staatsbibliothek in Aarhus,
einem Vertreter der städtischen Kommunen,
einem Vertreter der Landkommunen,
einem Vertreter der „Ämter",
einem Vertreter für Kopenhagen, und
fünf Vertretern der bestehenden fachlichen Organisation.

Abs. 2. Die drei erstgenannten Mitglieder werden vom Minister bestimmt, die neun letztgenannten werden von den betreffenden Organisationen und Institutionen gewählt nach näheren Bestimmungen des Ministers. Sollte sich die bestehende fachliche Organisation auflösen, oder sollten Vereine und Verwaltungseinrichtungen entstehen, die ihr an die Seite treten, dann bestimmt der Minister, wie es bei der Wahl der betreffenden Mitglieder des Büchereirats gehalten werden soll.

Abs. 3. Der Büchereirat wird zu seinen Zusammenkünften einberufen, so oft es der Unterrichtsminister oder der Büchereidirektor für notwendig ansieht, doch mindestens zweimal jährlich. Außerdem muß der Rat zur Zusammenkunft einberufen werden, wenn mindestens fünf Mitglieder es verlangen.

---

*) Nach schriftlicher Mitteilung des Büchereidirektors wird dieser § 7, sowie § 5, Abs. 2 während des Übergangsjahrs 1931 herangezogen werden müssen, da der Gesamtbetrag etwas niedrig angesetzt ist.

Abs. 4. Der jährliche Haushaltsplan ist dem Büchereirat vom Büchereidirektor vorzulegen, ehe er an das Ministerium geht.

Abs. 5. Der Büchereirat muß vom Minister in Dingen von grundsätzlicher Bedeutung für das in diesem Gesetz behandelte Büchereiwesen gehört werden, wie der Rat auch von sich aus Eingaben an den Minister in solchen Fragen machen kann.

§ 11.

Dieses Gesetz tritt in Kraft am 1. April 1931. Vorschläge zu seiner Revision müssen dem Minister vor dem 31. März 1936 vorgelegt werden.

Übersicht der wichtigsten Änderungen gegenüber dem alten Gesetz.

(Nach „Bogens Verden" 1931. H. 4/5. S. 82 ff.)

1. Der Staatszuschuß wird in Zukunft den Bewegungen der Ortsbeiträge automatisch folgen. Die Gesamtbewilligung an Betriebszuschüssen wird im Haushaltsplan mit einem Betrag eingesetzt, welcher der Summe der zusammengezählten Betriebszuschüsse an die einzelnen Büchereien im vergangenen Jahre entspricht. Bisher war es so, daß ein angesetzter Gesamtetat für die Verteilung ausreichen mußte, was im Laufe der Jahre immer mehr dazu führte, die Zuschüsse an die einzelnen Orte allgemein um einen beträchtlichen Prozentsatz zu kürzen; denn der Gesamtansatz folgte nicht der Bewegung, dem Anwachsen der örtlichen Beiträge, sondern wurde vom Finanzminister aus andern Rücksichten oft beschnitten. Das ist also jetzt nicht mehr möglich. Die Enttäuschung für die Orte, die bisher bei solcher Beschneidung oft unausbleiblich war, fällt weg, womit ein erneuter starker Anreiz, möglichst viel selber aufzubringen, gegeben ist; auch fällt eine Höchstgrenze für den Staatszuschuß fort. Im einzelnen gestaltet sich die Berechnung des Einzelzuschusses wie folgt: die einzelne Bücherei kann in einem bestimmten Rechnungsjahr nicht einen größeren Betrag erhalten, als bei der Berechnung des Gesamtzuschusses zu Grunde gelegen hat (s. o.). Erhöht sich der Ortsbeitrag, so kann sich dies am Staatszuschuß erst im übernächsten Jahr auswirken. Ein Herabsinken des Ortsbeitrages führt dagegen sofort im nächsten Jahr eine Verminderung des Staatszuschusses herbei, da dieser in einem bestimmten Verhältnis zum Ortsbeitrag errechnet wird. Eine neueingerichtete Bücherei kann einen Betriebszuschuß erst erhalten, wenn über zwei Betriebsjahre die abgeschlossene Rechnung vorliegt; denn für das zweite Betriebsjahr ist der staatliche Gesamtzuschuß schon festgelegt, ehe die Unterlagen für das Ansuchen um Staatszuschuß vorliegen können. Nur nach § 8 kann in solchen Fällen eine kleine Sonderbewilligung stattfinden.

2. Der Zuschuß geht in der Regel an eine Bücherei (eine Büchereiorganisation) in der Gemeinde oder in der Stadt. Auf Vorschlag der Gemeindeverwaltung und mit Genehmigung des Ministers können aber auch Büchereien in kleineren Bezirken, etwa Schuldistrikten, jede für sich, ihren Zuschuß erhalten — eine nicht gerade glückliche Bestimmung, da damit der Zwang zur Zusammenarbeit in einer Gemeinde, der bisher bestand (eine Organisation), fortfällt. Neben der eigentlichen Bücherei einer Gemeinde kann aber überdies ein Zuschuß an Schulbüchereien gewährt werden, selbst wenn sie sich im selben Bezirk befinden wie die Gemeinde-

büchereien. In den Jahren seit 1920 hatte diese Praxis gerade aufgehört. Es wurden nur noch solche Schulbüchereien unterstützt, die in Gemeinden die öffentliche Bücherei ersetzen mußten. Sonst hatte sich allmählich der Grundsatz ausgebildet, die Schulbücherei nur noch im Unterricht zu gebrauchen, weswegen auch der Zuschuß fortfiel. Diese neue Bestimmung wird wahrscheinlich erheblich größere Mittel erfordern.

3. Zuschüsse werden nur noch in Ausnahmefällen bei der Neueinrichtung von Büchereien gewährt. Damit kommt zum Ausdruck, daß die große Ära der Büchereigründungen vorbei ist.

4. Die Bestimmungen über Sonderzuschüsse ($^1/_8$ für gebührenfreie Benutzung, für Einrichtung eines Lesesaales, für Umlandsbüchereien, für fachliches Personal) fallen fort. Alle Büchereien bekommen ihre Zuschüsse nach den gleichen Regeln, auch die Kopenhagener Büchereien fallen jetzt unter das Gesetz, wodurch sie wesentlich besser gestellt werden. Interessant ist eine Änderung am ursprünglichen Gesetzesvorschlag des Ministers: hier hieß es, daß der Staatszuschuß um ein Achtel herabgesetzt werden sollte, wenn die Ausleihe nicht gebührenfrei sei. Nunmehr ist ausdrücklich festgesetzt worden, daß eine geringe Jahresgebühr zulässig ist. Im alten Gesetz wurde eine Bücherei durch eine Erhöhung des Staatszuschusses belohnt, falls sie einen Lesesaal hatte. Im ministeriellen Vorschlag zum neuen Gesetz hieß es zunächst, daß in Städten und stadtähnlichen Siedlungen eine Lesestube mit Handbücherei eingerichtet werden müsse. Das neue Gesetz hat statt dessen nur die ganz laue Bestimmung: es *kann* ein Lesezimmer eingerichtet werden. Richtet eine Gemeinde ein Lesezimmer ein ohne Genehmigung des Ministers, so erhält sie hierfür keinen Staatszuschuß, ja die hierzu nötigen Beträge müssen ganz außerhalb des Büchereietats gehalten werden.

5. Der feste Ortsbeitrag ist von 50 Kronen auf 75 Kronen erhöht. Der Vorschlag ging ursprünglich auf 100 Kronen als Mindestgrenze.

6. Die bisherigen Forderungen an den Betrieb der Büchereien, die einzeln formuliert waren, sind durch die Bestimmung ersetzt, daß der Arbeitsplan einer Bücherei vom Büchereidirektor gutzuheißen ist. Das galt bisher nur für die Büchereien, die einen erhöhten Zuschuß beantragt hatten.

7. Den örtlichen Instanzen ist größere Mitbestimmung und Verantwortung eingeräumt:

a) Im Büchereiausschuß einer Zentralbücherei müssen die Gemeindebüchereien des Bezirkes vertreten sein.

b) Das Gehalt des Bibliothekars an Büchereien, die über 2000 Kr. Zuschuß erhielten, mußte bisher dem Büchereidirektor zur Bestätigung vorgelegt werden, das ist jetzt nicht mehr nötig.

c) Die Kommunalverwaltungen haben stärkeren Einfluß auf nichtkommunale Büchereien erhalten: Die Betriebsordnung ist ihnen vorzulegen; Lesestuben dürfen nur mit ihrer Genehmigung eingerichtet werden; in kleineren Bezirken oder in Schulbezirken können nicht-kommunale Büchereien neben der allgemeinen öffentlichen Bücherei nur eingerichtet werden mit Genehmigung der Ortsverwaltung; Bestimmungen über die Einrichtung von Schulbüchereien werden von ihr gefaßt.

8. Der Büchereirat hat jetzt zwölf statt zehn Mitglieder, anstatt der drei Mitglieder des Büchereivereins ist die Fachorganisation jetzt mit fünf Mitgliedern vertreten.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß das neue Gesetz wesentlich einfacher ist als das alte. Ob aber dieses Absehen von genaueren Bestimmungen, dies Vertrauen auf den „gesunden Sinn der Bevölkerung" schon ganz berechtigt ist, bleibt abzuwarten. Im Hinblick auf die große wirtschaftliche Not, die allerdings bisher Dänemark noch nicht in dem Maße getroffen hat wie viele andere europäische und nichteuropäische Staaten, die aber vielleicht dieses Land auch nicht ganz verschonen wird, kann man mit einiger Sorge sagen, daß der gesunde Sinn der Bevölkerung einer schweren Belastungsprobe entgegengehen wird.

Hauptunterschiede zwischen der schwedischen und dänischen Büchereigesetzgebung.

Als Haupteindruck bei einem Vergleich der beiden Gesetze bleibt zunächst haften, daß das schwedische Gesetz eine Unzahl von Bestimmungen enthält, die in Dänemark erst unter die Ausführungsbestimmungen fallen und damit unter die Kompetenz entweder des Ministers oder des Büchereirats oder seines Direktors. Entsprechend fällt auch auf an dem schwedischen Gesetz die viel schärfere Kontrolle (man vgl. im schwedischen Gesetz das Kapitel VII: Büchereiinspektion), die man dort über die Wirksamkeit der einzelnen Bücherei ausübt. Das rührt wohl daher, daß einmal Schweden ein sehr ausgedehntes Land ist und zum andern, daß es bibliothekarisch noch nicht so weit entwickelt ist wie Dänemark, das bereits zehn Jahre Büchereigesetz hinter sich hat.

Diese geringere Entwicklung spiegelt sich auch in einigen andern Bestimmungen: In Dänemark hat man als geringsten örtlichen Beitrag 75 Kr. nach dem neuen Gesetz festgelegt und bemerkt dazu, daß sich in einem Ort, wo man nicht diesen Betrag aufbringe, nur geringes Interesse an der Einrichtung zeige, das eine Unterstützung nicht verdiene. Einen Mindestbeitrag von seiten des Ortes kennt man in Schweden nicht, also selbst der kleinste Ortsbeitrag gibt das Recht auf Staatsunterstützung. Ferner ist in Schweden der Fall berücksichtigt, daß es einer Gemeinde allein zunächst noch schwer fallen kann, eine Bücherei einzurichten, daher wird auch an eine Vereinigung von Gemeinden ein Staatszuschuß ausgezahlt, wenn sie gemeinsam eine Bücherei unterhält. Gibt es in Dänemark einen Mindestbeitrag des Ortes als Voraussetzung der staatlichen Unterstützung, so gibt es in Schweden einen allerdings kürzlich sehr erhöhten Höchstzuschuß des Staates, den es in Dänemark, abgesehen von dem „Zentralzuschuß" nach dem neuen Gesetz nicht mehr gibt.

Der Schaffung einer allgemeinen Büchereiüberlieferung dienen die Sonderzuschläge, die das schwedische Gesetz — ebenso wie früher das dänische — einführt. Es gibt da Zuschläge für die Einrichtung eines Lesesaals, einer Handbücherei, für fachlich geschultes Personal. Solche Zuschläge kennt das dänische Gesetz also jetzt nicht mehr.

Was diesen Zentralzuschuß angeht, so scheint es nicht der Bedeutung zu entsprechen, die man in Dänemark den Zentralbüchereien zulegt, wenn der

Zuschuß dort auf höchstens 6400 Kr. begrenzt ist, während er für Schweden auf 10 000 Kr. beschränkt ist. Doch ist hier zu bedenken, daß der Wirkungskreis der Zentralbücherei in Dänemark viel kleiner ist als in Schweden, hier entspricht der Umkreis — das „Län" — etwa einem preußischen Regierungsbezirk, in Dänemark — das „Amt" — einem großen preußischen Kreis.

Ein großer Unterschied zwischen den beiden Ländern besteht noch darin, daß man in Schweden, besonders gegenüber den kleineren Büchereien, den Staatszuschuß in Gestalt von Bücherlieferungen gewährt. Das ist unmöglich in Dänemark, da man hier keine gemeinnützigen zentralen Einkaufsstellen hat. (Auch in Norwegen besteht eine solche ausgezeichnet arbeitende Einkaufsstelle für das ganze Land in Oslo, vgl. Jg. 1930 d. Z. S. 97). Die Lieferung in Büchern ergibt gleichzeitig die Möglichkeit, die Anschaffungspolitik der kleinen Büchereien schärfer zu überwachen und fast unmerklich zu beeinflussen.

Neben der Unterstützung der öffentlichen Büchereien besteht in Schweden noch die der „Studienzirkel"- und Krankenhausbüchereien. Die Studienzirkel spielen in Dänemark nicht eine so große Rolle wie in Schweden. Doch sei hier aus der Debatte im dänischen Reichstag angeführt, daß der sozialdemokratische Minister (Borgbjerg) interpelliert wurde, wie sich denn sein Interesse für die Studienzirkel, die viel von Arbeitern benutzt werden, in diesem neuen Gesetz zeige. Für ein Gesetz über Krankenhausbüchereien sind in Dänemark noch nicht genügend die Voraussetzungen gegeben. Man hat in den letzten Jahren erst langsam mit dieser Arbeit in Odense und zwei kleineren Orten begonnen.

Für den Bibliothekar interessant ist noch die verschiedene Stellung, die er im Büchereivorstand (Kommission) einnimmt, während er in Dänemark Mitglied ist und als Schriftführer an den Sitzungen teilnimmt, gehört er in Schweden der Kommission nicht an, nimmt aber an den Sitzungen mit beratender Stimme teil.

6. Jahresversammlung des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare in Braunschweig 11.–14. Mai 1931.

Die Wahl des zentral gelegenen Tagungsortes hatte sich bewährt, denn die offizielle Teilnehmerliste weist 142 Namen auf, zu denen noch eine Reihe später eingetroffener Kollegen und verschiedene Gäste hinzuzurechnen sind. Doch war es gewiß nicht nur die Lage, nicht allein die schöne Stadt und der interessante Büchereibau, die so viele trotz der schweren Zeiten herbeigelockt hatten, sondern vor anderem die Notlage des Büchereiwesens selbst, über die zu sprechen und gegenüber der sich zu eindrucksvoller Kundgebung zu versammeln allen ein Bedürfnis war. Deshalb ist es besonders zu begrüßen, daß eine ganze Anzahl von Regierungen, Behörden und befreundeten Verbänden vertreten war; beweist doch die steigende Teilnahme der Öffentlichkeit an den Jahresversammlungen, wie sehr das deutsche Büchereiwesen sich zunehmender Beachtung erfreut, seit es einig und geschlossen hinter seiner großen Kulturaufgabe steht.

Die örtliche Vorbereitung der Tagung lag bei Kollegen Kron und seinem Mitarbeiterstabe in den besten Händen, die Gemeinschaftsräume seines viel bewunderten Hauses boten Raum für alle Veranstaltungen, die Teilnehmer erhielten von

„Mumme“ und „Braunschweiger Wurst“ an bis zu den geistigen Gaben des örtlichen Sortiments- und Verlagsbuchhandels und nicht zuletzt der Stadt zahlreiche Geschenke und sogar der Himmel war so gnädig, am Himmelfahrtstage die schönste Sonne für den Ausflug nach der köstlichen alten Lessingstadt Wolfenbüttel zu spenden. So waren alle Vorbedingungen gegeben und erfüllt und der Dank dafür sei nochmals den Bemühten auch an dieser Stelle abgestattet.

Die Arbeit setzte fleißig bereits vor dem feierlichen Beginn der Tagung ein. Schon am Sonnabend versammelte sich der geschäftsführende Vorstand, im Laufe des Sonntags tagten einzelne befreundete Gruppen und am Sonntag Abend die Ausbildungskommission, während im gleichen Hotel sich bereits eine lange Tafel von Kollegen ein erstes gemütliches Stelldichein gab. Die Diskussion drehte sich in der Kommission besonders um den mißverständlich gefaßten § 4 der Prüfungsordnung. Es wird vorgeschlagen, ein Heft zu drucken, wie es die Berliner Schule für die alten Verhältnisse bereits hatte, in das die ministeriellen Bestimmungen, die Bestimmungen für die Zusatzprüfung, die verschiedenen Antworten des Ministeriums auf Anfragen grundsätzlicher Natur seitens des Verbandes, die Bestimmungen über das einzurichtende Verbandsexamen, die Ausbildungsbüchereien usw. Aufnahme finden sollen. Großer Wert wird auf die Zusammenarbeit der Büchereien mit den Schulen gelegt, damit Reibungen möglichst vermieden werden. Desgleichen sollen die Schulen in engere Arbeitsfühlung miteinander gebracht werden, damit eine Gleichmäßigkeit der Ausbildung gewährleistet ist (Anträge s. u.). Auch der Entwurf für ein Praktikantenzeugnis, aus dem wirklich etwas über die praktische Bewährung und ihre Mängel zu entnehmen ist, soll ausgearbeitet werden.

Am Montag vormittag tagten sodann die Beratungsstellenleiter (28 Teilnehmer). Hans Hofmann (Leipzig) berichtet über die Tätigkeit des geschäftsführenden Vorstandes seit der letzten Sitzung. Es wird beschlossen, die vom Verbande ausgearbeiteten Denkschriften mit einigen Änderungen in der Denkschrift über das Verhältnis zu den weltanschaulich gebundenen Büchereien zu veröffentlichen*). Zur Bearbeitung der Frage der Vereinheitlichung der Statistik oder einer Dachstatistik wird eine Kommission gewählt, der angehören: Angermann (Hagen), Fischer (München), Hans Hofmann (Leipzig), Kock (Schneidemühl) und Schriewer (Flensburg). Es wird ferner beschlossen, Anfang August zur Büchereiausstellung in Flensburg wiederum zusammenzukommen. Die Versammlung tritt darauf in eine eingehende Debatte über den vom Buchhändler-Börsenverein zusammen mit der Deutschen Zentralstelle-Leipzig projektierten Plan eines Zentral-Einkaufshauses ein. Sämtliche Redner der Beratungsstellen betonen, daß kein Entwurf annehmbar sei, der irgendwie den pädagogischen Einfluß der Beratungsstellen auf die Anschaffungspolitik zu beschränken oder gar zu gefährden vermöge. Obwohl die ganze, schwerwiegende Frage zunächst eine Angelegenheit der preußischen Beratungsstellen ist, werden durch jede derartige Regelung die nichtpreußischen Beratungsstellen und sämtliche Städte unmittelbar berührt. Hier aber liegen die Dinge so verschieden, daß bisher ein Weg zu einer Überwindung der Schwierigkeiten sich nicht zu eröffnen scheint. Die Sitzung der Beratungsstellenleiter wurde am Dienstag abend noch durch mehrere Stunden hindurch fortgesetzt.

Am Montag nachmittag tagte alsdann der Gesamtvorstand, darauf die Büchereigesetzkommission. Fischer (München) berichtet über das tschechoslowakische, Fritz (Berlin) über das englische Büchereigesetz, Ackerknecht (Stettin) besonders eingehend über die nordischen Gesetze unter Herausarbeitung der grundsätzlichen Fragen. Einige der wichtigsten Punkte des hier Vorgetragenen wiederholt Ackerknecht auf Wunsch des Vorstandes später in der Vollversammlung.

So war schon ein gutes Stück Arbeit geleistet, als am Abend die eigentliche Tagung mit einer öffentlichen Kundgebung unter lebhafter Anteilnahme des Staates und der Stadt Braunschweig begonnen wurde. Nach der Ansprache des 1. Vorsitzenden über „Die Lage des deutschen Büchereiwesens“ sprach Ministerialdirektor Heinrich Becker (Berlin) über „Gesellschaft — Staat — Erwachsenenbildung“. Indem er das Wesen der Erwachsenenbildung als eine Funktion der Gesellschaft und ihr eigentümliches Verhältnis zum Staat herausarbeitete, nahm er auch eingehend Bezug auf die Schwierigkeiten der gegenwärtigen Not-

*) Die Veröffentlichung geschieht in den „Heften für Büchereiwesen“.

zeit, durch die die Errungenschaften der Bücherei hindurchzuretten eine wichtige Aufgabe des Staates und der Gemeinden sei. Wie wichtig dies auch grade für die Erhaltung und den Aufbau der deutschen Wirtschaft ist, betonte in besonders temperamentvollen Ausführungen unter den nun folgenden Begrüßungsrednern der Behörden und Verbände der Vertreter der technischen Hochschule Braunschweig.

Die Mitgliederversammlung am Dienstag morgen erledigte zunächst einige Einzelanträge. Im Anschluß an den Bericht über die Tätigkeit der Sektion der Beratungsstellenleiter wird beschlossen, eine Kommission für statistische Fragen einzusetzen. Ein Leipziger Antrag verlangt Regelung der Dienst- oder Amtsbezeichnungen. Nachdem Sulz (Essen) und Frl. Hansen (Hamburg) über die Ergebnisse der von ihnen bearbeiteten Rundfrage berichtet haben, wird beschlossen, die bisherige Kommission (Hansen-Sulz) durch Frl. Mühlenfeld (Berlin) und Frl. Schlesinger (Leipzig) zu erweitern, um die Frage weiter zu fördern.

Der 1. Vorsitzende berichtet eingehend über die büchereipolitische Lage. Die Verbandsaufgaben haben sich derart vermehrt, daß es nicht möglich ist, ihnen mit den zur Verfügung stehenden Mitteln und Kräften gerecht zu werden. Der Brauch, daß der geschäftsführende Vorstand an allen Kommissionen und Sektionen beteiligt ist, um die Kontinuität der Arbeit zu sichern und den Kommissionen und Sektionen in der Geschäftsstelle den nötigen bürotechnischen Rückhalt zu geben, hat sich durchaus bewährt, nur übersteigen die wachsenden Aufgaben die Leistungsfähigkeit der Verbandsorgane.

Als die wichtigsten dieser Aufgaben seien kurz angeführt:

a) Statistik: Vereinheitlichung; Jahrbuch; Mitarbeit an der Kulturstatistik des Reichsministeriums des Innern.
b) Vereinheitlichung der fachlichen Terminologie.
c) Zusammenarbeit mit Kommissionen und Sektionen: Gesetzkommission, Ausbildungskommission, Jahrbuchkommission, Normenausschuß usw. — Sektion für Beratungsstellen, für Arbeit an Kindern und Jugendlichen, Musikbüchereien usw.
d) Archiv.
e) Zusammenarbeit mit dem Verein deutscher Bibliothekare und dem internationalen Bibliothekar-Verband.
f) Zusammenarbeit mit der übrigen Volksbildung.
g) Verhältnis zum Buchhandel.
h) Pressedienst.

Um allen diesen und anderen Aufgaben gerecht werden zu können, bedarf der Verband einer Anlehnung an eine Stelle, die ihm Raum zur Verfügung stellt, denn das Verbandsgeschäftszimmer hat infolge der Kassenlage aufgegeben werden müssen, und mit der er Hand in Hand arbeitet, wobei er keineswegs nur der nehmende Teil zu sein braucht, da er durch sein Prinzip der Dezentralisierung der Arbeit im Fachlichen und der Austauschvermittlung und Zusammenfassung im Büchereipolitischen starke Kräfte zur Verfügung hat. Eine solche Anlehnung findet er durch die Umbildung der „Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen" zu einer dem ganzen deutschen Büchereiwesen dienenden gemeinsamen Arbeitsstelle. Diese Umbildung ist im Gange, eine Abteilung der Zentralstelle unter Leitung von Hans Hofmann wird nach Berlin verlegt und findet ihre Unterkunft beim Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht. Dorthin soll auch die Geschäftsstelle des Verbandes nebst dem Archiv verlegt werden. Das Verhältnis der beiden Einrichtungen ist so gedacht, daß die Arbeiten in enger Fühlungnahme durchgeführt werden, beide jedoch unter eigener Verantwortung arbeiten. Der Vorstand des Verbandes, dem der Leiter der Berliner Abteilung der Zentralstelle angehört, bildet die Verbindung.

Nach diesem Bericht über die organisatorischen Aufgaben wurde die büchereipolitische Lage, vornehmlich das Verhältnis des Verbandes zu den weltanschaulich und parteipolitisch gebundenen Büchereien besprochen. Der Verband vertritt nach wie vor trotz der Angriffe und Vorstöße von konfessioneller Seite die Auffassung, daß ein freundschaftliches Verhältnis durchaus möglich und wünschenswert sei, wenn sich die weltanschaulich und politisch gebundenen Büchereiformen auf die Betreuung der ihnen eigentümlichen Aufgaben beschränken.

Das Bedürfnis nach örtlichem oder landſchaftlichem Zuſammenſchluß iſt bei den Volksbibliothekaren dem Weſen ihrer Arbeit entſprechend immer ſehr rege geweſen. Neuerdings hat ſich auch eine Gruppe von Jugendbibliothekaren gebildet, die jährlich einmal zu einem Treffen zuſammenkommt. Für die Orts- und Ländergruppen beſteht ſeitens des Verbandes der dringende Wunſch, daß dieſe ſich als Untergruppen des Verbandes konſtituieren und die Verbandsgeſchäftsſtelle laufend über ihre Arbeiten unterrichten möchten. Die Vorteile, daß dieſe Arbeit dann beſſer der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden kann, iſt offenbar. Im Archiv ſoll *alles* zuſammenfließen, damit es auch ſpäteren Geſchlechtern noch übermittelt werden kann. Außerdem richten dieſe unangeſchloſſenen Gruppen bereits Anträge an den Verband und beſchäftigen ſich auch ſonſt mit ihm, was nur zu begrüßen iſt. Eine Regelung des Verhältniſſes würde den Gruppen bei ſolchen Anregungen, Anträgen und Wünſchen dem Verband gegenüber ein offizielles Gewicht und Geſicht geben. Die Jugendgruppe bleibt ihrem Weſen nach ſicher am beſten für ſich, ihre Ungebundenheit und Lebendigkeit iſt ihr Hauptwert, ſie ſoll ſich nicht Rückſichten aufzuerlegen haben, die älteren Kollegen ihre amtliche Stellung, allen Verbandsgruppen ihre Teilnehmerſchaft am Verbande in manchen Dingen auferlegt. Aber auch ſie wurde gebeten, Berichte über ihre Tätigkeit dem Verbandsarchiv zur Verfügung zu ſtellen, damit ihr in ſeiner Art beſonders erwünſchter Anregungswert für die älteren Kollegen nicht ganz verloren geht.

Auf Anregung von Generaldirektor Dr. Krüß ſoll der gemeinſame Ausſchuß für die Vertretung der beiden großen Bibliothekarverbände dem internationalen Bibliothekarverband gegenüber auf die Vertretung gemeinſamer Intereſſen auch im Inlande ausgedehnt werden. Die Verſammlung erteilt hierzu dem Vorſtande die Ermächtigung.

Hierauf gibt Hans Hofmann den *Kaſſenbericht*. Seine Anregung, die Erwerbsloſen vom Mitgliedsbeitrage zu befreien, wird in einem Antrage *van der Briele* angenommen, ein Antrag *Schröter*, die Mitgliedsbeiträge nach dem Gehalt zu ſtaffeln, wird zurückgeſtellt. Um die Unkoſten für die Eintreibung bei ſäumigen Zahlern beſtreiten zu können, wird die Erhebung von 1,— *RM* Verzugsgebühren angenommen.

Engelhardt (Berlin) berichtet über die Zuſammenarbeit mit der Lehrerſchaft in der Jugendſchriftenfrage (beſonderer Bericht folgt) und über den Stand der Jahresbucharbeit. Das Jahrbuch iſt im Druck und wird demnächſt erſcheinen. Eine Reihe von Verbeſſerungen ſind aufgenommen worden.

Der Bericht über den Stand der *Ausbildungsfrage* ruft eine lebhafte Debatte hervor. Miniſterialrat Becker teilt mit, daß Oſtern 1931 noch 75 Bewerber für die Laufbahn zugelaſſen wurden, die auf 1½ Jahre zu verteilen ſind, da erſt wieder im Oktober 1932 neue Bewerber angenommen werden. Im übrigen behält ſich das Miniſterium vor, jeweils die erforderliche Zahl zuzulaſſen. Wenn die Situation ſo ſchlecht bleibt, können es immer weniger werden. Der Vorſtand hat Richtlinien für die Berufsämter ausgearbeitet, die gedruckt und allen Stellen zugeleitet werden ſollen.

Die Verſammlung nimmt folgenden Antrag der Ausbildungskommiſſion an:

„Der V.D.V. bittet das Miniſterium, nachdem die neue Preußiſche Bibliotheks-Prüfungsordnung am 24. 9. 30 in Kraft getreten iſt, baldmöglichſt um Folgendes:

1. Die Ernennung der Mitglieder der volksbibliothekariſchen Abteilung der Prüfungskommiſſion bekanntzugeben,
2. die zur Ausbildung von Praktikantinnen in Preußen zugelaſſenen Büchereien mitzuteilen, und
3. über die Fragen der Auswahlgeſichtspunkte für die Annahme der Berufsanwärter Mitteilung zu machen, gegebenenfalls dafür Richtlinien zu veröffentlichen, damit die einzelnen Büchereien in Zukunft danach verfahren können."

Umkämpft wird auch der Antrag der Ausbildungskommiſſion, ſich gegen die Gründung weiterer Schulen auszuſprechen. Im beſonderen ſpricht *Moering* (Breslau) für Schleſien. *Hans Hofmann* weiſt demgegenüber darauf hin, daß die Erteilung von Studienbeihilfen und Stipendien die von Moering gerügten Mißſtände weiter Entfernungen beſeitigen könnten. Die Vorbedingungen für die

Errichtung einer Schule seien nicht bereits durch ein gutes örtliches Büchereiwesen gegeben, da die Frage der Lehrkräfte schwierig und nur unter besonders günstigen Umständen zu lösen sei. Der Antrag der Ausbildungskommission wird angenommen:

„Der V.D.V. ist im Blick auf das gegenwärtige Überangebot von volksbibliothekarischen Kräften und z. Zt. geringen Aussichten auf neue Stellen unbedingt der Ansicht, daß die ministeriell genehmigten Büchereischulen den Bedarf völlig decken und eine Notwendigkeit zur Gründung neuer Schulen nicht besteht."

Ebenso findet nachfolgender Antrag der Kommission die Billigung der Versammlung:

„Der V.D.V. nimmt die Frage der Vereinheitlichung der alphabetischen Katalogisierung besonders im Blick auf die Tätigkeit der Büchereischulen aktiv in Angriff. Der V.D.V. soll zu diesem Zwecke eine Kommission einsetzen, die aus den Vertretern der Büchereischulen und der Büchereien gebildet wird. Es wird erwartet, daß möglichst bald ein Bericht und geeignete Vorschläge vorgelegt werden."

Am Nachmittag wird die Besprechung der Ausbildungsfrage fortgesetzt. Sulz (Essen) berichtet über die Arbeit der Kommission hinsichtlich der Richtlinien für das Praktikantenzeugnis.

Das Praktikantenzeugnis soll neben dem in § 4 der Ausführungsanweisungen festgelegten Bericht über die einzelnen Arbeitszweige noch folgende Feststellungen enthalten:

1. in welche Technik der Ausleihe,
2. in welche Methode der Katalogisierung

eingeführt wurde.

Die Bewertung der Fähigkeiten des Praktikanten soll folgende einzelne Ausbildungsgebiete erfassen:

1. Die Eignung für die Arbeiten der inneren Verwaltung,
2. Kenntnisse und gutes Urteil über die Literatur, evtl. auch Musikliteratur, und die Fähigkeit, dem Ausdruck zu geben.
3. Fähigkeit in der Ausleihe, wobei das soziale Verständnis für die Leser mit zu bewerten ist.
4. Besondere Fähigkeiten, etwa den Umgang mit der Jugend oder den Kindern.

Ein allgemeines Urteil über die Eignung für den Büchereidienst soll nicht abgegeben werden.

Der Berichterstatter erwähnte noch die leidige Vorschrift, über das außerdienstliche Verhalten der Praktikanten ein besonderes Urteil abzugeben und wies darauf hin, daß ein Verzicht auf dieses Urteil nicht im üblen Sinne für den Praktikanten auszulegen sei, da es manchen Büchereileitern unangenehm ist, ein solches Urteil abzugeben. Der Berichterstatter ist damit einverstanden, daß die obigen Richtlinien durch den geschäftsführenden Vorstand im Einzelnen noch eine Redaktion erfahren.

Der 1. Vorsitzende berichtet sodann über das 2. Examen. Das Ministerium ist zur Zeit nicht bereit, Akademikern grundsätzlich bis zum 1. Examen (Diplomexamen) einen Nachlaß von einem vollen Jahr (ein Jahr Praxis, ein Jahr Schule) zu gewähren. Andererseits besteht beim Ministerium der Wunsch, daß in Zukunft alle Akademiker durch das 1. Examen gehen. Es muß also jeder Anwärter mit abgeschlossener akademischer Vorbildung einzeln einen Antrag auf Erlaß eines Ausbildungsjahres für das 1. Examen an den Minister richten, der von Fall zu Fall entscheidet.

Bei dieser Lage der Dinge schlägt die Ausbildungskommission vor, das 2. Examen als Verbandsexamen einzuführen und in Zukunft auch die Anwärter mit akademischer Vorbildung durch das 1. Examen gehen zu lassen. Sie legen dann nach einem weiteren praktischen Jahr das 2. Examen als Verbandsexamen ab. Die bereits in der Ausbildung befindlichen Volontäre müssen individuell, je nach Lage ihres Falles, behandelt werden. Es soll eine Rundfrage seitens des Verbandes an die Büchereien gerichtet werden, wieviel Akademiker in Ausbildung als Volontäre vorhanden sind und seit wann. Man kann dann die Einzelnen be-

raten, wie sie es halten sollen. Ein Zwang zur Ablegung des 2. Examens kann natürlich nicht ausgeübt werden.

Nach sehr langer und lebhafter Debatte, die noch einmal alle Bedenken zu Wort kommen ließ, die grundsätzlich gegen ein solches Examen bestehen, die aber zugleich den berechtigten Wünschen der Nichtakademiker beredten Ausdruck gab, durch dieses Examen die Aufstiegsmöglichkeit zu erhalten und die übermäßige Züchterei von Volontären einzudämmen, die bereits weithin den nichtakademischen Diplomierten die Stellen fortnehmen, wurde folgender Antrag Sulz mit 61 Stimmen gegen 5 bei 24 Enthaltungen angenommen:

„Der Aufstieg des Akademikers geht durch das Diplomexamen zum Verbandsexamen, das nach dem 3. Ausbildungsjahre zu bestehen ist. Für die jetzt schon als Volontäre Eingetretenen werden Übergangsbestimmungen getroffen, wonach sie im Einzelfalle vom Diplomexamen befreit werden können und direkt zum Verbandsexamen zugelassen werden. Das Verbandsexamen wird im übrigen nach den Frankfurter Beschlüssen durchgeführt."

Nach diesen können Nichtakademiker sich nach fünfjähriger Berufstätigkeit nach dem Diplomexamen zum Verbandsexamen melden.

Ackerknecht (Stettin) berichtet über die Verhandlungen der Bücherei-Gesetzkommission, wozu wir die von ihm aufgestellten „Gesichtspunkte" als Anhang mitteilen. Sie lagen der Kommission in Abzug vor.

Nach einem kurzen Bericht von Hans Hofmann über die Tätigkeit der Beratungsstellenkommission (s. o.) erstattete Engelhardt (Berlin) ein zusammenfassendes Referat über die Notlage der Büchereien*). Die Versammlung nahm darauf die nachfolgende „Resolution" an:

> Der Verband Deutscher Volksbibliothekare E. V. hat aus Anlaß seiner 6. Jahresversammlung in Braunschweig die Notlage der öffentlichen volkstümlichen Bücherei in breitester Öffentlichkeit dargelegt. Alle anwesenden Vertreter der Behörden, Vereine und Verbände anerkannten den Ernst der Lage und versprachen Förderung und Unterstützung.
>
> Als Ergebnis einer soeben unter größeren Büchereien veranstalteten Erhebung wurde bekanntgegeben: Die Benutzung der Büchereien ist gegenüber dem Jahre 1928 um bis zu 100% gestiegen. Der Anteil der Arbeiterkreise beträgt oft mehr als 50% der Gesamtleserschaft.
>
> Besonders wichtig ist: Dem Erwerbslosen vermittelt die Bücherei heute vielfach wesentliche praktische, geistige und seelische Hilfe. Darüber hinaus ist die Bücherei heute für alle Bildungsbestrebungen Sammelbecken und Rückhalt geworden.
>
> Zur Durchführung allein der allerdringlichsten Aufgaben, die der öffentlichen volkstümlichen Bücherei heute gestellt sind, reichen die Mittel, die nach manchen Kürzungen zur Verfügung stehen, nicht mehr aus. Und doch sind die Kosten, die zur Fortführung der Arbeit benötigt werden, im Vergleich mit den Aufwendungen für andere kulturelle und sozialpädagogische Einrichtungen äußerst gering. Neben Osthilfe und Arbeitsbeschaffung ist dringendste Aufgabe der Öffentlichkeit eine umfassende und durchgreifende
>
> Kulturelle Nothilfe!
>
> die auch den öffentlichen Büchereien die zur Erhaltung und zum Ausbau erforderlichen Mittel verschafft.

Trumm (Kaiserslautern) erzählt von den Versuchen einiger Gemeinden, Lehrer als nebenamtliche Leiter durch stellungslose Kaufleute (!) zu ersetzen, Vorfälle, die die Zustände in einigen Gegenden besonders scharf beleuchten. Der Vorstand berichtet über weitere Maßnahmen zur Nothilfe für das Büchereiwesen und man schreitet nach Verlassen dieses Punktes zur Neuwahl des Vorstandes. Da Wiederwahl des alten Vorstandes gewünscht wird, so teilt Engelhardt (Berlin) mit, daß er neben dem Schriftführerposten das Jahrbuch nicht weiter bearbeiten könne, daher bitten müsse, ihn aus dem Vorstande zu entlassen. Der bisherige Vorstand wird darauf wiedergewählt mit der Änderung, daß an Stelle von

*) Die Auswertung dieses wichtigen Materials hoffen wir in einem der nächsten Hefte unserer Zeitschrift unseren Lesern vorlegen zu können.

Dr. Engelhardt (Berlin) Hans Hofmann (Leipzig) die Geschäfte des Schriftführers übernimmt; Frl. Beckmann (Berlin), die für Engelhardt neu in den geschäftsführenden Vorstand eintritt, die Geschäfte des Kassenwartes. Frl. Beckmann, die auf der Tagung selbst nicht zugegen war, hat inzwischen die Wahl angenommen.

Frl. Dr. Nathan (Berlin) weist auf die zahlreichen erwerbslosen und abgebauten Kollegen und Kolleginnen hin, die unterstützungsbedürftig sind. In der Wohlfahrtspflege hätte man verschiedene Wege der Hilfe für die Berufsgenossen gefunden. Der Verband solle prüfen, ob nicht auch bei uns ähnliches möglich wäre. Hans Hofmann betont, daß nicht nur nach der materiellen Seite hier Hilfe nötig sei, da ein längeres Verweilen außerhalb des Berufes schwere Schäden nach sich ziehe. Der Vorstand soll die Frage, mit der er sich bereits mehrfach beschäftigt hat, erneut prüfen. Die genaue Zahl der Erwerbslosen ist schwer festzustellen.

Frl. Hirsch berichtet über die Arbeit der Stellenvermittlung und die Zahl der Mitglieder, die erfreulicherweise auf 725 angewachsen ist. Damit ist die reiche Arbeit dieses Tages beendet.

Am Mittwoch wird nach Entlastung der Kassenführung folgender Antrag Trumm (Kaiserslautern) einstimmig angenommen:

> „Auf Grund der Notverordnung betr. Doppelverdiener werden in letzter Zeit in Gemeinden und Kleinstädten oft Anträge gestellt, daß Lehrer, die im Nebenamt Volksbüchereiarbeit leisten, durch Erwerbslose, Sozialrentner (z. B. stellenlose Kaufleute usw.) ersetzt werden. Der V.D.V. warnt alle Kommunalverwaltungen, Verbände oder Vereine, diesen Anträgen stattzugeben, damit nicht alle Erfolge des Volksbüchereiwesens des letzten Jahrzehnts verloren gehen. Volksbüchereiarbeit ist eine rein pädagogisch-literarische Arbeit, die nur von Menschen geleistet werden kann und darf, welche die dazu nötigen Voraussetzungen mitbringen."

Nun folgten die Vorträge und Sitzungen der Sektionen, über die in den beiden Verbandszeitschriften des Näheren berichtet werden wird. Und zwar werden die „Hefte für Büchereiwesen" den Vortrag von Waas (Frankfurt) über historische Belletristik und ihre volkspädagogische Bedeutung, das von Frl. Schaeffer (Leipzig) an Stelle der verhinderten Frau Hofmann-Bosse erstattete Referat über das Jungmädchenbuch und das von Angermann (Hagen) über den Bestandsaufbau der Musikbücherei bringen, während unsere Zeitschrift neben dem in diesem Heft bereits mitgeteilten Referat von Sulz (Essen) über den Schlagwortkatalog den Vortrag von Wormann (Berlin) über den modernen russischen Roman und seine Leserschaft und die Referate von Narciß und Engelhardt zu der Frage des Jungmädchenbuches und der Musikbücherei bringen zu können hofft.

Das Interesse an den mit großem Beifall aufgenommenen Vorträgen und den lebhaft debattierten Referaten war so stark, daß allseitig bedauert wurde, nicht mehr Zeit hierfür zur Verfügung gehabt zu haben. Um das für die nächste Tagung zu erreichen, soll versucht werden, Geschäfts- und Kassenberichte jedesmal in knapper Zusammenfassung schriftlich an die Teilnehmer zu geben und dann nur einzelne Punkte, zu denen Anfragen entstehen, in der Versammlung selbst zu besprechen. Diesmal wäre das kaum möglich gewesen, nicht allein aus technischen Gründen. Notstandsfrage und Ausbildung mit dem so entscheidend wichtigen Punkt des zweiten Examens nahmen am Dienstag den größten Teil der Zeit fort und beide durften nicht forciert werden, da besonders in der Examensfrage die Versammlung ganz unbeengt ihre Entscheidung treffen mußte. Wenn sich alle diese Dinge einmal eingespielt haben, dann werden die methodischen Fachfragen, die leserpsychologischen und volkspädagogischen Probleme, die gewiß oft interessanter sind als das Organisatorische des Berufes und der Ausbildung, mehr Raum bekommen können. Überblickt man das Ganze, das sich auf diese wenigen Tage zusammendrängte, so wird man sagen dürfen, daß Versammlung und Kommissionen mit ihrer Arbeit zufrieden sein dürfen. W. Schuster.

Gesichtspunkte
für die Erörterung eines deutschen Büchereigesetzes.

Redaktionelle Vorfrage: Was soll in das Gesetz selbst hinein und was in die Ausführungsbestimmungen?

Inhaltliche Vorentscheidung: Verpflichtungsgesetz oder Prämiierungsgesetz?

Soll jede Gemeinde (evtl. von einem gewissen Größentyp an) zur Errichtung und Unterhaltung einer Bücherei verpflichtet sein?

oder

soll es ganz in das freie Ermessen der Gemeinden gestellt sein, ob sie Büchereien einrichten und was sie für ihre Unterhaltung aufwenden wollen, und soll nur die Verpflichtung des Staates festgelegt werden, solche freiwilligen Leistungen, sofern sie gewisse Bedingungen erfüllen, durch planmäßige Zuschüsse anzuerkennen?

oder

soll der belgische Mittelweg gewählt werden: Verpflichtung, wenn ein Fünftel der stimmberechtigten Gemeindemitglieder die Errichtung und Unterhaltung einer Bücherei fordert?

Welche Arten von Büchereien sollen für Staatsunterstützungen in Betracht kommen?

A. Gemeindliche Volksbüchereien,
B. Vereinsmäßige Volksbüchereien,
C. Schülerbüchereien,
evtl. noch Krankenhausbüchereien, Gefängnisbüchereien und Heeresbüchereien.

Zu A. Soll ein örtlicher Mindestaufwand Voraussetzung für Staatszuschuß sein?
in Geld

oder

in Geld und durch Raumgewährung (Berechnungsmodus)?

Verhältnis von örtlichem Aufwand und Staatszuschuß
- bei einmaligem Zuschuß,
  - zu Bauten, Büchereigründungen und -neuordnungen,
- bei Betriebszuschüssen.
  - Grundzuschuß (mit sinkender Skala und Höchstgrenze),
  - Sonderzuschuß für Leseraum (an Büchereien einer gewissen Mindestbetriebsgröße),
  - Sonderzuschuß für hauptamtliches Personal (an Büchereien einer gewissen Mindestbetriebsgröße),
  - Sonderzuschuß für Zentralbüchereitätigkeit (mit Höchstgrenze).

Form der Beantragung:
Nachweis der vorjährigen örtlichen Aufwendungen und Statistik der örtlichen Betriebsergebnisse.
Grundsätzliche Bereitschaft, sich inspizieren zu lassen.
Antragstellerin und Treuhänderin ist die Gemeindeverwaltung.

Form der Ausbezahlung:
Grundzuschuß in Büchern nach Wahl der Bücherei.
Sonderzuschüsse in barem Geld.

Zusammensetzung des Reichsbüchereirates:
Reichsbüchereidirektor an der Spitze, Vertreter des Reichsministeriums des Innern, des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare, der Kultusministerien der Länder, der Städte und Landgemeindebünde, der Deutschen Bücherei, der Büchereischulen und der Volkshochschulen.

Zuständigkeit des Reichsbüchereirates:
Jährliche Prüfung des Reichsbüchereihaushaltsplanes, gutachtliche Mitwirkung bei Revision oder Ergänzung des Gesetzes oder der Ausführungsbestimmungen.

Zuständigkeit des Reichsbüchereidirektors:
Verteilung der Zuschüsse nach den gesetzlichen Normen, unter gutachtlicher Mitwirkung der Zentralbüchereien. Prüfung der Qualifikation der Zentralbüchereileiter. Bestimmung des Wirkungsbereiches der einzelnen Zentralbüchereien (mit besonderer Berücksichtigung der Grenzgebiete). Beaufsichtigung der Büchereischulen.

In den Ausführungsbestimmungen wäre dann noch eingehend zu regeln:

Zentralbüchereitätigkeit, insbesondere ihre Inspektionspflichten, ihre Rechte, die Bestände der Büchereien des Bezirkes zu sichten, ihre Lehrgangstätigkeit usw.

Qualifikation und Vergütung nebenamtlicher und hauptamtlicher Bibliothekare.

Büchereischultätigkeit.

Einmalige Zuschüsse.

Zu B. Soll eine Vereinsbücherei auch Staatsunterstützung erhalten, wenn eine staatsunterstützte gemeindliche Bücherei am Orte ist?

Sonstige Vorbedingungen für die Zulassung von Vereinsbüchereien zur Staatsunterstützung:

daß es sich um einen reinen Volksbildungsverein handelt,

daß gleiche Benutzungsbedingungen für die Mitglieder wie für die Nichtmitglieder gelten,

daß eine Mindestzahl von Öffnungsstunden, je nach Größe des Zuschusses, gewährleistet wird,

daß die Bücherei grundsätzlich bereit ist, sich vom Leiter der Zentralbücherei inspizieren zu lassen.

Für Vereinsbüchereien kommt nur ein Grundzuschuß mit Höchstgrenze in Frage.

Zu C. Für Staatsunterstützung kommen nur Schülerbüchereien an Volksschulen, an Fortbildungs- und Berufsschulen und an Mittelschulen in Betracht.

Alle staatsunterstützten Schülerbüchereien einer Gemeinde müssen eine verwaltungsmäßige Einheit bilden mit einem Schülerbüchereiausschuß an der Spitze, der für rechtzeitige Beantragung und Verteilung der Staatszuschüsse sorgt. In diesem Schülerbüchereiausschuß muß auch die gemeindliche Volksbücherei vertreten sein. Auch die Schülerbüchereien, sofern sie Staatszuschuß erhalten, sind in die Inspektion durch die Zentralbücherei einbezogen.

Für Schülerbüchereien kommt nur ein Grundzuschuß mit Höchstgrenze in Frage.

Revision des Gesetzes nach 10 Jahren.

Das Schlagwortverzeichnis in der Volksbücherei.

Referat Dr. Eugen Sulz (Essen) auf der Braunschweiger Tagung am 13. 5. 1931.

Dem Referat lag der Entwurf der nachfolgenden Grundregeln zugrunde, die in der Hand der Hörer waren. Die sehr lebhafte Aussprache erwies die Aktualität des Themas. Das Nachfolgende gibt in großen Linien die Hauptgesichtspunkte des Referats wieder.

Wie für den alphabetischen Katalog, so bedürfen wir auch für den Schlagwortkatalog einheitlicher Grundregeln zur Ausbildung in den Büchereischulen, zumal wenn jetzt eine besondere Schulung für die Verbands- (resp. Zusatz-)prüfung notwendig wird. Ferner ist es der rechte Augenblick, wie schon Langfeldt (Jg. 1930, H. 5 dieser Zeitschrift) betonte, zu einer einheitlichen Regelung des Schlagwortkataloges zu gelangen, bevor sich jede Bücherei ihre besonderen Regeln geschaffen hat. Die Entwicklung der Volksbücherei ist heute soweit vorwärtsgetrieben, daß man die Verwaltung einer großen und mittleren Bücherei, auch wenn sie die Beratungsmethoden für die Schöne Literatur noch so sehr verfeinert hat, als halbdilettantisch bezeichnen muß, wenn die Bücherei nicht entweder ein feinsystematisches oder ein Schlagwortverzeichnis ihrer belehrenden Literatur besitzt.

Gewiß liegt hier eines der schwierigsten Probleme der Volksbücherei-Organisation vor, da der Schlagwortkatalog die Aufgabe hat, unmittelbar aus dem praktischen Leben an die fremde Welt der Literatur heranzuführen, während man bei den anderen Katalogen der Basis des wissenschaftlichen Denkens näher bleibt. Die Aktivlegitimation für den Verfasser zur Ausarbeitung eines Vorschlages für allgemeingültige Grundlagen ist begründet in der Tatsache, daß er seit 20 Jahren

planmäßig am Schlagwortkatalog der Essener städtischen Volksbücherei und seit 15 Jahren an dem der wissenschaftlichen Abteilung mitarbeitet. Beide Kataloge sind ganz verschieden angelegt; der eine setzt einen systematischen Katalog voraus und ist dem Publikum zugänglich; der andere muß den systematischen Katalog mit ersetzen und ist vorläufig dem Publikum nicht zugänglich. Die vorgelegten Grundregeln sind nicht etwa auf einen der beiden Essener Schlagwortkataloge zugeschnitten, sondern enthalten die Quintessenz der Erfahrung aus der langjährigen vergleichenden Arbeit in höchstmöglicher Vereinfachung.

Aus der bisherigen Literatur über den Schlagwortkatalog hat der Verfasser ferner manche Anregungen gewonnen. Sich in den Streit der wissenschaftlichen Kollegen einzumischen, ob der systematische oder der Schlagwortkatalog für die Zukunft vorzuziehen sei, besteht für die Volksbücherei kein Anlaß. Dr. Sulz neigt dazu, dem Schlagwortkatalog in der Volksbücherei den Vorzug zu geben, da er für das Publikum, aber auch vielleicht für die Beamten, leichter zu handhaben sei. Die bisher von volksbibliothekarischer Seite bekannten Abhandlungen und Regelungen erscheinen teils zu unklar, teils zu weitläufig und trotzdem nicht alle Vereinheitlichungsmöglichkeiten umfassend.

Soweit es die sehr knapp bemessene Zeit erlaubte, besprach der Referent sodann die in den Händen der Zuhörer befindlichen „Grundregeln" und erläuterte sie durch Beispiele. Er bat, die Kritik vor allem nach den zwei Seiten zu richten:

1. ob jeder Satz, jede Formulierung und jeder Begriff verständlich sei,
2. ob den Kollegen Fälle aus ihrer Praxis bekannt seien, die nicht durch einen der Paragraphen erfaßt würden.

Zum Schluß forderte er die Kollegen auf, in allen Fällen ihrer Praxis des nächsten Jahres, wo sich die vorgelegte Formulierung als unzureichend oder unklar erweise, durch eine kurze Anfrage bei der Essener Stadtbücherei sich eine Antwort zu holen.

Grundregeln für die Anlage.

§ 1. Das **Schlagwortverzeichnis**[1]) erfaßt die Schriftwerke einer Bücherei als Sammlung derjenigen Begriffe, die den *wesentlichen Inhalt*[2]) eines bibliographisch abgeschlossenen Schriftwerkes oder bestimmter Abschnitte daraus kennzeichnen. Es dient dazu, den Bibliotheksbenutzer aus der Begriffswelt des praktischen Lebens auf möglichst einfachem Wege an die wissenschaftliche Literatur heranzuführen.

§ 2. Das Schlagwortverzeichnis setzt sich zusammen aus Hauptaufnahmen und Verweisungen. Die **Hauptaufnahme** kann aus einem oder mehreren Ordnungsworten bestehen; im letzteren Fall unterscheidet man *Hauptschlagwort* und *Unterschlagworte*.

Die *Verweisungen* zerfallen der Ordnung nach in aufsteigende, absteigende und gleichordnende, der Form nach in ausschließende (s.) und ergänzende (s. a.) Verweisungen.

§ 3. Das **Hauptschlagwort** umfaßt alle vorhandenen Schriftwerke gleichartigen Inhalts.

---

[1]) Ein Grund für die Einrichtung eines S.V. ist nur dann gegeben, wenn für den Büchereibenutzer oder -berater nicht ein fein-systematisches Bücherverzeichnis zur Verfügung steht, sondern höchstens ein grob-systematischer Druckkatalog oder Präsenzapparat. Sonst würde ein alphabetisches Verzeichnis der systematischen Begriffe genügen, ergänzt durch Verweisungen von einer Anzahl gebräuchlicher Schlagworte auf diese.

[2]) Vgl. dazu § 5, Satz 2. Das S.V. hat also nicht die Aufgabe, das Vorhandensein eines bestimmten Werks, dessen Titel bekannt, dessen Verfasser jedoch unbekannt ist, in der Bücherei festzustellen, obgleich es indirekt auch dazu dienen kann.

Schriftwerke ähnlichen oder verwandten Inhalts auf gleicher Ordnungsebene werden nur dann unter verschiedene (verwandte) Schlagworte gesetzt, wenn zu erwarten ist, daß unter jedem der möglichen Schlagworte mehrere Schriftwerke einzureihen sind. Diese Schlagworte werden durch Verweisungen miteinander verknüpft (s. a.).

Trifft der Fall des Abs. 2 nicht zu, so wird von jedem möglichen verwandten Schlagwort eine Verweisung (s.) auf das gewählte Hauptschlagwort gemacht.

§ 4. Bei der **Wahl des Schlagwortes** wird dem den Inhalt des Schriftwerks am engsten erfassenden Begriff der Vorzug gegeben,

a) wenn er gebräuchlich ist,
b) wenn nach der Art und Zusammensetzung der Benutzerschaft zu erwarten ist, daß er ihren praktischen Bedürfnissen entspricht,
c) wenn nach Art und Größe der Bücherei nicht anzunehmen ist, daß er vereinzelt bleibt.

Umfaßt der Inhalt des Schriftwerks zwei oder mehr Teilgebiete einer Fachgruppe, die im Verhältnis systematischer Unterordnung zueinander stehen, oder die gemeinsam einen Begriffszusammenhang höherer Ordnung[3]) darstellen, so wird der zusammenfassende höhere Ordnungsbegriff[4]) als Schlagwort gewählt.

Ist jedoch ein solches Ordnungsverhältnis zwischen den Teilgebieten nicht gegeben, oder gehören sie verschiedenen Fachgruppen zu, so wird jeder Teil unter ein besonderes Hauptschlagwort gestellt[5]).

§ 5. Unter mehreren **gleichartigen Schlagworten**, d. h. gleich bedeutenden, gleich engen und gleich begrenzten Begriffsformen, wird dem gebräuchlichsten der Vorzug gegeben[6]), wenn nicht die Gepflogenheit der Bücherei etwas anderes erfordert[7]). Dabei ist auf die Fassung des Buch-

---

[3]) Diese Voraussetzung liegt bei Vermischten Aufsätzen oder Essays meist auch dann nicht vor, wenn sie einer gemeinsamen Fachgruppe zugeordnet werden können. Dagegen wird z. B. die Wahl des Schlagworts „Weltgeschichte" auch dann schon zulässig sein, wenn in dem Werk nur ein Teil der Länder und Völker der Erde berücksichtigt ist.

[4]) Ein systematisch aufgebautes Werk sollte niemals in seine organischen Teile zerlegt werden.

[5]) Wird die Zahl der nach diesem Grundsatz zu wählenden Schlagworte außergewöhnlich groß, so kann eine Beschränkung auf die besonders wichtigen Schlagworte oder die besonders bemerkenswerten oder umfangreichen Teilgebiete erfolgen.

[6]) Dies gilt auch bei der Wahl zwischen einem wissenschaftlich-systematischen, einem der Lebenspraxis entnommenen und einem in der Umgangssprache üblichen Begriff, oder zwischen technischem Fremdwort und Verdeutschung; Beispiele: a) etwa bei der Frage, ob ein Buch über Kakteen bei „Zimmerpflanzen" oder einem botanischen Oberbegriff einzuordnen ist; ein Buch über Kaninchen bei „Kleintierzucht" oder dem entsprechenden zoologischen Oberbegriff. b) Nationalökonomie oder Wirtschaftswissenschaft oder Volkswirtschaft, nicht jedoch Volkswirtschafts*lehre*, da dies ein engerer Begriff ist; oder: *Volks*wirtschaftspolitik (im Gegensatz zu Volkswirtschaftslehre), gebräuchlicher: Wirtschaftspolitik.

[7]) So ist die Entscheidung darüber, welches unter den Schlagworten: Finanzen, Finanzwesen, Finanzwissenschaft vorzuziehen ist, in Übereinstimmung mit der Büchereigepflogenheit bei ähnlichen Begriffsformen zu treffen; Beispiele: Kultur, Kulturwissenschaft, Kulturpflege; Gesellschaft, Gesellschaftswissenschaft, Gesellschaftslehre; Erziehung, Erziehungswissenschaft, Erziehungslehre; Schule, Schulwesen, Schulverwaltung; usw.

titels oder Untertitels keinerlei Rücksicht zu nehmen. Von den nichtgewählten Schlagworten ist eine Verweisung (s.) zu machen.

§ 6. **Formale Sammelbegriffe** werden im allgemeinen nicht zum Hauptschlagwort gemacht, es sei denn, daß ein besonderes Bedürfnis dafür festgestellt wird[8]).

§ 7. **Zusammengesetzte Begriffe** werden als Schlagwort nur dann gewählt, wenn ihre erste Silbe das Hauptschlagwort enthält[9]) und die Ordnung innerhalb des Hauptschlagworts nach § 14, Abs. 2 dadurch nicht wesentlich gestört wird[10]).

Zusammensetzungen von einem vorausgehenden bestimmenden Adjektiv mit einem (allgemeinen) Substantiv werden nur dann als Hauptschlagwort gewählt, wenn sie nicht durch ein gleichartiges, gleich enges und gebräuchliches Substantiv (evtl. mit Unterschlagwort) zu ersetzen sind[11]).

§ 8. Zur **Ergänzung des Hauptschlagwortes** werden diesem Unterschlagworte angegliedert, wenn der Inhalt eines Schriftwerks durch einen einfachen Begriff nicht genügend eng erfaßt wird[12]).

Dasselbe geschieht, wenn unter einem Schlagwort so viele Schriftwerke eingereiht sind[13]), daß durch den Zusammenhang die inhaltlichen Unterschiede derselben deutlich hervortreten.

Dasselbe geschieht, wenn nach § 4, Abs. 1 nicht der engste, sondern ein systematisch höherer Ordnungsbegriff als Schlagwort gewählt ist.

Trifft für ein Doppelschlagwort (Haupt- und Unterschlagwort) ebenfalls eine der vorstehenden Voraussetzungen zu, so wird es durch Unterschlagworte zweiten Grades ergänzt.

§ 9. Der Name einer **Persönlichkeit** wird als Hauptschlagwort bei solchen Schriftwerken gewählt, deren Inhalt ganz oder teilweise aus einer Beschreibung des Lebens oder einer Gesamtdarstellung des Schaffens oder der Lehren jener Persönlichkeit besteht[14]).

Steht, abgesehen von diesem Fall, der sachliche Inhalt eines Schriftwerks im Zusammenhang mit dem Namen einer Persönlichkeit, so wird im Zweifel von diesem neben der sachlichen eine zweite Hauptaufnahme gemacht[15]).

Ist nach allgemeiner wissenschaftlicher Erfahrung der Name einer

---

[8]) Beispiele: Gedichte, Dramen, Gesetzbücher, Lehrbücher, Zeitschriften; aber: Sagen, Anthologien, Operntexte, Bibliothekskataloge.

[9]) Beispiele: Bankpolitik, Eisenbahnverkehrsordnung, Jugendherbergsverband; aber: Reichsstrafgesetzbuch, Verhältniswahlrecht.

[10]) In den Fällen, wo das Hauptschlagwort stark besetzt und entsprechend durch Unterschlagworte reich gegliedert ist, ist eine Auflösung des zusammengesetzten Begriffs in einfaches Haupt- und Unterschlagwort vorzuziehen.

[11]) Beispiele: Soziale Frage, Wirtschaftliche Zustände, Politische Verhältnisse; aber: literarisches Urheberrecht.

[12]) Diese können auch Adjektive oder zusammengesetzte Begriffe sein.

[13]) Auch wenn das Schlagwort nach § 4, Abs. 1 an sich genügend eng gewählt war.

[14]) Einschließlich der Autobiographien.

[15]) Beispiel: Die Wandlung im deutschen Drama unter dem Einfluß Lessings.

Persönlichkeit mit einer bestimmten Lehre oder einem bestimmten Ereignis historisch eng verknüpft[16]), so wird bei Schriftwerken dieses Inhalts nur eine sachliche Hauptaufnahme gemacht, diese jedoch mit dem Personenschlagwort durch gegenseitige Verweisungen (s. a.) verbunden.

§ 10. Bei Schriftwerken aus dem Gebiet der **Länderkunde** und bei Reisedarstellungen allgemeineren Inhalts wird der landschaftliche Begriff als Hauptschlagwort gewählt.

Dasselbe geschieht bei Ortsnamen. Für die Verweisung von Ortsnamen auf die Ländernamen und umgekehrt gelten sinngemäß die Bestimmungen des § 12, Abs. 3.

Ist ein Schriftwerk inhaltlich zugleich durch einen Landschaftsbegriff und einen Sachbegriff aus anderem Fachgebiet bestimmt, so wird im allgemeinen der Sachbegriff Hauptschlagwort, der Landschaftsbegriff Unterschlagwort. Eine Umkehrung dieses Verhältnisses tritt ein, wenn der Sachbegriff so allgemeiner Art ist, daß er erst durch den Landschaftsbegriff eine nähere Bestimmung erhält[17]). In beiden Fällen wird vom nichterfaßten Begriff auf das Hauptschlagwort verwiesen[18]) (s. a.).

Steht unter derselben Voraussetzung[19]) der sachliche Inhalt eines Schriftwerks im Zusammenhang mit einem Ortsnamen, so wird von diesem im Zweifel neben der sachlichen Hauptaufnahme eine zweite Hauptaufnahme gemacht.

§ 11. Zusammenfassende **Zeitbegriffe** werden im Zusammenhang mit Länder- oder Sachbegriffen in der Regel Unterschlagwort, ausgenommen, wenn sie im Zusammenhang mit Sachbegriffen allgemeinster Art stehen[20]) und nicht mit einer Zählung verbunden sind[21]).

§ 12. Eine **Verweisung** kann nur auf eine Hauptaufnahme gehen. Gleichordnende ergänzende (s. a.) Verweisungen sind immer gegenseitig.

Wird nach § 4, Abs. 1 nicht der inhaltlich engste Begriff als Hauptschlagwort gewählt, so wird von ihm auf den gewählten höheren Begriff verwiesen (s.).

Sind sowohl niedrer wie höher geordnete Begriffe einer Sachgruppe als Hauptschlagworte vorhanden und besetzt, so wird im allgemeinen vom niedreren auf den höheren nicht verwiesen, vom höheren auf den niedreren

---

[16]) Beispiel: die Relativitätstheorie; Begriffe wie: Darwinismus, Marxismus fallen unter Abs. 3, nicht unter Abs. 1, weil sie nicht Gesamtdarstellungen der Lehren der betreffenden Persönlichkeiten bezeichnen, sondern teils nur einzelne Theorien, teils Weiterentwicklungen durch die Anhänger.

[17]) Beispiele: Geschichte, Politik, Kultur, Kulturzustände, Geisteskultur, Wiederaufbau, Tierleben, Vogelwelt, Klima, Volkstum, Volkscharakter ... in Verbindung mit einem Länder- oder Landschaftsbegriff.

[18]) Es erübrigt sich in beiden Fällen, zwei oder mehr Hauptaufnahmen zu machen.

[19]) Also wenn es sich nicht um ein ausgesprochen landschafts- bzw. ortskundliches Werk handelt.

[20]) Beispiel: Malerei — Renaissance, Malerei — Italien — Renaissance, Italien — Renaissance; aber Mittelalter — Kulturgeschichte.

[21]) Kulturgeschichte — allgemeine — 19. Jahrhundert; nicht: Jahrhundert, 19. — Kulturgeschichte.

nur dann (s.), wenn der höhere durch Unterschlagworte noch andere niedrere Begriffe mit umfaßt[22]).

Wird aus Gründen der Übersichtlichkeit ein weniger gebräuchlicher Begriff derselben Gruppenordnung zwischen einen höheren und einen niedreren eingeschoben, so wird sowohl vom höheren wie vom niedreren auf ihn verwiesen[23]).

§ 13. Die **Aufnahme der Titel** entspricht im allgemeinen den Vorschriften für die Aufnahme der Titel des Alphabetischen Zettelkatalogs. Doch kann auf alle Bestandteile verzichtet werden, die für die Bestimmung von Inhalt, Art und Umfang des Schriftwerks nicht wesentlich sind.

Sind jedoch diese Eigenschaften des Schriftwerks im Titel nicht genügend gekennzeichnet, so wird dieser durch entsprechende Anmerkungen am Schluß der Aufnahme in Klammern ergänzt.

Ist der Zusammenhang eines Schlagworts mit dem Inhalt des Schriftwerks aus der Fassung des Titels deshalb nicht deutlich erkennbar, weil sich das gewählte Schlagwort nur auf einen bestimmten Teil des Schriftwerks bezieht, so wird dieser durch Angabe des Kapitels (Nummer und Überschrift) oder der Seitenziffer am Schluß der Titelaufnahme in Klammern bezeichnet.

Im Falle des § 4, Abs. 3 kann unter Verzicht auf die Aufnahme des Haupttitels die Aufnahme auf den Sonder- oder Einzeltitel beschränkt werden mit Hinweis auf den Haupttitel (in:)[24]).

§ 14. Die **Ordnung** der Hauptschlagworte geschieht nach dem Alphabet[25]).

Steht eine Gruppe von sachlich gleichartigen Hauptschlagworten, gleichgültig, ob es sich um reine, zusammengesetzte oder Doppelschlagworte handelt, zusammen, so werden die Titel unabhängig von den Schlagwortformen innerhalb dieser Gruppe so geordnet, daß zuerst die Schriftwerke allgemeineren Inhalts[26]), sodann die geschichtlichen Darstellungen und schließlich die Einzelfragen für sich zusammengefaßt werden.

Die Ordnung innerhalb dieser Untergruppen ist im Zweifel alphabetisch nach den Unterschlagworten ersten Grads; bei der zweiten Untergruppe kann die Ordnung auch nach chronologischen[27]), bei der dritten nach systematischen Gesichtspunkten durchgeführt werden.

---

22) Die absteigende Verweisung geht in diesem Fall über das Unterschlagwort auf das niedrere Hauptschlagwort; Beispiel: Deutschland, Ostseeküste s. Ostseeküste, deutsche.

23) Beispiel: Afrika s. a. Nordafrika; Marokko s. a. Nordafrika.

Weitere Bestimmungen über die Verweisungen siehe § 2, Abs. 2; § 3, Abs. 2 und 3; § 5; § 9, Abs. 3; § 10, Abs. 2 und 3; § 14, Abs. 3.

Über die Einordnung der Verweisungen vgl. § 14, Abs. 5.

24) Beispiel: lockere Sammelwerke, Jubiläumsschriften, Festschriften, Serienwerke.

25) Somit ist die nächstliegende Form des S.V. der Zettelkatalog.

26) Dazu gehören folgende Unterschlagworte: Allgemeines, Einführung, Grundriß, Lehrbuch, Handbuch, Wörterbuch usw.

27) Als Unterschlagworte: Geschichte, geschichtliche Entwicklung, Altertum, Mittelalter, 18. Jahrhundert, 19. Jahrhundert usw.

Die Einteilung und Ordnung dieser Sachgruppen wird auf einem Übersichtsblatt[28]) aufgezeichnet, das am Anfang der Gruppe steht.

Verweisungen von einer Hauptaufnahme werden vor diese eingeordnet; Verweisungen nach § 12, Abs. 3 treten an die Stelle, wo die Hauptaufnahme stehen würde. Ist ein Übersichtsblatt vorhanden, so werden die Verweisungen auf diesem vermerkt.

§ 15. Für den **Ausbau** des Schlagwortverzeichnisses empfiehlt sich die Anlage einer Schlagwortliste für die Hand des Bibliothekars, in welcher die Schlagworte mit allen Verweisungen nach Fachgruppen gegliedert und innerhalb dieser alphabetisch geordnet sind[29]).

In der nachmittags sich anschließenden Diskussion kam es zuerst zu einer Auseinandersetzung zwischen Dr. Winker (Düsseldorf) und dem Referenten über die Frage der Gleichartigkeit oder Verschiedenheit des Inhalts der vorgelegten „Grundregeln" und des soeben erschienenen Heftes 1 der Buchberatungsstelle Düsseldorf. Der Referent verwies die Zuhörer darauf, sich selbst durch Vergleich der beiden Vorlagen ein Urteil zu bilden über ihre Vollständigkeit, Klarheit und Knappheit im Ausdruck. Die Frage des Kreuzkatalogs, die ebenfalls aufgeworfen wurde, müsse unabhängig von der vorliegenden Regelung des reinen Schlagwortkatalogs behandelt werden; sie sei in erster Linie eine Zweckmäßigkeitsfrage über eine Kombination von Grundformen, die zuerst in ihrer Reinheit entwickelt werden müßten. Unter allen Umständen jedoch müsse vom Bibliothekar gefordert werden, daß er den Begriff des Schlagworts von dem des Stichworts (dem Buchtitel entnommen) absolut zu unterscheiden wisse. Dr. Heidenhain (Bremen) schlug vor, den Begriff wesentlicher Inhalt in § 1 der Sulzschen „Grundregeln" durch den Begriff Gegenstand zu ersetzen, der logisch richtiger sei. Der Referent wies darauf hin, daß den „Grundregeln für die Anlage" als zweiter Teil eine Art Muster-Schlagwortliste über alle Fachgebiete folgen müsse, die für die kleineren Büchereien als Grundlage ihrer Arbeit, für die größeren wenigstens als Beispielsammlung dienen könne. Er hoffe, daß diese bis zur nächsten Tagung schon fertiggestellt sei, wenn nur möglichst rasch eine Festlegung auf bestimmte Grundregeln, wie etwa die vorgelegten, erfolgt sei. Fräulein Tillmann (Wanne-Eickel) stellt den Antrag, einen Ausschuß zu wählen mit der Aufgabe, die Verständlichkeit und Vollständigkeit der Sulzschen „Grundregeln" nachzuprüfen und gleichzeitig das Musterschlagwortverzeichnis auf den verschiedenen Fachgebieten nach diesen „Grundregeln" in Angriff zu nehmen. Es wurde vereinbart, daß die Auswahl der Mitglieder des Ausschusses sich der einfacheren Zusammenarbeit wegen auf den Westen beschränken solle. In den Ausschuß werden gewählt die Kollegen Frl. Tillmann (Wanne-Eickel), Langfeldt (Mülheim), Sulz (Essen), Winker (Düsseldorf) und ein nachträglich zu benennender Kollege aus Köln. Die anwesenden Mitglieder des Ausschusses kooptierten als Vorsitzenden Heidenhain (Bremen).

Bei einer weiteren Aussprache in kleinerem Kreise wurde sodann eine Reihe praktischer Fragen aus der Arbeit am Schlagwortkatalog beantwortet und besprochen.

---

[28]) Dieses ist möglichst andersfarbig zu wählen und mit Reiter zu versehen.

[29]) Die Gliederung nach Fachgruppen ist notwendig, um rascher das passende Schlagwort für ein zu bearbeitendes Schriftwerk zu finden und um Lücken in der Anlage des S. V. aufzudecken.

An dem Grundsatz des numerus clausus ist insoweit festzuhalten, als neue Schlagworte, vor allem aber neue Schlagwortformen, nicht ohne dauernde kritische Selbstüberwachung eingeführt werden sollen. Dazu ist die Schlagwortliste ein wichtiges Hilfsmittel.

Büchereiplakate.

Zu den wichtigsten, aber leider immer noch nicht genügend verbreiteten und abgewandelten Werbemitteln eines zeitgemäßen Büchereiwesens, namentlich in den Großstädten, gehören zweifellos die Plakate. Ihr Erfolg ist umso sicherer und verursacht umso geringere Kosten, als ja die Stadtverwaltung meist die Möglichkeit hat, den kostenlosen Aushang nicht nur in den Schulen, den Sparkassen, den Steuerzahlstellen, sondern auch in den Straßenbahnen zu bewirken. (Denn auch wo die Straßenbahn nicht geradezu von der Stadt verwaltet wird, ist doch meist die Stadtverwaltung die Hauptaktionärin.) Es wird aber darauf ankommen, daß man, wie bei aller „Büchereireklame", nur für die Benutzung solcher Betriebseinrichtungen wirbt, die dann auch wirklich eine gesteigerte Nachfrage befriedigen können, und daß man sich möglichst wirksamer und geschmackvoller Plakate bedient.

Die folgenden vier Beispiele aus unserer Stettiner bzw. pommerschen Praxis wollen in diesem Sinne zu weiterem Nachdenken über die Plakatfrage anregen. Leider haben wir darauf verzichten müssen, die Plakate farbig wiederzugeben und so ihre volle Plakatwirkung dem Urteil des Lesers unmittelbar zu unterbreiten. Ich werde aber wenigstens jedesmal die Farben und ihre Verteilung zu beschreiben suchen.

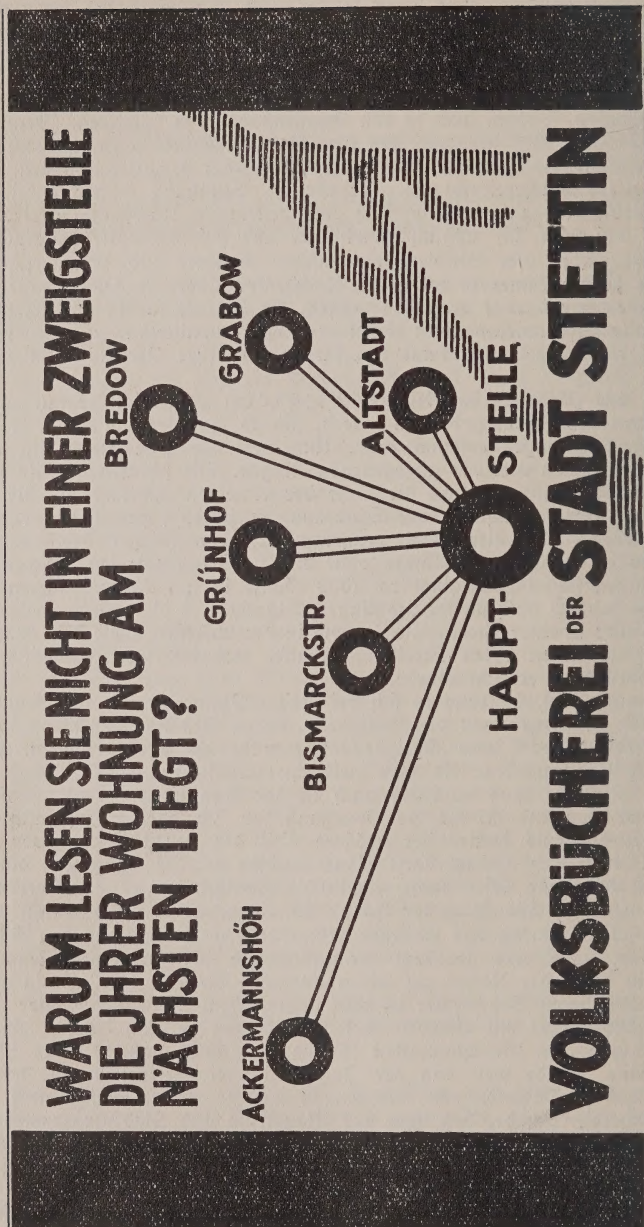
Das erste Plakat ist im Original 21 × 40,7 cm groß, ein Format, an das wir insofern von vornherein gebunden waren, als es in erster Linie zum Aushang in den Straßenbahnwagen bestimmt war. Und diese haben in Stettin für ihre Plakate Wechselrahmen von den angegebenen Maßen. Die schraffierten Flächen stellen die Oderarme vor, um daran die Lage der einzelnen Zweigstellen, die übrigens jeweils nach Himmelsrichtung und Entfernung maßstäblich genau wiedergegeben ist, zu orientieren. Die hier weiß erscheinenden Innenflächen der die einzelnen Büchereistellen bezeichnenden Ringe sowie die Verbindungsstreifen zwischen den einzelnen Ringen sind im Original rot (das Ganze ist auf weißen Karton gedruckt) und fallen dadurch noch stärker ins Auge. Außerdem ist die oberste Zeile („Warum lesen Sie nicht in einer Zweigstelle") sowie in der untersten Zeile das Wort „Volksbücherei" auf einen roten Streifen gedruckt, wodurch eine koloristisch gut geschlossene Wirkung erreicht wurde.

Wie man sieht, handelte es sich bei diesem Plakat darum, zur Benutzung der Zweigstellen anzuregen und die Hauptstelle, deren Bestände durch den innerstädtischen Leihverkehr von jeder Zweigstelle aus mitbenutzt werden können, wenigstens einigermaßen zu entlasten. Es wird vielleicht interessieren, zu hören, daß die Wirkung des Plakates (das natürlich auch in der Hauptstelle hängt) insofern recht befriedigend war und ist, als die Benutzung der Zweigstellen sich rasch gesteigert hat, wobei übrigens immer der größere Teil der neuen Leser zuvor auch die Hauptstelle noch nicht benutzt hatte. Nur wuchsen bei der Hauptstelle dann immer wieder so viele neue Leser nach, wie in die Zweigstellen abgewandert waren, so daß eine merkliche Entlastung der Hauptstelle bisher leider nicht erreicht wurde.

Das zweite Plakat, das in erster Linie für den Aushang in den Schulen bestimmt war, hatte eine geradezu springflutartige Wirkung, wenigstens in den Schulen, in denen der Rektor auf seinen Aushang hinwies. (Es gibt ja auch heute noch Schulen, deren Beherrscher es nicht gerne sehen, wenn die Schüler außerhalb ihres Machtbereiches mit Büchern verkehren, mögen es auch Bücher sein, die wir unter pädagogischen Gesichtspunkten für sie ausgesucht haben.) Aus Stadtteilen, die fast eine Stunde weit von der Jugendbücherei entfernt liegen, kamen (und kommen seither) Dutzende von Kindern zu unserer (leider immer noch einzigen) Jugendbücherei. Schade, daß man auf Magistrate und Stadtverordnetenversammlungen, die das Bedürfnis nach Jugendbüchereien und Kinderlesehallen trotz alledem grundsätzlich anzweifeln, nicht auch durch Plakate eine solch durchschlagende Wirkung ausüben kann!

Das Plakat ist 50,5 × 38,5 cm groß, auf ein orange-gelb getöntes Papier gedruckt, der Text schwarz und die in unserer Wiedergabe schraffierten Stellen rot, so daß eine äußerst lebendige Farbenwirkung entstanden ist.

Das dritte Plakat, das vor allem zum Aushang in Musikalien- und Buchhandlungen, Musiklehrinstituten usw. bestimmt war, ist 64,5 × 49 cm groß. Es ist


WARUM LESEN SIE NICHT IN EINER ZWEIGSTELLE
DIE JHRER WOHNUNG AM
NÄCHSTEN LIEGT?
ACKERMANNSHÖH
BISMARCKSTR.
GRÜNHOF
BREDOW
GRABOW
ALTSTADT
HAUPT-STELLE
VOLKSBÜCHEREI DER STADT STETTIN


Wollt Ihr solche Bücher lesen?
1000 und eine Nacht
DAS NEUE UNIVERSUM
JACK LONDON WOLFSBLUT
Dann kommt zur
Jugendbücherei
Bismarckstr., Bürobaracken
Alle 10-16 jährigen können Bücher entleihen.
Geöffnet ist jeden Nachmittag in der Woche
(außer Mittwoch) von 17-20 (5-8) Uhr.


LIEBST DU
MUSIK
Allegro assai
p dolce
NOTEN
FÜR GESANG UND FÜR ALLE
JNSTRUMENTE / PARTITUREN
TEXTBÜCHER USW FINDEST DU IN DER
STÄDTISCHEN
MUSIKALIENBÜCHEREI
GRÜNE SCHANZE 8


BÜCHER
Pommersche
Landeswanderbücherei
Bücherverzeichnis
DIE IN DER HIESIGEN BÜCHEREI
NICHT VORHANDEN SIND, LIEFERT
DIE
POMMERSCHE
LANDESWANDERBÜCHEREI
SEHEN SIE DEN
KATALOG EIN
ER LIEGT HIER AUS
MAX KUHN

auf weißen Karton gedruckt. Leider mußte es in unserer Wiedergabe vergröbert werden: Das schraffierte Fragezeichen und die beiden schraffierten Querstreifen sind in Wirklichkeit durch eine graugelbe Tönung nur ganz zart herausgehoben. Der Text ist durchweg schwarz gedruckt. Das kleine Motiv ist Beethovens 9. Symphonie entnommen. Über die Dauerwirkung dieses Plakates läßt sich noch nicht viel sagen, da wir es erst seit dem vorigen Sommer im Gebrauch haben. Der erste Erfolg war befriedigend.

Auch bei dem vierten Plakat mußte leider für unsere Wiedergabe eine Vergröberung gewagt werden, da sich die feine graulila Tönung der hier schraffierten Stellen sonst nicht deutlich genug abgehoben hätte. Das Plakat ist 63,5 × 41 cm groß, auf ganz leicht gelb getönten Karton gedruckt. Wie man errät, ist es dazu bestimmt, in den Provinzbüchereien ausgehängt zu werden und die jeweilige örtliche Leserschaft immer wieder daran zu erinnern, daß ihr auch, durch Vermittlung der örtlichen Bücherei, die ergänzenden Bestände der Zentralbücherei unserer Provinz, der Pommerschen Landeswanderbücherei, zur Verfügung stehen. Als Wahrzeichen wurde der große Besprechungskatalog der Landeswanderbücherei (vgl. Jg. 1930 d. Zeitschr. S. 32 ff.) gewählt, da er ja die Arbeitsgrundlage für die planmäßige Auswahl der zentralen Leihsendungen bildet und wir deshalb auch besonderen Wert darauf legen müssen, daß sowohl die Verwalter der Provinzbüchereien als auch ihre Leser mit diesem Bücherverzeichnis immer vertrauter werden. Über den Erfolg des Plakates läßt sich noch nichts sagen, da es eben erst fertig geworden ist.

Alle vier Plakate stammen von dem Stettiner Kunstmaler Max Kühn, in dem wir einen Mitarbeiter gewonnen haben, der, wie man sieht, ein sicheres künstlerisches Gefühl für vornehme Plakatwirkung verbindet mit einem feinen Verständnis für die, wenn ich so sagen darf, bildungspflegliche Würde und Zielsetzung unserer Büchereiarbeit.

E. Ackerknecht.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Jack London.

1876—1916.

Wer dem Lebenswerk Jack Londons gerecht werden will, muß seinen harten und verhältnismäßig kurz befristeten Lebensgang mit in die Betrachtung einschließen.

Jack London verbringt seine früheste Jugend im kleinbürgerlichen Elternhaus. Vater und Mutter, im Existenzkampf nie vom Glück begünstigt, sind einfache, vornehm-schlichte Menschen. Zeitlebens wahrt ihnen der Sohn eine warme, herzliche Verehrung und nie und nirgends vergißt er, daß er einem hochgeachteten Siedlergeschlecht entstammt, ja es ist ihm geradezu ein gesunder, nie übertreibender Rassestolz eigen, den er wiederholt, mehr oder minder deutlich, in seinen Werken — unverkennbar im „Mondtal" — ausspricht. Frühzeitig auf sich selbst angewiesen, ergibt sich Jack ganz dem Abenteuer. Er wird Austernräuber, Seemann, Goldgräber und Weltbummler, er trampt durch Amerika, segelt bis in die ferne Südsee, dient auf einem Walfischfänger und durchstreift Alaska mit dem Hundegespann. Dieser Lebensperiode verdankt er reiche länder- und völkerkundliche Eindrücke, eine breite Menschenkenntnis und eine Fülle von Erlebnissen meist abenteuerlicher Natur, woraus er später seine besten Kurzgeschichten zu schöpfen befähigt wurde. In harter Mühe erwirbt er sich unverdrossen fast ohne jede fremde Hilfe die für seine spätere Schriftstellerlaufbahn unerläßliche Wissensbildung, an sich schon eine Höchstleistung menschlicher Energie.

Oft muß sich London den Lebensunterhalt in schwerer Arbeit verdienen. So vertraut ihm die Welt des Abenteurers wurde, so genau lernt er auch die Welt des Arbeiters kennen; nur ein Mensch, der selbst mitten im Betrieb gestanden, ver-

mag eine so überzeugende Schilderung der Dampfwäschereiarbeit zu geben, wie wir sie im „Martin Eden“ finden. Ein tiefes soziales Empfinden erfüllt ihn. Seine Kämpfernatur heißt ihn weitergehen und Stellung nehmen zu den sozialen Nöten seiner Zeit. Er legt seine Erfahrungen und Ansichten in einer Reihe von sozialen Büchern nieder („Die eiserne Ferse“, „Menschen der Tiefe“, „Martin Eden“, „Das Mondtal“). Im Verlaufe der Jahre vollzieht sich eine Wandlung seiner Anschauungen, die bemerkenswert ist: Während in der „Eisernen Ferse“ der Überzeugung Ausdruck gegeben wird, daß nur durch Gewalt eine Besserung der sozialen Not zu erzwingen sei, sieht er in einem seiner letzten Werke, im „Mondtal“, in der Rückkehr des Arbeiters zum Landleben, zum Siedlerdasein den einzigen Weg, der noch aus der sozialen Not und Bedrängnis (allerdings nur des amerikanischen!) Proletariers herausführen könne. Londons Einstellung zur sozialen Frage ist impulsiv-individualistischer Natur. Das läßt auch den Wandel seiner Anschauung begreifen. Keine seiner Lösungen stößt bis an den Kern des sozialen Problems durch.

London ist ein begabter Erzähler; er ist nur selten einmal gestaltender Dichter. Auch als Erzähler beherrscht er nicht alle Register. In der Deutung seelischer Konflikte bleibt er meist an der Oberfläche („Die Herrin des großen Hauses“, „Martin Eden“). Am besten bewältigt er Stoffe abenteuerlichen Charakters, in denen die Handlung vorherrscht. Ihm fehlt die Zucht der Phantasie. Vielleicht aber hat sich London von vornherein auf den Geschmack des primitivsten Lesers, dem er oft zu weitgehend Rechnung trägt, eingestellt? Eher ist wohl anzunehmen, daß diese Schwächen seinem echten Amerikanertum und dem Umstand zuzuschreiben sind, daß ihm die Tendenz höher steht als die Kunst. Auch ist manches seiner Werke lediglich schriftstellerische Brotarbeit. Nur einige seiner Kurzgeschichten können einen ernsten, nicht bloß auf die fesselnde Handlung erpichten Leser reizen, sie ein zweites und drittes Mal zu lesen. Jedenfalls hätten die Kurzgeschichten an Eindruck gewonnen, wenn nur eine Auswahl des Besten geboten worden wäre.

Londons Bedeutung für die Volksbücherei liegt in erster Linie in der realistischen, lebensnahen Schilderung der Abenteuerwelt, besonders in der, die uns seine alaskischen Geschichten vermitteln. Sie können als Anreger des länder- und völkerkundlichen Interesses dienen und den Geschmack des einfachen Lesers der Abenteuergeschichte bessern; der Erfolg wird zum guten Teil von der Geschicklichkeit des vermittelnden Buchwartes abhängen.

Für alle Büchereien.

In den Wäldern des Nordens. 268 S. (vgl. B. u. B. 1925, S. 250).

Kurze, meist treffende Charakterbilder aus dem Leben und Leiden der Indianer- und Eskimostämme am Klondike. Sie erzählen zum Teil vom Kampf des Eingeborenen gegen den weißen Mann, der ins Land gekommen ist wie ein höheres Wesen, auch manches Zivilisationsgut mitgebracht hat, immer aber der Nehmer, der Ausbeuter bleibt, dem zähen Naturmenschen überlegen durch Wissen, Klugheit, Geisteskraft, ja selbst durch seine Energie. Einige Geschichten wieder geben Einblick in das Leben der Völkerstämme vor der Berührung mit den Weißen. Alle zeichnet ein hoher Spannungsgrad aus; die Charakteristik ist meist gut, mitunter oberflächlich, der soziale Ton ist nicht immer kräftig genug herausgearbeitet.

Der Sohn des Wolfs. 277 S. (vgl. B. u. B. 1928, S. 56 f.).

Diese Geschichtensammlung umfaßt zehn der besten Kurzgeschichten Londons, die ihre Entstehung und auch ihre Frische dem eigenen alaskischen Goldsucher- und Abenteurerleben des Dichters verdanken; die letzte, „Der Seebauer“, ist eine beachtenswerte Ausnahme im Schaffen des Amerikaners sowohl dem Stoffe wie auch der Form nach. Es ist die Geschichte eines irischen Schiffskapitäns, der notgedrungen Seemann wurde und dessen Lebensziel ganz auf den Erwerb eines kleinen Landgutes eingestellt ist, so daß die ganze Abenteuerlichkeit und Buntheit des Seemannslebens ungefühlt und ungeschaut an ihm vorüberzieht. Plastisch und abgerundet stellt der Dichter durch eine feine Selbstcharakteristik diese Gestalt vor den Leser hin. (Ein dankbarer Stoff für eine Vorlesestunde!) Die grimmige Härte des alaskischen Lebens ist bestimmend für die übrigen Geschichten.

Wenn die Natur ruft. 190 S. (Auch unter dem Titel: „Der Ruf der Wildnis“.)

Buck, ein schöner, kräftiger, kluger Hund, ist der Held dieser fesselnden Tier- und Menschengeschichte. Er wird aus seinem ruhigen Dasein gerissen, seinem Herrn gestohlen und nach Alaska verhandelt. Ein hartes Leben beginnt für ihn: Zunächst fühlt er die Macht des Menschen über das Tier und beugt sich nach harter Lehrzeit dem Bändiger. Dann geht er durch die grausame Schule des Zughundes und wird schließlich doch ein Meister seines neuen Berufes. Langsam aber erwacht in ihm die Wolfsnatur, die ihm eingeboren ist, der Drang nach dem freien, ungehemmten Raubtierdasein. Als er seinen liebsten Herrn verliert, dem er anhing wie ein Kind der Mutter, weil er ihm wieder Liebe, langentbehrte Liebe gab, da rächt er ihn schrecklich — nach Wolfsart, raubtierhaft. Und nun erkämpft er sich seine Freiheit, wird Rudelführer einer Wölfeschar und der Schrecken des Landes. Buck, der beste Leit- und Zughund Alaskas, ist dem Ruf der Natur gefolgt, der Stimme seiner Ahnen, die aus seinem Blut zu ihm sprach. — Die Episoden, in denen Buck mit dem alten John zusammenkommt, ihn lieb gewinnt und rächt, gehören zum Besten aus Londons Feder.

Alaska-Kid. 275 S.

Überraschend schnell verwandelt sich der Redakteur und beliebte Bohèmien Christoffer Bellow aus einem modernen Zivilisationsmenschen in einen tatkräftigen, ungehemmten Naturmenschen und unglaublich schnell paßt er sich als Alaska-Kid den harten Lebensverhältnissen des Nordens an. Seine körperliche Leistungsfähigkeit fußt auf einer hohen Intelligenz, ein Wesenszug der meisten Londonschen Helden. Bald ist er hundertprozentiger Alaska-Mann. Mit seinem Freunde Kurz — seinem proletarischen Widerspiel; Kid stammt aus guter Familie — besteht er manches Abenteuer, vollbringt er manche Guttat, so daß sich gewiß viele Leser freuen werden, wenn ihm schließlich Joy Gastells, eines „verdammt feinen Mädels“ Liebe zufällt. — Die Erzählung erinnert stark an die allerdings geschlossenere und kräftigere Kurzgeschichte „Wie vor alters zog die Argo“. Die besten Szenen sind die Bootfahrt vom Paß nach Dawson (die London fast aufs Haar genau so selbst erlebt hat), ferner das Wettrennen um die Million und die Rettung des hungernden Indianerstammes. (Die erste und dritte dieser Szenen sind für Vorlesestunden sehr empfehlenswert.) — Manche Sentimentalität, die das Buch schmackhafter machen soll, könnte gern entbehrt werden.

König Alkohol. Ein autobiographischer Roman. 302 S.

London ist Alkoholgegner aus Erfahrung und darum aus tiefster Überzeugung. Im „König Alkohol“, der dem Untertitel gemäß „Dichtung und Wahrheit“ ist, erzählt er, wie er Alkoholiker und in der Folge Alkoholgegner geworden ist. Vermöge einer außergewöhnlichen Körper- und Geisteskraft gelingt es ihm da, wo andere, schwächere Naturen Opfer des Tyrannen Alkohol werden, sich immer wieder durchzukämpfen und aufzurichten. Sein harter Lebensweg führt ihn schon in früher Jugend mit rauhen Männern zusammen, er muß mit ihnen trotz innerem Widerwillen trinken, weil es sein Abenteuerleben so will. Vom Austernräuber und vom verwegenen Matrosen arbeitet er sich mit eiserner Energie — König Alkohol zum Trotz — durch ein wildbewegtes, hartes Leben zum namhaften Schriftsteller empor. Und doch hält ihn König Alkohol auch jetzt und bis an sein Ende fest, wenn er ihn auch nicht zum dauernd gefesselten Sklaven zu entwürdigen vermag. Wie die Hexenverbrennung ein Greuel war, so ist auch König Alkohol ein Greuel, dem London wie jenem um der kulturellen Sendung der Menschheit willen ein jähes Ende wünscht. Aus diesem Grunde ist er Alkoholgegner; deswegen stellt er auch sein Buch in den Dienst des Alkoholverbotes. — Für die Volksbüchereien ist gerade dieses mutige Bekenntnisbuch von großem Wert, weil es von überzeugender Wahrhaftigkeit erfüllt ist.

Die glücklichen Inseln. 274 S.

Das gemeinsame Merkmal dieses Sammelbandes ist der Schauplatz, das sind „die glücklichen Inseln“, die Hawai-Inseln. Der Eingeborene, der Europäer, der Asiate, drei wesensverschiedene Rassenvertreter, treffen hier zusammen. Der Eingeborene ist mit der Natur der Inseln verwachsen, ist ein Produkt dieser glücklichen

Inseln: schön, sorglos, gutmütig, friedlich, unbegreiflich friedlich und darum völlig passiv gegenüber dem Europäer, der bald die Herrschaft und den Besitz an sich reißt. Der Asiate, der Chinese bringt dem Eingeborenen den Aussatz, die furchtbare Lepra, der Hunderte zum Opfer fallen, als unverdientes Gastgeschenk mit. So sind die beiden Erzählungen „Koolau, der Aussätzige" und „Der Sheriff von Kona", durch die der Leser mit dem Schicksal Leprakranker bekannt gemacht wird, die ergreifendsten der Sammlung. Die Inseln haben durch das Eindringen der Weißen und Chinesen viel vom Glanz ihres Glückes eingebüßt; der tragische Ton dieser beiden Erzählungen wird durch die elegisch gestimmte Geschichte „Auf der Makaloa-Matte" und durch die beiden heiter-satirischen Schlußerzählungen von den klugen Chinesen Ah Kim und Chun ah Chun gemildert. — Wie oft in der Kurzgeschichte reicht auch hier die Gestaltungskraft des Dichters beachtlich weit. Dazu gibt diese Sammlung einen guten völkerkundlichen Querschnitt durch Leben und Wesensart der Bewohner der Hawai-Inseln, auch dem einfachen Leser verständlich und in fesselnder Erzählung leicht zugänglich.

Feuer auf See. Geschichten aus der Südsee und aus den Wäldern des Nordens. 73 S.

Dieses Auswahlbändchen vereinigt eine der besten Südsee-Erzählungen und zwei alaskische Kurzgeschichten. Es kommt vor allem für Büchereien mit sehr beschränkten Mitteln in Betracht sowie für den Verkauf nach Vorlesestunden.

Für mittlere und große Büchereien.

Südseegeschichten. 265 S. (vgl. B. u. B. 1925, S. 250).

Die Südsee und ihre Menschen wurden für London ein starkes, eindrucksvolles Erlebnis. In mancher seiner Südseegeschichten hat dieses Erleben plastische Gestaltung und dichterische Vertiefung gefunden. Da ist „Otoo, der Heide" und da ist Mc Coy, der Pilot, in „Feuer auf See", zwei Insulaner von so naturwüchsiger Prägung, von so gesundem Empfinden und Handeln, daß auch ihre übermenschlichen Leistungen und Fähigkeiten glaubwürdig werden. Abgesehen von diesen Vorzügen sind auch die „Südseegeschichten" völkerkundlich vertieft. Sie eignen sich für alle Leser der See- und Abenteuergeschichte.

Jerry, der Insulaner. 311 S. (vgl. B. u. B. 1927, S. 245).

Der irische Terrier Jerry verlebt seine Jugendtage auf einer Farm in der Südsee und wird zum Todfeind der Nigger erzogen. In früher Jugend überläßt ihn sein Herr und Abgott dem Schiffer van Horn. Wie Jerry sich nach und nach auf dem Schiffe einlebt, wie er den Kapitän, einen alten, originellen Sklavenhändler, lieb gewinnt in einem Maße, wie nur Hunde lieben können, wie er die Schwarzen bewacht und belauert und durch seine Intelligenz ihnen stets gewachsen bleibt, wenn sie Böses gegen ihn planen, seine Abenteuer im Dorf der Kannibalen und seine Schule bei dem tapferen Nalasu, schließlich seine Flucht zu den zwei neuen weißen Göttern und seine Rettung, das alles wird recht überzeugend und nicht ohne Humor erzählt. Mancher Leser wird diesen Insulaner, diese waschechte Tierseele, an der wir nur mitunter ein wenig Übertriebenheit störend empfinden, lieb gewinnen. Meisterhaft ist die Schilderung des Kannibalendorfes, der Sitten und der grausigen Lebensart der Eingeborenen, und die Darstellung der äquatorialen Natur.

Michael, der Bruder Jerrys. 286 S. (vgl. B. u. B. 1928 S. 372).

Michael wird vom Leben härter mitgenommen als sein Bruder Jerry: Nach einer glücklichen Jugend gerät er einem versoffenen Matrosen in die Hände, der den gelehrigen Hund noch gut hält und fast freundschaftlich liebt. Als er aber den neuen Herrn — es geht dabei recht abenteuerlich her — verliert, macht er alle Leiden der Dressur eines Zirkushundes durch. London versteckt gern in seine Romane gesunde Tendenzen, nirgends ist ihm das so überzeugend und eindrucksvoll, fast quälend, geglückt wie im „Michael", aus dessen Zirkusschicksalen vielen Lesern klar werden dürfte, daß nicht nur der verprügelte Mensch, sondern auch und vielleicht noch in höherem Grade das verprügelte Tier Höllenqualen leidet, und daß sich darum jeder wahre Mensch gegen diese Schändung der Tier- und Menschen-

seele wenden müßte. Daß Michael zum Schluß noch einen guten Herrn und die wohlverdiente Ruhe findet, ist eine dichterische Gerechtigkeit, die zarter besaitete Leser dem Dichter besonders danken werden. Michael ist für die Büchereien bedeutsamer als Jerry, obwohl er in der Gestaltung gezwungener wirkt.

Siwash. 291 S. (vgl. B. u. B. 1929, S. 230).

Elf Kurzgeschichten aus dem Goldgräberleben in Alaska, gut erzählte Charakterbilder. Frauenschicksale geben den Grundton an. „Frauenmut", „Wo die Wege sich trennen" und „Der Gott seiner Väter", die besten Stücke der Sammlung, klingen in ergreifende Tragik aus. „Krieg der Frauen", voll Ironie und schalkhaftem Humor und die phantastische Geschichte „Der Mann mit der Schmarre" wirken dagegen schwächer. Im ganzen ein brauchbarer Band, der besonders Frauen mit abenteuerlich-völkerkundlichen Interessen anregen kann.

Ein Sohn der Sonne. 301 S. (vgl. B. u. B. 1927, S. 245).

Der Held dieser Episoden aus einem abenteuerlichen Händlerleben in der Südsee ist eine echt Londonsche Kraftnatur: kühn, eisenstark, unerbittlich in seinem Wollen, rücksichtslos im Erstreben seiner Ziele, „fabelhaft" reich, edel und gerecht, schlau und listig, alles in allem ein ganz seltener, prächtiger Ausnahmemensch. Ist dies gewiß ein künstlerischer Mangel, so ist es doch ein leserpsychologischer Vorzug, von seiten des einfachen Lesers gesehen, auf alle Fälle. Das Abenteuerliche des Südseelebens und die bunte Üppigkeit der tropischen Natur ist gut herausgearbeitet, so daß das Buch schon darum auch mittleren Büchereien empfohlen werden darf. Hier stellt sich London ganz auf den Leser der einfachen Abenteuergeschichte ein. Was dieser an der Schundliteratur liebt, Spannungsreize, Rührseligkeit, gemachtes Heldentum, findet er hier in veredelter Form und mag auch das Beste an dem Buch überlesen werden, so ist doch schon etwas erreicht, wenn der Leser aus seiner Schablone geleitet wird.

Die Fahrt der Snark. Mit vier Bildern. 278 S.

In einer schönen Stunde faßt London den Entschluß, auf einem kleinen Kutter eine Fahrt in die geliebte Südsee zu unternehmen. Durch Schriftstellerarbeit schafft er die Mittel für den Bau des Segelbootes und für die Reise. Der Bau beginnt, verschlingt viel Geld und fällt schlecht aus; in jeder Weise wird der gewiegte Welt- und Menschenkenner übers Ohr gehauen. Obwohl das Boot nicht fertig ausgebaut ist, segeln sie los: London, seine Frau, sein Freund und zwei Diener. Bau und erste Reise bis Honolulu beschreibt London humorvoll, voll Selbstironie. Daran schließen sich einige gute, lebendige Schilderungen aus dem Leben der Südseeinsulaner. Anschaulich wird das Wellenreiten, der „königliche Sport" auf Waikiki beschrieben, ferner ein Besuch bei den „Aussätzigen auf Molokai", ihre Feste und Freuden, wobei sich herausstellt, daß sie trotz der gräßlichen Krankheit recht friedlich und vergnügt zu leben verstehen; die gütige Natur des Landes und der angeborene Frohsinn der Betroffenen schaffen den Ausgleich. London besteigt den Haleakala, „das Haus der Sonne", einen mächtigen Kraterberg auf Maui, er nimmt teil am Fischtreiben in Bora, an einer Kreuzfahrt durch die Salomon-Inseln, wobei er das Leben der kannibalischen Bewohner dieser in gesundheitlicher Beziehung sehr gefährlichen Inselgruppe unmittelbar kennen lernt, leider aber selbst erkrankt. Das zwingt ihn, die Reise abzubrechen. Charmian, seine mutige Frau, ist überall sein treuer Begleiter und Kamerad. — London erzählt frisch, heiter, seine Berichte vermitteln, nicht allzu tief schürfend, dem einfachen Leser völker- und länderkundliches Wissen über die Südsee. Das Werk wird darum als erste Einführung in die Reiseliteratur über dieses Gebiet schon an mittleren Büchereien gut verwendbar sein.

Menschen der Tiefe. 275 S.

Im Sommer 1902 begibt sich London „mit einem Gefühl, welches einen Entdeckungsreisenden beseelt", nach East End, dem Elendsviertel der englischen Hauptstadt, in die „Unterwelt Londons". Der grenzenlose Jammer, dem er hier begegnet, erschüttert ihn zutiefst, jagt sein Mitleid auf zu einem erschütternden Anklageschrei, der dem Leser aus jeder Zeile seines Berichtes entgegenschreit: Tausende Menschen, Männer, Frauen und Kinder, verbringen ihr Leben ohne Ver-

dienstmöglichkeit in Regen oder Schnee, bei Tag wie bei Nacht in den Straßen East Ends. Tausende Menschen leben in Löchern von Wohnungen, schlechter untergebracht als wilde Tiere in ihren Höhlen, schlechter als jeder Vogel in seinem Nest; sie alle sind dem Hunger ausgeliefert, der ihnen alle Lebensfreude nimmt, der sie tyrannisiert und entmenscht. Der Amerikaner, der mit diesen Obdachlosen, ewig Hungernden wie einer Ihresgleichen lebt, der mit ihnen auf dem Pflaster schläft und gleich ihnen von den Polizisten vertrieben wird, der mit ihnen in den Spitälern, Armenhäusern, Schlafstätten und Kaffeehäusern zusammentrifft und ihr Leben und Leiden von Grund aus studiert, vermeint darüber irrsinnig werden zu müssen und kommt zu dem erschütternden Schluß: „Kurz, der Abgrund von London ist ein riesiges Schlachthaus. Jahr um Jahr schickt das Land einen Strom von starken, lebenskräftigen Menschen, aber sie vermehren sich nicht. Mit der dritten Generation sterben sie aus.“ Und er greift nach der behördlichen Statistik und beweist, daß seine Schilderungen nicht übertrieben sind, daß sie eher noch manches übergangen haben mögen. Daß aber dieses Elend gerade in Englands Hauptstadt solches Ausmaß annehmen konnte, dafür findet er die Begründung nur in der schlechten Verwaltung des Staates. — Mag sich auch vieles seither in East End geändert haben, so bleibt das Buch doch noch für lange Zeit ein beachtenswerter Mahnruf an das soziale Gewissen der Menschheit. Kein Leser wird es ohne tiefe innere Ergriffenheit und ohne eine mehr oder weniger einschneidende Korrektur an seinem sozialen Empfinden vorzunehmen, aus der Hand legen. Es ist ein Buch, das jeder ernste Mensch lesen sollte.

Der Rote. 262 S.

Von den sechs in diesem Bande vereinigten Erzählungen verdient nur eine einzige Beachtung. Es ist dies die Geschichte des alten John Tarwater „Wie vor alters zog die Argo“, die allerdings so vortrefflich ist, daß man die übrigen — reine Brotarbeiten — um ihretwillen mit in Kauf nehmen muß. John Tarwater fällt seiner Familie, nachdem er seine großen Ländereien verwirtschaftet hat, zur Last; er fühlt das und geht unbemerkt mit dem festen Entschluß, neue Reichtümer im Goldland droben am Klondike zu erwerben, um damit den Rückkauf der Tarwater-Ländereien durchführen zu können. Ihm gelingt die harte, aufreibende Reise durch das froststarrende Winterland zum Guten. Überall findet er Menschen, die er sich bald zu Freunden macht, weil selbst die rauhesten Männer den greisen Abenteurer und sein kindlich reines Wesen als eine Art Himmelssegen in dem unwirtlichen Land empfinden. Und dieser alte Argonaute muß Glück haben, weil es sein Glauben erzwingt, weil er so und nicht anders ist, weil es die Harmonie seines Charakters verlangt. Alles Ungeheuerliche wird hier begreifbar. Es müssen glückliche Stunden gewesen sein, in denen London diese Meistererzählung schuf. Das Behagen, mit dem sie erzählt ist, teilt sich auch dem Leser mit. Sie ist auch vorzüglich zum Vorlesen geeignet. (Vgl. S. 99 ff.)

Abenteurer des Schienenstranges. 268 S. (vgl. B. u. B. 1925, S. 250).

London ist ein verwegener Tramp. Als blinder Passagier jagt er durch die Vereinigten Staaten dem Abenteuer nach, in ständigem Kampf mit den Heizern und Schaffnern. Da geht es stets auf Tod oder Leben. Stählerne Muskeln und erprobte Nerven entscheiden allein in diesem rücksichtslosen Ringen. Zu immer neuen Erlebnissen führt der Weg entlang dem Schienenstrang. So erschaudert selbst der wetterharte Abenteurer vor der Grausamkeit und Unerbittlichkeit der Gesetze der Zigeuner, in deren Lager er Zeuge einer unvergeßlichen Strafszene wird. — Wohl das ursprünglichste Erlebnisbuch Londons, das einen würzigen, herben Hauch der zügellosen Abenteuerlichkeit des amerikanischen Tramplebens ausströmt und besonders geeignet ist, der Rührseligkeit gewisser Abenteuergeschichten die ungeschminkte Wirklichkeit gegenüberzustellen; allerdings ist zu beachten, daß z. B. gerade die Zigeunerszene in ihrer poetisch wohl etwas übersteigerten Härte für jugendliche und feinnervige Leser ungeeignet erscheint.

Charmian London: Jack London. Sein Leben und Werk. Mit einem Vorwort von Arthur Holitscher. 304 S. Ill. (vgl. B. u. B. 1929, S. 219).

Charmian London setzt mit dieser Lebensgeschichte ihrem Gatten ein Denkmal

der Liebe. Leben und Werk, Tun und Lassen, Denken und Fühlen des Dichters werden hauptsächlich von dieser Einstellung aus betrachtet. Nebensächliches wird dadurch oft zu sehr in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt. Das Lebenswerk Londons wird nicht kritisch beleuchtet, nur hin und wieder im Zusammenhang mit äußeren Geschehnissen erwähnt, oft nur titelmäßig aufgezählt. Umsomehr tritt der Mensch, das Ausnahmewesen Jack London, frisch und kräftig hervor: Abstammung, harte Jugend, frühzeitig einsetzender Daseinskampf, Seemannszeit, Arbeiter, Tramp, Schriftsteller, Landgutsbesitzer, stets bemüht, aus sich das Letzte herauszuholen, ein geistiger Schwerarbeiter, rücksichtslos gegen seinen Körper, nicht frei von kleinen Schwächen, aber groß in seiner Wahrheitsliebe und in seinem Wahrheits- und Erkenntnisdrang, von einem heißen sozialen Empfinden erfüllt, eine unentwegte Kämpfernatur, ein lebendiger Geist, ein edler Mensch — das ist Jack London. Wer diesen kennen lernen will, dem wird das Buch als biographische Ergänzung zum dichterischen Werk gewiß willkommen sein. Es ist daher allen Büchereien zu empfehlen, in denen der Dichter stark gelesen wird.

Für große Büchereien.

Wolfsblut. 284 S. (vgl. B. u. B. 1928, S. 373).

Der vierte Hunderoman Londons ist das Gegenstück zu der Wolfshundgeschichte „Wenn die Natur ruft". Kehrt dort der Hund in die Wildnis zurück, dem Ruf seiner Wolfsnatur gehorchend, so wird hier der umgekehrte Entwicklungsgang eingeschlagen, der Wolf gewöhnt sich an den Menschen und wird Hund. — Manche Werke Londons sind zu sehr Produkte konstruierender Verstandesarbeit, zu leicht ergeben sich dann Entgleisungen und Überspitzungen in der Komposition. So ist auch in dieser Geschichte die Tierpsychologie bisweilen ad absurdum geführt; trotzdem wird mancher Abenteuer-Leser das Buch mit Begeisterung aufnehmen.

Das Mondtal. Roman in drei Büchern. 2 Bände. 300 und 275 S.

Saxon Brown ist Arbeiterin in einer großen Dampfwäscherei. Bei einem Tanzausflug lernt sie zufällig den Kutscher Billy Roberts kennen. Sie sind beide Ausnahmemenschen, beide entstammen alten Geschlechtern, die den großen Zug über die Prärie nach dem Westen mitgemacht haben. In beiden lebt ein rassisches Selbstbewußtsein, das sie über die Masse ihrer Arbeitsgenossen hinaushebt. Gegenseitige Liebe führt zu einer glücklichen Ehe; ein Generalstreik droht die stille Harmonie dieser Ehe zu zerstören: Als Billy bei der Verprügelung der Streikbrecher seine maßvolle Selbstbeherrschung, die ihm Saxon stets sehr hoch anrechnete, verliert und roh und brutal selbst gegen seine Frau auftritt, als er im Zorn einen Unschuldigen schlägt und dafür ins Gefängnis gebracht wird, verfällt Saxon in Trübsinn; nach Billys Freilassung — die Monate im Gefängnis haben ihn wieder zur Vernunft gebracht — beschließen sie, Oakland zu verlassen, um irgendwo einen Bauernhof zu erwerben. Sie beginnen mit leichter Bürde und frohem Mut eine lange romantische Wanderfahrt und das gleich romantisch gestimmte Schicksal führt ihnen eine ganze Reihe von Ausnahmemenschen zu, mit deren Hilfe sie sich für den künftigen Siedlerberuf vorbereiten. Schließlich — nach manchem Abenteuer — finden sie auch den Flecken Erde, der ihren nicht gerade bescheidenen Wünschen entspricht, ja ein fabelhaftes Glück stößt sie förmlich hinein in das Mondtal, wo sie in kurzer Zeit alle Erfordernisse für das Leben, wie sie es führen wollen, vorfinden, bzw. sich schaffen können. Daß sich auch das ersehnte Kind einfindet, das ihrer Ehe Wert und Inhalt verleiht, ist nach all dem fast selbstverständlich. — Der Roman ist mit allen Schwächen der Londonschen Darstellungsart behaftet: Saxon und Billy sind Mustermenschen, tüchtig, hochbegabt, beinahe fehlerfrei, sie sind wie Katzen, die stets wieder auf die Pfoten fallen, mag's auch noch so schlimm hergehen; darüber hinaus begegnen wir aber mancher vortrefflichen Schilderung aus dem amerikanischen Arbeiter- und Farmerleben. Die Lösung der sozialen Notlage des Arbeiters, die allerdings nur für Ausnahmemenschen von der Art Saxons und Billys und unter der Voraussetzung amerikanischer Siedlungsverhältnisse durchführbar erscheinen könnte, faßt London so: Die Stadt und ihre Industrie bringen den Arbeiter ins Elend, da sie ihn in den Kampf um den Arbeitsplatz treiben. In diesem Kampf steht aber der Arbeiter dem Arbeiter gegenüber. Die einzige Rettung aus diesem aufreibenden unwürdigen Wettstreit sieht der Dichter nur noch

in der Rückkehr des Arbeiters zum Siedlerdasein, für das ja Amerika gewiß auch heute noch große Möglichkeiten bietet. Diesen Weg gehen Saxon und Billy, es ist der einzige Weg zu ihrer Rettung. Sie finden aber nicht nur den Weg zum Siedlerberuf, sie finden auch den Weg zum Naturerleben und zur Naturverbundenheit und sie erkennen beispielsweise dabei, wie ärmlich sich ihre ehemaligen Sonntagsvergnügungen (Kino und Tanzunterhaltungen) diesem Naturerleben gegenüber ausnehmen. Gewiß handelt es sich hier um eine der letzten Arbeiten des Dichters aus der Zeit, da er selbst voll innerer Zufriedenheit sein Landgut bewirtschaftete. Der Roman ist fesselnd, liebenswürdig, behaglich und mitunter recht humorvoll erzählt.

Martin Eden. Roman in zwei Bänden. 270 und 272 S. (vgl. B. u. B. 1928, S. 56 f.).

Im „Martin Eden" zeichnet der Dichter den Entwicklungsgang eines hochbegabten Arbeiters, der schon in seiner frühesten Kindheit mit allem Elend der untersten amerikanischen Volksschichten vertraut wird, der dann viele Jahre ein freies, ungebundenes Seemannsleben führt, die Welt durchwandert und schließlich durch einen Zufall in das Haus eines vermögenden Mannes gelangt, wo ihm eine neue Welt, die des gutgestellten Bürgertums, entgegentritt. Kunst und Musik erfassen seine Seele und seine plötzlich aufkeimende Liebe zur Tochter des Hauses, zu Ruth, erweckt in ihm den Wunsch und den Willen, selbst zu diesen Kreisen den Weg zu suchen und bei ihnen Aufnahme zu finden. Mit jugendlicher Energie wirft er sich auf das Studium und geht trotz der schlimmsten Entbehrungen den harten Weg der Kunst, des Dichters. Die Triebfeder seiner Wesensänderung ist die Liebe zu Ruth, die erwidert wird, als Martin äußerlich ein anderer, ein gesellschaftsfähiger Mensch geworden ist. Aber während Ruth, von seiner tierischen Stärke und Leistungsfähigkeit in gleicher Weise abgestoßen und angezogen, aus ihm gern in jeder Hinsicht einen „anständigen Menschen bürgerlicher Fasson" machen möchte, während sie seine dichterischen Versuche achselzuckend, ohne Verständnis hinnimmt, wird Martin sich seiner inneren Berufung zum Dichter immer klarer bewußt. Diese Überzeugung verleiht ihm einen festen Glauben an seinen kommenden Erfolg. Von Ruths Eltern nur ungern als künftiger Schwiegersohn gesehen, geht er den eingeschlagenen Weg entschlossen bis zum Ende. Kurz, bevor er sein Ziel erreicht, erfolgt der Bruch mit Ruth. Teilnahmslos nimmt er nun den Ruhm, den ihm seine ersten Bücher bringen, hin, immer darüber grübelnd, warum ihn all die Menschen, die ihm jetzt zujubeln, vor seinem Berühmtwerden von sich abzudrängen suchten: sein Schwager, die Redakteure, Ruths Eltern, ja, Ruth selbst hatte ihm den Rücken gekehrt. Martin glaubt die Hohlheit der bürgerlichen Welt und Gesellschaft zu spät erkannt zu haben, nachdem er sich den Weg zurück in die Welt des Proletariers und des Abenteurers durch seine Bildung, durch sein Wissen und durch die Verachtung alles Menschlichen verrammelt hat. So bleibt ihm nichts übrig, als den Tod zu suchen. — Gewiß ist in diesem Entwicklungsroman vieles aus den eigenen Lebenserfahrungen Londons geborgen, eine schlichte Autobiographie wäre aber sicher wirkungsvoller ausgefallen als die Gestalt des Dichters Martin Eden, an deren Lebensechtheit kein kunstsinniger Leser glauben kann. Daß das Glaubenkönnen an eine vom Dichter frei erfundene Gestalt das wesentlichste Kriterium für ihre Echtheit und Lebensfähigkeit darstellt, beweist der „Martin Eden" besonders deutlich. Echt und lebenswahr sind die Schilderungen der Dampfwäscherzeit Martins, des Handels um Lizzie, des Besuchs bei der Schwester u. a. Um dieser Episoden willen sollten große Büchereien das Werk für ihre Arbeiterleser einstellen.

Die eiserne Ferse. Mit einer Einführung von Anatole France. 294 S. (vgl. B. u. B. 1928, S. 56 f.).

Dieser Roman birgt wohl Londons erstes politisches Glaubensbekenntnis. Es ist ein Tendenzwerk, das auf künstlerischen Wert keinen Anspruch erhebt. Tatsächlich ist es in dieser Hinsicht eine seiner schwächsten Leistungen, vor allem was die Charakterzeichnung des Helden betrifft, so daß lediglich die Berechtigung der vorgetragenen Anschauungen zu untersuchen bleibt. „Die eiserne Ferse" führt den Leser in die sozialen und sozialpolitischen Kämpfe in den Vereinigten Staaten ein. Das Werk ist 1907 erschienen und schildert Zukunftsereignisse aus den Jahren 1912—19.

Der Held, Ernst Everhard, ist der genialste Sozialpolitiker seiner Zeit, er ist der Vorkämpfer der amerikanischen Sozialisten gegen den Kapitalismus aller Kategorien. Nur in der rücksichtslosen Ausrottung der alles Leben beherrschenden und und verzehrenden Trusts sieht er die Rettung des Volkes. Der Kampf beginnt und wird mit allen erdenklichen Waffen und im gewaltigsten Ausmaß geführt. „Die eiserne Ferse", das ist das Häuflein der Kapitalisten größten Formates — London nennt sie „Oligarchen" —, hat sich ein ungeheures Heer von Helfern und Helfershelfern, von Spionen, menschlichen Bluthunden und Berufskämpfern geschaffen, das nun in erbitterter Fehde mit den gleich organisierten und ringenden Scharen der sozialistischen Revolutionäre liegt. Den Höhepunkt erreicht der Kampf in der mißglückten Revolution, deren Opfer die Stadt Chicago und ihre Bevölkerung werden. Auch Ernst Everhard und seine Frau scheinen bei diesem Kampf den Tod gefunden zu haben. London gibt nun darüber hinaus noch einen Ausblick in die Zukunft, sieben Jahrhunderte voraus, in das Zeitalter der „Menschenverbrüderung", das den Abschluß dieses Ringens mit dem Untergang der Kapitalisten herbeiführt. Soweit die äußere Handlung. — Die geistige Linie der „eisernen Ferse" skizziert nicht ohne Geschick und nicht ohne eine gewisse Überzeugungsfähigkeit, besonders im Hinblick auf den einfachen Leser, die sozialistische und sozialpolitische Lebensauffassung und Weltanschauung eines Menschen mit hervorragendem Tatwillen — nämlich die des jungen Jack London; aber so überzeugend er die Notlage des Proletariats zu zeichnen bemüht ist, so rücksichtslos er auch die Übermacht der Trusts verurteilt, die echteste und überzeugendste Gestalt des Werkes ist doch der Bischof, er überragt weit den genialen Ernst Everhard, der zu sehr Gedankengebilde bleibt, auf den der Dichter soviele gute Eigenschaften häuft, daß er schließlich unwirklich wirkt. Der Bischof und Ernst vertreten zwei konträre Auffassungen des sozialen Empfindens: Der Bischof ist der Vertreter der sozialen Tat, Ernst der Vertreter der sozialen Gewalt. Von hier aus öffnen sich über dieses Phantasiewerk hinweg Perspektiven in unsere Zeit und ihre sozialen Kämpfe. Vielleicht ungewollt charakterisiert sich in dem Buch die amerikanische Seele, dieser Zwitter aus Schein und Wirklichkeit, der zwischen den Zeilen von Zeit zu Zeit sein Gesicht zeigt. Europa und besonders Deutschland betrachtet London mit den Augen des Amerikaners. Daß es dabei nicht ohne historische, soziologische und biologische Irrtümer abgeht, ist selbst bei einem Amerikaner wie Jack London nicht verwunderlich. — In großen Büchereien verdient die „eiserne Ferse" wohl trotz aller Mängel ihren Platz. Der Buchwart wird das Buch selbst lesen müssen, um ermessen zu können, inwieweit er es ohne Gefahr, falsche Vorstellungen zu erwecken, verwenden darf.

Entbehrlich für Büchereien.

Der Seewolf. 325 S.

Ein junger Literat wird gelegentlich eines Schiffsbruchs von einem sonderbaren, geheimnisvollen Robbensegler aufgefischt und von dem noch sonderbareren Kapitän aus einem Waschlappen der Zivilisation in einen wetterfesten Seemann, der endlich „auf eigenen Füßen" stehen lernt, umgewandelt. Kapitän Wolf Larsen ist ein menschliches Ungetüm, kraftstrotzend, intelligent, brutal, eigensinnig, roh, gemein, und doch wieder nicht ohne Edelmut, mit ehernen Muskeln und stählernen Nerven begabt, und doch auch wieder Paralytiker. Er behandelt seine Mannschaft ausgesucht teuflisch und wenn er von dieser nicht zehnmal ermordet wird — der Versuch, ihn zu beseitigen, wird öfters unternommen —, so teilt er hierin nur das Schicksal aller gemachten Helden. Kapitän Wolf ist Nihilist, der junge Literat ist Idealist. Den Endsieg läßt der Dichter diesem zufallen. Nach Londons eigenen Worten sind der „Seewolf" und „Martin Eden" Proteste „gegen Nietzsches Philosophie". Dieses völlige Verkennen des deutschen Philosophen läßt sich nur aus der Enge der amerikanischen Psyche erklären. — Wie in vielen Romanen Londons trifft man auch im „Seewolf" auf lebenswahre Episoden, die hier dem Seemannsleben entnommen sind und naturhaft schöne, überwältigende Bilder des Meeres zum äußeren Rahmen haben, von der kinomäßig sensationell zugespitzten Handlung aber ganz überwuchert werden.

Joe unter Piraten. Mit farbigen Bildern und Zeichnungen von Jan Blisch. 191 S.

Diese Jugenderzählung fordert geradezu heraus, die literarischen Schwächen und Mängel der Durchschnittsjugendliteratur aufzuzeigen. Da ist der kleine Joe: Trotz vorzüglicher Veranlagung lernt er nicht gern und vernachlässigt seine Schulpflichten, weil ihn das Abenteuer lockt. Nun ist er natürlich reicher Leute Kind. Er verläßt heimlich das Vaterhaus und gerät unter die Piraten. Bis hierher nimmt sich die Geschichte recht unwahrscheinlich aus. Erst Joes Erlebnisse auf dem Boot des Austernräubers, in der zweiten Hälfte des Buches, bringen echtes Leben. Joe ist im Grunde selbstverständlich ein tüchtiger, braver Junge, er rettet — wunderbar genug! — seinem Vater wertvollen Besitz, er ebnet seinem kleinen Freunde Frisco Kid den ferneren Lebensweg und wird durch seine aufregenden Erlebnisse selbst zum Besseren bekehrt. — Die Geschichte ist flott geschrieben, die Handlung auf einige Tage zusammengedrängt und sehr spannend. Jeder Junge wird gewiß Freude daran haben und die zahlreichen Moralpredigten — rechts liegen lassen. Was für eine prächtige Jungensgeschichte hätte uns London unter Heranziehung seiner eigenen Jugendzeit erzählen können! Joe steht dem wahren Leben gar zu fern. (Leistungsfähige Stadtbüchereien mögen das Buch immerhin um des zweiten Teiles willen für 12—14jährige Knaben in ihre Jugendabteilung aufnehmen.)

Nur Fleisch. 272 S.

Die Geschichten dieses Bandes gehören zu den schwächsten Arbeiten Londons. An dieser Sammlung ist ersichtlich, wie kritiklos Verlag und Übersetzer Überflüssiges und Gutes vermischt herausgebracht haben. Wie sehr London mitunter in der Charakterzeichnung versagt, davon zeugt ein besonders sprechendes Beispiel in der Geschichte „Nur Fleisch", wo er den einen der beiden Mordgesellen folgendermaßen zeichnet: „Er war ein bleichsüchtiger, zarter, dürrer Mann, nervös, reizbar, aufgeregt — ein typisches Kind der Straße, mit unschön verzerrten Zügen, kleinen Augen, einem Gesicht und einem Mund, die immer einen fieberhaft gierigen Ausdruck hatten, tierisch, seltsam katzenartig — ein in Grund und Boden degeneriertes Individuum."

Die Insel Berande. 274 S. (vgl. B. u. B. 1928, S. 56 f.)

Ein Schiffbruch führt Joan Lackland auf die Farm des englischen Pflanzers Scheldon. Joan kommt gerade zurecht, um Scheldon aus einer sehr kritischen Lage — er droht dem Fieber zu erliegen und sieht sich wehrlos seinen meuternden kannibalischen Arbeitern ausgeliefert — zu befreien. Das Mädchen pflegt ihn wieder gesund, hält die Schwarzen nieder, wird Teilhaberin an der Farm und lechzt nach Abenteuern. London ist auch der rechte Mann, ihr dazu zu verhelfen. Sie ist Gegnerin der Liebe und der Heirat. Und doch muß es zur Heirat kommen und kein anderer als Scheldon darf natürlich ihr Mann werden. So hat sich der Dichter seinen Plan zurecht gelegt, und er weiß die Geschichte auch recht spannend zu Ende zu führen. Einige treffliche Szenen aus dem Leben der Eingeborenen können für die gar zu krassen Mängel dieses Werkes nicht entschädigen.

Mondgesicht. Seltsame Geschichten. 255 S.

Gutes und Überflüssiges. Zwei lebensechte Gestalten aus Londons reicher Menschenkenntnis. Das „Seltsame", das der Untertitel verspricht, ist nur den beiden letzten Geschichten („Die Goldschlucht", „Die Planchette") eigen. „Die Lieblinge des Midas", eine Zukunftserzählung, mutet wie eine Vorarbeit, wie eine Skizze zur „eisernen Ferse" an.

Lockruf des Goldes. 308 S.

Dieser Lebensroman eines alaskischen Goldgräbers ist derart erfüllt von Übertreibungen, Sentimentalitäten und Sensationen, so maßlos unnatürlich und zusammengeleimt, daß man an eine ernstgemeinte Dichter- oder Schriftstellerarbeit nicht mehr glauben kann. Der ethische Gehalt darin — dem Fluch des Goldes wird die Zufriedenheit und Rechtschaffenheit des Herzens als das erstrebenswertere Gut gegenübergestellt — kann die künstlerische Unzulänglichkeit nicht wettmachen.

Die Herrin des großen Hauses. 311 S. (vgl. B. u. B. 1930, S. 228f.)

Eine schöne, hochgeistige Frau schenkt ihre Liebe zwei gleichwertigen Männern, ihrem Gatten und seinem Freund. Da sie beide gleich stark liebt, tötet sie sich selbst. Der Schauplatz dieser Ehetragödie ist Londons Farm, das Bild des Gatten trägt seine eigenen Züge, alles ins Wunschhafte übersteigert. Die Charaktere des Romans sind durchwegs abgeschlossen, fertig, sie entfalten sich nicht.

Die Zwangsjacke. 266 S.

„Die Zwangsjacke" wendet sich gegen die Unmenschlichkeit amerikanischer Zuchthausbehandlung. An einem recht abwegigen Fall will London zeigen, welch seelische Hochwertigkeit selbst ein zu recht Verurteilter besitzen kann, eine Hochwertigkeit, die zur Charakterstärke selbst in der traurigsten Lage befähigt. Leider ist der Roman nicht frei von Mängeln, die seine Einstellung erübrigen.

Vor Adam. Mit zahlreichen Abbildungen nach Zeichnungen von Willy Planck. 144 S.

Mit viel Phantasieaufwand versucht London in diesem Werk das Leben des diluvialen Urmenschen in Bildern voll wilder Abenteuerlichkeit für jung und alt dichterisch zu erschauen; der Leser wird dabei das Gefühl nicht los, daß der Verfasser unnötig Szenen voll drückender Grausamkeit heraufbeschwört, um den Spannungsgrad zu erhöhen. Sowohl für den Jugendlichen wie für den Erwachsenen gibt es weit lesenswerteres!

Der Wolf von Wallstreet. 254 S.

Dieser Roman unterscheidet sich nicht mehr von der minderwertigen Abenteuer- und Kriminalliteratur. Widersprüche, Personenverwechslung und Stilwidrigkeiten sind recht häufig zu treffen. Warum kann London dieses Werk geschrieben haben? Etwa um die Schundliteratur zu ironisieren? Diese Absicht tritt leider für den einfachen Leser nicht anschaulich genug hervor. Der Roman weist alle Schundmerkmale des amerikanischen Abenteuerfilms auf.

Die Übersetzung (fast durchweg von Erwin Magnus besorgt) ist flüssig und gut. Mit Ausnahme der Werke „Wenn die Natur ruft" (Hannover: Sponholtz), „Vor Adam" (Stuttgart: Franckh) und „Feuer auf See" (Inselbücherei Nr. 297) sind alle übrigen im Verlag Universitas Deutsche Verlags-A. G. Berlin erschienen. Preis des Bandes: Geh. 3,—, Lw. 4,80. V. Zifreund (Neu-Titschein).

B. Wissenschaftliche Literatur.

1. Religion, Philosophie, Erziehung.

Die geschlechtliche Erziehung. Beiträge zur Grundlegung einer gesunden Sexualpädagogik. Hrsg. von Jos. Schröteler S. J. 2. Aufl. Düsseldorf: Pädagogischer Verlag 1929. VI, 226 S. Geb. 7,50.

Die angriffslustig und allgemeinverständlich geschriebenen Aufsätze führender katholischer Pädagogen (Schröteler, Behn, Bopp, Clostermann u. a.) greifen das Sexualproblem in seinem Verhältnis zur Jugendkunde, Ethik, Religion, weiblichen Bildung, Jugendkriminalität an. Anhangsweise wird kritisch Stellung genommen zu dem bekannten Gutachten von W. Stern und W. Hoffmann über die „Sittlichkeitsvergehen an Höheren Schulen und ihre disziplinare Behandlung". Das Buch ist ein bewußter Vorstoß einer bestimmten Weltanschauungsgruppe und wesentliche Probleme werden einseitig gesehen, aber es wirkt so erfrischend, weil es einmal aufhört mit der zum Überdruß gehörten Rede von der „sexuellen Not der Jugend" und gegenüber den allzuvielen Aufklärungsschriften und Liebesfibeln die Sexualerziehung wieder in das Ganze der Erziehungsprobleme überhaupt hineinstellt. Es wäre zu wünschen, daß Vertreter entgegengesetzter Weltanschauungsgruppen sich zu ähnlichen Werken zusammentun möchten. R. Joerden (Hamburg-Altona).

Friedrich, Theodor: Die Frau als Bildungsziel. Eine Forderung zum Neuaufbau der Kultur. Leipzig: Teubner 1929. 192 S. Geb. 9,—.

Der Verfasser sieht die Aufgabe in der Entwicklung eines eigenständigen weiblichen Bildungszusammenhangs gleichwertig neben dem Mann, und versucht die Gedanken der polaristischen Geschlechterphilosophie unserer klassischen Zeit, besonders Humboldts, zu vereinigen mit einem rein auf sich gestellten Bildungsideal der Frau. Wenn er als das der Frau wesenseigentümliche Ideal das „Hausfrauentum" nennt und es aus dem rein Häuslichen erlöst in „Ehe, Beruf und Menschengemeinschaft" wirken lassen will, so nimmt er den tragfähigsten Gedanken der Frauenbewegung auf, wie er wohl zuerst und am am treffendsten von Henriette Schrader-Breymann mit dem Begriff „Geistige Mütterlichkeit" bezeichnet wurde (vgl. jetzt das ihr gewidmete 5. Heft der „Kleinen Pädagogischen Texte". Hrsg. von Blochmann, Nohl, Weniger. Langensalza, Beltz). Henriette Schrader wird in Friedrichs Buch nicht behandelt. Es kommt im ganzen nicht über die Ergebnisse hinaus, die früher Ursula Graf in ihrer Arbeit „Das Problem der weiblichen Bildung" (Göttingen: Vandenhoek & Rupprecht 1925) vorgelegt hatte. Leider fehlt ganz ein näheres Eingehen auf die modernen Schulformen höherer weiblicher Bildung: Frauen-Oberschulen, Werk-Oberschulen u. a.

R. Joerden (Hamburg-Altona).

Hollmann, A. H.: Die Volkshochschule. 3., neubearb. Aufl. der „dänischen Volkshochschule". Berlin: Parey 1928. XVI, 137 S. Brosch. 6,—.

Das schöne Buch, das unserer Volksbildungsarbeit die erste gründliche Bekanntschaft mit Grundtvig vermittelte, ist auch heute noch sehr zur Lektüre zu empfehlen. Die biographischen Tatsachen über Grundtvig und die ersten Anfänge der dänischen Volkshochschule sind am besten hier nachzulesen, und zugleich ist es eine erste Einführung in Grundtvigs Volksbildungstheorie. Allerdings sind die neuen pädagogischen Auswertungen der Lehre Grundtvigs noch nicht aufgenommen (vgl. B. u. B. Jg. 10, S. 44). R. Joerden (Altona).

Löffler, E.: Das öffentliche Bildungswesen in Deutschland. Berlin: Mittler 1931. VIII, 144 S. Kart. 6,—.

Das Buch bietet einen guten Überblick über den Stand unseres Schulwesens: Volksschule, mittlere Schule, höhere Schule, Fachschule, Hochschule, Volksbildungswesen. Kurz sind die wesentlichen Fragenkreise gezeichnet, die wichtigsten gesetzlichen Bestimmungen gegeben (vgl. B. u. B. Jg. 10, S. 168) und die Unterschiede in den einzelnen Ländern herausgehoben. Angehängt ist ein klarer Übersichtsplan und ein Literaturverzeichnis, das in richtiger Beschränkung die wichtigsten orientierenden Schriften zusammenstellt. R. Joerden (Altona).

Schneider, Elisabeth: Handbuch der weiblichen Jugendpflege. Grundsätzliches und Praktisches. Freiburg: Herder 1930. 164 S., 2 Taf. Brosch. 2,50; kart. 3,50; Lw. 4,20.

Der theoretische Teil verrät eine gute Kenntnis der neueren psychologischen und pädagogischen Literatur, die ihren Niederschlag in einer reichlichen Verwendung von Zitaten aus den Arbeiten von Spranger, Ch. Bühler, W. Stählin, W. Hoffmann u. a. findet. Wie denn auch der zu Anfang gegebene Abriß einer Jugendpsychologie mehr eine Kompilation der in dem fünf Seiten langen Verzeichnis angegebenen Literatur darstellt als eine selbständige wissenschaftliche Leistung. Einfache Lesbarkeit und klare Anordnung machen diesen theoretischen Teil jedoch zu einer brauchbaren allgemeineren Einführung in die Jugendpsychologie, während der praktische Teil nach der jugendpfleglichen Seite hin durch seine einseitige Bezugnahme auf die Arbeit im katholischen Mädchenverein die Verwendbarkeit ausschließlich auf die weltanschaulich gebundene Jugendpflegearbeit beschränkt. Die mangelnde sprachliche Durchformung rückt das Werk von wissenschaftlicher Literatur ziemlich ab. Doch spricht auch die Einstreuung zahlreicher religiöser Gedichte viel eher für die Absicht der Verfasserin, ein populäres Handbuch zu

schaffen, das dem ganz konkreten Ziel praktischer katholischer Jugendvereinsarbeit zugleich in belehrender und erbauender Weise dienen soll.

Hedda Guradze (Hamburg).

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Bayer, Maximilian: Die Helden der Naukluft. 3. Aufl. Potsdam: Voggenreiter 1931. 221 S. Brosch. 3,—; geb. 4,50. (= Spurbücherei Bd 16.)

Der verstorbene Begründer der deutschen Pfadfinderbewegung, selbst ein alter Südwestkämpfer, schildert in erzählender Form die Kämpfe der Hottentotten unter der Führung Hendrik Witbois gegen die nur wenige Hundert Mann zählende Schutztruppe in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Im rauhen, unwegsamen Naukluftgebirge finden die letzten, schweren Kämpfe statt, die mit der Anerkennung der deutschen Oberhoheit durch die Ureinwohner des Landes abschließen. Dadurch, daß sie nicht bloß die deutschen Soldaten als Helden anerkennt, sondern auch den verzweifelt um ihre Freiheit kämpfenden Farbigen menschlich gerecht zu werden sucht, zeichnet sich diese Darstellung vor mancher anderen aus. Ein frischer munterer Geist geht durch diese schlicht erzählte Geschichte, die schon an Jungen vom zwölften Jahre an ausgegeben werden kann, ohne daß ihre Verwendungsmöglichkeit auf Jugendliche beschränkt ist. — Schon für mittlere Büchereien.

W. Eggebrecht (Stettin).

Bratter, C. A.: Die Vereinigten Staaten von Amerika. Ihre Entstehung und Entwicklung. Berlin: Ullstein 1928. 171 S. Brosch. 0,85; Hlw. 1,35. (= Wege zum Wissen. Bd 92.)

Man wird bei dem Mangel an guten, volkstümlichen Geschichtswerken über die Vereinigten Staaten gern zu diesem Bändchen greifen. Auch in kleineren Büchereien finden sich leicht Leser, die durch Reisebeschreibungen zu einer eingehenden Beschäftigung mit der Geschichte Nordamerikas veranlaßt werden. Bratters Buch ist unterhaltsam, frisch und unproblematisch, oft ein wenig journalistisch geschrieben, aber es weiß den heutigen Leser durch gelegentlich tieferes Eingehen auf die innerpolitischen und wirtschaftlichen Fragen zu fesseln. — Für Volksbüchereien von weiter Verwendbarkeit.

E. Guttmann (Breslau).

Schäfer, Dietrich: Die Deutsche Hanse. 3. Aufl. Bielefeld: Velhagen & Klasing 1925. 140 S. mit 102 Abb. Lw. 8,—. (= Monographien zur Weltgeschichte. Bd 19.)

Die Geschichte der deutschen Hanse ist eines der stolzesten und lehrreichsten Kapitel unserer Vergangenheit. So vermag gerade heute uns ihre Blüte und ihr rascher Verfall eindringlich zu zeigen, daß auch wirtschaftliche Größe nur zu erringen und zu behaupten ist durch politische Macht. Keiner kannte die Geschichte der Hanse so, wie der jüngst verstorbene Berliner Historiker, ihr galt des gebürtigen Bremers ganz persönliche Liebe, ihr hatte er viele Jahrzehnte seines Lebens gewidmet. So ist diese Monographie ein Buch von durchaus persönlichem Reiz, dessen Wiedererscheinen (die erste Auflage erschien bereits 1902) mit Freude zu begrüßen ist. Da Dietrich Schäfer ein Meister volkstümlicher Darstellung war, sollten auch kleinere Büchereien — vor allem in Norddeutschland auf ursprünglich hanseatischem Boden — dies ausgezeichnete Werk anschaffen. Auch in diesem — wie in allen Bänden dieser Reihe — wird das Wort durch einen reichen Bilderteil glücklich ergänzt.

G. Franz (Marburg).

Wahl, Adalbert: Geschichte der französischen Revolution 1789—1799. Leipzig: Quelle & Meyer 1930. 140 S. Geb. 1,80. (= Wissenschaft und Bildung 267.)

Wahl bemerkt selbst durchaus richtig, daß jede Generation gerade das, was sie selbst am meisten bewegt, in die französische Revolution hineingelesen oder aus

ihr herausgelesen habe. So ist auch seine eigene Darstellung durchaus von seinem den Ideen von 1789 entgegengesetzten Standpunkt aus bestimmt und die notwendig überaus knappe Darstellung bringt es daher mit sich, daß die Wertungen für eine solche volkstümliche Schrift oft allzu schroff hervortreten. Dadurch aber wird der bildungspflegliche Wert der Schrift beeinträchtigt, die man sonst gern uneingeschränkt empfehlen möchte, da wir keine gleich zuverlässige Darstellung dieses Umfangs besitzen. G. Franz (Marburg).

Arnesen, Odd: Roald Amundsen, wie er war. Eine Schilderung seines Lebens. Mit 8 Einschaltbildern. Stuttgart: Union 1931. 229 S. Lw. 4,80.

Es ist die enthusiastische Schilderung der Persönlichkeit des großen Forschers durch einen Landsmann. Keine ausführliche Darstellung seiner Taten, sondern lediglich eine Zusammenstellung von Einzelgeschehnissen und Einzelzügen, die sein Wesen kennzeichnen. Besonders herausgestellt werden seine Gründlichkeit, die jeder Rekordsucht abhold war, seine Zielbewußtheit, die ihn von Jugend auf aller Schwierigkeiten Herr werden ließ, und die über alle Anwürfe erhabene Lauterkeit seiner Gesinnung. Trotz seiner etwas oberflächlichen Darstellungsweise wird das Buch an allen Büchereien bereitwillige Leser finden, da es stofflich zu interessieren vermag. E. W. Saltzwedel (Stettin).

Häuptling Standhafter Bär: Mein Volk die Sioux. Mit 8 Taf. Stuttgart: Strecker & Schröder 1930. 229 S. 7,—; Lw. 9,—.

Über diese dritte, der seit kurzem hier besprochenen, Indianer-Biographien (B. u. B. 1930, S. 177 und 178) nur folgendes: Auch ihr Verfasser ist einer jener stählernen und elastischen Charaktere, welche in einem Menschenleben die gewaltsame Metamorphose vom ur-amerikanischen Naturkinde zum „amerikanisierten", christlichen Bürger der U.S.A. z. T. über sich ergehen ließen, z. T. gewollt vollzogen. Seine Jugenderinnerungen erfassen noch die gute alte Zeit, wo die Menschen heroisch und in edler Einfachheit lebten und starben, sie umfassen die wirre und schreckliche Zeit der Kolonisation, heute gleich peinlich für Indianer wie für anständig denkende Weiße. Er wurde in eine Schule getan, lernte tapfer, wurde dann indianischer Lehrer und Händler; schön ist das Verhältnis zu seinem Vater. Er erwarb Eigentum und, ein Ausnahmefall, das Staatsbürgerrecht, während 8000 seiner Stammesgenossen, ohne Staatsbürger zu sein, am Weltkrieg teilnehmen durften. Er übersiedelt aus seiner Heimat, dem mittleren Westen, nach Kalifornien, hat einige Zeit Beziehung zum Film und wirkt nun in Wort und Tat für sein Volk. Wegen seiner vielen völkerkundlichen und kulturhistorischen Werte und der sympathischen Persönlichkeit seines Verfassers kann das Buch allen Volksbüchereien, auch den ländlichen, nur empfohlen werden. O. Kratz (Stettin).

Bie, Richard: Karl Marx. Schicksal und Parole. Leipzig: Voigtländer 1930. 111 S. 1,60.

Diese Schrift, die „gekürzte Volksausgabe" einer größeren, „Revolution um Karl Marx" betitelten, sucht von einem völkischen Standpunkt, etwa von dem des „Dritten Reichs" aus, eine Kritik des Marxismus und eine Kritik an Marx' Persönlichkeit zu geben. Wobei freilich sowohl der Marxismus als das dritte Reich reichlich im Dunkel bleiben. Um etwas zu kritisieren, muß es zunächst einmal verstanden sein. Es läßt sich nicht bestreiten, daß in der Darstellung und in der Kritik gelegentlich ein richtiger Gedanke auftaucht, trotzdem kann keine Rede davon sein, daß der Kritiker den Kern und die Tragweite der Marxschen Lehre begriffen hätte oder seiner Persönlichkeit, von der er ein gehässiges Zerrbild entwirft, auch nur von fern gerecht werden könnte. Dagegen wird Lenin als der einzige echte Marxist begeistert gepriesen, dessen „ungeheuer wohltätige Rolle" auch von der nationalen Front aus anerkannt werden müsse. Dem Inhalt entspricht der Stil. Wenn der Verfasser gegen die materialistische Geschichtsauffassung polemisieren will, schreibt er: „Das Individuum in seiner Ausnahmestellung ist in der Tat der springende Punkt der geschichtlichen Auslese und damit ein geistiges Moment". An anderer Stelle: „Arbeit ist etwas Schuldiges, das man sich selbst schuldet und dann auch

dem Gemeinsamen". Oder: Marx' Vater fand die Verlobung seines Sohnes unbegreiflich, „bis er das Mädchen kennen lernte und Gleiches vom Gleichen seines Sohnes in ihrer Seele sah". Wie ist es möglich, daß ein angesehener Verlag solches Deutsch druckt? Meta Corssen (Lübeck).

Bismarck, Johanna von: Brautbriefe. Mit Briefen und Aufzeichnungen von und über den Altreichskanzler hrsg. von Fürstin Herbert von Bismarck. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1931. 232 S. Lw. 7,—.

Wenn auch der geistige Gehalt dieser Brautbriefe nicht verglichen werden darf mit dem der Briefe Bismarcks „an seine Braut und Gattin", so sind sie in ihrer warmherzigen und natürlichen Art doch reizvoll und bilden eine willkommene Ergänzung zu den Briefen des Kanzlers, den sie uns menschlich noch näher bringen. Das Buch kann allen Büchereien, welche die erwähnten Briefe Bismarcks besitzen, zur Anschaffung empfohlen werden. Else Mau (Kiel).

Czech-Jochberg, Erich: Hitler. Eine deutsche Bewegung. Oldenburg: Stalling 1930. 215 S. Geb. 3,90.

„Der Verfasser liebt seinen Helden, er vergöttert ihn, wie ihn heute Millionen Deutsche vergöttern." Er schreibt also, wie der Verleger im Vorwort schon entschuldigend sagt, ein Buch über ihn „mit heißem Herzen, mit Liebe und mit Haß". Drum zeigt das Titelbild: Hitler in Reitstiefeln groß ausschreitend, in der einen Hand die Hundepeitsche, die andere zur Faust geballt in die Höhe gereckt, das Gesicht wilhelminisch „energiegeladen". Und das ist keine Karikatur. Auch der folgende Text soll es nicht sein: „Im Saale, da rauschte der Jubel dem wiedergefundenen Führer entgegen, es war ein erschütterndes Wiedersehen. So war Cäsar von seinen alten Veteranen, von seiner Leiblegion, der zehnten, empfangen worden, wenn er vom heißen, intriganten Rom nach Gallien zurückkehrte . . ." Und das nicht etwa, als Hitler von Berlin nach München, sondern als er von der Festung Landsberg zum Hofbräu heimkehrte. — In der Sache, historisch-politisch und quellenmäßig, gibt das Buch nicht eine neue Information — trotzdem der Verfasser, auslandsdeutscher Journalist und ehemaliger Münchener Burschenschafter, einigen wesentlichen Vorgängen offenbar nicht ganz fern stand. Um allerdings von der Gegenseite etwa als Waffe gegen Hitler benutzt zu werden, dazu ist das Buch andrerseits zu flüssig geschrieben. Doch es bleibt peinlich in seiner Kritiklosigkeit, peinlich besonders für den, der einen Kern der Bewegung als „deutscher Bewegung", welcher die Schrift im Titel ja gilt, nicht von vornherein abzulehnen geneigt sein sollte. — Ein unmögliches Buch. H. W. Herrmann (Stettin).

Ebermayer, Ludwig: Fünfzig Jahre im Dienst am Recht. Erinnerungen eines Juristen. Leipzig: Grethlein 1931. 304 S. Brosch. 5,50; geb. 9,—.

Der Verfasser kann auf eine lange wechselvolle Richtertätigkeit in bayrischen Diensten und dann als Rat am Reichsgericht und als Oberreichsanwalt zurückblicken. Überall hat er mit ausgesprochener Berufsfreudigkeit gewirkt, scharf und unparteiisch Menschen und Verhältnisse beobachtend und immer bemüht, den Einzelnen und dem Ganzen zu dienen. Auffallend ist die fast nüchterne — aber nicht humorlose — Sachlichkeit der Darstellung und die Vermeidung aller sonst in Selbstbiographien üblichen Ausführungen über persönliche Gefühls-, Denk- und Glaubensrichtungen. Besonders eingehend beschäftigt sich Ebermayer mit den verschiedenen, viel umstrittenen Fragen und Problemen des neuen Strafgesetzentwurfs, an dem er seit 20 Jahren mitgearbeitet hat. Auch Nicht-Juristen werden das Buch mit Interesse lesen. G. Kohfeldt (Rostock).

Glienke, Franz: Ein Prolet in der Fremdenlegion. Berlin: Agis-Verlag 1931. 156 S. Brosch. 1,80; Lw. 3,—.

Ein besonders trauriges Kapitel aus der Geschichte des französischen Kolonial-Imperialismus bringen diese Aufzeichnungen eines deutschen Arbeiters, der nach 14tägiger Dienstzeit wegen eines Vergehens gegen die Disziplin statt zum Tode zu

12 Jahren Zwangsarbeit verurteilt wurde. Grausamkeiten und widerlichste Scheußlichkeiten, von einer skrupellosen Militärjustiz verübt und unter den Arbeitssklaven geduldet, haben ihn in fünf Jahren zum Revolutionär machen müssen, ehe er, der aus Übermut sich bei seiner Einstellung (1920) als Rumäne ausgegeben hatte, begnadigt, im Rifkriege schwer erkrankt, als dienstuntauglich ohne Entschädigung entlassen wurde. „Haben wir Sie gerufen? ... Gehen Sie dort hin, wo Sie hergekommen sind", ist die Begrüßung seines Vaterlandes, das ein Beamter in satter Zufriedenheit mit diesen Worten pflichtgetreu zu vertreten glaubte. — Als Ergänzung zu Löhndorff und Strupler (vgl. B. u. B. Jg. 11, 129 f.) werden Großstadtbüchereien diese Schrift eines überzeugten Klassenkämpfers einstellen können, sie jedoch wegen der ausführlichen Schilderung gemeinster Perversitäten und sadistischer Roheiten nur mit Vorsicht und nicht an jugendliche Leser ausleihen.

E. Lüpke (Berlin).

Herriot, Edouard: Beethoven. Übertr. aus dem Franz. von K. W. Körner, unter Mitarb. von W. Curje. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1930. 443 S. 9,—; geb. 12,80.

Der in Deutschland als Vorkämpfer einer internationalen Verständigungspolitik wie nicht minder durch sein Goethe-Buch bekanntgewordene frühere französische Unterrichtsminister und Ministerpräsident bietet eine durchaus eigene, stark erlebnishaft gefärbte Interpretation der menschlichen und künstlerischen Gestalt Beethovens, die in betont ungelehrter, auf formale Untersuchungen verzichtender Haltung dem Bild des Meisters und seines Werks manchen neuen Zug hinzuzufügen weiß, unter ausgedehnter Benutzung der autobiographischen Dokumente (vornehmlich der Konversationshefte), aber auch neu erschlossener bzw. vom deutschen Schrifttum nicht genutzter Quellen und unter sehr reicher Ausmalung des bewegten zeitgeschichtlichen Hintergrunds. Das Buch kann sich — wenn auch in Abstand — neben Rollands „Beethovens Meisterjahre" behaupten. Im Einzelnen oft rhetorisch weitschweifig und anekdotenhaft, auch nicht frei von Verzerrungen, aber von romanischer Flüssigkeit eines kultivierten Plauderstils, besitzt es seinen vornehmlich psychographischen Wert für den mit den Daten schon vertrauten, kritikfähigen Leser. Damit sind die Grenzen seiner Eignung für Büchereien gegeben.

K. Th. Bayer (Berlin).

Nicolson, Harold: Die Verschwörung der Diplomaten. Aus Sir Arthur Nicolsons Leben 1849—1928. Frankfurt a. M.: Societätsverlag 1930. 463 S. 12,50; Lw. 15,—.

Nicolson gehörte von 1870—1916 dem englischen auswärtigen Dienst an, zuletzt als Staatssekretär und intimster Ratgeber von Grey; aber auch schon vorher, in Ägypten und Marokko, vor allem aber als Botschafter in Petersburg, stand er an entscheidenden Posten. So könnte eine Beschreibung dieses Lebens, die sich auf umfängliche private Akten und Mitteilungen stützen kann, an sich schon interessant genug sein. Dies Buch gibt aber noch mehr. Der Verfasser, Sir Arthurs Sohn, war nach dem Krieg englischer Botschaftsrat in Berlin und ist ein guter Kenner Deutschlands. Er spitzt sein Thema auf den deutsch-englischen Gegensatz zu, will an einem Beispiel zeigen, wie sich die Engländer langsam aus Deutschenfreunden zu Gegnern des Kaiserreichs gewandelt haben. Er versteht dies mit so viel Klugheit und Offenheit zu entwickeln, daß das Buch ein wichtiger und überaus lebendiger Beitrag zum Verständnis eines der wichtigsten Probleme der Vorkriegspolitik geworden ist. Neben den wichtigsten Memoiren der handelnden Staatsmänner (vgl. den Bericht von Kossow, 5. Beiheft zur B. u. B.) wird diese auch literarisch wertvolle Biographie in allen größeren Büchereien einen Platz finden müssen.

G. Franz (Marburg).

Ringelnatz, Joachim: Mein Leben bis zum Kriege. Berlin: Rowohlt 1931. 354 S. Kart. 5,50; Lw. 8,50.

Sein Leben im Kriege hat Ringelnatz schon früher beschrieben („Als Mariner im Kriege", vgl. B. u. B. 1929, S. 136 f.), und dieselbe humorvoll-melancholische Stimmung erfüllt die Erlebnisse, die jenem Buch zeitlich vorausgehen. Darüber hinaus meldet sich hier der Dichter in stärkerem Maße noch, besonders in den

Schilderungen aus Ringelnatzens Kindheit. Man sieht hier erst ganz deutlich, wie zart und verletzlich dieses Dichtertum ist, — ein Zug von Verschämtheit und pathologischem Sichgehenlassen kommt immer wieder zutage. Das Leben selbst stellt sich dar als eine einzige Kette von Irrfahrten: aus dem gut bürgerlichen Hause hinaus auf die See als Schiffsjunge, später Dienst als Einjähriger auf einem Kriegsschiff, kaufmännischer Lehrling und Kommis, Stadtreisender für Kaffee, Buchhalter in einem Reisebüro, in München Hausdichter der Kathi Kobus im „Simplizissimus", zechfreudiges Bohèmeleben, dann wieder Bibliothekar auf einem gräflichen Schloß, — ein ewiges Zickzack, in welchem dieser liebenswürdige Vagabund mit koboldhafter Geschicklichkeit allen festeren Bindungen entwischt. „Hat alles seine Frucht gebracht", das ist der Ertrag dieser vorurteilslosesten aller Selbstdarstellungen. Leser älterer Generationen werden an manchem Anstoß nehmen; wer aber meint, daß diese Welt von der Kehrseite ihre unendliche Komik habe, der wird dem Buche dieses literarischen Chaplins dankbar sein. — Für größere und mittlere Büchereien.

H. Stresau (Berlin-Spandau).

Siegfried, Walther: Frau Cosima Wagner. Studie eines Lebens. Mit 2 Bildtaf. Stuttgart: Union 1930. 102 S. 2,—; Lw. 2,80.

Der Schweizer Dichter des Künstlerromans „Tino Moralt" zeichnet in gedrängt-einprägsamer, für die letzten Jahrzehnte aus persönlichem Umgang schöpfender Darstellung Lebenslinie und Charakterbild feinfühlig nach und würdigt kurz die Bedeutung der außerordentlichen Frau für das geistige und künstlerische Leben Deutschlands in dem Halbjahrhundert von 1860 bis 1910. Die biographisch wie psychographisch fein ausgewogene, auch sprachlich meisterlich geformte Studie, die alle diejenigen Vorzüge besitzt, die der großen Du Moulin-Eckartschen Biographie der Herrin von Bayreuth abgehen (vgl. Jg. 1929, S. 437 dieser Zeitschrift), wird besonders auch weibliche Leser mit einiger Vorbildung fesseln und bereichern und wird in jeder größeren Bücherei Platz finden dürfen.

K. Th. Bayer (Berlin).

Trine, R. W.: So zwingen wir das Leben! Ein Gespräch zwischen Henry Ford und Ralph Waldo Trine aufgez. von R. W. Trine. Stuttgart: Engelhorn 1929. 143 S. Lw. 4,—.

Endlich sind sie uns zuteil geworden: „Fords Gespräche mit Trine", die Lebensoffenbarungen „der beiden größten Männer" des neuen Kontinents! — Denn nicht wahr, wenn Mr. Trine dem Mr. Ford ins Gesicht sagt, er traue sich zu, in ihm den größten Mann der U.S.A. zu entdecken, so dürfte das nicht übel auf ihn selber abfärben! — Man erwartet von uns Europäern, nach dem Verlagsprospekt zu urteilen, daß wir beglückt sind über eine solche Fülle von Offenbarungen, die auf etwa 150 Seiten den ganzen Kosmos abtasten, vom Weltgeist, mit dem man auf Du steht, und dem Geldverdienen an bis zum Zähneputzen. — Für Fordinteressenten und solche, die für Trine auch einiges übrig haben, mag das Bekenntnis schöner amerikanischer Seelen von Bedeutung sein. Wir anderen Europäer können uns — trotz vieler kluger Gedanken — nicht dafür begeistern, sondern haben von diesen amerikanischen Beglückungsversuchen in ihrer unmenschlichen Sachlichkeit, ihrer Distanzlosigkeit und ihrem billigen Optimismus übergenug.

B. Söding (Allenstein).

Vallentin, Antonina: Stresemann. Vom Werden einer Staatsidee. Leipzig: List 1930. 325 S. 6,—; Lw. 10,—.

Antonina Vallentin, die Gattin des französischen Direktors des internationalen Instituts für geistige Zusammenarbeit, war Stresemanns Mitarbeiterin und Vertraute. Ihr Buch übertrifft auch das von Olden (B. u. B. 1930, 437 f.) erheblich an geistigem und politischem Niveau und vor allem an intimer Kenntnis dessen, was hinter den Kulissen geschah. Es ist voll von ausgezeichneten Charakterskizzen der wesentlichen Mitspieler; und überzeugend zeigt es, wie Stresemanns Anpassungsfähigkeit und zupackender fröhlicher Optimismus ihn zum Staatsmann der Epoche machten. Von seinem Ausharren aber im Schatten des Todes erfährt man erschütternde Einzelheiten. — Auszusetzen ist manchmal etwas an der feuilletonistischen Schreibart, die mit Dingen wie d'Abernons Manschetten und Stresemanns Mops kokettiert, und an der reichlich optimistisch-rosigen Auffassung von der euro-

päischen Verständigung. Hier wäre mehr Härte und Realität erwünscht. — Im ganzen ein Buch, das lebendiges Verständnis für die umkämpfte Gegenwartspolitik und ihre Träger zu werben vermag und das daher auch schon kleinere Büchereien (als einziges über Stresemann!) einstellen sollten.

K. Kossow (Flensburg).

Wartenweiler, Fritz: Fridtjof Nansen. Erlenbach-Zürich: Rotapfel-Verlag 1930. 292 S. Kart. 4,50; Lw. 6,—.

Diese erste Gesamtdarstellung vom Leben und Schaffen des heldischen Norwegers gibt sich nicht als kritische Würdigung, sondern als schwungvolles Bekenntnis zur menschlichen Gestalt und umfassenden Leistungskraft Fridtjof Nansens, als Aufruf zur Mitarbeit an den großen Aufgaben, die Nansen im Dienste der Menschheit erfüllt sehen wollte und nach seinen bewundernswerten Kräften erfüllt hat. Nansen, der abgehärtete Freiluft- und Sportmensch, der gründliche Naturgelehrte, der kühne Grönlanddurchquerer auf Schneeschuhen, der große Polarforscher und Entdecker „in Nacht und Eis", der norwegische Staatsmann, der Friedens- und Menschenfreund, der nach dem Weltkrieg sein letztes Lebensjahrzehnt, seine wissenschaftlichen und persönlichen Neigungen buchstäblich geopfert hat, um hungernden und unterdrückten Völkern zu helfen: diese menschlich ganz große Erscheinung verdient die Verehrung und Liebe, die Wartenweiler ihr uneingeschränkt zollt. Das Buch, dessen zweiter Teil etwas zu lang geraten ist, enthält reichlich Zitate aus Nansens Schriften und ist mit Hilfe vieler Freunde des Verstorbenen und unter Ausschöpfung der Literatur über ihn zustandegekommen. Eine Zeittafel mit den wichtigsten Lebensdaten, ein Verzeichnis von Nansens Reden und Schriften und einige Bilder im Text sind beigegeben. Das fesselnde Buch läßt sich vielen Lesern aller Schichten unschwer nahebringen. E. Holtz (Stettin).

Weil, Fritz: Das Werden eines Volkes und der Weg eines Mannes: Eduard Benesch. Dresden: Reißner 1930. 264 S. 6,—; geb. 8,—.

Die Entstehung des tschechoslowakischen Staates, an deren revolutionärer Vorbereitung während des Krieges und diplomatischer Behauptung nach dem Krieg nach dem Präsidenten Masaryk der Außenminister Benesch das Hauptverdienst hat, ist ein interessantes Kapitel neuester Geschichte. Aber die vorliegende Darstellung wird ihm nicht gerecht. Sie arbeitet zu sehr mit belletristischen Mitteln, um die historischen und sozialen Hintergründe des Geschehens deutlich werden zu lassen, sie gleitet an der Oberfläche der Ereignisse hin, und es fehlt ihr die Kraft, die handelnden Persönlichkeiten, auch die Hauptgestalt selbst, künstlerisch lebendig zu machen. Man erfährt eine Reihe interessanter Tatsachen, aber man erhält kein klares Bild der Zusammenhänge, und die zahlreichen mit allem Drum und Dran geschilderten „Szenen" vermitteln keine wirklich lebendige Anschauung. Der Stil ist uneinheitlich und wirkt oft gesucht und künstlich. Meta Corssen (Lübeck).

Wittrock, Georg: Gustav Adolf. Aus dem Schwed. übers. von Toni Schmid. Stuttgart: Perthes 1930. 391 S. Lw. 12,—.

In dem gründlichen Werk gibt der schwedische Historiker eine eingehende Schilderung und Würdigung des Lebens und Wirkens Gustav Adolfs als Staatsmann und Feldherr. Der Höhepunkt liegt natürlich bei dem weltgeschichtlichen Eingreifen in den Dreißigjährigen Krieg, der Schwerpunkt in der Darstellung der Wirksamkeit des Königs als Diplomat, Feldherr und Organisator, der damit die Grundlagen für die spätere Machtstellung Schwedens schuf. Gerade die innere Regierung, die Entwicklung von Verfassung, Verwaltung, Rechtspflege, Handel und Gewerbe wird ebenso sehr berücksichtigt wie die Außenpolitik und die Feldzüge. Die Darstellung ist sachlich, aber keineswegs trocken. — Für große Büchereien.

M. Thilo (Stolp i. P.).

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Beradt, Martin: Der deutsche Richter. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1930. 229 S. Brosch. 3,90; geb. 4,80.

Mit dem vorliegenden Buch gibt der Verfasser, der selbst ein bekannter Anwalt ist, eine überaus kritische soziologische und psychologische Untersuchung über

den deutschen Richterstand und gleichzeitig über Fehlerquellen und Fehlerverdeckung in der Urteilsfindung und Rechtsprechung. Trotz der sachlichen und stets maßvollen Beurteilung spürt man beim Verfasser den leidenschaftlichen sittlichen Willen, der die Grenzen menschlicher Einrichtungen kennt und dennoch stets nach den Sternen zu greifen trachtet. Es ist im Buch nirgends direkt gesagt, aber der Schluß häufig nahegelegt, daß nicht die stets fortschreitende Verfeinerung und Zergliederung des Rechts mit der ihr folgenden Rationalisierung aus der gegenwärtigen Krise des Rechts herausführen könne, sondern daß gerechte und weltläufige Urteilsfindung allein von im Leben gereiften Menschen geschehen könne, die nicht einmal besonderer Kenntnisse im Recht bedürften. — Büchereien, die mit der Einstellung von Büchern rechtskritischen Inhalts begonnen haben, werden dieses Buch nicht übersehen dürfen. P. von Schroeders (Stettin).

Jaffé, Fritz: Zwischen Deutschland und Frankreich. Zur elsässischen Entwicklung. Stuttgart: Cotta 1931. 413 S. Brosch. 12,—; Lw. 15,—.

Auf Grund einer großen Belesenheit und einer guten Kenntnis von Land und Leuten macht Jaffé zum ersten Male den Versuch, die Wandlungen darzustellen, die der elsässische Mensch, die elsässische Seele unter der Einwirkung zweihundertjähriger französischer Fremdherrschaft erfahren hat. Die Tragik des Zwischenlandes, dies allmähliche Hineinwachsen in den französischen Staat bei gleichzeitigem Festhalten an der deutschen Kultur, bereits im 18. Jahrhundert beginnend, durch die Revolution lebhaft gefördert, und all die Schwankungen bis zur Gegenwart hin sind noch nie so erschöpfend dargestellt worden, wie in diesem eindringlichen, ideenreichen Buche, das ungemein viel zum Verständnis des elsässischen Problems in der Vergangenheit wie in der Gegenwart, darüber hinaus aber überhaupt zur Erkenntnis der Minderheitenproblematik beizutragen hat. — Für große Büchereien. G. Franz (Marburg).

Larsons, M. J.: Im Sowjet-Labyrinth. Berlin: Transmare-Verlag 1931. 254 S. Kart. 3,—; Lw. 4,80.

Larsons, Kurländer von Geburt und Anhänger demokratisch-freiheitlicher Anschauungen, hat bereits früher in einem Buche („Als Expert im Sowjetdienst") seine Erfahrungen mitgeteilt, die er als Beamter der russischen Valutaverwaltung sammelte. Sein jetziger Bericht erzählt Episoden und Erlebnisse, in denen die Schilderungen einzelner Persönlichkeiten, wie Krestinsky, Joffe, Tschitscherin, Krassin u. a. und besonders das Verhältnis der Auslandsvertretungen zu der heimatlichen Bürokratie interessieren mögen. Wie in seiner früheren Darstellung ist es das Schicksal der nicht-kommunistischen Sachverständigen, zu denen der Verfasser selbst gehörte, das ihm zum Beweismittel der „Unhaltbarkeit" des politischen und wirtschaftlichen Systems dient. Die bis zur Farblosigkeit nüchterne Art seiner Darstellung, die sich (etwa im Gegensatz zu Bessedowski) wohltuend frei hält von persönlichen Stimmungen, erweckt den Eindruck einer fast asketischen Objektivität. Sie hindert ihn freilich nicht daran, den Finger auf die „Schuld" des Systems zu legen, das immer mehr auf die bloße Machtstellung der Partei hinauslaufe, einer Machtgruppe, die auf Kosten von Sachkenntnis und Erfahrung unmögliche Experimente veranstalte. Larsons selbst ist wohl ein Schulfall für die Situation des parteilosen Sachverständigen, der seine loyalen Dienste mit der Einsicht quittieren muß, daß die weltanschauliche Kluft zwischen freiheitlicher Gesinnung und Gewaltpolitik unüberbrückbar ist. Die saubere Ehrlichkeit des Verfassers verdient Beachtung, zumal er die wirklich große Leistung der Sowjets anerkennt. — Für größere Büchereien. H. Stresau (Berlin-Spandau).

Ford, Henry: Und trotzdem vorwärts! Unter Mitw. von Samuel Crowther. Leipzig: List 1930. 336 S. Lw. 10,—.

Die gegenwärtige Wirtschaftskrise, die sich hauptsächlich in einem katastrophalen Mangel an Arbeitsgelegenheit und einer weitgehenden Absatzstockung äußert (wobei der Streit darum geht, was Ursache sei und was Wirkung), scheint der Anlaß zu diesem neuen Buch Fords gewesen zu sein. Während Fabrikanten und Händler der ganzen Welt, unterstützt und bestätigt von vielen Wirtschaftswissen-

schaftlern, versuchen, durch Ausschaltung der Konkurrenz die Preise hochzuhalten und so, trotz einer dauernden Verminderung der Kaufkraft des Marktes, die Rentabilität ihrer Unternehmungen zu sichern, verkündet Ford hier von neuem sein altes Evangelium, daß nur Lohnerhöhung in Verbindung mit Verkürzung der Arbeitszeit, Preissenkung, Qualitätssteigerung und Vermeidung der Spekulation der Wirtschaft neue Antriebe geben können. Auch die zahlreichen Beispiele aus dem Betrieb der Ford-Unternehmen, die er immer wieder als Beweise seiner Theorien anführt, bieten dem Leser, der die ersten Bücher Fords kennt, nichts wesentlich Neues mehr. Wenn Ford (bzw. Crowther) über allgemeine soziale und menschliche Zusammenhänge schreibt, wird die sonst gerade noch erträgliche Selbstgefälligkeit oft zur Plattheit. Zur Anschaffung dieses Buches werden sich demnach nur solche große Büchereien entschließen, die auf eine gewisse Vollständigkeit im Bestande dieser Literatur Wert legen. G. Maiwald (Breslau).

4. Sprach- und Literaturkunde, Theater.

Eloesser, Arthur: Die deutsche Literatur. Vom Barock bis zur Gegenwart. Bd 1: Bis zu Goethes Tod. Berlin: Bruno Cassirer 1930. 670 S. Geb. 34,—.

Eine in schöner Sprache geschriebene Literaturgeschichte, der man das innere Verhältnis des Verfassers zu den Dingen überall anmerkt, vielleicht oft etwas persönlich gehalten. Das Barock ist zu oberflächlich gefaßt, die Tradition vom Barockroman über den Roman des 18. Jahrhunderts bis zu Wieland und Goethe wird unterschätzt. Wieland in seiner Bedeutung für die Sprache doch wohl zu gering geachtet, sein „Goldener Spiegel" nicht richtig eingeordnet, obwohl der Verfasser seine politische Bedeutung flüchtig andeutet. Lessing ist mit großer Liebe gezeichnet, ebenso dann später Goethe. An den Einzelheiten wäre noch manches nachzutragen. Im allgemeinen bleibt der Verfasser oft im „Literarischen" im engeren Sinne stecken, ohne tiefer ins Stilgeschichtliche einzudringen. Auch die problem- und sozialgeschichtliche Unterbauung hätte man eindringlicher gewünscht. Die Um- und Ausbildung des bürgerlichen Ethos tritt nicht genügend heraus. — Es ist sehr schön, daß der Verfasser sich offenbar bemüht hat, immer aus dem frischen Eindruck heraus zu arbeiten, den ihm die erneute Lektüre der Dichtungen vermittelte; dennoch hätte er sich die reiche Forschung der letzten Jahre eingehender zunutze machen können, ohne in gelehrte Abseitigkeit zu geraten. — Alle diese Einwände, die sich im Einzelnen leicht vermehren ließen, sollen den Wert des Buches gerade auch für den gebildeten und literarisch interessierten Laien nicht herabsetzen. Es ist deshalb schade, daß nur sehr gut dotierte Büchereien sich das Werk seines hohen Preises wegen werden leisten können. Druck und Papier sind sehr schön.
W. Schuster.

Kayser, Rudolph: Dichterköpfe. Wien: Phaidon 1930. 203 S. 3,50; Lw. 6,—.

Kayser, Schriftleiter der „Neuen Rundschau", Verfasser einer guten Stendhal-Biographie, will keine Sammlung von Essays herausgeben, sondern ein einheitliches Buch, für dessen Grundgesinnung die behandelten Dichter nur Beispiele und Anlässe sind. Das Einende der verschiedenen Aufsätze sind der „gemeinsame Glauben an das Amt des Dichters und an das Amt des Geistes", sowie die „Grundansichten über das Wesen des Dichterischen und seine Formen, über den Charakter geistigen Erlebens und sprachlichen Gestaltens und über den Zusammenhang zwischen Leben und Geist". Diese Zusammenhänge zeigt Kayser an einer Reihe von europäischen Dichtern auf, nachdem er seine „Philosophie der Dichtung" mit einem Spinoza-Versuch als Bekenntnis zum Geist eingeleitet hat. Von den vielen Dichterköpfen seien hervorgehoben: Hölderlin, Fr. Schlegel, Stendhal, George, Rilke, Wedekind, Barlach, Valéry, Block. Neben den einzelnen „Dichterköpfen" finden sich zwei überschauende Betrachtungen: „Deutsche Situation 1930", eine sehr kritische, nicht immer überzeugende, aber aufschlußreiche Auseinandersetzung mit der neuen Sachlichkeit und der kollektivistischen Dichtung und eine eingehende Darstellung des „Jungen Deutschland", die eine sehr wertvolle und anregende geistes-

geschichtliche Würdigung dieser Epoche gibt. — Kaysers „Dichterköpfe" stehen im schroffen Gegensatz zu aller soziologischen Literatur-Deutung, sie versuchen Dichter und Werk ausschließlich aus den geistigen Wurzeln des Ichs und aus dem selbst erwählten „geistigen Amt" des Dichters zu deuten. Bei aller „Bürgerliebe zum Menschlichen" (Th. Mann), die Kayser in seinen Deutungen sehr gut hervorhebt, ist Kunst für ihn immer „nur subjektivistisch, immer nur solipsistisch möglich". So einheitlich auch die Grundeinstellung des Buches ist, sind doch die einzelnen Analysen ungleichmäßig, weil Kaysers Betrachtung — wie die soziologische als Gegenpol — nur eine Sehart ist, die immer die andere als Ergänzung zur Ganzheit benötigt. Der Stil des anregenden Buches ist klar und geistig straff, wenn auch nicht immer leicht. — Für die literaturwissenschaftliche Abteilung größerer Büchereien. C. Wormann (Berlin).

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Gall, Ernst: Karolingische und ottonische Kirchen. Mit 54 Abb. Burg: Hopfer 1930. Kart. 2,—; Lw. 3,—. (= Deutsche Bauten. Hrsg. von Hermann Giesau. Bd 17.)

Der neue Band bestätigt das günstige Urteil über die früheren (vgl. B. u. B. 1930, S. 357 f.). Der schwierige Gegenstand wird von einem der führenden Architekturhistoriker hier auch dem Laien verständlich dargeboten durch Beifügung zahlreicher Querschnitte, Rekonstruktionsskizzen usw. Denn die wenigsten Denkmäler aus der Frühzeit deutscher Architektur sind von einschneidenden Veränderungen oder vor Verfall bewahrt geblieben. Trotzdem handelt es sich nicht um eine rein kunsthistorische Frage, denn es gibt vom Aachener Münster bis zur Hildesheimer Michaeliskirche eine große Zahl lebendiger Zeugnisse für die Formkraft frühdeutscher Architektur. J. Beer.

Lietzmann, W.: Mathematik und bildende Kunst. Mit 131 Abb. Breslau: Hirt 1931. 150 S. Lw. 6,80.

Nicht nur die Baukunst hat durch ihren mechanisch-technischen Anteil ein gutes Stück Rechenwerk in sich, sondern auch die anderen darstellenden Künste erlauben es, daß man ihnen eine mathematisch deutbare Seitenlinie nachweist. Der bekannte Verfasser, dessen Feder schon viele anregende mathematischen Werke entstammen, unternimmt es, diese Beziehungen in geschlossener Form darzustellen. Er untersucht die Architektur, das Ornament, die Perspektiven und Reliefdarstellungen und schließt mit der Erörterung der wohlgefälligen Abmessungen und Bildaufteilungen. — Gewiß entstehen so eine ganze Menge von Beziehungen, die vom mathematischen Standpunkt aus recht fesselnd sind, das Ganze kann natürlich immer nur der rechenhaft erfaßbare Teil einer formalen Ästhetik sein; es kann also vom eigentlichen Wesen der Kunst nichts angeben, weil dieses gerade im Gegensatz zum Konstruktiven wurzelt. — Die in schönem Druck wiedergegebenen Abbildungen erhöhen den Wert des Buches, das in erster Linie für größere Büchereien in Frage kommt. C. Barth (Stettin).

Rembrandt Harmensz van Rijn. Meisterbildnisse. Königstein i. T.: Langewiesche o. J. 48 S. Ill. Kart. 1,20. (= Der eiserne Hammer.)

Mit Ausnahme von zwei Radierungen sind nur Gemälde des Meisters reproduziert. Trotzdem ist auf farbige Wiedergabe ganz verzichtet, und es zeigt sich, daß die erstaunliche Wärme und Klarheit der schwarzen Bilder dem Original gerechter wird als eine verfehlte farbige Reproduktion. So sind hier die kleinen Mängel des schönen Dürerbändchens der gleichen Reihe (vgl. B. u. B. 1928, S. 248) auch noch beseitigt. In der Einleitung wird kurz Rembrandts Lebenslauf angedeutet (leider einige stilistische Entgleisungen, z. B.: „Drei Kinder werden geboren, um (!) alsbald zu sterben") und mit einem Ausschnitt aus Langbehn „Rembrandt als Erzieher" zu den Bildern hingeführt. — Trotz seiner Kürze wird sich dies Büchlein auch in Büchereien vielfach verwenden lassen. J. Beer.

Tilmann Riemenschneider. Ein Gedenkbuch. Zur 400jährigen Wiederkehr seines Todestages auf Anregung und mit Unterstützung des Fränkischen Kunst- und Altertumsvereins hrsg. u. eingel. von Justus Bier. mit 80 Bildtaf. Augsburg: Filser 1931. 23 S., 80 Taf. Kart. 7,—.

Der verdienstvolle Biograph Riemenschneiders hat die Ergebnisse seiner Forschungen in einem auf drei Bände berechneten großen Werk niedergelegt, von dem zwei bis jetzt erschienen sind. Dies Werk hat rein wissenschaftlichen Charakter und ist deshalb für die Volksbücherei nicht brauchbar. Umso mehr ist es zu begrüßen, daß Bier in dem vorliegenden Buch eine Zusammenfassung alles Wesentlichen bietet. Er gibt in der Einleitung eine kurze lebendige Darstellung des Lebensganges, mit der er die Interpretation der künstlerischen Entwicklung Riemenschneiders verbindet. Alle Hauptwerke werden außerdem in ihrer besonderen Bedeutung charakterisiert; Einzelangaben sind in Anmerkungen zugefügt. Alles ist sachlich gründlich fundiert. Nur wäre, dem besonderen Zweck des Buches entsprechend, ein grundsätzlicher Verzicht auf Gelehrtenausdrücke (z. B. „Faktur der Bildwerke") erwünscht gewesen. Ganz vorzüglich in der Auswahl und in der Wiedergabe sind die Abbildungen, auf denen nur eigenhändige, vor allem alle Hauptwerke, erscheinen; zahlreiche Detailaufnahmen vermitteln eindrucksvoll den Gefühlsreichtum der Bildwerke. — Da Riemenschneiders Kunst auf das Verständnis vieler rechnen kann, ist das schöne Buch weitgehend verwendbar.

J. Beer.

Jöde, Fritz: Frau Musica. Ein Singbuch fürs Haus, aus dem einstimmig und mehrstimmig zu singen und dazu auf allerlei Instrumenten zu spielen ist. Mit Abb. Berlin: Deutsche Buchgemeinschaft 1929. 522 S. Halbleder 9,80.

Das in diesem gewichtigen Bande bereitgestellte Singgut soll breitesten Kreisen des Volkes dienen; es begleitet durch den Tageslauf von der Morgenfeier bis zum Abendspruch, durch den Kreislauf des Jahres und endlich durch den ganzen Lebenskreis vom Wiegenlied bis zur Totenfeier und erfaßt so alles menschliche Geschehen im Lied. Im Mittelpunkt steht das deutsche Volkslied des 16. bis 19. Jahrhunderts sowie das weltliche und geistliche Kunstlied der Meister von Hasler und Praetorius bis zu Schumann und Brahms, und zwar in einer Fülle der verschiedensten vokalen und instrumentalen Bearbeitungen und Besetzungsmöglichkeiten vom einfachen unbegleiteten ein- und zweistimmigen Satz bis zum polyphonen Chorsatz mit Begleitung verschiedenster Instrumente (notiert in Klavierpartitur). Eine ausführlichere Gebrauchsanweisung erläutert die einzelnen Ausführungsarten. Bildbeigaben nach Richter, Schwind u. a. schmücken die trefflich ausgestattete Sammlung, die nach Reichtum und Gediegenheit des Inhalts und Eigenart der Bearbeitung (nur wenige Sätze erscheinen ungeeignet) berufen ist, die üblichen einstimmigen und mit mehr oder weniger schematischem Klaviersatz versehenen Liedersammlungen fürs Haus zu ersetzen und eine Bereicherung häuslichen Musizierens und edler Geselligkeit herbeizuführen. — Wird so dieses Singbuch erst im Eigenbesitz ganz ausgeschöpft werden können, so werden doch auch die Musikbüchereien an ihm nicht vorbeigehen dürfen. K. Th. Bayer (Berlin).

Mies, Paul: Johannes Brahms. Werk — Zeit — Mensch. Leipzig: Quelle & Meyer 1930. 129 S. Geb. 1,80. (= Wissenschaft und Bildung Bd 264.)

Im Mittelpunkt dieser bei aller Gedrängtheit stoffreichen und gründlichen und ein eigenes Gesicht tragenden Darstellung steht das Werk. Es wird in einer Reihe von Querschnitten formal und inhaltlich eingehender gewürdigt, an Hand durch Notenzitate veranschaulichter typischer Beispiele (auf die auch in einem systematischen Werkverzeichnis hingewiesen wird); anschließend wird Brahms' Stellung in der musikgeschichtlichen Entwicklung nach stilkritischen Gesichtspunkten umrissen, schließlich der Künstler und Mensch ganz knapp charakterisiert; hier wäre mit Rücksicht auf die populäre Bestimmung dieser Darstellung wohl eine etwas weniger kurzgefaßte Behandlung am Platze gewesen. Der Literaturanhang ver-

zeichnet auch Schallplattenaufnahmen. Für ein tieferes Eindringen in das Brahmssche instrumentale und vokale Schaffen trefflich geeignet, wird das Buch doch nur für Büchereien mit entsprechend fachlich eingestellter Leserschaft in Frage kommen.

K. Th. Bayer (Berlin).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Boßhard, Walter: Durch Tibet und Turkistan. Reisen im unberührten Asien. Mit 109 ein- u. mehrfarb. Abb. u. Taf., 2 Panoramen u. 11 Kartenskizzen. Stuttgart: Strecker & Schröder 1930. 245 S. 9,50; Lw. 12,—.

Der Verfasser war Mitglied und technischer Leiter der Deutschen Zentralasien-Expedition, die 1927 und 1928 die Hochgebirge südlich des Tarimbeckens und die westtibetanische Hochebene durchquerte. Ihr wissenschaftlicher Leiter, Emil Trinkler, der vor kurzem verstarb, hat im gleichen Jahre wie Boßhard einen Bericht der Expedition gegeben („Im Land der Stürme“, s. B. u. B. 1930, S. 201 f.), in welchem vor allem die kulturgeschichtlichen Ergebnisse geschildert wurden, während Boßhard, der sich übrigens nach dem Überschreiten der Hochgebirgskette von Trinkler trennte, die äußeren Schwierigkeiten des Unternehmens beschreibt. — Der Reiseweg führt von Kaschmir aus nach Klein-Tibet, von dort über die Hochpässe nach Ostturkistan, von wo aus Boßhart über Südrußland und Moskau nach Europa zurückkehrte. Seine Schilderungen tragen das Gepräge einer sachlichen Lebendigkeit, und besonders eindrucksvoll tritt hier die Landschaft hervor: die großartigen Einöden der Hochgebirge und die menschverlassenen Steppen und Wüsten der Gebiete, die schon Sven Hedin beinahe zum Verhängnis geworden wären. Neben Trinklers Buch ist dieses, besonders auch wegen seines vorzüglichen Kartenmaterials und der wundervollen Aufnahmen, zu den schönsten und wertvollsten Reiseschilderungen zu zählen. Für größere Büchereien und für Leser, die weniger auf Abenteuer als auf lebendige Belehrung sehen.

H. Stresau (Berlin-Spandau).

Errell, Lotte: Kleine Reise zu schwarzen Menschen. Berlin: Brehm-Verlag 1931. 88 S. Ill. In Bast geb. 6,50.

Es ist sehr zu bedauern, daß dem dokumentarischen und ästhetischen Wert der 48 ausgezeichneten Abbildungen die Bedeutung des Textes nicht entspricht. Was hier über eine Reise an die Westküste Afrikas (Liberia, Goldküste, Dahomey, Togo) von einer „jungen, modernen Frau“ in neckischem Tone berichtet wird, ist allbekannt und wenig ernsthaft überdacht. So werden Büchereien den verhältnismäßig hohen Preis für den außergewöhnlichen Reiz der Bilder nicht aufwenden dürfen, zumal der Einband, für den „Bücherliebhaber“ eine besondere Kostbarkeit, in der Volksbücherei praktisch kaum verwendbar ist. J. Beer.

Faber, Kurt: Weltwanderers letzte Fahrten und Abenteuer. Baltikum — Balkan — Südsee — Japan — Korea — China — Sibirien — Moskau — Palästina — Syrien — Kanada. Mit einem Anhang. Hrsg. von Walther Faber. Stuttgart: Lutz 1930. 332 S. Brosch. 6,—; Lw. 8,—.

Dieser Band aus dem Nachlaß schließt die Schriften Kurt Fabers ab. Er enthält die literarischen Niederschläge von Fabers letzten Reisen 1924—1929 in die im Titel aufgeführten Länder. Es ist in der bekannten Schreibart Fabers ein rasches Hinwegschweifen über Menschen und Zustände, wobei aber doch neben gelegentlichen, menschlich meist verständlichen politischen Gefühlsaufwallungen manch kluges Wort fällt, z. B. über Auslanddeutschtum, Kolonialpolitik, die außerdeutschen Auswirkungen der „Hexenküche von Versailles“ u. ä. Auch sind wieder manche charakteristischen Eindrücke aus den bereisten Ländern überzeugend festgehalten worden. Der letzte Abschnitt „Von mir über mich und meine Heimat“ und die Gedächtnisworte von Fabers Bruder auf den Verstorbenen sagen wenig, das nicht schon aus Fabers anderen Büchern bekannt wäre. Ein Bild Fabers ist beigegeben. — Nur für große Volksbüchereien, die alle anderen Bücher Fabers schon besitzen. E. Holtz (Stettin).

Katz, Richard: Heitere Tage mit braunen Menschen. Ein Südseebuch. Mit 31 Taf. und 1 Kt. Berlin: Ullstein 1930. 238 S. Kart. 4,—; Lw. 6,—.

Frisch und unbekümmert wie in seinem „Bummel um die Welt" hat Katz 1929 die Inseln Sumatra, Java, Bali, Lombok, Flores, Celebes und Borneo ohne Plan, Ziel und Hast journalistisch abgegrast. Seine leicht hingeworfenen, amüsanten und klugen Feuilletons plaudern sehr liebenswürdig von Landschaft, Kultur, Wirtschaft, Lebenshaltung und Menschenart jener Inselwelt. Durch seine vorurteilslose, warmherzige Betrachtung, durch seine Skepsis im Hinblick auf den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Weiß und Farbig, durch den daraus resultierenden Zweifel, „daß es in hundert Jahren überhaupt noch Kolonien geben wird", hat das Buch mehr als nur unterhaltenden Wert. Es wird in allen städtischen Büchereien willkommen sein. E. Holtz (Stettin).

Kohl-Larsen, Ludwig: An den Toren der Antarktis. Mit 39 Abb. auf Taf. u. Kt. Stuttgart: Strecker & Schröder 1930. X, 288 S. 7,50; Lw. 9,50.

1928—29 hat Kohl-Larsen an mehreren Punkten Südgeorgiens, einer dem Südpolargebiet vorgelagerten Insel, mit seiner Frau und nur einem weiteren Begleiter ein primitives Zeltleben geführt, um Klima, Erdoberfläche, Pflanzendecke und Tierwelt jener von Stürmen ewig heimgesuchten Zone zu erforschen. Der äußere Verlauf des Unternehmens, die Erfahrungen mit den mannigfaltigen und sehr zahlreich auftretenden Tierarten, vor allem Robben und Großvögeln, Erlebnisse mit den auf der Insel stationierten Walfischfängern und andere Reiseeindrücke werden recht lebendig erzählt. Aufschlußreich sind auch interessante Ausführungen über die Wirtschaftszusammenhänge der Walfischindustrie und über die der betroffenen Tiergattung drohende Ausrottungsgefahr. Der Verfasser ist schon von seinen früheren Reiseschriften („Leben, Liebe, Träume in einem Südseeparadies" — „Nordlicht und Mitternachtssonne" — „Zur großen Eismauer des Südpols") in guter Erinnerung; sein neues Buch bildet für Leser, die mehr als ein Abenteuerbedürfnis befriedigen wollen, eine wirklich bereichernde Lektüre.

E. Holtz (Stettin).

Mehnert, Klaus: Ein deutscher Austauschstudent in Kalifornien. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1930. 176 S. Brosch. 2,75.

Flott und mit sympathischer Offenheit wird das Treiben an der größten kalifornischen Hochschule geschildert. Der begeisterte Verfasser bewundert den Kollektivgeist des Amerikaners und ist geneigt, der „fast stupiden Homogenität Amerikas" vor der „intelligenten, aber im Endeffekt selbstmörderischen Zerklüftung Deutschlands und Europas" den Vorzug zu geben. Über die Sportwut der Studenten, über Leben und Sitten an der Hochschule, über Auto und das Verhältnis der Geschlechter wird recht interessant erzählt. Man mag wohl glauben, daß dort drüben mit einer neuen Jugend eine neue Kultur heraufkommt. Jedoch dürfen die optimistischen Folgerungen des Verfassers, die aus einem viel zu engen Erfahrungskreis gezogen sind, nur mit großer Zurückhaltung betrachtet werden. — Da die Hochschulverhältnisse in den meisten Amerikabüchern überhaupt nicht berührt oder nur sehr gedrängt beleuchtet werden, mag die Großstadtbücherei das Buch für Interessenten einstellen. Bemerkt muß noch werden, daß häufig charakteristische Fragen und Antworten englisch geboten werden, was dem Buch einen besonderen Reiz gibt. Freilich wird durch die fehlende Übersetzungsbeigabe die Verwendungsmöglichkeit etwas beschränkt. H. Hugelmann (Nürnberg).

Schneider, Manfred: Mittelmeer-Orient-Fahrt. Reise nach Griechenland, Syrien, Palästina, Ägypten und der Türkei. Mit 63 Bildern nach Aufn. von Marta Schneider-Faßbaender, 1 Kt. u. einem prakt. Anhang. Stuttgart: Hädecke 1930. 246 S. Lw. 9,50.

Der Verfasser hat bereits Reisebücher über Dalmatien (vgl. B. u. B. 1929, S. 224 f.), Spanien und Italien veröffentlicht. Er verzichtet darauf, aktuelle poli-

tische und soziale Fragen der Länder zu berühren oder die abenteuerlich-humoristische Literatur der Weltvaganten zu bereichern. In erster Linie ist er Ästhet und Kulturhistoriker, mit einem sicheren Blick für Schönheiten der Landschaften und Bauwerke, Kenntnis der Museumsschätze und der Geschichte; er versteht es vorzüglich, seine Eindrücke und sein Wissen zu vermitteln, ohne als Bädecker zu wirken. Freilich wird die Zahl unserer Leser, die ihm auf dieser ästhetischen Reise folgen, noch mehr die, welche sich die Angaben des praktischen Anhangs zunutze machen können, gering sein. Das gut ausgestattete Buch kann immerhin großen Büchereien, sofern sie kunst- und kulturgeschichtlich interessierte Leser haben, empfohlen werden. M. Thilo (Stolp i. P.).

Sverdrup, Otto: Neues Land. Leipzig: Brockhaus 1925. 158 S. Ill. Hlw. 2,80; Lw. 3,50. (= Reisen und Abenteuer. Auszug aus: Sverdrup: Neues Land. Vier Jahre in arktischen Gebieten, 2 Bde.)

Wilkins, George H.: Eismeerflug. Ebenda 1930. 158 S. Ill. Hlw. 2,80; Lw. 3,50. (= Reisen und Abenteuer. Gekürzte Übers. von „Flying the Arctic" New York—London 1928.)

Otto Sverdrup, der Begleiter Nansens auf der Grönlandüberquerung 1888/89, Führer der „Fram" auf Nansens großer Nordpolexpedition 1893/96, erzählt hier von der zweiten Framfahrt unter seiner eigenen Leitung in jenes Gebiet der Arktis westlich der Baffin-Bai, das jetzt „König Oskar-Land" benannt ist und von ihm und seinen Begleitern in Schlittenfahrten von den vier Überwinterungsplätzen der „Fram" aus erforscht und für Norwegen in Besitz genommen wurde. Entkleidet alles wissenschaftlichen Berichtes wird der Tatbericht einer kühnen Unternehmung, ihrer Kämpfe und Gefahren, ihrer Erfolge und Mißerfolge, ihrer Freuden und Leiden das, was auch der ungelehrte Leser mitzuerleben vermag. — Mit dem Einsatz von Flugzeug und Luftschiff (Amundsen 1925) ergriff das Tempo und die Großzügigkeit moderner Technik auch die Erforschung der Arktis. Die Mühseligkeit und Langwierigkeit der Expeditionsmethode alten Stiles, wie sie im ersten Buche noch geschildert wird, gehört somit der Vergangenheit an. Hier berichtet der Australier Wilkins, welcher als mehrjähriger Begleiter Stefanssons noch die altmodische Art des Reisens gründlich kennen lernte, von seinen Flugversuchen über das Polareis in den Jahren 1926 und 1927 von Fairbanks (Jukon) zur Barrowspitze und darüber hinaus, bis ihm 1928 der schöne Flug nach Spitzbergen glückte. Sehr lebendig und äußerst spannend erzählt Wilkins von dem Abenteuer seiner Flüge, und diese sind ein Beispiel dafür, daß der moderne Mensch an Kühnheit und Wagemut selbst jene Wikingerfahrer im offenen Boote zu übertreffen vermag. — Beide Bücher können, wie die meisten Bände der Sammlung „Reisen und Abenteuer", um ihrer ausgedehnten Verwendungsmöglichkeit willen gerade mittleren und kleinen Volksbüchereien zur Anschaffung empfohlen werden.

O. Kratz (Stettin).

7. Naturwissenschaft, Technik.

Bernatzik, Hugo Adolf: Riesenpelikane und ihre Kinder. Mit Beitr. von Adolf Heilborn und Hans Weiß. Wien: Seidel 1930. 53 S., 33 Abb. Geb. 5,—.

Der Verfasser hat uns bereits mehrere Bücher mit hervorragend schönen Tieraufnahmen beschert, aber dieses ist sicher das wertvollste. Die Pelikanbilder werden den Ornithologen wie den Laien entzücken. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß manche falsche Anschauung von den Lebensäußerungen dieser Vogelgruppe durch diese photographischen Urkunden berichtigt wird, so z. B. das Auffliegen, das Füttern der Jungen, das einen außerordentlich grotesken Anblick darbietet. Die literarischen Beiträge sind ebenfalls gut, das gilt besonders für die mehr belletristisch gehaltene Skizze von Hans Weiß. Schon mittlere Büchereien sollten sich dieses Buch, das ein Denkmal für ein im Aussterben begriffenes Tier bedeutet, nicht entgehen lassen. O. Schnurre (Berlin).

Ewers, Hanns Heinz: Ameisen. Berlin: Sieben-Stäbe-Verlag 1930. 422 S. Ill. Lw. 5,—.

Hanns Heinz Ewers hat ein Buch über Ameisen geschrieben, und zwar ein recht gutes Buch. Er hat die Lebensgewohnheiten einheimischer wie fremdländischer Ameisenarten gründlich studiert, hat sie teils in ihrer natürlichen Umgebung, teils in Gefangenschaft beobachtet, so daß die theoretische Grundlage für dieses Werk geschaffen war. Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus ist Manches auszusetzen, z. B. die tierpsychologische Einstellung des Verfassers. Auch hätte er klüger getan, die Polemik gegen die wissenschaftliche Insektenforschung, die in diesem wirklich recht erfreulichen Buche nicht am Platze ist, beiseite zu lassen. Aber das sind Kleinigkeiten, über die sich der Leser ohne Mühe hinwegsetzen kann.

O. Schnurre (Berlin).

Foster, W.: Welt und Wunder der Chemie. Mit 35 Taf. u. zahlr. Textb. München: Drei-Masken-Verlag 1931. 520 S. Kart. 8,—; Lw. 10,—.

Der Vorteil der guten amerikanischen Bücher allgemeinverständlich-wissenschaftlichen Inhaltes ist es, daß sie die volkstümliche Darbietungsform sehr geschickt zu treffen wissen und daß sie Anknüpfungen an die bekannten Erscheinungen des täglichen Lebens benutzen, um den Leser in seinem eigenen Lebenskreis aufzusuchen. Das kann auch in vollem Maße von dem vorliegenden Werk gesagt werden. Es bringt die wichtigen Gebiete der anorganischen und der organischen Chemie bis auf die neuesten Forschungen in einem ganz schlichten Darstellungston und nimmt dabei jede Gelegenheit wahr, bekannte technische Anwendungen, wie die Erzeugung von Nebeln, die Herstellung von Tinte und Blaupausen, die Struktur von Körnern, Häuten und Blasen, an geeigneter Stelle als Erläuterung zu behandeln. Der Übersetzer, Dr. W. Bloch, hat das Werk für deutsche Verhältnisse in derselben Art vorteilhaft ergänzt. Die zum größten Teil aus technischen Betrieben entnommenen Bilder sind eine wertvolle Anschauungshilfe. Ein sehr ausführliches Bücherverzeichnis am Schluß berät den willigen Leser für seine Weiterbildung. — Das sehr schätzenswerte Buch ist mittleren und größeren Volksbüchereien und besonders auch größeren Berufs- und Fachschulbüchereien zu empfehlen.

C. Barth (Stettin).

Kreutzberg, Lola: Wir Tiere. Erlebnisse und Begebenheiten aus der Welt der Tiere. Mit etwa 150 Aufn. Berlin: Neufeld & Henius 1930. 316 S. Lw. 4,80.

Lola Kreutzberg hat zu diesem Buch nur das Vorwort, eine kleine, ziemlich unbedeutende Affengeschichte und vermutlich auch die Überschriften der einzelnen Kapitel beigesteuert, welch letztere verschiedenen Ursprungs sind. Aus dem Inhalt seien erwähnt „Mensch und Tier", „Schauspieler, Tänzer und Sänger" (von A. Heilborn), „Liebe, Eifersucht und Mitleid" (von K. Guenther), „Familie und Staat" (von Graf H. Vitzthum), „Wundertiere aus Mitternacht" (von J. A. Jacobsen) u. a. m. Diese Beiträge sind in der Mehrzahl recht gut, auch gegen die Bilder läßt sich mit Rücksicht auf den Zweck, den dieses Buch verfolgt, nicht viel einwenden. Zu bedauern ist nur, daß durch die Unterschriften der Bilder und teilweise auch durch die Kapitelüberschriften einer durchaus zu verwerfenden Vermenschlichung des Tieres Vorschub geleistet wird. Die Herausgeberin bedenkt nicht, daß die Liebe des Menschen, solange sie nicht mit Verständnis gepaart ist, stets ein Danaergeschenk für das Tier bedeutet. O. Schnurre (Berlin).

Loewen, H.: Einführung in die organische Chemie. Mit 25 Abb. Berlin: Springer 1930. 216 S. Lw. 4,80. (= Verständliche Wissenschaft Bd 11.)

Der Verfasser nennt das vorliegende Werk zwar bescheiden eine „kurze Einführung", immerhin wird darin dem Anfänger in chemischen Betrachtungen ein wohlabgerundeter Abriß dieser etwas reichlich verwickelten Teilwissenschaft geboten. Da an sich nichts vorausgesetzt wird, beginnt der Verfasser mit einer ausführlicher gehaltenen Vorschau über die chemischen Grundbegriffe überhaupt und leitet

dann zu den Kohlenstoffverbindungen, dem Gebiet der organischen Chemie, über. Von den einfach gebauten Kohlenwasserstoffketten geht der Weg folgerichtig weiter bis zu den aromatischen Verbindungen und den Farbstoffen. — Trotzdem natürlich vergleichsweise nur wenige Beispiele aus dem ungeheuren Stoffgebiet angeführt sind, wird nur ein gründlicher und an zähe Arbeit gewöhnter Leser der Volksbüchereien mit vollem Erfolg das Gebotene bewältigen. Für große Büchereien.

C. Barth (Stettin).

Maeterlinck, Maurice: Das Leben der Ameisen. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1931. 209 S. Lw. 6,50.

Das Maeterlincksche Ameisenbuch stellt, als Tierschilderung betrachtet, eine recht gute Leistung dar, die dem Leser viele interessante Züge aus der Biologie dieser heute sehr modern gewordenen Tiere (vgl. oben das entsprechende Buch von H. H. Ewers) übermittelt. Leider beschränkt sich Maeterlinck nicht auf das Schildern, sondern er sucht überall Parallelen zum Menschen; er geht sogar noch weiter, indem er dem tierischen Verhalten durchaus menschliche, allzu menschliche Beweggründe unterschiebt. Der „Epilog" wäre besser ganz ungeschrieben geblieben. So kann leider dieses Buch als naturgeschichtliches Werk — und das will es doch sein — nicht uneingeschränkt empfohlen werden. O. Schnurre (Berlin).

Feldhaus, F. M.: Die Technik der Antike und des Mittelalters. Mit 452 Abb. und 15 Bildtaf. Potsdam: Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion 1931. 425 S. Lw. 27,—.

Feldhaus ist bekannt als ein unermüdlicher Sammler aller im weitesten Umkreise irgendwie erschienenen Darstellungen, die sich mit der Entstehung der technischen Grundgedanken befassen. In diesem Werk, das als ein Sonderband der Sammlung „Museum der Weltgeschichte" herauskommt, gibt er eine ziemlich umfassende Schau über die Entwicklung der Technik bei den verschiedenen Völkern. Nach einem kürzer gehaltenen Überblick über das technische Schaffen der Urzeit werden der alte Orient, die klassische Welt der Griechen und Römer und schließlich die Erfinder und Ingenieure des Mittelalters betrachtet. Der an allerlei Merkwürdigkeiten, Verstiegenheiten und Spielereien reiche Stoff gibt ein ausgezeichnetes Bild von dem allmählich weiterschreitenden Tasten des konstruierenden Menschengeistes und bietet auch hin und wieder überraschende Beispiele zielsicherer Vorschau technischer Möglichkeiten, denen seinerzeit aus Mangel an Hilfsmitteln ihre Verwirklichung noch nicht folgen konnte. — Die schöne Ausstattung mit zeitgenössischen Abbildungen und die durchaus volkstümliche Schreibart machen das sachlich hochstehende Werk für jeden Leser geeignet, der gleichzeitig geschichtlichen Sinn besitzt und von technischen Dingen gefesselt wird. — Für die Ausleihe großer Volksbüchereien und auch für die Handbücherei ihrer Lesesäle geeignet.

C. Barth (Stettin).

8. Verschiedenes.

Bäumer, Gertrud: Die Frau in der Krisis der Kultur. Berlin: Herbig 1927. 39 S. Brosch. 1,50 (= Schriftenreihe der Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit in Berlin. H. 1.)

Mennicke, K.: Die Aufgabe der Frau in der Gegenwart. Potsdam: Protte 1929. 87 S. Brosch. 2,25.

Die Führerin der bürgerlichen Frauenbewegung und der Sozialist begegnen sich in dem Glauben an eine religiöse Sinnhaftigkeit des Lebens, die heute durch Mechanisierung der Arbeit wie der menschlichen Beziehungen weithin verschüttet ist. Gertrud Bäumer zielt von da aus auf eine starke innere Durchdringung und lebensgerechte Umgestaltung der Berufe, und das gerade auch durch und für die Frau. Mennicke legt für den Bereich der Arbeit stärker den Akzent auf die Umwälzung im großen und den Aufbau einer Gemeinwirtschaft. Wenn beide die Frau zur Neugestaltung des persönlichen Lebens auf Grund der gewonnenen Selbständigkeit rufen, so wird im nächsten Augenblick ihre weiteste Trennung offenbar: Ero-

tische Kultur bedeutet für Mennicke Durchseelung der Geschlechtsbeziehung und umfaßt vielfältige Formen, auch kürzere, nur auf das Ich und Du gestellte Verbindungen und die Möglichkeit der Mutterschaft für die alleinstehende Frau. Umgekehrt sieht die andere Schrift in der Loslösung der Erotik von den Bindungen des Naturgesetzes eine Banalisierung und einen schweren Schaden für die Frau, und hält an der Ehe als der allein wesensgerechten Ordnung des Geschlechtslebens fest. — Beide Schriften sind durch ihr Niveau berufen, der Klärung zu dienen. Für alle Büchereien. Nora Imendörffer (Königsberg i. Pr.).

Bäumer, Gertrud: Die Frau im neuen Lebensraum. Berlin: Herbig 1931. 285 S. Lw. 7,50.

Würde man diesen Band gesammelter Zeitschriftenaufsätze allen den Frauen in die Hand geben, die sich schon wieder in einem gewissen Abstand zu der Generation fühlen, die die „eigentliche Frauenbewegung" schuf und trug, so würde sich wohl bei den Ehrlichen und Nachdenklichen die Einsicht vollziehen, daß es hier um Dinge geht, die keineswegs schon erarbeitet, erreicht und historisch geworden sind. Die Situation der Frau wird von drei Seiten her zu erfassen gesucht: von der historischen Entwicklung, von den inneren Problemen und dem äußeren Wirken her. Ganz großartig ist es, wie beispielsweise die acht Jahrzehnte von Helene Langes Leben in den historischen, kulturellen und politischen Zusammenhang gestellt werden: die persönliche Würdigung ist überall spürbar, und doch scheint sie zurückzutreten gegenüber der Erhellung des Geschehens in diesen acht Zehnjahresringen von 1848—1928. Es geht in allen Aufsätzen um eine geistige Durchdringung und Beseelung, die in dieser Tiefe bei den aktuellen Fragen unserer Tage doch wohl nur selten ist. Ob es sich um das sexualethische Chaos, die Jugendehe, den Unehelichenschutz, den Wert der Familie handelt, immer steht bei allem Wirklichkeitssinn die Frage nach der geistigen und seelischen Basierung obenan. Ob man immer mit der Verfasserin übereinstimmt, wenn sie etwa das geistige Schaffen der Frau dahin charakterisieren möchte (am Beispiel von Ricarda Huchs Geschichtsschreibung), daß sie die Imponderabilien stärker werte und so dem Wesen des Lebendigen näher komme, ob hier nicht eine allgemeine Auflockerung vorliegt, durchaus nicht nur auf weiblicher Seite, mag gegenüber all der Anregung, die von ihren Gedankengängen ausgeht, nicht ins Gewicht fallen. Selbst die letzten Aufsätze über die politischen und kulturellen Äußerungen des Frauenschaffens, die am ehesten in das Gebiet fallen, das man mit der „Frauenbewegung" und ihren Zielen verknüpft, und das man in einer Weise schon als historisch zu bezeichnen geneigt sein mag, greifen weit über diese in Organisation erfaßbaren Gehalte hinaus und lenken auf Probleme hin, die uns nach wie vor aufs stärkste angehen, weil es Fragen des Seins und Verhaltens sind, an alle gestellt, hier von kluger und reifer Seite in Angriff genommen. Für alle Büchereien.

Hedda Guradze (Hamburg).

Blei, Franz: Männer und Masken. Berlin: Rowohlt 1930. 348 S. Brosch. 8,—; Lw. 12,—.

Das Buch enthält neben Studien über literaturgeschichtliche Erscheinungen wie E. Th. A. Hoffmann, B. Constant, Stendhal, Baudelaire, Wilde, Péguy auch solche über Außenseiter der Literatur und Kunst wie A. von Villers, W. Rathenau und den berühmten Dandy des 19. Jahrhunderts: George Brummel (die Lebensgeschichte des letzteren in besonders geistvoller freier Form); ferner ein paar „imaginäre Lebensläufe" in der Art Walter Savage Landors und Marcel Schwobs, endlich ein preziöses Novellchen: „Der bestrafte Wüstling". Das Ganze ist eine für den „Rokokomenschen" Blei äußerst charakteristische Auswahl, die uns willkommen sein könnte, gerade weil sie in entlegenere Bezirke hineinführt. Auch weiß der Verfasser — hier ersichtlich Männern wie Croce und Hefele verpflichtet — treffende allgemein-ästhetische Formulierungen einzuflechten und erfolgreich zu polemisieren gegen die enge „Rembrandtdeutsche" Kunstbetrachtung mit ihrer spießigen Absichten-Schnüffelei und ihrer kunstfremden Betonung des „Gehalts" gegenüber einer für zufällig gehaltenen „Form". Aber der das schöne Wort gesprochen hat: „Geformte Narrheit kann Kunst sein, aber formloser Tiefsinn ist immer Ohnmacht

und Dilettantismus", dieser Apostel der lauteren Sprachform macht sich grober sprachlicher Nachlässigkeiten, ja schülerhafter Verstöße gegen die Grammatik schuldig. Wenn er z. B. schreibt: „Das Schicksal, das dieser Dichter in Deutschland erfuhr, wo man . . . ihn in schlecht geschriebenen Büchern um Dinge willen lobt, die, seine Bedeutung übersehend, am hinfälligsten sind". — Oder: „Nur dem Dichter will man es nicht glauben, daß sie Sprachbegeisterte sind". — Oder: „So ungewöhnliches Geschehen . . . wird von der erschütterten Mitwelt, zumal ihrer Jugend, nichts als gefühlt erlebt und auch mit nichts als Gefühl begegnet werden". Ein Werk, das wie dieses den Anspruch erhebt, als „geformt" gewertet und genossen zu werden, steht und fällt mit seiner Sprachform. Dichter, die Dativ und Akkusativ verwechseln, gibt es nicht. Blei selbst hat sich in diesem Buch hundertfach das Urteil gesprochen.

G. Hermann (Berlin-Treptow).

Der Film „Im Westen nichts Neues" in Bildern. Berlin: Rowohlt 1931. 128 S. Kart. 2,85.

Das Heft enthält gegen 200 Bilder aus dem bekannten Film in guter Wiedergabe. Auf Einleitung und verbindenden Text ist ganz verzichtet. Für den, der Remarques Buch kennt, genügen auch die knappen Unterschriften, die meist mehrere Bilder zusammenfassen. Man kann sich schon nach diesen Proben vorstellen, daß der Film „Im Westen nichts Neues" sicherer als das Buch aller falschen Kriegsromantik entgegenwirkt. Erstaunlich ist, wie echt deutsch die Jungenstypen wirken, trotzdem die Träger dieser Rollen Lewis Ayres, Slim Summerville, William Bakewell usw. heißen. Das müßte eigentlich allein schon manchen Leuten zu denken geben. Und das wäre dann keine schlechte Disposition für volksbildnerische Einwirkungen. — Schon kleinere Büchereien könnten das Heft ihren Remarque-Lesern bieten. E. Ackerknecht.

Kisch, Egon Erwin: Prager Pitaval. Berlin: Reiß 1931. 342 S. Brosch. 5,—; geb. 6,50.

Auf Grund eigener Erlebnisse und archivalischer Studien hat der bekannte Journalist eine Sammlung von Rechtsfällen aus allen Zeiten und vielen Ländern, meistens mit einer Beziehung zur Stadt Prag, zusammengefaßt. Unheimliches und Groteskes steht in diesen reportageartig aufgemachten, mehr oder minder umfangreichen Berichten neben reichlich Belanglosem, das auch durch die Erzählung Kischs nicht interessanter wird. Die umfangreichste, aber auch fesselndste Episode des Ganzen ist der von Kisch bereits früher behandelte „Fall des Generalstabschefs Redl". — Der Band ist in Großstadtbüchereien mit größter Vorsicht nur an reife Leser auszugeben. W. Eggebrecht (Stettin).

Kisch, Egon Erwin: Der rasende Reporter. Ungekürzte Neuausgabe. Berlin: Sieben-Stäbe-Verlag 1930. 380 S. Lw. 2,85. (= Bücher der Epoche.)

Eine bunte Reihe von Momentaufnahmen von den verschiedensten Punkten Europas während der Nachkriegszeit, mehr oder weniger interessant, mehr oder weniger witzig und unterhaltend geschrieben. Daß sie keinen Standpunkt verrieten, wie der Verfasser im Vorwort meint, stimmt allerdings nicht, es wäre ja auch kaum ein Ruhmestitel. Wo soziale Zustände geschildert werden, tritt starke Kritik, wo vom Krieg die Rede ist, unbedingte Ablehnung des Krieges hervor. Den Willen zur Sachlichkeit und zur Wahrheit wird man dem Reporter trotzdem bestätigen können. Die Skizzen geben vielleicht gerade in ihrer Vielfältigkeit und Zusammenhanglosigkeit ein ganz gutes Bild unserer Zeit — aber man liest so etwas doch eigentlich besser in der Zeitung. Meta Corssen (Lübeck).

Schilfarth, Else: Psychologie der berufstätigen Frau. Leipzig: Klinkhardt 1929. 222 S. Lw. 6,60.

Die sehr allgemeinverständlichen und mit vielen literarischen Zitaten ge-

schmückten Untersuchungen über die verschiedenen Frauenberufe der Gegenwart, über Ursachen von Eignung und Versagen der einzelnen Frauentypen, über Beruf und Ehe und über die weibliche Lebensgestaltung, sind getragen von dem Glauben an die unerschöpflichen, im Göttlichen wurzelnden Kraftquellen der Frau. Leider entgeht die Verfasserin dabei nicht der Gefahr, an den wirklichen, aktuellen Frauenproblemen und an deren entscheidender Beeinflussung durch die veränderte Wirtschaftslage vorbei zu reden, da sie die Umwandlung der Gesellschaftsordnung, wie sie von Grund aus gegenwärtig erfolgt, nicht als ein elementares Ereignis zu sehen vermag. — Das trotz sozial gefärbter Oberfläche eng bürgerlich begrenzte („man muß eine Frau am Teetisch walten sehen, wenn man sie richtig kennen will") und zudem in unerträglich süßlicher Sprache geschriebene Buch („wie anders, wenn jeden Tag ein paar andere Arbeiterinnen sich ein hübsches Schürzchen vorbinden und ein blüh-weißes Häubchen aufstecken dürfen" ...) weckt fatale Erinnerungen an glücklich überwundene „Erbauungsbücher", für die unser sachlicheres Zeitalter glücklicherweise kein Verständnis mehr hat. Frida Endell (Stettin).

Tiere um uns. Geschichten und Schilderungen deutscher Dichter, Forscher und Tierfreunde. Einf. von Paul Eipper. Berlin: Franke 1930. 475 S., 192 Abb. Geb. 4,80.

Wie Paul Eipper in der Einleitung ausführt, will dieses Buch durch die Vereinigung dichterischer und naturgeschichtlicher Beiträge, unterstützt durch gute Photographien, etwas Neues bieten. Die Frage, ob dieses Neue auch brauchbar sei, kann in diesem Falle bejaht werden. Es ist innerhalb der Tiergeschichten eine sehr eigenartige und überaus sorgfältige Auswahl getroffen worden. Gerhart Hauptmann, Arnold Zweig, R. H. Bartsch, W. v. Molo, Paul Keller, H. Löns, W. Bonsels, E. v. Kapherr, E. E. Kisch, R. Presber, Artur Berger, L. Ganghofer, Wilh. Filchner, L. Heck, H. und L. Hagenbeck, Jakob Schaffner u. a. haben zu dem Buch beigesteuert. Zu bemängeln sind allein die Unterschriften der Bilder; sie hätten populär gestaltet werden können, ohne geschmacklos (z. B. S. 22) zu wirken. Alles in allem kann das Buch durchaus in der Volksbücherei verwendet werden. O. Schnurre (Berlin).

Unsere Zeit in 77 Frauenbildnissen. Heidelberg: Kampmann o. J. Kart. 3,20.

Walther, Hedda: Mutter und Kind. 48 Bildnisstudien. Mit Begleitworten von Ina von Kardorff. Berlin: Reimer 1930. 15 S., 48 Taf. Lw. 5,50.

Das sollen nach der Einleitung „wesentliche Frauen" unserer Zeit sein. Es sollen „Repräsentantinnen" für „jene Kräfte sein, die an der Entwicklung unserer Epoche in irgendeiner Weise mitwirken oder die das aktuelle Gesicht unserer Zeit mit allen deren Merkmalen bestimmen". Ja, es wird ausdrücklich behauptet: „Das Buch will alle Strömungen unserer Zeit festhalten, an denen Frauen beteiligt sind". Man wird den Herausgebern gern die Berechtigung einer solchen Vielseitigkeit ohne Bewertung zubilligen, man wird aber gerade dann den Vorwurf der Einseitigkeit erheben bei einer Auswahl, die zwar Dichterinnen in reicher Zahl bietet und die Schriftstellerin Courths-Mahler nicht ausläßt, die alle akademischen, schöngeistigen Berufe, Sport und „Gesellschaftskultur" berücksichtigt, die aber nur bürgerliche Politikerinnen zeigt und nicht im geringsten erkennen läßt, daß die arbeitende Frau, d. h. die proletarische im weitesten Sinne, doch wohl auch sehr wesentlich „an der Entwicklung unserer Epoche" mitwirkt. Rein photographisch ist das Gebotene sehr unterschiedlich in seinem Wert.

Leider hat sich auch Hedda Walther in diesem neuen Buch von Süßlichkeit und aufdringlichen Geschmacklosigkeiten nicht fern gehalten (neben sehr Gelungenem). Die sentimentalen Einleitungsworte entstammen der Atmosphäre jener „Kleinkinderstube", die es eigentlich heute nicht mehr geben sollte. Sie sind schlechthin unerträglich. J. Beer.

C. Schöne Literatur.

1. Sammlungen, Dramen, Gedichte.

Avenarius, Ferdinand: Das fröhliche Buch. Erneuert von Hans Böhm. Mit Zeichn. deutscher Meister. München: Callwey 1929. 312 S. Lw. 7,50.

Wie das „Balladenbuch", so ist nun auch das „fröhliche Buch" des Meisters der Anthologie erneuert worden. Hans Böhm, der auch die Neuordnung dieses Buches vorgenommen hat, mußte sowohl den lyrischen Bestand stark sichten, um Neues zur Geltung kommen zu lassen, wie auch die Komposition des Ganzen ändern, um das Buch neuen Bedürfnissen anzupassen. So erscheinen hier Bruno Frank und Ringelnatz, Werfel, Ina Seidel mit einigen Gedichten und von den Älteren zum ersten Mal Falke und Fritz Reuter, Fitger und der späte Busch. Noch vielmehr an Altem und Neuem vermissen wir schmerzlich, aber das hängt wohl mit der Notwendigkeit, den Preis des Buches leidlich niedrig zu halten, zusammen. Die Kapitel „Gellert" und „Biedermeier" der alten Ausgabe sind zu den Abteilungen „Barock" und „Rokoko" und „Literarische Parodien" recht geschickt erweitert. Auch der von W. Unus betreute Bilderteil hat ziemlich wesentliche und zeitgemäße Veränderungen erfahren. — So ist wieder ein hübsches Buch entstanden, in gewissem Sinne ein Muster einer Anthologie, namentlich was die Kompositionen anbelangt. Aber wie sauber diese Arbeit auch ist, wie beseelt von dem Willen, die Auswahl nach dem Gehalt der Gedichte an Lebenswerten für den heutigen Menschen zu treffen, so wenig wird doch der Zweifel an der Möglichkeit, mit Mitteln dieser Art ein Volksbuch zu schaffen, behoben. Der Erlebniswert des Buches bleibt auch in der neuen Fassung auf einen sehr kleinen Kreis literarisch gründlich gebildeter Menschen beschränkt, und unter ihnen wieder nur auf solche, die noch ein Empfinden für die Idylle bewahrt haben. Man bedauert daher, das schöne Buch nur großen Büchereien empfehlen zu können, und auch diesen namentlich um der Tradition willen. W. Möhring (Königsberg i. P.).

Boie, Margarete: Die letzten Sylter Riesen. Nach den Notizen eines Zeitgenossen zusammengestellt. Stuttgart: Steinkopf 1930. 132 S. Hlw. 3,—.

Von ihren sechs geplanten Büchern über Sylt, die mit Sagengut beginnen und mit jüngster Geschichte schließen sollen, gibt die — in Westpreußen gebürtige — Margarete Boie hier das vorletzte. Es ist der fingierte Bericht eines bescheidenen und klugen Schulmannes über die entscheidenden Jahrzehnte Sylts, die schleswig-holsteinische Auseinandersetzung mit Dänemark samt dem Verfassungskampf. Dem Gesamtwerk folgend hat sich die Dichterin gerade hier die Aufgabe gestellt, den Syltern eine gedrängte Geschichte ihrer Insel zu geben: ungelehrt, trotz tiefen Eindringens (nur vier Kapitel von 48 sind rein belehrend); mit dichterischem Reiz, doch nicht romanhaft; schlicht und wesentlich, ob sie die großen Ereignisse oder kleine Einzelzüge ihrer Menschen schildert. Ihre Quellen beruhen zum Teil auf mündlicher Überlieferung. Die Hauptgestalten sind die beiden großen Landvögte Sylts: Uwe Jens Cornsen und Schwenn Hans Jensen, echte Vertreter nordfriesländischen Volkstums. Beide, „Riesen" von Gestalt und Charakter, wachsen auch über den Rahmen ihrer weiteren schleswig-holsteinischen Heimat hinaus und deuten die engverbundenen Richtungen deutschen Geistes überhaupt an: Cornsen die nationale, Jensen die weltbürgerliche. — Für die Büchereien der deutschen Nord- und Ostseeküste. W. Bauer (Berlin).

Hunde und Katzen. 24 Tiernovellen von Otto Alscher, Friedrich Arenhövel u. a. Berlin: Frundsberg-Verlag 1930. 242 S. Ill. Lw. 6,80.

Der von Schauwecker herausgegebene Sammelband hat zu dem Thema Katz und Hund eine Reihe vorzüglicher Beiträge gebracht. Natürlich ist es in einem Sammelwerk wohl unvermeidlich, daß einiges weniger Bedeutsame des Themas wegen „mitgeht", aber hier bürgen schon die Namen der Mitarbeiter wie Fönhus, Alscher, Aslagsson, Kapherr, Marx, Hochgreve und Schauwecker selbst dafür, daß

Gutes in dem Bande enthalten ist, und auch die weniger bekannten haben zum Teil sehr gute Erzählungen beigesteuert, etwa Ernst von Salomon ein Stück aus seinen Gefängniserinnerungen oder Harry Schreck eine Erzählung „Aufruhr im Katzenheim". Wenngleich Sammelbände in der Volksbüchereiausleihe schwer verwendbar sind, wird sich doch bei großen Büchereien die Einstellung lohnen.

K. Schulz (Gera).

Shakespeare, William: Sonette und andere Dichtungen. Übertr. von Therese Robinson. München: Müller 1927. 227 S. Hlw. 2,—.

Therese Robinsons Übertragung der schwer zu übersetzenden und bei uns wenig bekannten Sonette Shakespeares und der Dichtungen „Raub der Lukretia", „Der verliebte Pilger", „Venus und Adonis" weiß, im Vergleich mit den Übertragungen Gundolfs und Emil Ludwigs, die richtige Mitte zu halten zwischen philologischer Treue zum Text und freiem Nachschaffen. Ihre Verse fließen, auch ohne dem deutschen Sprachkörper Gewalt anzutun. Eine gefällige Nachdichtung, die vermöge ihrer Klarheit auch weiteren Kreisen diese Seite Shakespearescher Kunst nahezubringen vermag. K. Schulz (Gera).

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

Stevenson, Robert Louis: Der springende Löwe. Roman. Aus dem Engl. von Curt Thesing. Leipzig: Grethlein 1930. 274 S. Pappbd 4,—.

Gute Übersetzung eines der weniger guten, in der deutschen Gesamtausgabe (s. Sammelbesprechung in B. u. B. 1929, S. 35 ff.) nicht enthaltenen geschichtlichen Romane Stevensons. Der Schauplatz der abenteuerreichen Handlung ist wieder Schottland, und wieder handelt es sich, wie in „David Balfour von Shaw", um die Geschichte einer Flucht: Vicomte St. Ives ist als französischer Soldat 1813 den Engländern in die Hände gefallen; er lebt unter dem Namen seiner Mutter Champdivers als Gefangener im Edinburgher Schloß. Viele Einwohner der Stadt kommen, um sich die Gefangenen anzusehen und ihre Schnitzereien zu kaufen; und eine solche Schnitzerei, ein kleiner springender Löwe (Symbol und Wappentier Schottlands), vermittelt auch die Bekanntschaft unseres Helden mit Flora Gilchrist, einem schönen jungen Mädchen aus der Umgebung Edinburghs. Bald wird aus der Bekanntschaft Liebe. Ein hämischer Kamerad, der versucht, diese Liebe in den Schmutz zu ziehen, wird im Zweikampf getötet, und damit beginnt für Champdivers eine lange Leidensfahrt. Er flieht aus dem Gefängnis und wird von den Behörden hin und her gehetzt, bis er schließlich nach Frankreich gelangt und seine Vereinigung mit Flora möglich wird. — Ein psychologisch vertiefter Abenteuerroman. Für größere Büchereien. G. Hermann (Berlin-Treptow).

Wilde, Oscar: Werke. Hrsg. u. eingel. von Arnold Zweig. Bd 1. 2. Berlin: Knaur 1930. Lw. 5,70.

Sieht man von den Briefen ab, so enthalten diese Bände alles Wesentliche aus der Feder des Dichters. Leider schwankt, was die Übersetzung anbelangt, der Wert des Gebotenen ganz beträchtlich. Neben anerkannten Leistungen wie Hedwig Lachmanns Salome-Verdeutschung, die der Insel-Verlag abtrat, oder etwa der gefälligen neuen Übersetzung vom „House of pomegranates" durch F. Uhl präsentiert sich z. B. der „Dorian Gray" in einer unmöglichen Fassung. Es scheint da an kritischer Sorgfalt sehr gemangelt zu haben. Von den Gesellschaftsstücken wirkt „Bunbury", von Greve übertragen, am gelungensten. Der Herausgeber hat einen Essay beigesteuert, der mit eigenwüchsigen Gedanken nicht eben merkbar belastet ist. — Trotz solcher Schönheitsfehler verdient die Ausgabe angemessene Beachtung, einmal wegen ihrer geschmackvollen Ausstattung, vor allem aber wegen des auch für kleine Büchereien erschwinglichen Preises. R. Ruseler (Berlin).

Zola, Emile: Arbeit. Roman. Aus dem Franz. von Leopold Rosenzweig. Berlin: Knaur 1930. 599 S. Geb. 2,85.

Eines der schwachen Spätwerke Zolas, Mittelstück der „Vier Evangelien" (s. Sammelbesprechung in B. u. B. 1928, S. 30). Erzählt wird die Lebens-

geschichte Lucas Froments, der als Ingenieur nach Beauclair kommt, um dort einen Hochofen zu übernehmen, und der dann mit Hilfe anderer edler Menschenfreunde aus einem Industriewerk alten Stils eine Stätte freudiger Arbeit, ja einen paradiesischen Genossenschaftsstaat im Sinne Fouriers macht. Also ein sozialer Roman mit stark utopischem Einschlag. Zola, ein fanatischer Apostel seines Evangeliums, verkündet die Heiligkeit der Arbeit: „Die Welt wird eines Tages das sein, wozu die Arbeit sie gemacht haben wird“. Und dieser Glaube zimmert im Nu ein primitives Wunschbild: Untergang der bürgerlichen Gesellschaft „in einer Pfütze von Blut und Kot“, Aufstieg des neuen, von Brüderlichkeit und Wissenschaft bestimmten Menschen. So entsteht ein Roman, der geeignet scheint, allen Fortschrittsglauben zu diskreditieren. Gute Ausstattung und sorgfältige Übersetzung sollten für uns jedenfalls nicht genügen, um die Einstellung dieses Machwerks zu rechtfertigen, das nie hätte geschrieben werden sollen.

G. Hermann (Berlin-Treptow).

Zola, Emile: Paris. Roman. Aus dem Franz. übers. von A. Berger. Berlin: Knaur 1930. 547 S. Geb. 2,85.

Eine „vollständige“, allzu vollständige Ausgabe, die uns keine der rhetorischen Weitschweifigkeiten des alten Zola erspart. Kein eigentlicher Stadtroman, wie ihn der Titel vermuten läßt, sondern die Entwicklungsgeschichte eines humanitären Sozialisten, des Abbé Froment (der als Hauptgestalt durch die ganze Trilogie der „Drei Städte“ geht, s. Sammelbesprechung in B. u. B. 1928, S. 30). Geschildert wird, wie Pierre, der abtrünnige Priester von „Sacré Coeur“, und sein Bruder, der Chemiker Guillaume Froment, sich nach langer Trennung und über schwere persönliche Konflikte hinweg die Hände reichen zu gemeinsamer Arbeit für die Menschheit. Der Roman — nicht ganz so unerträglich optimistisch wie „Arbeit“ — stößt ab durch seine plumpe Schwarzweiß-Technik (vgl. besonders die Parallelhandlung Duvillard!). — Eine Bereicherung unseres Bestandes an sozialen Romanen bedeutet diese Neuausgrabung jedenfalls nicht.

G. Hermann (Berlin-Treptow).

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Alain-Fournier, Henry: Der große Kamerad. Berlin: Transmare-Verlag 1930. 309 S. Lw. 7,50.

Dieses wundervolle Buch einer Kindheit und Jugend ist eine Dichtung voll stärkster innerer Spannung und ungewöhnlicher seelischer Zartheit, das Werk eines „letzten“ Romantikers aus unserer Zeit, der mit der Leidenschaft seiner Seele alle Höhen und Tiefen des Lebens erfaßt und dessen Romanheld als ein ewiger Wanderer von Abenteuer zu Abenteuer getrieben wird in unstillbarer Sehnsucht. — Der siebzehnjährige Augustin, bereits mit dem Kainszeichen des „Eigenen“ auf der Stirn, taucht eines Tages in einem ländlichen Schülerkursus auf, wird seinen Mitschülern eine Zeit lang der bewunderte und gefürchtete Kamerad und verschwindet ebenso plötzlich wieder aus ihrem Kreis, seiner vorgeschriebenen Bahn folgend und durch seine Flucht die Ruhe seines etwas jüngeren Freundes mit sich nehmend, dessen Leben sich von nun ab nur noch im Schatten dieses „großen Kameraden“ bewegt unter schmerzlichem Verzicht auf eigenes Glück. Das Wesentliche der Erzählung ist aber nicht ihr Inhalt, sondern der zugleich stimmungsdurchtränkte und doch seltsam herbe Zauber, der über dem Ganzen liegt und jeden dichterisch empfänglichen Menschen in seinen Bann zieht. — Ein zeitloses und dabei im tiefsten Sinne wirklichkeitsnahes Buch für kultivierte Leser aller Büchereien.

Frida Endell (Stettin).

Brinig, Myron: Die Singermans. Roman. Aus dem Amerik. von Lisa H. Löns. Hannover: Sponholtz 1930. 280 S. Geh. 5,—. Lw. 6,50.

Der amerikanische Familien- und Generationenroman beginnt heute — dreißig Jahre nach dem Erscheinen der „Buddenbrooks“ — den deutschen Büchermarkt, nicht immer zu dessen Nutzen, zu überschwemmen. Unter seiner jüngsten Species, die das Schicksal osteuropäischer Juden in Amerika behandelt (vgl. Jg. 1930, S. 228 und S. 298, Jg. 1931, S. 150 dieser Zeitschrift) sind Myron Brinigs „Singermans“ eine recht harmlose und wenig von Problemen beschwerte Arbeit.

Moses und Rebekka Singerman sind mit ihren zahlreichen Kindern, von denen nur das jüngste in Amerika geboren wird, aus Rumänien, der weinreichen und fruchtbaren Heimat, in eine häßliche, schwefeldunstige Stadt der Vereinigten Staaten übergesiedelt — mit einem einjährigen Umwege zwar — haben dort ein Bekleidungsgeschäft eröffnet und es mit Fleiß und Mühe hochgebracht. Die den Eltern oft fatale Entwicklung der Kinder — es sind vier Söhne und eine Tochter —, die teils im Erwerb, häufiger noch in den Angelegenheiten der Liebe und Ehe ihre eigenen und keineswegs immer ganz einfachen Wege gehen, bildet den Hauptinhalt des Buches. — Eine gewisse, nicht immer unerfüllt gebliebene Liebe und Sorgfalt, mit welcher die einzelnen Familienmitglieder (wohl aus der Erfahrung) gezeichnet sind, kann leider nicht hinwegtäuschen über Verzeichnungen in den Sitten und Bräuchen dieser Menschen und über eine gewisse Belanglosigkeit des Ganzen. — Nur primitivere Leser werden sich mit dem Buch zufrieden geben können. Sollten aber gerade diese fähig sein, sich in eine ihnen so fremde Umwelt zu versetzen? E. Guttmann (Breslau).

Dos Passos, John: Der 42. Breitengrad. Roman. Berlin: S. Fischer 1930. 454 S. Brosch. 6,50; Lw. 9,—.

In seinem New York-Roman „Manhattan Transfer" (vgl. Hermanns „Großstadtroman" S. 33 f.) hat Dos Passos schon einmal versucht, durch Kino-Montage (sofern diese Parallelbildung zu Photomontage erlaubt ist) das Chaos des Kampfes ums Dasein im heutigen Nordamerika episch darzustellen. „Der 42. Breitengrad" — es ist der Breitengrad, der ungefähr von New York über Chicago nach San Francisco hinüberführt — greift in demselben Bestreben geographisch noch weiter aus; bis nach Mexiko hinunter erstrecken sich die Schauplätze der verschiedenen Handlungsfetzen. Eine eigentliche Mittelpunktshandlung fehlt auch diesmal. Es treten wohl einige Gestalten aus der wimmelnden Fülle der amerikanischen Menschheit je auf eine kurze Weile hervor, ja im letzten Viertel des Buches kreuzen sich sogar ihre Wege; aber der Roman wirkt trotzdem als Ganzes, im Gegensatz zum „Alexanderplatz", unkomponiert und ist trotz der ungeheuren Lebendigkeit unzähliger Einzelheiten mühselig zu lesen. Die an sich ganz witzige Einschaltung von „Weltwochenschauen" mit ihrem grotesken Salat von Zeitungsnachrichten einerseits und von geheimnisvoll beziehungslos im psychoanalytischen Halbdunkel schwimmenden Erinnerungsbildern, die jeweils den Titel „Das Kamera-Auge" tragen, andererseits wirkt auf die Dauer gezwungen; mit anderen Worten: diese Einschaltung wirkt überhaupt nicht mehr im Sinne einer Eindruckssteigerung, einer künstlerischen Vertiefung. Und der Trick, den Joyce zum ersten Mal angewandt hat: die Satzzeichen wegzulassen, um das Ineinanderverschwimmen und das hastige Tempo der einzelnen Innenvorgänge anzudeuten, ist auch schon sehr abgenutzt und überdies psychologisch nicht einmal zutreffend. Man könnte sich sehr gut denken, daß der Gesamteindruck des Buches nur gewänne, wenn mindestens die Hälfte dieser zwischengeschalteten Stücke wegfiele. Ihre Wirkung wäre dann besonders am Schluß, wo die Kriegsreflexe immer wichtiger werden, umso sicherer. — Interessant ist für den Volksbibliothekar, wie selbstverständlich im Werdegang der verschiedenen Hauptgestalten (es laufen im ganzen fünf kleine Entwicklungsromane nebeneinander her) die Rolle der Bücherei ist. — Es liegt im Stil des Buches begründet, daß es einige sexuelle Derbheiten enthält. Aber nicht nur deshalb möchte ich seine Anschaffung auf große Büchereien beschränkt sehen, sondern weil seiner wirklichen geistigen Bewältigung, die selbstverständlich schon aus weltanschaulichen Gründen lohnt, auch in den Großstädten nicht viele Leser gewachsen sein werden.

E. Ackerknecht.

Du Bose, Heyward: Porgy. Roman. Berlin: Knaur 1930. 238 S. Geb. 2,85.

Der Roman aus dem amerikanischen Negerghetto, in dem wilde Leidenschaften, Zügellosigkeit, Rauschgifte, Kneipen, Spiel und daneben merkwürdig inbrünstige Frömmigkeit zu Hause sind, hat zum Helden den alten Bettler Porgy mit dem gütigen, klugen Herzen. Wie ihm durch eine Reihe von Enttäuschungen sein Glaube an Welt und Menschheit zerbricht, wird mit starker Eindringlichkeit, die vor grellen Effekten bisweilen nicht zurückschreckt, erzählt. Vor allem aus stoff-

lichen Gründen wird der angeblich aus der Feder eines Negers stammende Roman in großstädtischen Büchereien gelesen werden. W. Eggebrecht (Stettin).

Geißler, Max: Schollentreue oder: Der rote Feind im Waldhof. Roman. Leipzig: Hammerverlag 1929. 213 S. Lw. 4,50.

Was der Titel verspricht, hält das Buch: Es behandelt den Kampf zwischen dem (natürlich!) schollentreuen Bauern und dem (ebenso natürlich!) entwurzelten roten Hetzer, und der gute Herr Geißler sorgt dafür, daß jener in allen edlen Farben leuchtet, während dieser als Verführer der Bauerntochter, als Arbeiterverhetzer, als Schmuggler und halber Mörder sich als rechter Sohn der Hölle zeigt. Aber dank der Kunst des „Dichters" bekommt er auch seinen gerechten Lohn und für den Bauern wird alles noch einmal gut. Und das ist, nach dem Waschzettel, eine „Psychologie des deutschen Bauerntumes von seltener Eindringlichkeit"! Wir aber wünschen uns ein Schmutz- und Schundgesetz, das es erlaubt, gegen die nun auch in die Literatur eindringende parteipolitische Verhetzung polizeilich einzuschreiten! K. Schulz (Gera).

Gibbons, Floyd: Der rote Napoleon. Berlin: Rowohlt 1930. 345 S. Kart. 6,50.

Ein Zukunftsroman, in dem der Satz steht: „Am 2. November 1932 wurde Josef Stalin ermordet", dürfte seine Berechtigung erst am 2. November 1932 erweisen können. Im übrigen ist diese Phantasie eines Zukunftskrieges, in welchem ein asiatischer Napoleon und Dschingiskhan in Einem nach einem riesigen Weltbrand von dem natürlich immer glorreichen Amerika niedergeworfen wird, mit ihrer ermüdenden Schilderung fast ausschließlich militärischer Ereignisse entbehrlich. H. Stresau (Berlin-Spandau).

Glaeser, Ernst: Frieden. Roman. Berlin: Kiepenheuer 1930. 389 S. 3,80; Lw. 6,—.

Die eigenartige Mischung von Pubertätsnöten und zeitgeschichtlicher Bedrängnis, die dem Vorgänger dieses Romanes, dem „Jahrgang 1902" (vgl. Jg. 1929 d. Zeitschr. S. 56), einen starken und problematischen Reiz verlieh, fehlt dem „Frieden" fast ganz; womit freilich nicht gesagt sein soll, daß die äußeren und inneren Spannungen der ersten Nachkriegszeit hier zu kurz kämen. Sie sind vielmehr recht effektvoll verarbeitet. Der erste Band war in mancher Hinsicht wüster, aber auch ursprünglicher. Jetzt spricht überwiegend der politische Literat zu uns. So wirkt es diesmal viel störender, daß jene Weisheit, die sich erst auf der Rathaustreppe nach der Sitzung einzustellen pflegt, wortreich zurückprojiziert wird in die geistige Haltung des Verfassers während des Kriegsendes und in der ersten Nachkriegszeit, und wir empfinden die zahlreichen gehässigen Vergleiche, die oft verzweifelt abgeschmackte Bildersprache des Buches doppelt peinlich im Rückblick auf den „Jahrgang 1902" und auch auf manche wirklich gestaltete Szene, manche ausgezeichnete Schilderung (z. B. der idyllischen Vielgeschäftigkeit der heimgekehrten Hausväter) und manches prägnante politische Räsonnement des neuen Werkes. Es fehlt Glaeser offenbar, genau so wie vielen seiner gleichaltrigen politischen Antipoden, an Verständnis dafür, daß nicht wenige von den Kriegsteilnehmern, die unter allen Umständen das Blutvergießen liquidieren wollten (auch auf die Gefahr hin, daß aus der Revolution „nichts wurde"), das nicht aus Feigheit oder aus Untreue gegen ihre sozialistischen Ideale taten. Der Schauplatz ist wieder Darmstadt. Es fehlt nicht an Schießereien und abgewrackten Frontsoldaten verschiedenster Art; aber man hat viel mehr als im ersten Teil den Eindruck, daß diese Figuren eines politischen Agitationszweckes wegen auf das Schachbrett der Romanhandlung gestellt worden sind. — Großstadtbüchereien können für solche Leser des „Jahrgangs 1902", die dessen politische Linie weiterverfolgen wollen, wohl ein Exemplar einstellen. Daß man dem Buche Leser wirbt oder es an Jugendliche ausgibt, ist jedoch, nach meiner Meinung, auch in der Großstadt bildungspfleglich nicht zu rechtfertigen. E. Ackerknecht.

Gmelin, Otto: Das neue Reich. Roman der Völkerwanderung. Jena: Diederichs 1930. 390 S. 5,50; Lw. 8,50.

In vier Büchern entwirft der Dichter ein farbenprächtiges Bild der Völkerwanderung, so wie sie sich den Herrschern Ostroms als Schrecken und doch in der mystischen Erwartung von neuen, unerhörten Weltgeschehen als Überwindung des Alten, Degenerierten und eben darum als eine Verlockung und als Verheißung für die Zukunft darstellt. Wie sich die Furcht vor dem kometenhaften Auftreten Alarichs mit der Hoffnung auf ihn und sein Werk, eben die Gründung des neuen, ein höheres Leben heraufführenden Reiches verbindet, das ist mit dem Wissen um menschliche Seele ebenso eindrucksvoll geschildert wie die Charaktere der Kaiser Valens und Arkadius und ihrer Hofleute, nicht zuletzt aber auch die des großen weströmischen Kanzlers Stilicho und Alarichs herausgearbeitet und zu neuem Leben erweckt sind. Indem der Roman die Zusammenballung, den Hereinbruch des Neuen, für das es noch keine Vorstellung gibt, mit der angstvollen Sehnsucht, aus der Überschattung müde gewordener Kultur herauszukommen, ringen läßt, gewinnt er dermaßen an Weite des Blicks, daß er in der konsequenten, nur um Wahrhaftigkeit bemühten Durchführung der geschichtlichen Erzählung die Historie gestaltend überwindet und ein Gegenwartsbuch von solcher Eindringlichkeit wird, daß der gedoppelte Anlauf des Werkes — das Thema des ersten Buches wird vom zweiten fugenartig aufgenommen — kaum wie ein Kompositionsfehler wirkt. Auch ist das Rätsel des Schlusses: Was wird nach dem Tode Alarichs aus dem neuen Reich? Was ist es überhaupt? — so dem Wesen unserer Zeit verwandt, daß trotzdem ein geschlossenes Ganzes ersteht, eine wegweisende Dichtung, die auf weiteste Verbreitung, nach Möglichkeit schon durch die kleine Volksbücherei, Anspruch hat.

M. Schaefer (Solingen).

Griese, Friedrich: Der ewige Acker. Roman. Bremen: Schünemann 1930. 425 S. 5,—; Lw. 9,—.

Auch in diesem Buche gestaltet Griese wieder, wie der symbolische Titel andeutet, die Welt des erdverwurzelten Bauerntums und entrollt ein zeitliches Geschick vor der Kulisse ewiger Landschaft. Es handelt sich um das Weltgeschehen 1914—18 aus der Perspektive eines kleinen Dorfes und z. T. der nahen Stadt. Da erhalten wir Einblick in allerlei schwierige Beziehungen zwischen Menschen, da erleben wir schnelle Abschiede und dumpf einschlagende Verluste. Bei den Zurückgebliebenen gibt es Versuchungen und Verführungen aller Art, denen auch ein von Grund aus ehrlicher, gesunder Menschenschlag in verworrenen Zeiten leicht erliegt. Der Darstellung fehlt der große Zug des „Winters". Handfeste Realistik vermag nicht über einige Verzeichnungen hinwegzutäuschen. Mit dem fragmentarischen Schluß mag die Ankündigung einer Fortsetzung versöhnen. Trotz dieser Einschränkungen werden Leser, die keine strenge psychologische Durchführung erwarten und an gelegentlicher Primitivität der künstlerischen Mittel keinen Anstoß nehmen, auch von diesem Griese, der manche starke Szene enthält, gefesselt werden.

E. W. Saltzwedel (Stettin).

Grengg, Marie: Die Flucht zum grünen Herrgott. Roman. Buchschmuck von der Verfasserin. Wien: Luser 1930. 431 S. Lw. 5,40.

Eine reife, künstlerisch begabte Frau flüchtet aus dem Leben der Stadt an der Seite eines geliebten Mannes, das ihr nicht innerlich genug ist, in die Einsamkeit eines steirischen Berggütleins. Fast völlig zerbrochen durch die Trennung von dem Mann, den sie mit sich zu ziehen hoffte in ein naturhafteres, wesentlicheres Dasein, kämpft sie um dieses neue Leben, anfangs mutlos und verzagt, dann immer stärker durchdrungen von der Gotteskraft in der Natur. Die Innigkeit ihrer Erlebnisse mit Menschen, Tieren und Pflanzen in der Einsamkeit, die Verklärung der seelischen Kräfte einer Frau, das Preislied auf Mütterlichkeit und Naturhaftigkeit, die schlichten Zeichnungen in der Art Rudolf Schäfers, doch primitiver noch, mögen das Buch zu einem sogenannten Frauenbuch machen. Zumal das gute Ende, die Wandlung und Heimkehr des Mannes, die gemütvolle Leserin befriedigen wird. Für etwas problematische, selbständig denkende Leser, zumal für Großstadtmenschen, ergeben sich freilich genug Ansatzpunkte zur Kritik: Diese Form der Flucht in die Natur kann niemals die Lösung sein für das Problem der Verinnerlichung und

Vertiefung des persönlichen Lebens in unseren Tagen. Denn es wird ja das Leben in den Städten in summa negiert. Dann möchte einem leicht die fortgesetzte Hymne auf Seelenkräfte und Innerlichkeit zu viel werden, wie denn die Art der Frömmigkeit (es steht darin ein Glaubensbekenntnis zum deutschen, blonden Christus) ein wenig an die „Seelchenatmosphäre" einer „Heiligen und ihr Narr" erinnert. Als Frauenroman kann die Einstellung etwa in kleinstädtischen und ländlichen Büchereien erwogen werden. Hedda Guradze (Hamburg).

Handel-Mazzetti, Enrica von: Frau Maria. Ein Roman aus der Zeit August des Starken. München: Kösel & Pustet 1929—30.

1. Teil: Das Spiel von den zehn Jungfrauen. 570 S. Geb. 10,—.
2. Teil: Das Reformationsfest. 465 S. Geb. 9,50.

Ein Roman zur Zeit Augusts des Starken, in dem der König selbst eine Hauptrolle spielt. Der Schauplatz ist Quedlinburg, insbesondere der Hof der Äbtissin des Reichsstifts. Pröpstin des Stifts ist die frühere Geliebte Augusts, die Gräfin Aurora von Königsmarck. Die Haupthandlung dreht sich darum, eine junge Stiftsdame von auffallender Schönheit vor den Angriffen des Königs zu bewahren. In breit angelegtem Gemälde sind die Insassen des Stifts, der König, die Räte und ein großer Teil der Quedlinburger Bürger voller Leben und Farbe dargestellt. Bewundernswert ist das Talent der Verfasserin, alle diese Menschen und Massen so zu schildern und in Bewegung zu setzen, daß man nie das Gefühl verliert, sich in der eignen Luft einer deutschen Barock-Kleinstadt zu befinden. Ihre eindringenden Geschichtskenntnisse, ihr intensives Erfassen des Lebens der Vergangenheit und ihre künstlerische Phantasie und Gestaltungskraft haben sie befähigt, einen historischen Roman zu dichten, der auch manchen fesseln dürfte, der keine besondere Vorliebe für diese Dichtungsart mitbringt. — Bei der Entwicklung des Charakters der Hauptheldin im zweiten Teile wird man allerdings der Dichterin nicht immer folgen können. Die Liebe der jungen adligen Dame des protestantischen Stifts zu dem vagabondierenden grobschrötigen, wegen Mordversuchs zum Tode verurteilten, wenn auch im Grunde ehrlichen, armen Teufel von Buchhändler, der sich dazu noch zu der dem Stift entgegenstehenden katholischen Kirche hält, hat doch allzu viel Gekünsteltes und Unannehmbares. Auf die Einzelheiten dieses wenig motivierten Liebesverhältnisses kann hier nicht näher eingegangen werden. Immerhin wird man mit Spannung die Lösung erwarten, die der Schlußband bringen soll. G. Kohfeldt (Rostock).

Haukland, Andreas: Flut und Ebbe. Roman. Aus dem Norweg. übers. von Ellinor Drösser. Hannover: Sponholtz 1930. 225 S. Lw. 5,—.

Die vernichtende Wirkung ungesunder, künstlich emporgetriebener Industrialisierung auf eine einfache, naturgebundene norwegische Bevölkerung wird in Hauklands „Flut und Ebbe" zu dichterischer Anklage gegen den Raubbau fremden Unternehmertums. Entwurzelte, verarmte, in ihren Lebensbedingungen erschütterte Menschen läßt die „Hochkonjunktur" zurück, die den Acker mit der Branntweinschenke vertauscht haben, die um die Quelle ihres Wohlstandes, den Wald, gekommen und durch fremde Unredlichkeit in Schulden und Verzweiflung geraten sind. In seiner positiven Einstellung zur organischen Entwicklung Hamsun verwandt, steht Haukland ihm in der überlegenen, tiefschürfenden Darstellung seelischen Lebens um vieles nach. Der flüssig geschriebene, in der Komposition als Einheit wirkende, die Erscheinungswelt mit kräftiger Sinnenfreude erfassende, aus der sozialen Lage des norwegischen Bauern und Fischers empfundene Roman mag nach den „Ansiedlergeschichten" (die z. Zt. leider immer noch vergriffen sind), „Helge dem Wiking" und dem „Elch" bei der Anschaffung berücksichtigt werden. Irmgard Schwarz (Berlin).

Hauptmann, Gerhart: Die Spitzhacke. Ein phantastisches Erlebnis. Berlin: Fischer 1931. 115 S. 3,—; Pp. 4,50.

Der Dichter verbringt eine letzte Nacht in seinem Vaterhause, dem „Hotel zur Krone" in Bad Salzbrunn, bevor es abgebrochen werden, also der Spitzhacke zum Opfer

fallen soll. In traumwachem Zustande erlebt er eine Art von Protestdemonstration aller berühmten Gasthöfe Deutschlands, des „Mohren", des „wilden Mannes", des „Roten Hahns" und vieler anderer, die durch ein Heer befrackter Kellner unterstützt werden. Zum Schluß entführt der ganze Troß die Seele der „Krone", während an ihren alten Leib schon mahnend die Spitzhacke pocht. Wieder einmal hat den Dichter die „Lust zu fabulieren" angewandelt. Es berührt sympathisch, daß er sich durch das ganz persönliche Erlebnis des Abschieds vom Vaterhause nur zu einem Spiel anregen läßt, und daß er dieses Spiel mit warmem Humor durchführt. Das erspart ihm und uns eine gefühlsbetonte Rückschau. Freilich bewegen sich die heraufbeschworenen Gestalten mit einer verstaubten Grazie. In die etwas müde Musik der Sprache fällt oft mißtönend ein überflüssiges Fremdwort. Eins aber vermißt man von Seite zu Seite mehr: ein ganz klein wenig Selbstironie! — Große Büchereien, die Hauptmanns Prosawerke besitzen, werden auch dieses geschmackvoll ausgestattete Büchlein einstellen. E. W. Saltzwedel (Stettin).

Jellinek, Oskar: Das ganze Dorf war in Aufruhr. Novellen. Berlin: Zsolnay 1930. 262 S. Brosch. 3,80; Lw. 6,50.

Drei mährische Dorfgeschichten („Der Bauernrichter", „Valnocha der Koch", „Hankas Hochzeit"), die mit starker Begabung für die Form der Novelle dramatisch zugespitzte Ereignisse erzählen. In allen dreien handelt es sich um Verbrechen aus Leidenschaft: Der Bauernrichter tötet seine Frau, nachdem er vergeblich versuchte, seinen Nebenbuhler mit Hilfe eines Justizmordes aus dem Wege zu schaffen; der Militärkoch Valnocha, ein unglücklicher Mensch, vergiftet den Offiziersstab, unter dem sich sein Rivale befindet, und muß es erleben, daß der Verhaßte durch Zufall verschont bleibt; und schließlich die Bäuerin Hanka muß bei ihrer Hochzeit erleben, wie ihr Kind sie unwissentlich des Mordes an ihrem früheren Mann überführt. Das alles wird erzählt nicht nur mit dem sicheren Instinkt für Spannung, sondern für den tieferliegenden Sinn des Geschehens, und das Geschehene wirkt durchaus natürlich in Verbindung mit der warm empfundenen Landschaft und dem mährischen Bauerntum, das sehr plastisch in gut abgestuften Gestalten heraustritt. Für alle Büchereien.

H. Stresau (Berlin-Spandau).

Johst, Hanns: So gehen sie hin. Ein Roman vom sterbenden Adel. München: Langen 1930. 358 S. Brosch. 6,—; geb. 8,50.

Die Herausstellung der unvergänglichen Werte wahrer Aristokratie ist wohl das einzig Positive in diesem Buch, und auch dies wird letzten Endes völlig zurückgedrängt durch die Melancholie dieses Schwanengesangs und die gegen das Ende sich häufenden Katastrophen. Dabei zeichnet der Verfasser den Adelskreis, der vor allem durch die neuen Wirtschaftsverhältnisse, dann aber auch durch die Gesamtwandlung der Lebensanschauung der Zersetzung und Auflösung verfällt, trotz der feinen Ironie mit großer Zuneigung. Nur für differenzierte Leser.

Hedda Guradze (Hamburg).

Keller, Paul: Ulrichshof. Roman. Breslau: Bergstadtverlag 1929. 237 S. Lw. 6,—.

—: „Sieh dich für". Eine Räubergeschichte. Ebenda 1928. 111 S. Pp. 3,50.

Das erste eine Schloß- und Liebesgeschichte mit allerlei „Pointen" (was Paul Keller so als Pointen empfindet): Flucht des edlen, aber trotzigen „Junkers" aus der Heimat (wie „anschaulich" ist dabei die Begegnung mit dem Tippelkunden, der in fünf Sätzen sämtliche irgendwie greifbaren Ausdrücke der Gaunersprache anbringt!), Angst vor erblicher Belastung durch den leichtsinnigen Vater als Ehehindernis usw. bis zum glücklichen Ende; das zweite eine Räubergeschichte, von der man nicht recht weiß, ist es die Erzählung einer Jugenderinnerung oder eines Mummenschanzes oder ist es nur der Alpdruck eines schreibenmüssenden „Dichters". — Wann endlich wird man über den Bücherfabriken dieser Art das hier einmal erlösende Wort „Betrieb eingestellt" lesen? K. Schulz (Gera).

Mikkelsen, Ejnar: John Dale. Berlin: Universitas 1929. 265 S. Geh. 3,—; geb. 4,80.

Der Roman des arktischen Forschers, der schon früher einmal in deutscher Übersetzung herauskam, erzählt in bewußter Gegenüberstellung von Kultur und Zivilisation die Schicksale eines ausgestoßenen und degradierten Offiziers, der sich bei den Eskimos Heimat und Familie gründet und durch erneute Berührung mit der von Vorurteilen erfüllten zivilisierten Welt erst den eigentlichen Wert des Lebens unter dem unbefangeneren Naturvolk begreifen lernt. Das einfache und spannende Buch wird in allen Büchereien seine Leser finden.

W. Eggebrecht (Stettin).

Nemirowsky, Irene: David Golder. Berlin: Fischer 1930. 255 S. Brosch. 4,—; geb. 6,—.

Die letzten Lebensjahre eines emporgekommenen internationalen Juden, dem über seinen „Geschäften" und der Jagd nach dem Dollar das Leben zerbricht und seine Familie entgleitet, bauen sich mit unheimlicher Eindringlichkeit zu stärkster Tragik vor dem Leser auf, bis hin zu dem erschütternden gleichnishaften Ende des von irdischen Erfolgen überschütteten alten Mannes in der einsamen Mannschaftskajüte eines muffigen Frachtdampfers mitten auf dem stürmischen Ozean. — Nur für reife Leser in großstädtischen Büchereien.

W. Eggebrecht (Stettin).

Neumann, Alfred: Der Held. Roman eines politischen Mordes. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1930. 396 S. Lw. 7,50.

Wenn hier der Rittmeister a. D., Eintänzer in einer Bar der Inflationszeit und Mitglied der Nationalliga einen republikanischen Minister erschießt, so braucht daraus, trotz des Untertitels, noch kein politischer Roman zu werden. Neumanns „Held" hört ja auch im Augenblick nach dem Mord auf, politisch zu sein. Er ist nur noch „ein Mensch, der mit dem, was er verbrochen hat, nicht fertig werden kann". Deshalb ist sein Tun und Lassen nach der Tat ein einziges Ringen um innere Befreiung. Verfolgt von dem Bilde des Ermordeten, sucht er schon am gleichen Tage Zuflucht im Geständnis, bei seinem freundschaftlich-feindlichen Doppelgänger, bei einer Kollegin aus der Bar, bei seiner Wirtin, schließlich bei der Witwe des Ermordeten. Als man selbst bei der Polizei seine Selbstbezichtigung nicht ernst nimmt, bricht er zusammen. Der außerordentlichen Virtuosität des Verfassers gelingt es hier zu zeigen, wie das, was nun auf Außenstehende als geistige Verwirrung und Wahnsinn wirken muß, doch nur die notwendige logische Entwicklung des „Helden" ist, der „innere Erlebniskampf, der nach außen sinnlos bleibt". Noch einmal: der Roman ist nicht politisch, denn es wird hier die Frage nach der Berechtigung weder des politischen Mordes noch des Mordes an sich gestellt, sondern es wird mit stark impressionistischen Mitteln die Psyche eines Einzelnen, Schuldigen aufgezeigt. Der Roman wird daher nur Lesern mit psychologischem Interesse etwas bedeuten. — Für größere Büchereien.

G. Maiwald (Breslau).

Peisson, Edouard: Abenteuer in Marseille. Roman. Aus dem Franz. von Einsiedel. Berlin: Cassirer 1930. 249 S. 3,—; Lw. 5,—.

„Hans Müller läuft, wittert, bleibt stehen, sieht sich um, steigt nach": dieser Satz gibt das Thema der abenteuerlichen Erlebnisse eines deutsch-amerikanischen Matrosen in den verrufensten Winkeln der großen französischen Hafenstadt. Er wird von einer Hure Banditen in die Hände gespielt, die ihm Geld und Papiere rauben, er taucht unter im vierten Stande, beißt sich durch, rächt sich grausam an jenem Weibe, dem er verfallen ist, und gewinnt endlich, mit falschen Papieren, die Freiheit. „Keine Dummheiten, ich bin nicht mehr Hans Müller." — Das ist also eine höchst abenteuerliche und etwas unwahrscheinliche Geschichte, virtuos erzählt mit aller wünschenswerten Deutlichkeit; stellenweise gelingen in der Zeichnung der dunklen Seiten dieser berüchtigten Hafenstadt Bilder, die sich einprägen. Die Fabel ist aber im ganzen von so geringem menschlichen Wert, daß die Volksbücherei das Buch entbehren kann. J. Beer.

Schmerl, Wilhelm Sebastian: Kaspar Lederer der Schulz. 2. Aufl. München: Beck. 316 S. Brosch. 4,20. Lw. 6,50.

Die Lebensgeschichte eines biederen Mannes der Reformationszeit, der um seiner Ehrenhaftigkeit willen von seinen Gegnern angeschwärzt, vom eigenen Pfarrer verkannt menschlicher, allzu menschlicher Gerichtsbarkeit in die Hände fällt, gefoltert, verurteilt und unschuldig hingerichtet wird, nicht ohne daß der Verleumder und der verblendete Ankläger der gerechten Strafe des Himmels verfallen. Ein Erzählebuch, das von naiven Lesern nicht allzu viel, es sei denn ein gerüttelt Maß von Gutgläubigkeit, verlangt, nichts verdirbt, nichts sonderlich gut macht, so daß man von dem inneren Zwang des Schreiben-müssens und von der Notwendigkeit einer Neuauflage nicht gerade überzeugt ist. M. Schaefer (Solingen).

Woolf, L. S.: Dorf im Dschungel. Aus dem Engl. übertr. von L. W. Weddige. Berlin: Der Bücherkreis 1930. 251 S. Geb. 4,80.

Ärmlich und naturnah ist das Leben der Dorfbewohner im Dschungel, der fortwährend die kleine Siedlung zu überwuchern droht; klein und mager sind die Reisernten, die häufig genug infolge der Dürre ganz ausfallen oder von Regengüssen ertränkt werden. Da hilft keine Arbeit und Mühe, es muß alles hingenommen werden, wie Buddha will. Von den Dorfbewohnern liebt keiner den Dschungel, und doch zieht er manchen mit dämonischer Kraft an. Vor dieser armen und doch wilden Natur Ceylons spielt sich ein Familienschicksal ab, das sich durch Aberglauben,Böswilligkeit und vor allem durch den Unverstand englischer Richter zur Tragödie auswächst, bis am Ende die bis auf wenige Köpfe herabgesunkene Einwohnerschaft des Dorfes auswandert oder zugrunde geht und der Dschungel seine gierigen Arme siegreich über das kümmerliche, einst von Menschen belebte Fleckchen Erde ausstreckt. — Die von starker Anschaulichkeit getragene, eindringliche Darstellung ist allen Liebhabern exotischer Literatur zugänglich. Für Groß- und Kleinstadtbüchereien. W. Eggebrecht (Stettin).

Zahn, Ernst: Tochter Dodais. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1929. 322 S. Geb. 7,—.

Wie Abisag von Sunem, Tochter Dodais, aus ländlicher Einsamkeit an den glänzenden Hof Davids kommt, wie sie in die Kämpfe um den Thron des altersschwachen, körperlich zusammengebrochenen Königs gerät, wie Adonia und Salomo, die Söhne Davids, um ihre unberührte Schönheit streiten, und wie Adonia dabei zugrunde geht, das erzählt Zahn mit einer gewissen kühlen Zurückhaltung und nicht ohne Kunst der Bibel nach (1. Buch der Könige, Kap. 1 und 2). Es ist eine saubere und tüchtige Arbeit. Neben der biblischen Erzählung freilich verblassen die Worte Zahns, und es wird deutlich, wie wenig es ihm gelang, die mächtigen Persönlichkeiten, die hier „Geschichte machen", aus ihrem Lebenszentrum zu verstehen: die herrschsüchtige Königin Bathseba und ihren gewalttätigen Berater, den Propheten Nathan, den sterbenden Großkönig und seine Söhne. Ein Stück Königs- und Volksgeschichte ist hier zur Episode verkleinert. — Verwendbar nur für große Volksbüchereien als einer der wenigen nicht ganz mißglückten Versuche, biblische Stoffe in Romanform umzusetzen. G. A. Narciß (Breslau).

Zahn, Ernst: Pietro der Schmuggler. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1930. 337 S. Lw. 7,—.

Der im schweizerisch-italienischen Grenzbezirk spielende Roman will so etwas wie ein Zeugnis von der unwiderstehlichen Macht des Bluterbes sein. Pietro der Schmuggler ist ein von kleinauf als Junge erzogenes Mädchen, uneheliches Kind eines welschen Schmugglerführers und einer Schweizerin. Pietro läßt sich nicht halten, besonders nicht, als er sein Geschlecht, seine Herkunft und zugleich seine Liebe zu einem jungen Schmuggler entdeckt hat und leidenschaftlich der Schmuggelei verfallen ist. — Eine romantische, guterzählte Fabel für undifferenzierte Leser. Für kleinere Büchereien entbehrlich, für katholische Verhältnisse ungeeignet.
E. Holtz (Stettin).

Kleine Mitteilungen.

Büchereiausstellung in Flensburg, Deutsches Haus, vom 21. Juni bis 10. August 1931. Im Rahmen des Ostseejahres veranstaltet die Stadt Flensburg eine Ausstellung „Die moderne volkstümliche Bücherei". Sie wird von dem Grundgedanken getragen, den heutigen Stand und die Methoden sowohl des nordischen wie des deutschen Büchereiwesens in den Grundzügen darzustellen. Durch Mithilfe der staatlichen Büchereiämter in Skandinavien sowie zahlreicher einzelner Fachgenossen im Norden und in Deutschland ist es gelungen, ein lehrreiches und wichtiges Material zusammenzubringen. Die Ausstellung häuft nicht eine Summe von Einzelheiten unverarbeitet auf- und ineinander, sondern hat das vorliegende Material nach den zur Zeit im Vordergrund des Interesses stehenden Gesichtspunkten durchgestaltet.

Was bietet die Ausstellung?

Es seien einige Hauptgesichtspunkte genannt:

1. In Bildern und textlicher Darstellung die Frage nach dem Ziel, dem Wesen und der Gestalt der Bücherei.
2. Den organisatorischen Gesamtzustand des volkstümlichen Büchereiwesens mit wichtigen Vergleichs- und Schlüsselzahlen.
3. Eine methodisch sorgfältig abgewogene Darstellung über die pädagogischen Grundhaltungen und der daraus hervorgehenden Formen.
4. Repräsentative Beispiele nordischer Büchereien.
5. Probleme und Materialien der Leserkunde.
6. Die Katalogfrage.
7. Wichtige Aufstellungen über Beratungsstellen und Zentralbüchereien.
8. Einzelne Sonderformen des Büchereiwesens: Autobücherei, Straßenbahnbücherei, Krankenhausbücherei u. ä.
9. Eine eingehende Darlegung des wenig erörterten Lesesaals in der volkstümlichen Bücherei.
10. Anschauliche Bilder aus der Kinder- und Jugendbüchereiarbeit.
11. Die technischen Hilfsmittel der Büchereipädagogik in der Ausleihe (Theke Buchkartenapparat).
12. Wichtige neuere technische u. ä. Einrichtungen (Spritzverfahren).
13. Bilderreihen über den Weg des Buches in der Bücherei, über die Ausbildung der Bibliothekarinnen.
14. Ausführliche Untersuchungen über ausländische Literatur in der volkstümlichen Bücherei, vor allem skandinavische usw.

Als Ergänzung für das in der Ausstellung Gezeigte dienen die deutschen und dänischen Büchereieinrichtungen Flensburgs, sowie das ländliche und kleinstädtische Büchereiwesen der Umgegend.

Eröffnung der Büchereiausstellung in Flensburg. Am 21. Juni wurde in Flensburg vor einem Kreise geladener Gäste aus Stadt und Provinz die erste deutsche Büchereiausstellung in Flensburg eröffnet. Nach den einführenden Worten des Vertreters der Stadt hielt Dr. Wilhelm Schuster (Hamburg) als 1. Vorsitzender des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare eine Ansprache, die die Bedeutung dieser ersten deutschen Büchereiausstellung gerade in dieser Zeit hervorhob. Darauf folgte eine Führung durch den Bearbeiter und Leiter der Ausstellung Dr. Fr. Schriewer (Flensburg). Die gesamte Veranstaltung wurde durch die Norag im norddeutschen Rundfunk übertragen.

Die Ausstellung, die eine erstaunliche Fülle von statistischem Material auf knappem Raume verarbeitet, ist umso wertvoller, als sie das deutsche Volksbüchereiwesen im Vergleiche mit dem skandinavischen zeigt, wozu die nordischen Kollegen bereitwillig Material beigesteuert haben.

Bekanntmachung betr. Preußische Bibliotheksprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken und für den Dienst an volkstümlichen Büchereien. Die nächste Prüfung beginnt in der Staatsbibliothek in Berlin voraussichtlich Mittwoch, den 14. Oktober 1931. Wenn zwei Einzeltermine nötig sind, beginnt der zweite voraussichtlich Mittwoch, den 28. Oktober; in diesem Falle bleibt die Verteilung der Anwärter auf die beiden Termine vorbe-

halten. Die Prüfung wird vor der bisherigen auf der Grundlage der Prüfungsordnung vom 24. März 1916 eingesetzten Prüfungskommission stattfinden. Getrennte Prüfungen für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken und für den Dienst an volkstümlichen Büchereien nach Maßgabe der Bibliotheksprüfungsordnung vom 24. September 1930 werden im Herbst 1931 noch nicht abgehalten. Gesuche um Zulassung zur Prüfung sind bis zum 15. September 1931 nebst den erforderlichen Anlagen (Prüfungsordnung von 1916, § 5) an den Vorsitzenden des Staatlichen Prüfungsausschusses für das Bibliothekswesen in Berlin NW 7, Unter den Linden 38, einzureichen. Für die Stenotypieprüfung hat jeder Prüfling sich die Maschine selbst und auf seine Kosten zu beschaffen. Berlin, im Mai 1931. Der Vorsitzende des Prüfungsausschusses: Dr. Krüß.

Grundfragen der Abendvolkshochschule. Die unter diesem Thema von der „Deutschen Schule für Volksforschung und Erwachsenenbildung" in Zusammenarbeit mit dem „Reichsverband der deutschen Volkshochschulen" in der Woche vom 1.—6. Juni veranstaltete Arbeitstagung unter Leitung von Ministerialrat Becker vereinigte im Volkshochschulheim Prerow zahlreiche Vertreter der deutschen Volkshochschulbewegung, insbesondere der großen städtischen Abendvolkshochschulen. In der augenblicklich stark gespannten, vielleicht sogar schon kritischen kulturpolitischen Situation war es die Aufgabe dieser Tagung, die bisher noch im eigenen Lager heftig umstrittenen Fragen zu bereinigen, den Ort der Volkshochschule in unserm Gesamtbildungswesen aufzuzeigen und zu versuchen, allen Abbautendenzen eine einheitliche Front mit klar umrissener Zielsetzung entgegenzustellen. Daß es gelungen ist, diese eindeutige, klare Linie zu finden, war das überraschende und mit einmütiger Freude begrüßte Ergebnis dieser Tagung. Es hat in den nachstehend abgedruckten für die weitere Entwicklung der Volkshochschule bedeutsamen Leitsätzen seinen Ausdruck gefunden. Wir behalten uns vor, im nächsten Heft ausführlicher auf die Tagung zurückzukommen.

1. Die öffentliche Abendvolkshochschule dient der Weiterbildung Erwachsener, in erster Linie derer, die Volks- und Berufsschulen besucht haben. Als unterrichtsmäßige Form der Erwachsenenbildung steht sie in Zusammenarbeit mit den anderen Einrichtungen der Erwachsenenbildung.

2. Das Bildungsziel ergibt sich aus der Notwendigkeit der verantwortlichen Mitarbeit Aller am staatlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Leben der Gegenwart. Die erzieherische Wirkung der Abendvolkshochschule liegt in der Klärung und Vertiefung der Erfahrungen, der Vermittlung gesicherter Tatsachen, der Anleitung zu selbständigem Denken und der Übung gestaltender Kräfte. Dabei kommt es nicht auf rein fachliche Ausbildung und wissenschaftlich systematische Vollständigkeit an.

3. Wie bei jeder Schule steht auch in der Abendvolkshochschule der geordnete Unterricht im Mittelpunkt. Die Abendvolkshochschule erstrebt einen planmäßigen Aufbau der Lehrgebiete, soweit die Freiwilligkeit des Besuchs und der Charakter als Abendschule (1) es zulassen.

4. Für den Aufbau des Arbeitsplanes maßgebend sind die Lebenserfahrungen der Besucher und ihre Bedürfnisse, wie sie sich aus der sozialen Gliederung und den landschaftlichen und örtlichen Besonderheiten ergeben. Die Arbeitsweise gründet sich auf selbsttätige Mitarbeit der Teilnehmer.

Mitteilungsblatt der Stockholmer Stadtbücherei. Von den großen nordischen Büchereien gibt die Kopenhagener Stadtbücherei (richtiger die Hauptbücherei von „Köbenhavns Kommunebiblioteker") schon seit 1915 alle zwei Monate ein Mitteilungsblatt „Meddelelser og Boglister" heraus, das innerhalb von Kopenhagen zu einem Jahrespreis von 1 Kr. bezogen werden kann und das seine Bezieher vor allem über Neuanschaffungen und neue Maßnahmen der Büchereien, über wichtige Aufsätze in ausländischen und dänischen Zeitschriften und zuweilen auch über literarische Ereignisse auf dem Laufenden hält. Seit dem vorigen Jahre läßt nun auch die Stockholmer Stadtbücherei eine solche Leserzeitschrift, „Stockholms Stadsbiblioteks Meddelanden", erscheinen und zwar in monatlichen Heften. (Jahrespreis durch die Post 1,25 Kr., Einzelnummer 15 Öre.) Als Herausgeber zeichnen Fredrik Hjelmqvist und Fr. E. Åhlander. Jedes Heft enthält einen Einleitungsartikel und dann — in systematischer Gruppierung — besprechende Verzeichnisse von „wich-

tigeren Neuerwerbungen". Durch mehrere Hefte hindurch zieht sich auch eine (Titel-)Liste der „wichtigeren Zeitschriften, die in der Hauptbücherei zugänglich sind". Der Einleitungsartikel im ersten Heft ist von Hjelmqvist selbst und ist betitelt „Was Stockholms Stadtbücherei uns geben kann". Es heißt dort unter anderem, daß das Mitteilungsblatt es den Lesern ermöglichen wolle, die Anschaffungen der Bücherei zu verfolgen und die Neuerwerbungen leichter festzustellen, als das am Regal geschehen könnte; daß es Übersichten über die wichtigere Literatur aus einzelnen Stoffkreisen geben wolle; daß es die Leser über Eröffnung neuer Zweigstellen, Übersiedelung in neue Räume, Erweiterung und Umänderung alter Räume und andere Betriebsereignisse auf dem Laufenden halten wolle. So finden wir denn in Heft 2 und 3 bereits illustrierte Artikel über die neu eröffneten Zweigstellen in Ålsten und in Värtan, in Heft 8 einen ebensolchen über die neu hergerichtete Zweigstelle auf Kungsholmen. Sonst sind hervorzuheben die Aufsätze „Was willst du werden?", „Andréeliteratur", „Lies etwas für uns, Mama!" (von Hildur Lundberg) und „Neue norwegische Schönliteratur". Aus einem Aufsatz von H. Wieslander, der zum Lesen dänischer und norwegischer Schönliteratur in der Ursprache anzuleiten versucht (die diesbezügliche Hemmung ist in Schweden ebenso verbreitet wie umgekehrt in Dänemark die Hemmung der schwedischsprachlichen Schönliteratur gegenüber), ist besonders interessant die statistische Feststellung, daß in der Stockholmer Stadtbücherei gegenwärtig ungefähr doppelt so viel Schönliteratur in englischer Sprache gelesen wird als in dänischer und norwegischer zusammen und ungefähr ebenso viel in deutscher Sprache. — Wir beglückwünschen die Stockholmer Stadtbücherei und ihre Leser zu dieser auch in ihrer äußeren Form sehr erfreulichen Hauszeitschrift.

Hoffentlich können wir nächstens einmal einen Überblick über die Mitteilungsblätter deutscher volkstümlicher Büchereien bringen. A.

Deutsche Bücher in dänischen Zentralbüchereien. Eine Rundfrage der Zentralbücherei Esbjerg (vom Sommer 1930) bei sämtlichen dänischen Zentralbüchereien nach den beliebtesten fremdsprachlichen Werken der belehrenden Abteilung ergab eine Liste von 61 Büchern (einschließlich Jahrbüchern und Zeitschriftenjahrgängen). Von diesen sind 27 in schwedischer, 22 in deutscher und 12 in englischer Sprache abgefaßt. Unter den schwedisch-sprachlichen befindet sich auch die Übersetzung eines deutschen Buches, nämlich der „Traumdeutung" von S. Freud. Die Titel der deutschsprachlichen Bücher sind:

Kürschners Jahrbuch. Welt- und Zeitspiegel. Geographisch-statistisches Handbuch und Verkehrslexikon.
Steinbrings, D. W.: Der praktische Maschinenbauer und Mechaniker.
Dillmont, Therese de: Encyklopädie der weiblichen Handarbeiten.
Koch, Alexander: 1000 Ideen zur künstlerischen Ausgestaltung der Wohnung.
Stickerei und Spitzenrundschau.
Stephani-Hahn, Elisabeth von: Schaufenster-Kunst.
Kallenberg, O.: Der praktische Warmwasser-Installateur.
Kallenberg, O. und G. A. Schink: Der praktische Heizungs- und Lüftungs-Installateur.
Brix, A.: Praktischer Schiffbau — Bootsbau.
Thieß, W.: Handelsschiffbau.
Tiller, A.: Kanubau und -segeln.
Dexel, Grete und W. Dexel: Das Wohnhaus von heute.
Bossert, T.: Farbige Dekorationen.
Waldmann, E.: Die Kunst des Realismus und Impressionismus.
David, L.: Photographisches Praktikum.
Schneck, A. G.: Das Möbel als Gebrauchgegenstand.
Riemann, H.: Musiklexikon.
Koenig, R.: Deutsche Literaturgeschichte.
Kürschner: Deutscher Literatur-Kalender.
Soergel, A.: Dichtung und Dichter der Zeit.
Fülöp-Miller, R.: Geist und Gesicht des Bolschewismus.
Horstmann, G.: Erinnerungen aus verlorenem Land.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. J. Beer, Frankfurt a. M., Stoltzestr. 18/24. Direktion der Städt. Volksbüchereien. — Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei.
Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten außerschulmäßigen Bildungsmittel

Jahrgang 11 1931 Heft 5

Magie des Buches.

Von Hermann Hesse.

Von den vielen Welten, die der Mensch nicht von der Natur geschenkt bekam, sondern sich aus dem eigenen Geist erschaffen hat, ist die Welt der Bücher die größte. Jedes Kind, wenn es die ersten Buchstaben auf seine Schultafel malt und die ersten Leseversuche macht, tut damit den ersten Schritt in eine künstliche und höchst komplizierte Welt, deren Gesetze und Spielregeln ganz zu kennen und vollkommen zu üben kein Menschenleben ausreicht. Ohne Wort, ohne Schrift und Bücher gibt es keine Geschichte, gibt es nicht den Begriff der Menschheit. Und wenn jemand den Versuch machen möchte, auf kleinem Raum, in einem einzigen Haus oder einem einzigen Zimmer, die Geschichte des Menschengeistes einzuschließen und zu eigen zu haben, so kann er es einzig in Gestalt einer Bücher-Auswahl erreichen. Wir haben zwar gesehen, daß die Beschäftigung mit der Historie und das geschichtliche Denken ihre Gefahren haben, und haben in den letzten Jahrzehnten eine kraftvolle Revolte unsres Lebensgefühls gegen die Historie erlebt; aber wir haben durch ebendiese Revolte lernen können, daß der Verzicht auf immer neue Eroberung und Besitzergreifung der geistigen Erbmassen unserem Leben und Denken noch keineswegs die Unschuld wiedergibt.

Bei allen Völkern ist das Wort und die Schrift etwas Heiliges und Magisches, das Benennen sowie das Schreiben sind ursprünglich magische Handlungen, magische Besitzergreifungen der Natur durch den Geist, und überall ist die Gabe der Schrift als göttlicher Herkunft gepriesen worden. Bei den meisten Völkern waren Schreiben und Lesen heilige Geheimkünste, nur der Priesterschaft vorbehalten; es war eine große und außerordentliche Sache, wenn ein junger Mensch sich entschloß, diese gewaltigen Künste zu erlernen. Es war nicht leicht, es war wenigen vorbehalten und mußte durch Hingabe und Opfer erkauft werden. Von unsern demokratischen Zivilisationen aus gesehen war damals der Geist etwas Seltneres, aber auch Edleres und Heiligeres als heute, er stand unter göttlichem Schutz und bot sich nicht jedem an, mühsame Wege führten zu ihm, er war nicht umsonst zu haben. Wir vermögen uns das nur schwach vorzustellen, was es in Kulturen hierarchisch-aristokratischer Ordnung bedeutete, inmitten eines Volkes von Analphabeten des Geheimnisses der Schrift kundig zu sein! Es bedeutete Auszeichnung und Macht, es bedeutete weiße und schwarze Magie, es war ein Talisman und Zauberstab.

Dies alles ist nun scheinbar ganz anders geworden. Heute, so scheint es, steht die Welt der Schrift und des Geistes jedem offen, ja er wird zwangsweise in sie eingeführt, falls er sich ihr sollte entziehen wollen.

Heute, so scheint es, bedeutet Lesenkönnen und Schreibenkönnen wenig mehr als Atmenkönnen oder bestenfalls als Reitenkönnen. Heute, so scheint es, sind Schrift und Buch jeder besonderen Würde, jeden Zaubers, jeder Magie entkleidet. Wohl gibt es in den Religionen noch den Begriff des „heiligen", des geoffenbarten Buches; aber da die einzige noch wirklich mächtige religiöse Organisation des Abendlandes, die römisch-katholische Kirche, keinen übergroßen Wert darauf legt, die Bibel als Laienlektüre propagiert zu sehen, gibt es in Wirklichkeit doch eben keine heiligen Bücher mehr, außer bei der kleinen Schar der frommen Juden und den Anhängern einiger protestantischer Sekten. Da und dort mag noch beim Leisten eines amtlichen Eidschwurs die Vorschrift bestehen, daß der Schwörende die Hand auf die Bibel lege, diese Gebärde ist aber nur ein erkalteter toter Rest ehemals lodernder Kräfte und enthält, wie auch die Eidesformel selbst, für den Durchschnittsmenschen von heute keinerlei magische Bindung mehr. Bücher haben aufgehört Geheimnisse zu sein, sie sind jedem zugänglich, so scheint es. Vom demokratisch-liberalen Standpunkt aus ein Fortschritt und eine Selbstverständlichkeit, von anderen Standpunkten aus aber auch eine Entwertung und Vulgarisierung des Geistes.

Wir wollen uns das angenehme Gefühl eines erreichten Fortschrittes nicht rauben lassen und wollen uns darüber freuen, daß Lesen und Schreiben nicht mehr das Vorrecht einer Gilde oder Kaste ist, daß seit der Erfindung des Letterndrucks das Buch ein allgemeiner, in Riesenmassen verbreiteter Gebrauchs- und Luxusgegenstand geworden ist, daß große Auflagen billige Bücherpreise ermöglichen und daß daher jedes Volk seine besten Bücher (die sogenannten Klassiker) auch dem schwach Begüterten zugänglich machen kann. Wir wollen auch nicht allzusehr darüber trauern, daß der Begriff „Buch" beinahe alle seine einstige Erhabenheit eingebüßt hat und daß neuestens durch Kino und Rundfunk das Buch sogar in den Augen der Menge noch weiter an Wert und Anziehungskraft verloren zu haben scheint. Eine künftige Ausrottung des Buches brauchen wir dennoch keineswegs zu befürchten, im Gegenteil: je mehr mit der Zeit gewisse Unterhaltungs- und gewisse volkstümliche Belehrungsbedürfnisse durch andre Erfindungen werden befriedigt werden können, desto mehr wird das Buch an Würde und Autorität zurückgewinnen. Denn es wird sich auch der kindlichsten Fortschrittstrunkenheit die Erkenntnis bald aufdrängen, daß Schrift und Buch Funktionen haben, welche ewig sind. Es wird sich zeigen, daß die Formulierung durch das Wort und die Überlieferung dieser Formulierungen durch die Schrift nicht nur wichtige Hilfsmittel, sondern überhaupt das einzige Mittel sind, kraft dessen die Menschheit eine Geschichte und ein fortdauerndes Bewußtsein ihrer selbst haben kann.

*

Wir haben heute den Punkt noch nicht ganz erreicht, wo die jungen Konkurrenzerfindungen wie Radio, Film und so weiter dem gedruckten Buch gerade jenen Teil seiner Funktionen abnehmen, um den es nicht schade ist. Es ist ja wirklich nicht einzusehen, warum zum Beispiel der dichterisch wertlose, aber an Situationen, Bildern, an Spannungen und Gefühlsanregungen reiche Unterhaltungsroman nicht durch Bilderfolgen wie im

Kino oder durch Mitteilung am Rundfunk oder durch künftige Kombinationen von beiden sollte verbreitet werden, statt daß Tausende eine Menge von Zeit und Augenkraft an solche Bücher verschwenden. Aber die Arbeitsteilung, die wir an der Oberfläche noch nicht vollzogen sehen, findet zum Teil im Geheimbereich der Werkstätten schon längst statt. Schon heute hören wir nicht selten, daß dieser oder jener „Dichter" sich vom Buch oder Theater weg und dem Film zugewandt habe. Hier ist die notwendige und wünschenswerte Scheidung schon vollzogen. Denn daß „Dichten" und Filme-Erfinden ein und dasselbe sei oder auch nur viel Gemeinsames habe, ist ein Irrtum. Ich möchte hier durchaus nicht dem „Dichter" ein Preislied singen und im Vergleich mit ihm den Film-Erfinder als irgend minderwertig hinstellen, nichts liegt mir ferner. Aber der Mann, der eine Beschreibung oder Erzählung durch das Mittel des Wortes und der Schrift mitzuteilen bestrebt ist, tut etwas völlig und prinzipiell anderes als der Mann, der die gleiche Geschichte mit Hilfe gestellter und gekurbelter Menschengruppen zu erzählen unternimmt. Der Wortdichter kann ein elender Macher, der Filmer ein Genie sein, daran liegt es nicht. Aber was die Menge noch nicht ahnt und erst nach langer Zeit vielleicht entdecken wird, das hat sich im Kreise der Schaffenden selbst schon zu entscheiden begonnen: die grundsätzliche Unterscheidung der Mittel, durch welche ein künstlerischer Zweck zu erreichen versucht wird. Gewiß wird es auch nach dem Vollzug dieser Scheidung sowohl liederliche Romane wie kitschige Filme geben, deren Schöpfer wilde Talente sind, Freibeuter auf Gebieten, für welche ihnen die Kompetenz mangelt. Aber zur Klärung der Begriffe und zur Entlastung der Literatur sowohl wie ihrer jetzigen Konkurrentinnen wird die Scheidung viel beitragen. Der Literatur wird alsdann der Film nicht mehr schaden können, als etwa die Photographie der Malerei geschadet hat.

*

Kehren wir aber zu unsrem Thema zurück! Ich habe oben gesagt, daß „scheinbar" heute dem Buch seine magische Macht verlorengegangen sei, daß „scheinbar" heute die Analphabeten zu Seltenheiten geworden seien. Warum denn „scheinbar"? Sollte der uralte Zauber doch irgendwo noch existieren, sollte es am Ende etwa doch noch heilige Bücher, teuflische Bücher, magische Bücher geben? Sollte der Begriff „Magie des Buches" nicht ganz und gar der Vergangenheit und dem Märchen angehören?

Nun ja, so ist es. Die Gesetze des Geistes verändern sich ebensowenig wie die der Natur und lassen sich ebensowenig wie diese „abschaffen". Man kann die Priesterschaften oder Sterndeutergilden abschaffen oder ihre Privilegien aufheben. Man kann Erkenntnisse oder Dichtungen, welche bisher der geheime Besitz und Schatz weniger waren, den Vielen zugänglich machen, ja sogar die Vielen zwingen, jene Schätze kennenzulernen. Aber das alles geht an der obersten Oberfläche vor sich, und in Wirklichkeit ist nichts in der Welt des Geistes anders geworden, seit Luther die Bibel übersetzt und Gutenberg die Presse erfunden hat. Die ganze Magie ist noch da, und noch immer ist der Geist das Geheimnis einer hierarchisch geordneten, kleinen Schar von Bevorzugten, nur daß die Schar anonym geworden ist. Seit einigen Jahrhunderten sind Schrift und Buch bei uns Gemeingut aller Klassen ge-

worden — etwa so wie die Mode nach Aufhebung der ständischen Kleidervorschriften Allgemeingut geworden ist —, nur bleibt das Schaffen der Moden nach wie vor wenigen vorbehalten, und das Kleid, das eine schöne Frau von gutem Wuchs und hohem Geschmack trägt, sieht ganz merkwürdig anders aus als genau das gleiche Kleid, getragen von einer Durchschnittsfrau. Auf dem Gebiete des Geistes hat seit seiner Demokratisierung außerdem noch eine sehr witzige und irreführende Verschiebung stattgefunden: Die Führung ist aus den Händen der Priester und Gelehrten irgendwohin geglitten, wo sie nicht mehr gestellt und haftbar gemacht werden, wo sie sich aber auch nicht mehr legitimieren und auf irgendwelche Autorität berufen könnte. Denn jene Schicht von Geist und Schrifttum, welche jeweils zu führen scheint, weil sie die öffentliche Meinung macht oder wenigstens deren Tagesparolen ausgibt — diese Schicht ist mit der schöpferischen Schicht nicht identisch.

Wir wollen nicht zu weit ins Abstrakte gehen. Nehmen wir ein beliebiges Beispiel aus der neueren Geistes- und Büchergeschichte! Stellen wir uns etwa einen gebildeten, viel lesenden Deutschen der Zeit zwischen 1870 und 1880 vor, einen Richter, Arzt, Hochschulprofessor etwa oder einen bücherliebenden Privatmann: was hat er gelesen, was hat er vom schöpferischen Geist seiner Zeit und seines Volkes gekannt, wo hat er teilgehabt am Lebendigen und Zukünftigen? Wo ist heute die Literatur, welche damals von der Kritik und der öffentlichen Meinung als die gute, die wünschenswerte und lesenswerte anerkannt wurde? Es ist nahezu nichts von ihr mehr übrig. Und während Dostojewski seine Bücher schrieb und Nietzsche als unbekannter oder bespöttelter Einzelgänger durch das reich und genußfreudig gewordene Deutschland jener Jahre ging, lasen die deutschen Leser, alt und jung, hoch und niedrig, etwa Spielhagen und Marlitt, oder bestenfalls etwa die hübschen Gedichte von Emanuel Geibel, welche Auflagen hatten, wie seither kaum mehr ein lyrischer Dichter sie hatte — und den berühmten Trompeter von Säckingen, welcher jene Gedichte an Verbreitung und Beliebtheit noch übertraf.

Die Beispiele ließen sich zu Hunderten häufen. Man sieht: der Geist ist zwar scheinbar demokratisiert, und scheinbar gehören die geistigen Schätze einer Zeit jedem Zeitgenossen, der lesen gelernt hat, aber in Wirklichkeit geschieht alles Wichtige geheim und unerkannt, und es scheint irgendwo unter der Erde eine geheime Priesterschaft oder Verschwörerschaft zu geben, welche aus anonymer Verborgenheit her die geistigen Geschicke leitet, welche ihre mit Macht und mit Sprengkräften für Generationen ausgerüsteten Abgesandten verkleidet und ohne Legitimation auf die Erde schickt und dafür sorgt, daß die öffentliche Meinung, ihrer Aufklärung froh, nichts von der Magie merke, die da dicht vor ihren Augen getrieben wird.

*

Aber noch in viel engerem und einfacherem Kreise können wir jeden Tag beobachten, wie durchaus wunderlich und märchenhaft die Schicksale der Bücher sind, wie sie bald die Kraft höchster Bezauberung haben, bald die Gabe unsichtbar zu machen. Die Dichter sehen, leben und sterben, von wenigen oder von niemand gekannt, und wir sehen ihr Werk nach ihrem

Tode, oft erst Jahrzehnte nach ihrem Tode, plötzlich strahlend auferstehen, als gäbe es keine Zeit. Wir sahen verwundert zu, wie der von seinem Volk einmütig abgelehnte Nietzsche, nachdem er seine Mission an einigen Dutzend Geistern längst erfüllt, um einige Jahrzehnte zu spät zu einem Lieblingsautor wurde, den man nicht genug drucken konnte, oder wie die Gedichte Hölderlins mehr als hundert Jahre nach ihrer Entstehung plötzlich die studierende Jugend berauschten, oder wie aus dem uralten Schatz chinesischer Weisheit plötzlich, nach Jahrtausenden, der einzige Lao-Tse vom Europa der Nachkriegsjahre entdeckt, schlecht übersetzt und schlecht gelesen wurde, scheinbar eine Mode wie Tarzan oder ein Foxtrott, in der lebendigen, produktiven Schicht unsres Geistes aber ungeheuer wirksam.

Und wir sehen jedes Jahr Tausende und Tausende von Kindern in die erste Schulklasse gehen, die ersten Buchstaben malen, die ersten Silben entziffern, und sehen immer wieder, wie für den Großteil dieser Kinder das Lesenkönnen sehr rasch etwas Selbstverständliches und Ungeschätztes wird, während andre von Jahr zu Jahr und Jahrzehnt zu Jahrzehnt bezauberter und erstaunter von dem Zauberschlüssel Gebrauch machen, den die Schule ihnen mitgegeben hat. Denn wenn auch heute das Lesenlernen jedem zuteil wird, so merken doch immer nur wenige, was für ein mächtiger Talisman ihnen da in die Hand gedrückt wurde. Das Kind, stolz auf seine junge Buchstabenkenntnis, erobert sich die Lektüre eines Verses oder Spruches, dann die Lektüre einer ersten kleinen Geschichte, eines ersten Märchens, und während die Nichtberufenen ihr Lesenkönnen bald nur noch an dem Nachrichten- oder Handelsteil ihrer Zeitungen erproben, bleiben die Wenigen noch immer von dem sonderbaren Wunder der Buchstaben und Worte behext (deren ja jedes einst ein Zauber, eine magische Formel gewesen ist). Aus diesen Wenigen werden die Leser. Sie entdecken als Kinder ein paar Gedichte und Geschichten, einen Vers von Claudius oder eine Erzählung von Hebel oder Hauff im Lesebuch, und statt nach erlangter Lesefertigkeit diesen Dingen den Rücken zu kehren, dringen sie weiter in die Welt der Bücher vor und entdecken Schritt für Schritt, wie weit, wie mannigfaltig und beglückend diese Welt ist! Sie haben diese Welt anfangs für einen hübschen kleinen Kindergarten mit einem Tulpenbeet und einem kleinen Goldfischweiher gehalten, nun wird der Garten zum Park, er wird zur Landschaft, zum Erdteil, zur Welt, wird Paradies und Elfenbeinküste, lockt mit immer neuen Zaubern, blüht in immer neuen Farben. Und was gestern ein Garten oder Park oder Urwald schien, das wird heut oder morgen als Tempel erkannt, als Tempel mit tausend Hallen und Höfen, in welchen der Geist aller Völker und Zeiten gegenwärtig ist, der immer neuen Erweckung harrend, immer wieder bereit, die vielstimmige Mannigfaltigkeit seiner Erscheinungsformen als Einheit zu erleben. Und für jeden echten Leser sieht diese unendliche Welt der Bücher anders aus, jeder sucht und erlebt in ihr auch noch sich selbst. Der eine tastet sich vom Kindermärchen und dem Indianerbuch bis zu Shakespeare oder zu Dante weiter, der andre vom ersten Schulbuchaufsatz über den Sternhimmel bis zu Kepler oder zu Einstein, der dritte vom frommen Kindergebet bis in die heilig-kühlen Gewölbe des heiligen Thomas oder des Bonaventura, oder zu den sublimen Verstiegenheiten des talmudischen Denkens, oder zu den frühlinghaften

Gleichnissen der Upanishaden, zu der rührenden Weisheit der Chassidim oder den lapidaren und dabei so freundlichen, so gutartigen und heiteren Lehren des alten China. Tausend Wege führen durch den Urwald, zu tausend Zielen, und kein Ziel ist das letzte, hinter jedem gehen neue Weiten auf.

Der Weisheit oder dem Glücke bleibt es überlassen, ob solch ein echter Adept im Urwald seiner Bücherwelt verloren gehe und ersticke oder ob er den Weg finde, seine Lese-Erlebnisse wirklich zu Erlebnissen und dem Leben dienstbar zu machen. Diejenigen, welchen die Zauber der Bücherwelt überhaupt versagt blieben, denken darüber ähnlich wie die Unmusikalischen über die Musik und neigen nicht selten dazu, das Lesen als eine krankhafte und gefährliche Leidenschaft anzuklagen, die zum Leben untauglich mache. Natürlich haben sie ein klein wenig recht; obwohl immerhin erst festgestellt werden müßte, was man unter „Leben" versteht und ob es wirklich nur als Gegensatz zum Geist denkbar sei, und obwohl die große Mehrzahl der Denker und Lehrer, von Konfuzius bis zu Goethe, eigentlich ganz erstaunlich lebenstüchtige Menschen gewesen sind. Immerhin, die Bücherwelt hat ihre Gefahren, sie sind den Erziehern wohlbekannt. Ob diese Gefahren größer sind als die Gefahren eines Lebens ohne die Weltweite der Bücher, darüber nachzudenken habe ich bis heute keine Zeit gefunden. Ich bin nämlich selber ein Leser, ich bin einer von den seit Kinderzeiten Verhexten, und bin erst wenig mehr als ein halbes Jahrhundert alt, und würde, wenn es mir ginge wie dem Mönch von Heisterbach, mich in die Tempelräume und Irrgänge, Höhlen und Ozeane der Bücherwelt für einige hundert Jahre verlieren können, ohne ein Kleinerwerden dieser Welt zu bemerken.

*

Und dabei denke ich noch gar nicht an den beständigen Zuwachs an Büchern, den die Welt erfährt! Nein, jeder echte Leser könnte, auch wenn kein einziges neues Buch mehr hinzukäme, am Schatz des Vorhandenen Jahrzehnte und Jahrhunderte weiter studieren, weiter kämpfen, weiter sich freuen. Jede neue Sprache, die wir lernen, ist ein Zuwachs an neuen Erlebnissen — und es gibt außerordentlich viele Sprachen, viel mehr, als uns in den Schulen gesagt wurde! Es gibt ja nicht bloß ein Spanisch, oder ein Italienisch, oder ein Deutsch, oder jene drei Deutsch: Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch und so weiter, ach nein, es gibt hundert Deutsch, es gibt so viele Deutsch, so viele Spanisch, so viele Englisch, als es in jedem dieser Völker Denkarten und Färbungen des Lebensgefühls gibt, ja es gibt beinahe so viel Sprachen, als es originale Denker und Dichter gibt. Zur gleichen Zeit mit Goethe, und leider von ihm nicht recht erkannt, hat Jean Paul sein so völlig anderes, und so sehr deutsches Deutsch geschrieben. Und alle diese Sprachen sind im Grunde nicht übersetzbar! Der Versuch hochstehender Völker (wir Deutschen stehen darin ganz obenan), sich die ganze Weltliteratur in Übersetzungen anzueignen, ist etwas Wunderbares und hat herrliche Früchte im einzelnen getragen, aber dennoch ist dieser Versuch nicht nur unvollkommen geglückt, er ist auch grundsätzlich niemals zu verwirklichen. Es sind die deutschen Hexameter noch nicht geschrieben, welche wirklich wie Homer klingen. Es ist das große Gedicht Dantes seit

hundert Jahren mehrere dutzendmal ins Deutsche übersetzt worden — mit dem Erfolg, daß der jüngste und dichterisch bedeutendste dieser Nachdichter, in der Erkenntnis der Unzulänglichkeit aller Versuche, eine Sprache des Mittelalters in eine heutige zu übersetzen, sich für seinen deutschen Dante eine ganz eigene Sprache, ein Deutsch eines poetischen Mittelalters nur für diesen Zweck erfunden hat, und wir können ihn dafür nur bewundern.

Aber auch wenn ein Leser sich keine neuen Sprachen mehr hinzu erwirbt, ja selbst wenn er nicht einmal neue, ihm bisher unbekannt gebliebene Literaturen kennenlernt, kann er sein Lesen ohne Ende weiter treiben, weiter differenzieren, steigern und bilden. Es wird jedes Buch jedes Denkers, jeder Vers jedes Dichters für den Leser alle paar Jahre ein neues, verändertes Gesicht zeigen, wird anders aufgefaßt werden, andere Anklänge in ihm wecken. Da ich als Jüngling, nur sehr teilweise verstehend, zum erstenmal Goethes Wahlverwandtschaften las, war das ein vollkommen anderes Buch als die Wahlverwandtschaften, die ich jetzt vielleicht zum fünften Male wieder lese!

Das Geheimnisvolle und Große nun bei diesen Lese-Erfahrungen ist dies: Je differenzierter, je feinfühliger und beziehungsreicher wir zu lesen verstehen, desto mehr sehen wir jeden Gedanken und jede Dichtung in ihrer Einmaligkeit, in ihrer Individualität und engen Bedingtheit, und sehen, daß alle Schönheit, aller Reiz gerade auf dieser Individualität und Einmaligkeit beruht — und zugleich glauben wir dennoch immer deutlicher zu sehen, wie alle diese hunderttausend Stimmen der Völker nach demselben Ziele streben, unter anderem Namen dieselben Götter anrufen, dieselben Wünsche träumen, dieselben Leiden leiden. Aus dem tausendfältigen Gespinste unzähliger Sprachen und Bücher aus mehreren Jahrtausenden blickt in erleuchteten Augenblicken den Leser eine wunderlich erhabene und überwirkliche Chimäre an: das Angesicht des Menschen, aus tausend widersprechenden Zügen zur Einheit gezaubert.

Der heutige Deutsche ist kein sehr guter Leser, er versteht von Chemie und Technik, von Handel und Industrie weit mehr als von seiner eigenen Sprache, hierin hinter fast allen romanischen Völkern, namentlich den Franzosen, weit zurückstehend. Dafür ist ihm aber nicht nur aus Herders und Goethes humanistischen Träumen, sondern aus viel älteren Wanderer- und Eroberungstrieben seines Wesens her stärker als den meisten andern Völkern ein Drang vererbt, durch die Vielheit der Sprachen zur Einheit des Geistes, durch die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zur Ewigkeit der Idee hindurchzudringen, sich an die Kunst und Dichtung vieler Zeiten und Sprachen hinzugeben und manchmal dem Fremden sogar mehr Liebe und Sorgfalt zu widmen als dem Eigensten. Dieser wertvolle und gefährliche Drang ist auch dem deutschen Geiste von heute nicht verlorengegangen. Wir verdanken es ihm, daß auch heute noch Deutschland unter den Herstellern und Verbrauchern wertvoller Bücher in erster Reihe steht und daß auch heute noch das Durchblättern deutscher Bücherkataloge ein hohes Vergnügen ist.

Die Burgkinder – Vor dem Sturm – Das Wunschkind.

Ein literaturgeschichtlicher Vergleich als Beitrag zur Literaturpädagogik der Volksbücherei.

Von Dr. Kurd Schulz (Gera).

Eine Besinnung über den gegenwärtigen Stand des deutschen Volksbüchereiwesens wird im Durchdenken der Wirkungsmöglichkeiten der Volksbücherei auf ein Gegensatzpaar kommen, das in dem „Richtungsgegensatz" seinen Niederschlag fand und das — bei aller Reserve, die gegenüber solchen begrifflichen Formulierungen angebracht ist — sich ausdrücken läßt als der Gegensatz der statischen und der dynamischen Büchereipädagogik. Die erstere stellt einander gegenüber die „eigentliche" Literatur, die „werthafte", „echte" Dichtung und die „Afterliteratur", die „Surrogatkunst", sie teilt die in Frage kommenden Leserschichten ein in „Empfängliche" und „Unempfängliche" und nimmt beide Gruppen als unabänderliche Gegebenheiten, denen die Volksbücherei in ihrem Bestandsaufbau und ihrer Bestandsdarbietung Rechnung zu tragen habe durch Verzicht auf alle Surrogatkunst und durch Verzicht auf alle Unempfänglichen. Die andere Auffassung bestreitet die Berechtigung dieser Formulierungen, sie zieht keine starren Grenzen, sie glaubt, daß zwischen Kunst und Afterkunst die Übergänge fließend seien, daß Empfänglichkeit und Unempfänglichkeit für die Werte der Dichtung keine gewissermaßen a priori gegebenen psychologischen Tatbestände, sondern biologisch bedingte Entwicklungsstufen der menschlichen Seele seien, und daß es demnach darauf ankomme, durch zielbewußte pädagogische Einwirkung, eben die „Literaturpädagogik" der Volksbücherei, Unempfänglichkeit langsam in Empfänglichkeit zu verwandeln. Folgerichtig hat die letzte Auffassung — es ist die in dieser Zeitschrift vertretene — in besonders starkem Maße sich daher um die Literaturpädagogik der Bücherei bemüht, während die andere, insbesondere die Leipziger Bücherhallen, vorwiegend an der Frage der „Darbietung" des Bestandes gearbeitet hat, also durch Schaffung eines nach leserpsychologischen Gesichtspunkten gestalteten Katalogwesens die unterbewußt doch als ziemlich groß empfundene Spannung zwischen den Wünschen des Lesers und der Welt des Buchbestandes zu überbrücken versucht hat. Dabei mag gesagt werden — und das kann heute wohl geschehen, ohne daß darin eine Geringschätzung gesehen wird — daß die „strengere" Auffassung in konsequenter Durchführung ihres Gedankens ihre Aufgabe durch die richtige Darbietung des Buchbestandes erfüllt sehen müßte: Der Leser, der sich ein Buch nach seinem Wunsche aussucht oder es vom Ausleihenden empfohlen bekommt und der von seiner Wahl oder von dem Vorschlag des Bibliothekars befriedigt ist, müßte als ausreichend beraten gelten, durch die Lektüre dieses „guten" Buches müßte das pädagogische Ziel erreicht werden, das sich die Bücherei gesetzt hat. Allerdings wird sie gerade in der Gegenwart bei der starken Büchereibenutzung durch teilweise recht primitive Leser immer wieder vor die Frage gestellt werden, ob der Massenkonsum bestimmter Autoren (der beinahe stereotyp wiederkehrende Leserwunsch besonders der Arbeiterleser nach Kriegsliteratur, London, Traven, Zola, Sinclair) nicht in gefährlicher Nähe stehe von

dem wahllosen Unterhaltungslesen des „Kitschlesers". (Wobei die Frage, ob Werke der genannten Autoren nicht, von einem andern Standpunkte her, teilweise geradezu als Kitsch genossen werden, noch unerörtert bleibt.) Die freiere, von uns vertretene Auffassung aber darf in Durchführung ihres Gedankens in dem Ausleihen eines den Leser befriedigenden Buches niemals ihr Ziel erfüllt sehen; sie wird, solange der Leser nicht die ihm mögliche höchste Entwicklungsstufe seines literarischen Verständnisses erreicht hat (und wer dürfte von sich sagen, er habe sie erreicht?) in jedem Buch nur ein Mittel sehen zur Beförderung eines weiter und höher liegenden Zieles. Sie wird, da sie bewußt mit nicht als vollwertig anerkannter Literatur als Erziehungsmittel arbeitet, immer danach trachten müssen, die Empfänglichkeit des Lesers zu schulen, ihn vom weniger Guten zum Besseren und Besten zu führen, ja, sie wird hier den eigentlichen Schwerpunkt ihrer Arbeit sehen. Verliert sie diesen Gedanken aus dem Auge (und die Gefahr, daß die hier vertretene Auffassung, die an sich pädagogisch vielleicht höher zu werten ist als die andere, zum bequemen Deckmantel für ein pädagogisch verantwortungsloses Gehenlassen werde, liegt nahe!), dann wird sie zu einem recht fragwürdigen Gebilde, gegen das die Kritik mit Recht einwenden wird, daß von der Verwirklichung einer Bildungsidee bei ihr kaum noch die Rede sein könne. Die Besinnung auf die Voraussetzungen einer verantwortungsvollen Literaturpädagogik, auf die Bewertungsmaßstäbe, die wir an ein Buch anlegen, wird daher zur immer neuen dringenden Aufgabe für jeden Bibliothekar. Sie soll hier an drei Büchern versucht werden, die sehr geeignet erscheinen, die grundsätzlichen Fragen an ihnen zu entwickeln: an Rudolf Herzogs „Burgkindern", an Fontanes „Vor dem Sturm" und Ina Seidels neuem Roman „Das Wunschkind".

Die drei Bücher legen einen Vergleich schon insofern nahe, als sie ungefähr den gleichen Zeitraum behandeln, die Epoche zwischen französischer Revolution und den Freiheitskriegen (Fontane allerdings nur den letzten Winter vor dem Freiheitskrieg); sie haben darüber hinaus in gewisser Weise sogar das gleiche Thema: deutsche Art in jedem Zeitalter der Entscheidung deutschen Schicksals. Zur Orientierung oder Nacherinnerung sei ihr Inhalt wenigstens mit kurzen Strichen gezeichnet.

Herzogs „Burgkinder" spielen am Rhein. Zu dem alten Schloßherrn auf der Burg, der, früherer Kleriker, dort seinen einer etwas mystischen Verbindung mit einer Jugendgeliebten entsprossenen Sohn aufzieht, flüchtet sich die aus dem revolutionären Straßburg vertriebene Witwe eines französischen Kirchenmalers mit ihren drei Kindern. Die erschöpfte Frau stirbt, und der gütige Alte verspricht ihr, für die verwaisten Kinder Sorge zu tragen. Mit seinem Sohn Hein wachsen die drei, Barthel, Sibylle und Johannes auf: ihre Schicksale in der verwirrten Zeit bilden den Inhalt der Erzählung. Hein, von seinem Vater mit „deutschem Geist" gefüllt, verwindet ohne größere Gefahr die von Frankreichs schillernder „gloire" herkommenden Verführungen, Johannes aber wird von seinem französischen Blut hineingerissen in den Triumphzug Bonapartes, und auch Sibylle kann von Heins Liebe nicht auf der Burg gehalten werden; sie wird Schauspielerin in einer französischen Truppe. Barthel endlich findet zwar als Kirchenmaler ein ruhiges Auskommen, aber seine Ehe wird unglücklich,

weil seine Frau angesteckt ist von dem Ungeist der Zeit. So ist also die typische Romanfabel entworfen, und sie geht auch so aus, wie der Leser es erwartet: Der Hein kriegt seine Sibylle, die aus der Verwirrung der Zeit und trotz einer formellen Verheiratung „rein an Leib und Seele" auf die Burg zurückkommt, Barthel findet nach dem Tode seiner Frau noch ein Glück mit der Witwe von Johannes, der — Krieg geht nicht ohne Opfer ab und alle Schuld rächt sich auf Erden!! — als Sterbender aus Rußland zurückkommt. Und dahinter „das deutsche Land, der deutsche Rhein!".

Fontanes Roman ist ein breitangelegtes Zeitbild aus dem Winter 1812/13, in Berlin und in der Mark spielend. Eine eigentlich romanhafte Handlung beherrscht den Roman nicht, wohl könnte man sie in der unglücklichen Liebesgeschichte Levins von Vitzewitz zu seiner polnischen Base Kathinka von Ladalinski sehen oder auch in der ebenfalls tragisch endenden Liebe von Levins Schwester Renate zu Tubal von Ladalinski; aber daneben stehen die Schicksale von vielen andern Personen aus allen Ständen: aus dem märkischen Adel, von Berliner Bürgern, von märkischen Bauern, Pastoren, Gelehrten, Beamten, Offizieren. Das Ganze ein Bild der Zeit auf dem Hintergrund der großen Ereignisse des Jahres entworfen mit der Freude an eingehender, die Ereignisse und Figuren genauestens abmalender Schilderung. Fontanes Absicht war, zu zeigen, wie sich ein bewegtes Jahr der Weltgeschichte in den mancherlei Facetten scharf gezeichneter Individuen spiegelt; nicht aber kam es ihm auf die eigentliche Fabel des Romanes an.

Schon rein dem Inhalt nach umspannt Ina Seidels umfangreicher Roman die beiden Welten: das süddeutsche Mainz, überzittert von den Lust- und Weheschauern der französischen Revolution und durchflutet von dem heiteren Leben des rheinischen Volkes, und die karge, nüchterne Mark, in der preußisch-hart der Kampf gegen das siegreiche Frankreich der Revolution und Napoleons vorbereitet wird. Die scharf in den Mittelpunkt gerückte Heldin des Buches ist Cornelie von Echter, dem märkischen Geschlechte der Trachts entsprossen, aber verheiratet mit dem katholischen süddeutschen Adligen Hans Adam Echter von Mespelsbrunn, die in dem Augenblick, als ihr Mann in die Campagne gegen Frankreich zieht, ihr erstes Kind verliert und, seltsam hellsichtig den Tod des Mannes vorausahnend, von dem Scheidenden noch einmal den Segen neuen Muttertumes in sich hinabzwingt. Die Geschichte dieses „Wunschkindes", ihres Sohnes Christoph, der gesegnet ist und in seinem kurzen Leben — er fällt in den ersten Kämpfen des Jahres 1813 — andern zum Segen wird, ist die Geschichte der kämpfenden und beglückten und leidenden Mutter, die ihr Menschentum in den traurigen und schweren Jahren von Mainz rein bewahrt, die sich endlich durchsetzt gegen den harten Vater, den stockpreußischen General von Tracht, der sie verflucht hat, weil sie die Heirat der jüngeren Schwester Charlotte mit einem Offizier der französischen Revolutionsarmee in Mainz nicht verhindert hat. „Sie ließ im Sinne des Evangeliums von ihrer Fülle nehmen Gnade um Gnade und fühlte deshalb keine Abnahme, fühlte — auch sie — das Gegenteil." So wird sie zur Mutter nicht nur ihres Sohnes, sondern nimmt auch die kleine Delphine, ihrer unglücklichen, in den Revolutionswirren sterbenden Schwester Kind,

mit an ihre Brust, sie wird zur dienenden Helferin aller, die ihres Dienstes bedürfen, der unglücklichen Armen in Mainz, des armseligen Vaters, der Freunde in der Mark und endlich — nach dem Tode des eigenen Sohnes und dem hoffnungslosen Entgleiten Delphines in die französische Welt — der preußischen Waisenkinder.

Bezeichnenderweise ist mit der obigen knappen Inhaltsangabe des Herzogschen Romanes der Inhalt schon erschöpft; denn was sonst noch den Roman „füllt", ist szenisches Brimborium und die üblichen Ausstattungsrequisiten eines Unterhaltungsromanes vom deutschen Rhein und von einer deutschen Burg: der weinfrohe, derbe und — natürlich! — kerndeutsche Weinhändler und das unvermeidliche Burgfaktotum, der Knecht Joseph, dessen witzig-sein-sollende, etwas trottelige aber „echt rheinische" Geschwätzigkeit dem humoristischen Bedürfnis des deutschen Durchschnittslesers Rechnung trägt. Bei Fontanes Buch ist die obige Inhaltsangabe aus dem Grunde unzureichend, weil es keine eigentlich beherrschende Handlung besitzt, weil es eher aus einer Folge lose aneinandergeknüpfter Szenen besteht, die eigentlich nur zusammengehalten werden durch die „Einheit des Orts", jenes östlich von Berlin gelegenen Lebuser Amts, dessen „Soziologie" (wenn die Anwendung dieses Wortes hierfür erlaubt ist) von einem vorzüglichen Kenner in Romanform gegeben wird mit einer beinahe pedantischen Genauigkeit, die keinen Stand ausläßt und zugleich in jedem Stande eine Fülle von Menschenvarietäten aus reiner Freude am bunt quirlenden Leben aufzeichnet. Es mag hier gleich gesagt sein, daß hierin auch die kompositorische Schwäche dieses Fontaneschen Erstlings liegt: Das Werk hat nur eine lokale Mittellinie, das Schloß von Hohenvietz und die Menschen darin, aber keine organische, von der die einzelnen Teile bestimmt würden und zu der sie in einem bestimmten Verhältnis stehen. Man kann nämlich große Teile des Romanes einfach wegschneiden, ohne daß die eigentliche Handlung beeinflußt wird, man kann ganze Personengruppen herausnehmen ohne Schaden für seine künstlerische Einheit. Allerdings hat hier Fontane auch gar nicht oder wenig komponiert sondern nur geschildert; und von hier aus gesehen sind auch die Beifiguren keine Staffage, sondern sie gehören mit ins Bild hinein, weil es eben das Gesamtbild einer Landschaft und ihrer Menschen zu einem bestimmten Zeitpunkt sein will. Und wer wollte bestreiten, daß diese Menschen — im Gegensatz zu den Erzeugnissen von Rudolf Herzogs Atelier keine „Romanfiguren" sind, sondern scharf profilierte Gestalten, von der Kunst eines wirklichen Dichters hingestellt, „wie aus dem Leben gegriffen"?

Den Inhalt von Ina Seidels „Wunschkind" aber mit wenigen Strichen zu umreißen, ist aus einem andern Grunde beinahe eine Unmöglichkeit: weil dieses Werk einen Gestalten- und Erlebnis- und Gedankenreichtum hat, der mit wenigen Sätzen überhaupt nicht auszudrücken ist. Es ist in der obigen Inhaltsangabe noch mit keinem Worte gedacht jenes erschütternden Zwischenspiels der Liebe Cornelies zu dem Arzt Buzzini, einem Mesmerschüler, der ähnlich wie Paracelsus von dem Scheine des Diabolischen umwittert ist und doch ein Arzt ist von höchsten Gnaden, der auch die Seele der ihm zugeneigten Frau hineinreißt in sein starkes Leuchten; noch nicht erwähnt ist die beherrschende Gestalt von Cornelies Schwiegermutter, der alten, stolzen

Frau von Echter, und ebensowenig gedacht jenes merkwürdigen Schwagers von Cornelie, des über Menschenbegreifen klugen Grafen Sixtus Walbrun, dessen Leben und Sterben im Dienste der Kirche so tiefe Spuren in Cornelies Wesen hinterläßt. Und wie könnte die Liebesgeschichte des Wunschkindes selber, die Liebe Christophs zu seiner Base und Milchschwester Delphine, diese Liebe, von der eigentlich das ganze Buch handelt, mit wenigen Worten erschöpfend in ihrer ganzen Schicksalhaftigkeit wiedergegeben werden?

Ein Wort muß zum mindesten noch gewandt werden an den Gedankenreichtum dieses Werks. Die Auseinandersetzungen über den Katholizismus, um nur ein Beispiel zu bringen, mit dem Grafen Walbrun und dem Baron Rosen in Kapitel 8 und 9 des ersten Buches, die den Übertritt Cornelies zum Katholizismus vorbereiten, gehören zum Tiefsten, was in deutscher Sprache zur Frage des religiösen Erlebnisses überhaupt gesagt worden ist. Man vergleiche damit, um den Abstand von künstlerischer und menschlicher Reife zu wirkungsvoller Mache zu begreifen, die billige Philosophie Herzogs über den Gegensatz der Kinder Liliths und der Kinder Evas (in Kapitel 8), die allenfalls geeignet sind, einer höheren Tochter Raupen in den Kopf zu setzen.

Was nun die künstlerische Komposition des Romanes angeht, so ist auch sie meisterhaft. Gerade der Vergleich mit Fontanes Roman zeigt es — Herzogs Buch weist zwar keine besonderen Kompositionsschönheiten auf, aber es ist handwerklich ziemlich geschickt gemacht, wenn es auch nur in rein zeitlichem Ablauf Szene an Szene reiht —: dieser Roman ist ganz um eine innere Mittellinie herumgruppiert, um Cornelie und ihr „Wunschkind". Und ob die Erzählung derart eigentlich zwei Hauptfiguren aufweist, deren jede ihr Schicksal hat, so hat sie doch nur einen Helden, die Mutter, die mit ihrem Kind eine Einheit ist. „Er ist in mir", sagt Cornelie von Hans Christoph, auch als er längst schon seine eigene Stelle in dem Raum der Welt einnimmt. Alle andern Gestalten des Romanes gehören als nicht wegzudenkender Teil zu diesen beiden; der Fluß der Erzählung gleicht, wäre man versucht zu sagen, einem festgeschlossenen Heereszug, der niemand in seine strengen Kadres hineinläßt und niemand heraus, während Fontanes Erzählungsablauf einem planlos ziehenden Volkshaufen ähnelt, der innerlich durch Zu- und Ablauf dauernd fluktuiert bei bleibendem Kern. Der Unterschied zwischen strenger Epik und am Detail sich freuender Schilderei springt selten so in die Augen wie hier. Es kann dabei kaum ein Zweifel sein, daß in diesem Erstlingsroman Fontanes noch die aus den „Wanderungen in der Mark Brandenburg" gewohnte Schilderungslust nachwirkt, daß Fontane verweilen will, um dem Leser etwas mitzuteilen, auch wenn es nicht unmittelbare Beziehung zum Roman hat, während Ina Seidel trotz der anscheinenden Breite des Buches sparsam mit ihren Mitteln umgeht, nur das erzählend, was für die Handlung wichtig, wenn nicht entscheidend ist. Man vergleiche einmal die Art, wie Fontane Menschen und Dinge einführt, wie einer breiten, oft mit historischem Detail verbrämten Beschreibung des Orts (die Kapitel „Hohenvietz", „Schloß Guse") eine ebenso breite Vorstellung der Personen folgt („Im Kruge", „Allerlei Freunde"), mit der Exposition des „Wunschkindes". Nach dem mit unge-

wöhnlicher Raschheit verlaufenden Vorspiel — was geschieht alles auf diesen siebzig Seiten von dem Tod Wilhelmchens bis zu dem An-die-Brust-nehmen der kleinen Delphine: Tod des Kindes und neue Empfängnis, Tod des Gatten, Revolution in Mainz und Flucht nach Frankfurt, die Verheiratung der Schwester und der Fluch des Vaters, und dann noch der Tod Charlottens und die Übernahme einer neuen Pflicht und neuen Bürde zu dem eigenen Kind! — scheint zwar auch Ina Seidel zu verweilen in der Darstellung der Welt, in der Cornelie lebt, und doch — mit welcher unnachahmlichen epischen Kunst sind die nun folgenden Kapitel aufgebaut! Wie wird der Kreis um Cornelies Leben Stück für Stück ausgezogen: in den beiden ersten Kapiteln ihr Sohn Hans Christoph und die Delphine, im dritten die armselige Welt der Mühseligen und Beladenen in Mainz, an die Cornelie soviel Herzblut verschenkt, dann die alte Frau von Echter, im fünften Kapitel die Schwägerin Maximiliane, in den nun folgenden die Breithardts und ihr geselliger Kreis und endlich im achten Graf Sixtus Walbrun, der von allen Menschen der entscheidendste für Cornelie ist. Und wie schreitet bei allem scheinbaren Verweilen dennoch die Handlung fort; geschieht doch hier alles, um den einen entscheidenden Schritt Cornelies, ihren Übertritt zum Katholizismus, vorzubereiten. Aber so entscheidend dieser Schritt ist — ist er doch nur der sichtbare Ausdruck des Zurückfindens der Mutter zu ihrem Kind nach der seltsamen Sinnesverwirrung ihrer Liebe zu Rühle! — nirgendwo wird ihm mehr Gewicht gegeben als ihm gebührt. Denn „mit der angeborenen Freiheit der Kinder Gottes" hat Cornelie „das Joch der Gesetzlichkeit" nie gespürt, und als sie wieder in die protestantische und strengere Welt der Mark zurückkehrt, da ist von dieser Tatsache kaum noch die Rede.

Es sei hier auch noch mit einem kurzen Hinweis gedacht der Kunst Ina Seidels, mit der sie die Höhepunkte der Handlung aufbaut, sie aber zugleich fast mit ehrfürchtigem Schweigen und Verschweigen ehrt. Hier seien zum Vergleich einmal zwei Stellen nebeneinandergesetzt zur Verdeutlichung des Abstandes von Dichtung und literarischer Mache. Den Augenblick, wo die sterbende Mutter dem Schloßherrn ihre Kinder übergibt, läßt Herzog in folgender sentimentaler Pathetik abrollen:

„Hinter ihrer Stirn arbeitete es krampfhaft. Sie wollte die Gedanken zwingen, standzuhalten, und sie zwang sie.

„Die — Kinder!" stieß sie hervor. Und plötzlich sah sie ihm ins Gesicht, angstvoll und erwartungsvoll.

„Ihre Kinder, Frau Tiebes, haben heute abend gelernt, ihren Vater in mir zu sehen."

Ihre Hände suchten nach seiner Hand. Als er sie ihr entgegenstreckte, hielt sie sie fest umklammert.

„Sie sollen — Ihnen gehören? — Der Barthel? Der Johannes? Die Sibylle? — Es ist eine gute Hand, in die sie kommen — eine gute Hand — —" Die Gedanken setzten aus. Sie wurde aufs neue unruhig. Und plötzlich schrie sie auf, daß es von den Wänden gellte. Der Notschrei der Mutter um ihre Kinder.

„Barthel, Johannes, Sibylle! Kinder, Kinder, wo seid ihr? Ich kann euch nicht verlassen! Ich kann nicht von euch! Ich — kann nicht."

Er legte die Hände um ihr Gesicht, damit sie seine Nähe spüre. „Frau Tiebes, Sie empfanden es selbst, daß die Kinder in guten Händen wären —"

„Keine Mutterhände", stammelte die Frau, „keine Mutterhände ..." Und in ihren Augen lag das Entsetzen. „Um den Barthel, — nein — um den sorg' ich nicht. Aber der Johannes wird mich brauchen — und die Sibylle — wird mich brauchen —". Und wieder steigerte sich ihre Stimme: „Oft, oft, oft werden sie mich brauchen, und ich bin nicht da! Mein heißblütiger Jung'! Mein wild' Mädchen! Das Leben ist kein Tanz. Und ihr tanzt — tanzt — und ich hör' euch weinen. Die Sibylle hör' ich weinen, ganz still, ganz für sich hin, wie sie es tut, wenn sie weint ... Sibylle, Sibylle — mein lieb klein Mädchen! Herrgott, wie kannst du die Mutter fortrufen — wie kannst du mir die Kinder nehmen? Ich kann nicht fort. Ich kann nicht ...""

Bei Ina Seidel sieht eine ähnliche Szene, da Cornelie das Kind ihrer eben gestorbenen Schwester an sich nimmt, so aus:

„Es befanden sich außer ihr noch drei Menschen in dem Raum, wie sie jetzt erkannte: Vespery, der an der Tür stand und leer und töricht geradeaus starrend seinen Hut in den Händen drehte; ein Mann im Waffenrock, der am Tisch saß und den Kopf auf den Arm gelegt hatte; und eine alte Frau, welche vor dem Herd stand und das blaukarrierte Kissenbündel, aus dem das winzige summende Wimmern hervordrang, unablässig sanft schaukelte. Diese drei Gestalten waren erschreckend groß unter der niederen geschwärzten Decke und in dem wankenden Licht der beiden zu Häupten des Sarges brennenden Kerzen. Cornelie, der die einschießende Milch beinahe den Atem nahm und die fühlte, wie ihre Brüste zu tropfen begannen — in der Eile des Aufbruches war sie nicht mehr dazu gekommen, Hans Christoph zu stillen — tat einen Schritt auf die Alte zu und öffnete die Lippen.

„Es lebt?" murmelte sie und streckte die Arme aus.

Es sterbe, erklärte die Frau und legte das Bündel gehorsam in ihre Arme. Es sei ein Wunder, daß es noch wimmern könne! Weder aus einem Läppchen Leinwand noch durch eine Federpose wollte es Nahrung annehmen. Ja, es sterbe und das sei gut für das arme Herrgottswürmchen! Alle diese Worte und die Beteuerungen des Weibes, daß sie es an nichts habe fehlen lassen, gingen an Cornelie vorüber, da sie sich schon auf einem Schemel niedergelassen hatte und an ihrem Kleide nestelte. Als kurz darauf das wohlige Glucksen und Schnalzen des saugenden Kindes hörbar wurde, atmete sie selbst tief und erlöst auf. Staunend über das Köpfchen geneigt sagte sie:

„Das ist nicht schwach! Das ist auch kaum vor seiner Zeit geboren, denn seht, es hat an den Fingern schon Nägel und — oh — den Kopf so voller Härchen.""

Und hinterher, da der französische Vater des Kindes sie noch beschwören will, für das Kind Sorge zu tragen, da sagt Cornelie nur „peinlich berührt": „Mais, Monsieur! Cela va sans dire!"

Zieht man nun zum Vergleich auch noch eine verwandte Stelle bei Fontane heran, die Erzählung von der Adoption Maries durch den Schulzen Kniehase, bei der Fontane nicht verfehlt, den Tatsachenbericht zur artigen Anekdote von der seltsamen Herkunft des Mädchens auszugestalten, dann hat man drei Formen dichterischer Äußerung vor sich, welche allein Stoff zu einer kleinen Vorlesung über die Grundfragen der Ästhetik hergäben.

Eine weitere Betrachtungsweise ergibt sich aus der Tatsache, daß alle drei behandelten Bücher historische Romane sind, wobei allerdings die verschiedene Färbung des „Historischen" auch dem oberflächlichen Betrachter ins Auge springt. Im eigentlichen Sinne ein historischer Roman ist nur „Vor dem Sturm", weil hier die ausgesprochene Absicht herrscht, ein Bild der Vergangenheit zu einem bestimmten Zeitpunkt heraufzubeschwören. Allerdings wird dem Kenner des von Fontane dargestellten ostdeutschen Menschentumes das Eine auffallen, daß dieses offenbar auch in hundert

Jahren nur einer geringen Wandlung unterliegt. Denn der soziologische Boden, auf dem diese Welt steht, ändert sich anscheinend wenig. Dieser Typus des gegen die Regierung frondierenden Adligen, prachtvoll repräsentiert etwa durch Berndt von Vitzewitz und noch mehr durch den General Bamme — bei Ina Seidel trägt er eigentlich nur einen andern Namen: Dubslav von Tracht — sah nicht viel anders aus, als die ersten Hohenzollern sich in der Mark gegen das Raubrittertum zu behaupten trachteten; er wird heute noch kein wesentlich anderes Gesicht haben, nur daß er in der politischen Opposition eine viel stärkere Wirkungsmöglichkeit hat als unter dem absolutistischen Regime von früher. Und selbst die Bauern und Bürger jener Fontaneschen Welt von 1812 sind im Grunde heute noch die gleichen. Daß aber Fontane die besondere Atmosphäre jener Zeit in ihren feinsten Nuancen fühlbar zu machen versteht, ist zugleich bei einem so bedeutenden und gebildeten Dichter eine Selbstverständlichkeit. Man sehe einmal die Darstellung der Tante Amélie und ihres Kreises an: ein Meisterstück der Verlebendigung einer schon damals nur noch in ihren Schlagschatten nachlebenden Welt, des sterbenden Rokoko, das neben dem unzugänglichen großen König am Hofe des Prinzen Heinrich seine letzte Stätte fand. Und ebenso glänzend ist etwa die für das Ganze nur als Episode belangvolle Schilderung des Empfanges beim Prinzen Ferdinand („Im Johanniter-Palais").

Bei Ina Seidel ist die Situation insofern anders, als das Historische, man möchte sagen: nur zufällig ist, weil das Thema dieses Buches, das Mutter-Kind-Erlebnis, ein ewiges ist und hier nur gegeben wird in der Spiegelung einer bewegten und entscheidenden Zeit. Diese Zeit aber — und darin zeigt sich nicht nur die große Dichterin, sondern zugleich eine ausgezeichnete Kennerin der Vergangenheit! — ist mit einer so verblüffenden Echtheit dargestellt, daß man immer aufs neue erstaunt ist über die Kennerschaft im Detail und die Kunst, ein Stück Vergangenheit in seinem eigenen Lebensrhythmus ganz lebendig zu machen. Die Beispiele dafür aus dem Roman ließen sich häufen; aber man nehme nur einmal die drei Briefe des ersten Kapitels des zweiten Buches, man sehe sich die Darstellung der ganz vom Geiste des mainzerischen ancien regime bestimmten Gesellschaft im Hause Breithardt an (1. Buch, 6. Kapitel) oder die Verlebendigung der Berliner und märkischen Atmosphäre vor den Freiheitskriegen (im letzten Buch): Wie ist da eine Zeit in ihrer historischen Bedingtheit, in ihrer seelischen Haltung, in ihrer nur ihr eigenen Sprache begriffen und zum Ausdruck gekommen!

Und als Gegenbeispiel wieder ein Stück aus den „Burgkindern". Die Zeit des beginnenden Krieges von 1813 stellt sich so dar:

„Dann tauschten sie Nachrichten aus von fernen Kriegsschauplätzen und erwogen Pläne zur Wiederbelebung des deutschen Nationalgefühles auf beiden Ufern des Rheins. „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze!"

Die Feldbriefe Heins wurden verlesen und die zündenden Gedichte, die er von seinen Mitkämpfern Theodor Körner und Max von Schenkendorf, die er von dem unermüdlichen Ernst Moritz Arndt herübersandte.

Wo aber Komödiantentruppen ein Gastspiel gaben, spielten sie Schillers Freiheitsdrama „Wilhelm Tell", wenn es ihnen nicht von der Zensur rechtzeitig untersagt wurde. Hauptsätze aus dem Philosophen Kant und aus Fichtes

und Schleiermachers begeisterten Reden wurden unter den Studierenden verbreitet, unter den Kleinbürgern und Bauern aber Kernsprüche aus Arndts „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann“.“

Da fehlt nichts von dem geschichtlichen Wissen, was die deutsche Schule dem Durchschnittsbürger über die „Zeit der Erhebung“ mit Mühe beibrachte; jeder Leser fühlt beim Nennen dieser Dinge sich angenehm erinnert oder die langsam entstandenen „Bildungslücken“ noch angenehmer ausgefüllt, aber über das hinaus — nichts. Nirgendwann hat Herzog den Versuch gemacht, außer der Nennung der allbekannten historischen Einzelheiten, jene Zeit in ihrem eigenen Lebensrhythmus zu erfassen. Seine Menschen sind die üblichen Romanfiguren des beginnenden 20. Jahrhunderts, sie sprechen jene Allerweltssprache des Unterhaltungsromanes, die dem primitiven Leser glatt eingeht, sie fühlen und denken — in den Fühl- und Denkformen des deutschen Spießers von 1910 (und 1930). Wir wollen es unsern Lesern ersparen, hierfür noch Belege zu bringen! Wir kommen aber auf das Gefährliche dieser Literatur in volksbildnerischer Betrachtung noch zurück.

Wir dürfen endlich die Frage stellen nach dem weltanschaulichen Gehalt der besprochenen Bücher und kommen damit auf eines der entscheidendsten Probleme, das, wie wir glauben, unsere volksbildnerische Bewertung der Bücher viel stärker bestimmt als alle Erörterungen ästhetischer Art. Allerdings müssen wir uns auch hier mit einer Andeutung am einzelnen Beispiel begnügen, das dann gewissermaßen den methodischen Hinweis auf die weitere Betrachtung solcher Fragen geben soll. Es sei etwa die in allen drei Romanen zur Diskussion stehende Frage der Stellung des Deutschtums in dieser Zeit seiner Selbstbehauptung herausgegriffen. Bei Ina Seidel hat es die großartigste Deutung gefunden. Schon in den beiden Hauptteilen des Romanes werden die beiden Pole deutschen Wesens gegenübergestellt: in den Mainzerischen Menschen der weiche, heitere Main- und Rheinfranke, der eine leichte Neigung zum Oberflächlichen und eine starke zum französischen Wesen hat (am schönsten vielleicht repräsentiert durch Cornelies Gatten Hans Adam), im dritten und vierten Buch dann die nüchterne, pflichttreue, harte preußische Art, die vielleicht der stärkste Gegenpol zum Französischen ist und von der darum auch nur der Kampf um die Befreiung getragen werden kann. Und nun das Große an Ina Seidels Haltung: Sie bewertet keine der beiden Arten höher, so wenig wie sie eine der beiden zugehörigen Konfessionen über die andere stellt. Es ist das Große an dieser Dichterin, daß sie mit dem leidenschaftslosen Auge des Wissenden und des alles Verstehenden — vergleichbar der olympischen Ruhe des alten Goethe — über den Dingen steht; alle menschlichen Formen und Satzungen, alle Irrung und Schuld wird vor solchem Blicke zum Gleichnis eines Ewigen, und dieses Ewige ist die Kraft, die einen solchen Menschen selber trägt. Im „Zarathustra“ in dem Kapitel „Vor Sonnenaufgang“ steht eine Stelle, die diese Haltung zum Leben in der symbolträchtigen Sprache Nietzsches ausspricht:

„Zusammen lernten wir alles; zusammen lernten wir über uns zu uns selber hinaufsteigen und wolkenlos lächeln: —

— wolkenlos hinablächeln aus lichten Augen und aus meilenweiter Ferne, wenn unter uns Zwang und Zweck und Schuld wie Regen dampfen.“

Allerdings ist diese Haltung bei Ina Seidel verbunden mit einer liebevollen Nähe zu den Dingen, die ihnen ihr Recht gibt und alle Dinge „rechtfertigt" (um noch einmal Nietzsches Sprache zu gebrauchen). Diese Haltung findet ihre Repräsentation im Roman durch Cornelies Art, bei der sie unterbewußt alles Tun durchdringt: ihre Überwindung des Unglücks, das sie trifft, ihr Erfassen des Wesentlichen im Menschen, ihre liebende Güte zu all den armen Kindern Gottes, ihre Kraft die Menschen zu überwinden und sich selber frei zu machen von all den Banden, in denen nun einmal der Mensch eines bestimmten Standes und einer bestimmten Zeit meist befangen bleibt. Nur manchmal dringt dieses unbewußte Wissen um den Sinn der Dinge auch bis in ihr Oberbewußtsein, wie etwa in jener eindrucksvollen Stelle, da die Aristokratin Cornelie um das Verstehen der französischen Revolution ringt:

„Wie sie es von ihren eigenen Untergebenen zu erwarten gewohnt war, so nahm sie von allen Armen der Welt an, daß sie irgend jemand untertan und zu Gehorsam und Leistung verpflichtet seien, wie brave Kinder ihren Eltern, auch wenn diese von gerechter Strenge waren. Bibel, lutherischer Katechismus, preußische Staatsraison und fritzische Disziplin waren die Pfeiler dieser Überzeugung, die sich bisher restlos bewährt hatte. Das nun auf einmal eine andere Anschauung der Weltordnung, daß eine Beleuchtung von unten her sich durchsetzen wollte, ohne daß Gottes Weisheit den rebellischen armen Leuten sogleich mit Blitz und Donner kräftig die Köpfe klärte, dies war verwirrend . . . Gott ließ es zu, daß Untertanen, unterste Untertanen, Unmündige und Führungsbedürftige also, ihre angestammten Herren verrieten, ihnen ihr Eigentum nahmen, sie gefangen setzten, mordeten, daß sie einen König einsperrten, ihm einen ungerechten Prozeß machten und ihn vom Leben zum Tode brachten; daß sie schließlich Heere ausrüsteten, um ihre unerhörte Umkehrung der Dinge mit Feuer und Schwert in alle Welt zu tragen. Da Gott es zuließ — gab es etwa doch — gab es aller Einsicht zum Trotz dennoch eine Rechtfertigung für dies alles? Cornelie fragte sich dies zum ersten Male ganz bewußt, fragte es nicht bangend, aber mit Ernst, mit der Eindringlichkeit, die die Antwort nicht von außen und von oben erwartet, sondern von innen, aus dem eigenen Herzen. Die Antwort stellte sich denn auch ein und lautete — unerbittlich, wie die auf diese Art heraufbeschworenen Antworten pflegen — dahin, daß alles so gekommen sei, wie es hätte kommen müssen."

Und dennoch, trotz dieser klaren Antwort wird diese Frau keine Revolutionärin, bleibt sich selber treu, bleibt auch für das halb-sansculottische Volk die „gnädige Frau", als sie nur noch „Madame Echter" heißt. Und gleichwohl umfaßt sie aus ihrer Welt auch das ihrem Wesen Fremde mit und findet ihren selbstverständlichen Platz im Dienste an diesen Menschen. Wieviel Kraft liegt in solchem Menschentum, wieviel davon kann nicht fruchtbar gemacht werden für die Menschen unserer Zeit, die ebenso wie jene ein klares Begreifen der neuen Wirklichkeiten erfordert und zugleich doch ein selbstverständliches Stehen zu der eigenen Art? Wieviel Menschen unserer Zeit haben etwas von dieser Haltung, die doch erst den Adel des Menschentumes ausmacht? Muß noch gesagt werden, daß wir diese Art als im besten Sinne deutsch empfinden — wie gültig hat es Ina Seidel auch abgegrenzt gegen das Französische, wie klar symbolisiert sie in Christophs unheilvoller Liebe zu der halb- oder dreiviertelfranzösischen Delphine auch die Tragik dieses deutschen Wesens! — und in einem besseren Sinne als jenen heute wieder einmal dominierenden Chauvinismus, der sein Recht

zur Betonung des Eigenen nur glaubt herleiten zu können aus der Herabsetzung des andern Volkstumes?

Vergleicht man hiermit wieder Fontanes Einstellung zu dieser Frage, so ist sie zwar ähnlich, aber sie kommt aus einer andern Quelle. Trifft Ina Seidel ihre Entscheidung aus verstehendem Herzen, so fällt sie bei Fontane aus dem klugen Verstande eines die Welt kennenden Mannes. Napoleon etwa, der doch der große, geheime Gegenspieler zu der ganzen Welt seines Romanes ist, wird zwar durchaus mit Recht aus der Empfindungswelt der Fontaneschen Menschen abgelehnt, ja, gehaßt, aber dieser Ablehnung mischt sich etwas von Respekt vor der übermenschlichen Größe bei, von jenem Respekt, den der gebildete Mensch auch dem gefährlichsten Gegner nicht versagt. Dadurch wird auch dem Deutschtum dieser märkischen Menschen nicht der geringste Abbruch getan. Oder an einem andern Beispiel: wie naheliegend wäre es für einen mittelmäßigen und auf Publikumswirkung bedachten Romanschriftsteller gewesen, die Gegenspieler Levins und Renates, die polnischen Geschwister Tubal und Kathinka von Ladalinski oder gar den Grafen Bninski, als sittlich minderwertige Figuren aufzubauen, und wie verstehend sieht Fontane auch sie an, als unglückliche Menschen beinahe, getrieben von der Gesetzlichkeit ihres dem Deutschen und Preußischen widersprechenden Wesens, das mit Notwendigkeit zu dem in dem Romane behandelten Konflikt mit den beiden andern führen muß. Fontanes Haltung ist vielleicht am besten ausgedrückt in dem Worte Berndt von Vitzewitz' zu seinem Sohne: „Ich weiß, was eine Natur zu bedeuten hat; alles An- und Eingeborene ist mir heilig." Nur führt diese Einstellung Fontanes zu einer gewissen Resignation, zu einem leise skeptischen und müden Zuschauersein bei den bunten Verwicklungen des Lebens, während Ina Seidel trotz allem Darüberstehen innerlich lebendigsten Anteil nimmt an allem Geschehen dieser Welt.

Und nun vergleiche man hiermit wieder Herzogs Roman, wie es da keinmal über den Horizont deutschen Spießertumes hinausreicht, wie die französische Revolution nur als ein bluttriefendes Wüten der „Canaille" gesehen wird, wie Napoleon nur als eitler und ruhmsüchtiger Triumphator von ferne durch die Geschehnisse zieht, sein Sturz ganz im Sinne der preußischen Schulbuchgeschichtsklitterung als der Fall des von Gott gerichteten Dämons gesehen wird, man prüfe einmal dies Deutschtum des Romanes, das von allem „Französisch-Gemeinen" so rühmlich absticht, und das doch in nichts weiter besteht, als in dem Herleiern all jener — natürlich der Terminologie des beginnenden 20. Jahrhunderts entnommen — Phrasen, deren man bis zum Überdruß satt ist (und die auch etwa von dem jungen deutschen Nationalismus unserer Zeit mit aller Entschiedenheit abgelehnt werden!).

Ein Gesamturteil über die drei Bücher noch einmal zu fällen, haben wir nach der ausführlichen Darstellung der Einzelheiten nicht mehr nötig; aber mit desto größerer Dringlichkeit erhebt sich nun die Frage nach den literaturpädagogischen Folgerungen, die wir nun für unsere Arbeit aus solcher Bewertung der Bücher ziehen. Gerade angesichts der dichterischen, weltanschaulichen und menschlichen Unzulänglichkeit des Herzogschen Buches fragen wir uns, ob wir ein solches Werk überhaupt in unserer Bücherei-

arbeit einzusetzen haben. Die Frage ist meines Erachtens weder mit der Begründung von vornherein zu bejahen, daß die Leser nach solcher Lektüre verlangen und daß wir solche Bücher deshalb als Ausgangspunkt unserer Arbeit mithineinnehmen müßten in unseren Bestand, noch mit der anderen Begründung von vornherein zu verneinen, daß die Bücherei als Kultureinrichtung auf alle „Surrogatliteratur", auf den Kitsch verzichten und deshalb Autoren von der Art Herzogs ablehnen müsse. Die Erörterung muß nämlich doch tiefer dringen zu der Überlegung, welche Wirkung wir überhaupt von der Lektüre eines Buches erwarten.

Betrachten wir uns selber beim Genießen eines Kunstwerkes: Was macht seine Wirkung auf uns aus? Wir meinen folgendes: Das vom Künstler geschaffene, „beseelte" Kunstwerk setzt in dem Augenblick des Kontaktes mit uns unsere eigenen seelischen Kräfte in Bewegung, es zwingt uns zum Nacherleben der erdichteten Schicksale, zum Nachfühlen der vom Künstler dargestellten Gefühlserregungen, zum Nachdenken des von ihm Vorgedachten. Und in diesem Nacherleben des Kunstwerkes, in unserer Betrachtung: der Dichtung, sehen wir einen Bildungsvorgang, weil eben das Nachfühlen von uns bisher fremden Gefühlen, das Nachdenken neuer Gedanken unseren seelischen Bezirk erweitert, unsere Kräfte schult. Und etwas anderes können wir mit dem Worte „Bildung" doch wohl kaum meinen? Warum „wirkt" denn aber auf uns Herzog nicht, warum lehnen wir ihn als „Kitsch" ab? Ich glaube, die Antwort kann nur lauten: weil wir seine Problemstellung, seine Menschengestaltung, seine Weltanschauung als „gemacht" empfinden. Und woher nehmen wir das Recht zu diesem Urteil? Wahrscheinlich doch nur daher, daß wir aus dem Vergleich mehrerer Bücher von ihm oder aus dem Vergleich mit andern Büchern diese Sprache, diese Probleme, diese Figuren als abgegriffen ansehen. Denn sie sind uns schon hundertmal ähnlich begegnet und diese Art von Dichtung verlockt uns daher nicht mehr zu irgend einem eigenen Kräfteeinsatz, weil wir alles schon vorher wissen. Aber eine solche Betrachtungsweise setzt eben eins voraus, eine entsprechende Erfahrung auf dem Gebiet (anders ausgedrückt: Belesenheit); die ganze Beurteilung der Literatur nach Kunst und Kitsch ist eine typische Angelegenheit des literarisch Gebildeten, ist keinesfalls volksgemäß gedacht. Dem könnte nun etwa entgegengehalten werden, daß man doch bei gar nicht literarisch Gebildeten, etwa bei manchem Arbeiter eine entschieden ablehnende Haltung gegenüber solcher Literatur wie Herzog finden könne, indem sie etwa als „unwahr" bezeichnet werden, was doch so etwas wie einen „Instinkt" auch des literarisch nicht Vorgebildeten für das Echte und das Unechte beweise. Prüft man diesen „Instinkt" etwa manches Arbeiterlesers*) aber einmal genauer, so ist er durchaus nicht so sicher in seinen Entscheidungen. Wird nicht derselbe Arbeiter auch ein Buch wie Hölderlins „Hyperion", wenn er ihn überhaupt ansieht, ebenfalls als „unwahr" ablehnen? Und auf der andern Seite Sinclairs „König Kohle" (über dessen Unzulänglichkeit gar nicht zu reden

*) Wer im übrigen Belege über die „Instinktsicherheit" selbst der berufenen Kritiker sucht, der findet sie zu Dutzenden in dem lesenswerten Buch von R. K. Goldschmit: Der kluge Zeitgenosse. Aus dem Irrgarten der deutschen Kritik. Heidelberg 1930.

ist, man denke nur einmal an die Szene, wo der Held in seiner schmutzigen Arbeitertracht in die Salonwagenwelt seiner früheren Freunde einbricht: welche herrliche Kitschfilmszene!) als durchaus echt und wahr empfinden?

Natürlich gibt es unter Lesern aller Schichten und Stände einige, die mit diesem absolut sicheren Instinkt begabt sind, aber deren sind viel zu wenige, um darauf eine Büchereitheorie der Empfänglichkeit resp. Unempfänglichkeit zu bauen. Literarische Urteilskraft und künstlerisches Verständnis ist in erster Linie eine Angelegenheit der entsprechenden Erziehung.

Der Bibliothekar, der seine Leser unvoreingenommen beobachtet und die Wirkung eines Buches auf den Leser mit der etwa selber empfundenen Wirkung vergleicht, wird oft verwundert sein über die Verschiedenheit des Bucherlebnisses. Es kann meines Erachtens z. B. gar kein Zweifel sein, daß von den oben auf S. 9 herangezogenen Stellen die Szene aus den „Burgkindern" auf den vorkünstlerischen Leser stärker wirkt, daß seine Seele von ihr tiefer erschüttert wird als von der künstlerisch unvergleichlich viel höher stehenden Szene bei Ina Seidel. Denn ihm fehlen die seelischen Kräfte, um die sparsam ausgezogenen Linien bei Ina Seidel mit seiner Erlebniskraft zu füllen; er will das Geschehen deutlich in all seiner Gefühlsfülle ausgesprochen haben, so wie Herzog es tut. Sollen wir ihm zum Vorwurf machen, was doch nur notwendige Folge seines seelisch unentwickelten Zustandes ist? Und wenn eine normale bürgerliche Leserin von einer solchen Stelle wie der oben angeführten angerührt wird in ihrem Muttergefühl, wenn sie die Tragik des Sterbens einer Mutter nachempfindet und dadurch noch ein wenig verantwortungsvoller als Mutter wird, wollen wir leugnen, daß das ein Bildungsvorgang ist, selbst wenn er von einer nach unserm Gefühl kitschig dargestellten Szene ausgeht? Wer seinen eigenen literarischen Bildungsgang unvoreingenommen betrachtet, der wird sich aus Jugend- und Entwicklungsjahren entscheidender Bucherlebnisse erinnern, die von Werken ausgingen, welche er später als kitschig beiseitelegt. Ein ganz besonderes objektives Charakteristikum des Kitschigen ist nämlich der Überaufwand an „Kraft" für eine Sache, die es nicht wert ist. Der Mensch nun, der in irgendwelchen Entwicklungsstadien ernsthaft mit der Lösung eines Problems ringt, wird ein Buch, das selber dies Problem sehr ernst nimmt, als ungemein entscheidend für sich ansehen, und wird das Buch später, wenn er die Lösung gefunden hat, umso sicherer als kitschig empfinden, je selbstverständlicher ihm die Lösung inzwischen erscheint. An einem Beispiel mag das noch verdeutlicht werden: Es dürfte für einen Menschen nichts Peinlicheres geben, als seine eigenen Briefe aus den Entwicklungsjahren (oder gar seine Tagebücher der Zeit) zu lesen, weil ihm, der über die damaligen Probleme längst hinweg ist, der auf deren Lösung verwandte Aufwand immer als erschreckend ungemäß erscheint. Und doch ist der Aufwand, mit dem wir unsere Probleme zu irgendwelcher Zeit anpacken, immer ein Gradmesser unserer Lebensintensität.

Und damit kommen wir auf eine These, die wir noch wieder an unsern Buchbeispielen beweisen möchten: In jeder Beurteilung eines Buches als „kitschig" schwingt unterbewußt die gesamte Zeitlage mit (in der doppelten Bedeutung: die Lage des einzelnen Menschen als eines in der Zeit sich entwickelnden Wesens, und die Haltung des Menschen als eines Kindes

und Vertreters seiner Zeit). Wir empfinden heute Herzog als so besonders kitschig und volksbildnerisch bedenklich, weil seine Sprache, seine Gedankenwelt, seine Weltanschauung, seine Menschen typischer Ausdruck einer überwundenen Zeit, nennen wir sie (selbst auf die Gefahr hin, hier von einem politisch Voreingenommenen mißverstanden zu werden): der „wilhelminischen Ära", ist, für die er eigentlich der geborene Schriftsteller ist: „wohlmeinend", von der eigenen Mission überzeugt, optimistisch, stets bereit, große Worte in die Welt zu werfen und nie — trotz aller subjektiven Gutgläubigkeit — bereit, zu diesen Worten zu stehen. Diese Ära aber ist — selbst für die Generation des heutigen jungen Nationalismus — endgültig vorbei, und darum kommt uns die Sprache und Gedankenwelt Herzogs abgeschmackt vor — wie die Rede des normalen Kriegervereinsvorsitzenden, die noch vor zwanzig Jahren von einer großen Mehrheit des Volkes ernst genommen wurde, heute einer ebenso großen Mehrheit abgeschmackt erscheint. Ganz ähnlich liegt es etwa auch bei Ganghofer: Warum glauben wir ihm seine Bücher nicht mehr? Weil diese Weltanschauung des Optimisten, diese im Vertrauen auf Gottes Hülfe obligat gut ausgehenden Geschichten einem Geschlecht, das all seinen Glauben durch härteste Not erschüttert sieht, das die größte Umwertung aller Werte erlebte, zu bequem, zu einfach, zu verlogen vorkommen. Die Weltanschauung und der Glaube der Gegenwart wird in heißerem Feuer gehärtet, die heutige Generation will sich über die Bitterkeit ihres Daseins nicht mit bequemem Augenzumachen und schnellbereiten Tröstungen hinweghelfen.

Mit diesem unserem Empfinden der „Gefühlsverlogenheit" solcher Bücher ist nun aber noch durchaus nicht gesagt, daß das Schaffen dieser Autoren von ihnen selbst aus betrachtet auf erlogene Gefühle aufgebaut wäre. Sicher war bei Ganghofer und ist bei Herzog ein aufrichtiger Glaube an das Recht und die Richtigkeit der eigenen Anschauung da; daß sie sich ihrem Publikum anpassen, daß sie das als wirkungsvoll Erprobte wieder verwenden, das bedeutet noch keine subjektive Verlogenheit. Kann man bei Speckmann und Sohnrey, bei Schröer nicht dieselbe Anpassung an die Gedankenwelt des vorgestellten bäuerlichen Lesers feststellen? Paßt Sinclair sich nicht bewußt oder unbewußt der Gedanken- und Empfindungswelt seiner Arbeiterleser an? Die Grenze zwischen berechtigter Anpassung an die „Interessen" des Lesers und etwaiger schnöder, den „Lesergeschmack" berechnender Mache ist gerade bei diesen künstlerisch nicht völlig einwandfreien Autoren mit den Mitteln unserer Kritik schwer feststellbar. Eine spätere Zeit wird sicher manchen in der Gegenwart hochgepriesenen und auch von der auf strengste Auswahl bedachten Gruppe der Volksbibliothekare geförderten Autor als gefühlsverlogen beiseitestellen.

Mit der Anerkenntnis der generationsmäßigen Bedingtheit unserer literarischen Urteile gewinnen wir aber ein Prinzip, das unsere Diskussion der Grundsätze unserer Buchkritik und Buchauswahl aus dogmatischer Verengung herausheben kann. Wir werden lernen müssen, diese Bedingtheit unserer Leser als ebenso wichtig anzusehen, wie deren soziologische Bestimmtheit, die längst für uns zur wichtigen Entscheidungsfrage geworden ist. Die Entscheidung, ob etwa ein Buch von Herzog einzustellen ist, wird von diesem Standpunkte betrachtet nicht mehr zur Prinzipien- sondern zu

einer rein praktischen Frage. Genau wie heute der Bestandsaufbau irgendeiner Bücherei nach soziologischen Feststellungen erfolgt, wird er auch auf die generationsmäßige Lage der zu erwartenden Leserschaft Rücksicht zu nehmen haben. Wenn ich etwa eine bäuerlich-patriarchalische Lebenswelt vor mir habe, in der die naiv-gläubige Deutung der Welt, wie sie ein Ganghofer vertritt, noch nicht erschüttert ist, so bieten in ihr die entsprechenden Romane Ganghofers den gegebenen Anknüpfungspunkt für eine zielbewußte Büchereipädagogik, und der Verzicht auf sie bedeutet wahrscheinlich auch den Verlust einer Lesergruppe, die durchaus nicht von vorneherein als unempfänglich für die Werte höherstehender Bücher angesehen werden kann, die aber für weiterführende literaturpädagogische Bemühungen erst gewonnen wird, wenn sie zunächst durch ihr entsprechende Kost das Vertrauen zu der Bücherei und der unvoreingenommenen Sachlichkeit des Bibliothekars erworben hat. Und ebensowenig wird man in einer kleinbürgerlichen oder mit kleinbürgerlichen Elementen stark durchsetzten Umgebung, die noch in der Gedanken- und Gefühlswelt Herzogs lebt, auf diesen Autor ganz verzichten können. Denn jeder Versuch, dem danach fragenden Leser klarzumachen, daß die Bücherei diesen Autor etwa als „Kitsch" ablehne, wird auf völliges Unverständnis stoßen, heutzutage sogar in den meisten Fällen als geschickte Bemäntelung parteipolitischer Voreingenommenheit gedeutet werden. Es braucht dabei wohl kaum ausdrücklich betont zu werden, daß wir in solchen Büchern lediglich Ausgangspunkte für unsere Arbeit sehen, daß wir uns in der Ausleihe keinesfalls für sie einsetzen, daß wir jederzeit gerne auf ihre Einstellung verzichten, wo die Voraussetzungen für ihre Erlebensnähe nicht mehr vorhanden sind, und daß wir eine Büchereiarbeit, die über das Ausleihen solcher Autoren nicht planmäßig hinauszuführen sucht, als grundsätzlich verfehlt ansehen (vgl. auch Homanns Aufsatz „Guter Ersatz für Ganghofer, Marlitt u. a." Jg. 1923 dieser Zeitschrift S. 66 ff.).

Nur als Anmerkung sei hier eingefügt, daß von dieser Betrachtungsweise aus auch das Problem des Zeitbuches eine neue Beleuchtung erfährt. Wenn die Problemwelt dieser Bücher auf eine Generation stößt, die mit ähnlichen Problemen ringt, und von der Lektüre dieser Bücher einen Anstoß bekommen kann, ihre Konflikte klarer zu erkennen, ihre Problemverschlingungen rascher zu entwirren, dann ist die Einstellung solcher Bücher gerechtfertigt, selbst wenn sie künstlerischen Ansprüchen nicht genügen. Sie ist auch gerechtfertigt gegenüber den muckerischen Einwänden einer älteren Generation, die von dem Vorhandensein der jüngeren meist wenig weiß und darum deren Sprache und Gedankenwelt und ihren literarischen Ausdruck häufig als blasphemisch, lasterhaft und entsittlichend empfinden wird.

Eine Frage nur erhebt sich hier, es ist eine pädagogische Grundfrage überhaupt: Sollen wir denn diese generationsmäßige Bedingtheit so einfach als Gegebenheit hinnehmen, ist es etwa nicht unsere Aufgabe, die noch in einer versunkenen Wertwelt lebende Generation in ihrem Glauben zu erschüttern und sie bereit und aufgeschlossen zu machen für das werdende Neue? Ich glaube, daß die Antwort auf die letzte Frage vom pädagogischen Gesichtspunkt her nur verneinend sein kann. So wenig, wie wir es als Regel ansehen, einen Menschen, der mit fester weltanschaulicher oder poli-

tischer Bindung zu uns kommt, nach einer andern Richtung beeinflussen zu dürfen, so wenig haben wir im Durchschnittsfall Anlaß, die generationsmäßige Verbundenheit des Einzelnen zu negieren oder zu erschüttern. Gewiß besteht die Gefahr, daß ein Leser durch die Darbietung der ihm hier entsprechenden Kost noch mehr festgelegt wird auf eine enge Anschauung*); aber besteht die bei dem sozialistischen Arbeiter, dem wir sozialistische Bücher bieten, nicht auch? Daß wir immer uns bemühen dürfen, festgefrorene Anschauungen, die zur philisterhaften Enge werden, durch Darbietung entgegengesetzter Lektüre aufzulockern, ist freilich ein Recht, das uns auch der gläubige Vertreter irgendeiner Weltanschauung, der noch nicht zu deren Banausen geworden ist, nicht bestreiten wird. Aber die Entscheidung, wann wir von diesem Recht Gebrauch machen sollen, wird nur jedesmal am konkreten Fall zu fällen sein und unter allerletzter pädagogischer Verantwortlichkeit. Damit ist aber auch der Volksbibliothekar als Pädagoge mit voller Verantwortung eingesetzt, der seine Entscheidungen nicht nach irgendwelchen imaginären Prinzipien und Dogmen trifft, sondern für jede seiner Handlungen, seinem „Zögling", dem Leser, und seinem „Erziehungsmittel", der Literatur, gegenüber, eine Rechtfertigung finden muß aus jenem ehrfürchtig-demütigen Dienen am sich entwickelnden Leben, das des Pädagogen schönste Berufung ist.

Ein letztes Bedenken sei schließlich noch besprochen. Werden nicht bei der hier vertretenen Betrachtungsweise der Literatur alle Werte relativiert, wird damit nicht der doch sehr wankelmütige Zeitgeschmack zum souveränen Richter eingesetzt über Kunst und Kitsch? Nun, wir wollen die Zeit keinesfalls zum objektiven Kunstrichter machen, wir wissen, daß der objektive Wert von Goethes „Werther" unangetastet bleibt von dem Urteil eines Teils der heutigen Jugend, die diesen Roman kitschig und sentimental nennt; aber es kam uns ja darauf an zu zeigen, daß unsere literaturpädagogischen Bemühungen gar nicht in erster Linie mit der ästhetischen Bewertung der Bücher zusammenhängen, sondern daß die Bildungswerte eines Buches sich nicht decken mit seinem ästhetischen Wert. Auch der künstlerische Aufbau des „Wunschkindes" ist nur für eine verschwindende Minderheit unserer Leser erlebbar; die bildende Kraft dieses Buches liegt doch wohl vor allem darin, daß hier ein Frauen- und Mutterleben gezeichnet wird, das mit seiner gläubigen Schicksalsbejahung zur formenden Kraft für viele Menschen werden wird, die ihm einmal in all seinen Schick-

---

*) Gerade Herzogs Werke — und das ist einer der Hauptgründe, warum wir möglichst ohne sie auskommen sollten — nähren eine gefährliche Neigung des deutschen „bürgerlichen" Menschen, nämlich eine pseudoidealistische Vernebelung der Gehirne, die über die bestehenden harten Gegensätze unseres Lebens mit einigen blumigen Phrasen hinweggeht. Man sehe sich z. B. einmal an, wie Herzog das Verhältnis zwischen „Herr" und „Knecht" oder, in der Sprache der Gegenwart, zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, als ein gottgewolltes darstellt. Der deutsche Arbeiter zwar bedankt sich im allgemeinen für solche Arbeitgeberphilosophie, der bürgerliche Leser aber könnte nur zu leicht durch solche Verschleierung der Tatbestände veranlaßt werden, in den entschiedenen Forderungen der Arbeiterschaft lediglich das maßlose Begehren einer verhetzten Gruppe zu sehen. Freilich findet man solche unserem Zeitempfinden völlig widersprechenden Anschauungen gelegentlich auch bei Autoren von ganz anderem Rang (man vergleiche dazu das von Schuster in „Zeitgeist und Literaturpädagogik", S. 54 f. über Keller Gesagte).

salswegen nachgegangen sind. Die Pädagogik muß in erster Linie ihren Zögling betrachten und ihn hinzuentwickeln suchen nach dem ihm immanent vorschwebenden Leitbild; die Mittel aber, deren sie sich im Hinblick auf die jeweilige Wirkungsmöglichkeit dazu bedient, nach ihrem eigenen Ermessen zu wählen, ist ihr vornehmstes Recht.

Konfessionalität und Erziehung.

Von Prof. Dr. Herman Nohl (Göttingen).

Die Problematik des Bekennertums (kirchlicher oder weltlicher Art) ist ein Fragengebiet von höchster Zeitgemäßheit. Bei seiner öffentlichen Erörterung scheint es heute oft so, als bleibe uns nur die bange Wahl zwischen einseitiger Bindung an bestimmte Heilslehren großer Machtgruppen und einem ohnseitigen „Liberalismus", der im Grunde gar keine innere Notwendigkeit mehr erlebt. Die Stimme der Humanität, die etwas ganz anderes ist als jener „Liberalismus", ist in jenem Streite bisher noch nicht klar und stark genug erklungen. Und gerade sie ist die eigentliche Fürsprecherin unserer bildungspfleglichen Arbeitsgesinnung, doppelt nötig in einer Zeit, von der schon Grillparzer geweissagt hat, daß in ihr der Weg von der Humanität über die Nationalität zur Bestialität führen werde. Der folgende Aufsatz, den wir mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers und der Zeitschrift „Die deutsche Schule" hier nachdrucken, ist eine solche Mahnung zur Besinnung auf die Humanität, wie sie unserem öffentlichen Leben so dringend not tut. Wir freuen uns, ihn unseren Lesern zu gründlicher Überlegung darbieten zu dürfen.

Zugleich verweisen wir auf eine Auseinandersetzung zwischen Dr. Grosche, Dr. Schuster und Dr. Hammelsbeck über weltanschaulich freie und weltanschaulich gebundene Volksbildung im Jg. 1930 der „Hefte für Büchereiwesen" S. 241 ff., S. 314 ff. und S. 319 ff. Die Herausgeber.

Das fremdartigste und zugleich abstoßendste Phänomen der Gegenwart ist für mich der neue Fanatismus der Konfessionalität, der sich heute in Kirchen und Parteien geltend macht. „Eine wirkliche Überzeugung diskutiert nicht mit ihrem Gegner, sondern vernichtet ihn", soll neulich ein nationalsozialistischer Abgeordneter gesagt haben, und ganz ähnlich drückte sich mir gegenüber ein kommunistischer Kollege aus, der dann Justizminister wurde: „Eine Überzeugung kann so stark werden, daß sie den Träger der gegenteiligen vernichten muß." Ich erinnere mich, daß ich mit einem Theologen vor einer arbeitenden Häckselmaschine stand und wir die Grausamkeit der schneidenden Messer bewunderten, worauf er meinte: „Schade, daß X. (ein bekannter ermordeter Politiker) schon tot ist, sonst könnte man ihn dort hineinwerfen." Jeder wird leicht aus seiner Umgebung solche Aussprüche in Menge beibringen können; das ganze frivole Gerede vom „an die Wand stellen", „baumeln", „Köpfe rollen" gehört hierher.

Besonders merkwürdig ist dabei, daß dieser Fanatismus der Konfessionalität heute weithin bereit ist, sich mit der bloßen Intensität des Glaubens zu begnügen, ohne weiter nach seinem Inhalt zu fragen. „Es kommt darauf an, wollen und glauben zu können, ganz abgesehen von den Inhalten, die sich dieses Wollen und Glauben gibt", heißt es bei Ernst Jünger, oder wie Dwinger einmal schreibt: „Es kommt nicht darauf an,

daß das, was man tut, einen Sinn hat, sondern darauf kommt es an, daß es schwer ist und weh tut." Das sei der Standardspruch der neuen Jugend, die heranmarschiere. Hier wird denn auch der tiefere Sinn dieser Haltung sichtbar, eine Opferbereitschaft, die dem Glücksverlangen der früheren Generation gegenüber das Leiden sucht, weil es allein Echtheit verbürgt. Aber die Bodenlosigkeit solchen rein formalen Glaubenswillens erlaubt dann, von einer Konfession zur andern zu wechseln — es gibt nie mehr Konvertiten als in den Blütetagen der Konfessionalität. Eine echte persönliche Überzeugung geht nur aus tiefen Gehaltserfahrungen hervor, die langsam erwachsen und durchprobt sein wollen, während die Konfessionalität ihren Mut aus der kollektiven Suggestion entlehnt, die die Menschen anfällt wie eine Infektion. Trotzdem meint man heute in allen Lagern, daß solche Konfessionalität die Voraussetzung für eine gesunde Erziehung sei, und selbst außerhalb ihrer hat man eine sonderbare Verehrung für ihren Radikalismus.

Als die Konfessionalität im 17. Jahrhundert ihren letzten Charakter in der Zerfleischung des Dreißigjährigen Krieges offenbart hatte, entstand in den höheren Menschen eine tiefe Sehnsucht nach Verständigung, eine Bereitschaft zur Toleranz und der Wille nach Rationalisierung der Überzeugung durch ihre allgemeingültige Begründung, und dieser Wille war auf das engste verbunden mit einer pädagogischen Bewegung, die die Jugend vor der Sintflut solcher Kämpfe zu retten suchte. Comenius' große irenische Gestalt und seine Pädagogik ist nur auf diesem Hintergrund des Grauens seiner Zeit ganz zu verstehen. Aus dem Labyrinth der Welt zurückfinden zu der Einfachheit der Seele mit dem Ariadnefaden des Einen Notwendigen, der praxis christianismi. Hinter diesem Tumult der religiösen und politischen Dogmatik und ihrer Unduldsamkeit gibt es letzte Gewißheiten elementarer Art, die die Menschen zusammenführen, statt sie zu trennen, das einfache Gebot Christi, der ja auch von dem Apparat der Doktrinen nichts wissen wollte und das ganze Gesetz und die Propheten auf die einfache Formel brachte, Gott und seinen Nächsten zu lieben.

Diese Gesinnung bleibt die Seele der pädagogischen Bewegung des 18. Jahrhunderts. Es ist rührend und belustigend und doch ungemein charakteristisch dafür, wenn Salzmann in Dessau als Paten für sein Kind die Geistlichen aller drei christlichen Bekenntnisse bittet, wobei seine Tochter, die das erzählt, ausdrücklich hinzufügt, daß ihm auch der Rabbiner immer nahegestanden habe. Man ist geneigt, das als Ausdruck des Liberalismus und Indifferentismus der Aufklärung zu nehmen. Dahinter stand aber ein instinktives Wissen um den fragwürdigen Wahrheitswert aller einseitigen Ideologien und ihrer Konsequenzmacherei gegenüber der Realität der Lebenseinigung der Menschen, und tiefer noch eine echt pädagogische Haltung, die das kindliche Leben vor den Trennungen des Erwachsenendaseins bewahren will und der die persönlich verantwortliche Entscheidung heilig ist, weil sie auf der Entwicklungsstufe unseres Geistes allein die innere Wahrhaftigkeit verbürgt. Das Vorbild dieser Pädagogik des 18. Jahrhunderts war immer Sokrates, dessen letztes erzieherisches Geheimnis war, daß er selbst „nichts wußte" und die Menschen doch besser im Umgang mit ihm wurden. Diese größte pädagogische Gestalt der Erziehungsgeschichte

war ganz unkonfessionell, ging immer von dem aus, worin der andere mit ihm einig war, und suchte nichts zu lehren, dem der Zögling nicht seine freie Zustimmung geben mußte. Auch Pestalozzi hat hier mit voller Klarheit gesehen. In seinem pädagogischen Hauptwerk heißt es: „Ich nehme keinen Teil an allem Streit der Menschen über ihre Meinungen; aber das, was fromm, brav, treu und bieder machen, was Liebe Gottes und Liebe des Nächsten in ihr Herz und Glück und Segen in ihr Haus bringen kann, das, meine ich, sei außer allem Streit und uns allen und für uns alle in unsere Herzen gelegt." Und auch ein Mann wie Fröbel, der doch nun schon ganz vom historischen Bewußtsein und vom Gemeinschaftsbewußtsein der Romantik erfüllt war, spürt mit tiefem pädagogischen Instinkt, daß die Konfessionalität nicht in die Erziehung gehört. In der „Schilderung seines Lebensganges von 1782 bis 1816" schreibt er: „Ich kann mich auch hier für die ganze Zeit dieses meines erziehenden Wirkens nicht erinnern, daß mein persönliches Leben in irgendeiner andern als allgemein-menschlichen Form hervorgetreten sei." „Ich darf es nicht leugnen, daß, obgleich nach meinem Gefühl und nach meiner Überzeugung mir persönlich sich die positiv und kirchlich religiösen Formen leicht in meinem Innern durchleuchteten, aufklärten und belebten, ich dennoch von jeher eine große Scheu trug, andern, namentlich Zöglingen und Schülern, diese positiven Formen auszusprechen." „Ich schließe daraus, daß das naturgemäß geleitete Kind keiner positiv kirchlichen Form bedarf, weil das liebend gepflegte und darum sich stetig und kräftig entwickelnde Menschen- und Menschheitsleben, also auch das ungetrübte Kindesleben, an und für sich ein christliches ist. Ich schließe ferner, daß ein Kind, dem die höheren Lebens- oder Religionswahrheiten in strenger positiv kirchlicher Form gegeben werden, daß diesem jungen Menschen notwendig ein reines menschliches und menschheitliches Leben zur Seite gehen, ihn umwogen müsse, damit jene bestimmte Form durchleuchtet und belebt werde. Sonst läuft das Kind Gefahr, später sein höheres Leben mit den nicht durchdrungenen positiven und religiösen Formen wegzuwerfen."

Das historische Bewußtsein hatte den positiven Charakter jeder lebendigen Form erkannt und von dieser Einsicht aus das Ideal des Allgemeinmenschlichen abgelehnt.

Heute sehen wir, daß das in seiner einseitigen Überspannung ein Irrweg war, der von der Humanität über die Konfessionalität jeder Art zur Barbarei führt. Denn am Ende bleibt für solche Besonderung und ihre bewußte Pflege nichts übrig als die Intoleranz gegen andere und der egoistische Machtwille. Wie überall im Geistigen erhält sich wahres Leben auch hier nur in einer Spannung, die bei klarem Wissen, daß geistiges Dasein sich am Ende immer nur in einer individuellen Gestalt verwirklicht, doch den Willen zur Allgemeingültigkeit festhält und überzeugt ist, daß sich die eigene Form um so höher und klassischer entwickeln wird, je gewissenhafter man den überindividuellen Prinzipien des Mutes der persönlichen Überzeugung, der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, der Totalität des Ideals und des Respektes vor fremdem Leben folgt. Wenn die Deutsche Bewegung seinerzeit die Formel fand, daß man nicht nach der Natur, wohl aber wie die Natur schaffen solle, so können wir heute sagen: Nicht nach den Klassikern,

aber wie die Klassiker schaffen, nämlich aus dem gleichen Willen zum objektiven Gesetz. Dann werde uns vielleicht Größe, Echtheit und Charakter von selbst zufallen, auf anderem Wege gewiß nicht. Dies Bildungsgesetz wird nun vor allem auch für die Erziehung gelten. Gewiß ist die Bildungsform einer Zeit immer historisch und individuell, aber die Bildungsarbeit muß sich vor allem an das Allgemeinmenschliche halten, das durch die Zeiten und Völker hindurchgreift, an geistige Gestalten und Wahrheiten.

Darum wird die Erziehung sich allerdings nicht damit begnügen können, „neutral" zu sein, aber auch eine „Vereinigung von Toleranz und Kämpfertum", die die Jugend lehrt, für eine Sache einzutreten und doch den Gegner anerkennen zu können, drückt ihre letzte Aufgabe nicht aus, sondern ihr eigentümlicher Nerv ist ein leidenschaftlicher Wille zum Allgemeingültigen, zu dem, was unsre edelste deutsche Generation die Humanität nannte und aus dem sie ihren großen Stil gestaltete.

Zur Frage des Jungmädchenbuches.

Auf der letzten Tagung des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare wurde u. a. auch eine Arbeitsgemeinschaft über das Jungmädchenbuch abgehalten, in der drei Referate gehalten wurden, eines von Dr. Narciß, in dem versucht wurde, eine kurze Skizze des psychologischen Aufbaues des Jungmädchens und seiner literarischen bzw. unliterarischen Bedürfnisse zu geben. Fräulein Else Schaeffer (Leipzig) arbeitete dann in Vertretung von Frau Hofmann-Bosse die psychologischen und soziologischen Typen des Jungmädchens heraus, soweit diese Typen in den Antworten auf die Rundfrage des Börsenvereins der deutschen Buchhändler „Was wir vom Buch erwarten" (Rundfrage an 15—20jährige Mädchen) in Erscheinung getreten sind. In einem zweiten Referat ging dann Fräulein Schaeffer von einigen typischen Jungmädchenbüchern der Gegenwart aus. Sie zeigte (aus Mangel an Zeit konnte das leider nur sehr kurz geschehen) die Probleme, die der Bücherei vom Jungmädchenbuch her erwachsen und stellte dann schließlich die Grundsätze und Methoden, nach denen diese Jungmädchenbücher in den Büchereizeitschriften besprochen werden, zur Debatte. Das Ergebnis dieser Diskussion war die Einsicht, daß man im eigenen Arbeitsbereich und in enger Fühlungnahme mit Schulen, Jugendfürsorge und Jugendheimen noch Beobachtungen und Material sammeln müsse, ehe man an eine theoretische Unterbauung der inzwischen ja praktisch schon geleisteten Arbeit denken könne. Die Diskussion zeigte ferner die Notwendigkeit, eine gründliche Besinnung anzustellen über die beste Methode, Jungmädchenbücher für unseren Gebrauch zu besprechen. Die beiden Referenten wurden beauftragt, mit einem kleinen Arbeitskreis Richtlinien für diese Jungmädchenbuchbesprechungen festzustellen, soweit sich darüber überhaupt Allgemeines festlegen läßt. Dr. Narciß, der sich der ganzen Verteilung der Referate gemäß sehr stark im Theoretischen halten mußte, führte etwa folgendes aus:

Wir werden in der Bücherei immer wieder versuchen müssen, den Erfahrungsbestand des Lesers wenigstens soweit zu fassen, daß wir wissen, welches Maß an neuen Bildungserlebnissen wir ihm zumuten können, ohne ein bloß intellektuelles Begreifen befürchten zu müssen. Wir tun dies in der Bücherei wohl am besten mit Hilfe einer Art pädagogischer Diagnostik, die es uns ermöglicht, auf Grund von Indizien geistige und seelische Zustände eines Menschen zu erkennen. Diese Diagnose ist besonders schwierig und verantwortungsvoll gegenüber dem Jugendlichen; denn die Grundform, die Grundhaltung des Jugendlichen ist ja noch wandelbar. Dazu kommt, daß die intellektuelle und die seelische Reifung des Jugendlichen durchaus nicht gleichzeitig vor sich gehen, daß wir also leicht in Versuchung kom-

men, auf Grund eines weitgehenden intellektuellen Verständnisses (dessen Grad ja wesentlich leichter festzustellen ist als der Grad seelischen Verstehens) auf einen Grad seelischer Reife zu schließen, der in Wirklichkeit noch nicht erreicht ist. Hier entsteht dann ein zu großer Abstand zwischen Bildungs- und Urerlebnis, ein Abstand, der auf die Dauer zur Oberflächlichkeit verleiten muß, denn „nur vom Urerlebnis aus gewinnt der Jugendliche im Bildungserlebnis Neuland für sein seelisches Verstehen". (Ziehen).

Eine sichere und genaue Diagnose der geistig-seelischen Lage eines Lesers nun erfordert vom Bibliothekar, daß er sich Klarheit verschafft über die allgemeinen Verhältnisse, die diese Lage bestimmen, also einerseits über Alter, Geschlecht, Beruf, Schulausbildung usw., andererseits über die sozial-psychologische Situation, in der der Leser sich befindet, über die besonderen Wirkungen, die die politischen, die kulturellen und die wirtschaftlichen Zeitverhältnisse auf ihn üben. Auf Grund dieser Feststellungen kann man Typenbildungen wagen, die freilich nie zum Endziel pädagogischer Arbeit werden dürfen, denn sie können nur Hilfskonstruktion sein, die wohl eine genauere Erfassung der Individualität und ein schnelleres Auffinden der Ansatzpunkte für eine pädagogische Arbeit erleichtern, die aber nicht unmittelbar zu einem wirklichen Eindringen in das Wesen des Zöglings verhelfen können.

Es ist wohl keine Frage, daß das Jungmädchen einen ganz besonderen Typ darstellt, den man — nicht ganz zu Recht und mit einer gewissen lächelnden Überlegenheit — Backfisch zu nennen pflegt. Es sind zunächst die typischen Erscheinungen des jugendlichen Alters überhaupt, die die Mädchenseele im Kampf halten mit Spannungen und Widersprüchen. Schon die körperlichen Vorgänge zwingen seinen Blick auf das eigene Ich, und diese schwankenden Erregungen des Körpers steigern auch das Gefühlsleben zu einem schnelleren Stimmungswechsel. Die Wirkungen dieser Erscheinungen sind allbekannt: das Herumrätseln am eigenen Ich, die Selbstreflektion, ein „Grübelzustand ohne Gedanken", wie Spranger das einmal nennt. Dazu kommen die ersten, zuweilen sehr energischen Regungen des Selbstbewußtseins, die zugleich eine starke Empfindung für ungeahnte Tiefen und Höhen im eigenen Ich auslösen. Trotzdem aber — und diese Unklarheit, die sich bis zur gegenstandslosen Gefühlsverschwommenheit steigern kann, ist ja gerade bezeichnend für dieses Entwicklungsstadium — werden geistige Zusammenhänge nur in ganz seltenen Fällen wirklich klar erfaßt. Das Jungmädchen versteht sich selbst nicht. Es fordert aber Verstehen von allen anderen, und es zieht sich empfindsam zurück, wenn es kein oder nicht das rechte Verständnis findet. Von hier aus wird u. a. auch das starke Bedürfnis zur Einsamkeit und zur Absonderung verständlich. Für die wirklichen Menschen, die als Freunde und als Führer versagt haben, treten Gestalten der Einbildungskraft ein. Die Seele lebt in einer Traumwelt, die nur zu oft die wahre Welt bedeutet. Dieser Rückzug auf sich selbst muß hier noch von einer anderen Seite aus betrachtet werden: Der Mittelpunkt des Erlebens im Jungmädchenalter ist das Persönliche. Der schwerste Kampf dieses Entwicklungsstadiums ist der Kampf um die Selbstachtung. Darum auch ist die Zuneigung zu den Menschen am größten, die Selbstachtung und den Mut haben, immer als die zu erscheinen, die sie sind. Solche Menschen sind aber selten, und es ist deshalb kein Wunder, daß hier die meisten dem Jugendlichen nahestehenden Menschen als Persönlichkeiten versagen, zumal beim Mädchen, das in seinen ethischen Forderungen unbedingter ist als der Junge. Von hier aus gesehen ist (darauf hat Hildegard Hetzer aufmerksam gemacht) auch das „Schwärmen" nicht nur ein „erotisches Phänomen", sondern zugleich der Versuch, Ersatz zu finden für die als „Persönlichkeiten" versagenden Nahestehenden. Die Mädchen begeistern sich ja auch ausschließlicher und mit viel größerer Leidenschaftlichkeit für dichterische Idealgestalten und zwar auch dann, wenn diese Idealgestalten nicht lebensecht sind. Die Jungens sind da — so glauben wir — kritischer. Die Frage freilich, ob sie bloßes Sachinteresse oder eine wirklich kritische Haltung zu dieser anderen Einstellung veranlaßt, ist noch nicht geklärt. Man ist sich ja durchaus noch nicht klar darüber, welche Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen im Entwicklungsalter wesentlich auf die Unterschiede des Geschlechts zurückzuführen sind, und welche Unterschiede einfach eine Folge der verschiedenen Zeitpunkte bzw. der verschiedenen Perioden der Reifung sind.

Als typische äußere Erscheinungen des Backfischalters, die sich großenteils

auf die eben angedeuteten physischen und psychischen Grundtatsachen zurückführen lassen, wären noch zu nennen: eine überstarke Empfindlichkeit, Sentimentalität, Gefühlsüberschwang, der sich bis zur schwärmerischen Hingabe (freilich unter häufigem Wechsel des Gegenstandes) steigern kann, und dem auf der anderen Seite Trotz, Auflehnung, Launenhaftigkeit gegenüberstehen; ferner eine zuweilen sehr plötzliche Aufeinanderfolge von dummen Streichen und stillem Vorsichhinträumen; im ganzen: eine merkwürdige Unfähigkeit zur Konzentration und Selbstbeherrschung.

Diese Äußerlichkeiten nun greift das typische Backfischbuch auf. Es faßt das junge Mädchen nicht in seinem Wesen, nicht in seinem Zentrum. Die äußeren Eigentümlichkeiten des Alters werden für sich, isoliert, nicht als Auswirkungen innerer Auseinandersetzungen und Spannungen gesehen und dargestellt. Sie werden dadurch verzerrt. Die schon genannte Neigung des jungen Mädchens, in sich selbst zu grübeln, wird im Backfischbuch zu einem bloßen Liebäugeln mit dem eigenen Ich, zu einer rein äußerlichen Selbstbespiegelung, die zu einer Übersteigerung dieser ohnehin stark negativen Neigung führt, und die schließlich die dadurch aufgerissene innere Kluft nur erweitert und bewußt macht, ohne die seelischen Mittel zur Überbrückung dieser Kluft bereitzustellen. Gerade diese Förderung der Selbstbespiegelung ist aber wohl einer der hauptsächlichsten Gründe für die große Beliebtheit der Backfischbücher, die in größeren Mengen genossen zwangsläufig zu einer Verfälschung des Lebensbildes führen müssen. Das Backfischbuch ist deshalb nicht nur literarisch wertlos, es ist auch erziehlich schädlich.

Für die besonderen Interessen des Jungmädchens nun ist es wichtig, zu wissen, daß man die Gesamtentwickelung von zwölf bis etwa achtzehn in eine Zeit der Vorpubertät (von zwölf bis fünfzehn) und in eine Zeit der eigentlichen Pubertät (von fünfzehn bis achtzehn) zerlegen muß. Beides sind Phasen gesteigerter Reflektion, die zu einer Verinnerlichung und Verdeutlichung des Selbstbildes führen. Bei den Schülerinnen höherer Schulen sind die Unterschiede dieser beiden Phasen nicht so leicht erkennbar wie bei den Volksschülerinnen und bei den berufstätigen Mädchen. Für den bloßen Zuschauer (nicht für den, der sich durch die besonders frühe intellektuelle Reifung der höheren Schülerinnen über die innere Unreife nicht hinwegtäuschen läßt) werden beide Entwicklungsphasen bei der höheren Schülerin in den Jahren elf bis fünfzehn vorweggenommen. Für uns hier ist es nun besonders wichtig, daß in der ersten Phase im allgemeinen zunächst nur ein instinktives Seelenverständnis (ein Mitlachen, Mitweinen usw.) möglich ist, und daß erst in der Zeit der eigentlichen Reifung das denkende Verstehen hinzutritt, daß also erst dann die Motivationen fremden Seelenlebens wirklich begriffen werden können. Das ist ein wichtiger Gesichtspunkt für die Auswahl der Bücher; denn gerade hier täuscht die intellektuelle Reifung des Mädchens in der Regel einen seelischen Erfahrungsreichtum vor, der in Wirklichkeit nicht vorhanden ist.

Für beide Entwicklungsphasen ist charakteristisch, daß nur die einzelnen Motive ein Buch angenehm machen, und zwar die Motive, die dem seelischen Typus des betreffenden Individuums besonders zusagen bzw. entsprechen. Bei aller Tendenz zur Ganzheit, zur Einheit, die ja ein Wesensmerkmal der Frauen auf jeder Entwicklungsstufe ist, fehlt hier noch das Verständnis für die Ganzheit und für die Geschlossenheit des fremden Ich, das in unserem Falle durch das Buch vertreten wird.

Für die Frühzeit der Pubertät ist charakteristisch, daß das Milieunahe dem Milieufernen weitgehend vorgezogen wird, eine Tatsache, die nicht zuletzt darauf zurückzuführen ist, daß die Schicksale der Buchhelden als ein Stück eigenen Lebens miterlebt werden. Die weitgehende Identifizierung der jungen Leserin mit den Personen einer Dichtung, die dann als Idealbilder bzw. als verklärtes Ich erscheinen, ferner die Tatsache, daß das Hauptinteresse der Handlung gehört, und schließlich, daß die Form in diesem ersten Entwicklungsabschnitt nicht die geringste Rolle spielt: das alles zusammen ist wohl der Hauptgrund für die Urteilslosigkeit des Jungmädchens, eine Schwäche übrigens, die beim Proletariermädchen ebenso groß ist wie bei den Kindern aus den sogenannten gebildeten Kreisen. Es ist bezeichnend, daß (wie Busemann feststellt) der Sprachstil der Mädchen in dieser Zeit ziemlich einförmig ist, daß er sich gar nicht um die formalen Qualitäten kümmert, die dann wenige Jahre später sehr wohl beachtet werden.

Dieser Umschwung beginnt im allgemeinen um das fünfzehnte Jahr. Das

reifere Mädchen bevorzugt nun das Milieuferne, es sucht Sehnsuchtserfüllung in weitab liegenden Lebensschicksalen. Auch der Rhythmus beginnt nun eine Rolle zu spielen, vor allem natürlich dann, wenn er an einen besonders interessierenden Stoff gebunden ist. Das Lesen wertvoller Bücher wird jetzt (so stellen Charlotte Bühler, Busemann, Schilfahrt u. a. auf Grund von Umfragen fest) vor allem vom einfacheren Mädchen als Leistung und als seelisch-geistige Bereicherung empfunden. Dementsprechend beurteilen die Mädchen der zweiten Pubertätsphase ihre Lektüre nun auch nach ethischen Gesichtspunkten. „Das Ethische — und sei es auch nur nach der negativen Seite — drängt sich dem zur Selbstbesinnung erwachten jugendlichen Mädchen allenthalben auf und zwingt es zur äußeren und inneren Stellungnahme" (Schilfahrt). Die Mitspielerin, die sich mit den Personen ganz indentifiziert, wandelt sich langsam in eine Zuschauerin, die sich auf Einzelprobleme einstellt und die damit eben diesen Einzelproblemen gegenüber auch kritischer wird. Mit der Sehnsucht nach Ruhe und Abgestimmtheit, einem Verlangen, das die jüngeren Jahrgänge, die sich noch im ersten und heftigsten Aufruhr befinden, ganz fehlt, mit dieser Sehnsucht erwacht auch der Sinn für die Form. Trotzdem wird es in den meisten Fällen falsch sein, jetzt schon reife und beschauliche Literaturwerke an die Mädchen heranzubringen, denn sie suchen und brauchen zunächst immer noch eine unmittelbare Ausdrucksform für ihre inneren Bewegungen. Gerade im Alter der zweiten Phase erwacht ja auch der Sinn für „schöne Naturschilderungen", für „Ideen, über die man nachdenken muß", und — vor allem natürlich bei den Schülerinnen höherer Lehranstalten — eine zuweilen leidenschaftliche Begeisterung für Lyrik oder Drama. Die Ideale lösen sich langsam von dem Bild ganz bestimmter Persönlichkeiten, die Differenziertheit und Vielschichtigkeit der Lebenszusammenhänge wird erkannt. Damit beginnt zugleich das Interesse für den psychologischen, vor allem für den Entwicklungsroman, für Biographien, Erinnerungen und Tagebücher.

Diese Entwicklungsgeschichten haben zwei Funktionen beim geistig-seelischen Aufbau des Jungmädchens: Ihre Helden wirken — wenn nicht als Gesamtpersönlichkeiten, so doch wenigstens durch die eine oder andere hervorstechende gute Eigenschaft — vorbildlich. Die Beobachtung der Auswickelungen ihrer Persönlichkeiten regt dann aber auch zu Vergleichen an mit den Vorgängen beim eigenen Reifungsprozeß, und sie trägt dadurch natürlich bei zur Klärung und zur Bewußtwerdung des eigenen Ich.

Ein großer Teil der Mädchen freilich kommt — eine Folge unzulänglicher sozialer Verhältnisse, in selteneren Fällen auch eine Folge von allzu oberflächlicher Schulung — nie über das Stadium der Identifizierung mit den Theater- und Filmhelden hinaus: Sicher suchten auch sie im Buch zunächst den Ausdruck ihres ganz persönlichen Lebens mit seinen Stimmungen; die Verwirklichung ihrer Ideale und ihrer Idealgestalten, an deren Größe und Unbedingtheit sie selbst wachsen wollten. Eigene Schwäche und schlimme Lebensumstände verwischten aber dann den Unterschied zwischen eigenem Ich und dem Idealbild. Die lebenssteigernde Wirkung, die allein aus der Spannung zwischen dem die Lebensrichtung regulierenden Ziel und dem eigenen unzulänglichen Ich leben kann, ging langsam verloren oder wurde gar nicht erst bewußt. Das Idealbild wurde zum Trugbild des eigenen Ich, zu einem Schemen, zu dem man aus der allzu engen Häuslichkeit flieht. Als das technisch und wirtschaftlich am leichtesten zugängliche Hilfsmittel für diese Selbsttäuschung spielt das Buch bei dieser Gruppe von Mädchen keine geringe Rolle. Aber eben nicht das Buch mit großen geistigen und seelischen Spannungen, die unverständlich bleiben, weil die notwendigen Erlebnismassen fehlen. Es handelt sich hier um ein Schrifttum, das Lebensbereicherungen nur vortäuscht, ein „Glück", nach dem nur der gierig rennt, der durch eigene und fremde Not zur Besinnungslosigkeit gezwungen wird. Daß heute noch ein sehr großer Teil der Proletariermädchen zu dieser Leserschicht gehört, muß wohl nicht besonders gesagt werden. Über die Stellung dieser und anderer sozial bestimmter Mädchengruppen zum Buch wird im nächsten Referat an Hand von praktischen Beispielen berichtet werden.

Hier nur noch ein paar Worte über die besondere Eigenart des „modernen" Mädchens, das sich ja in wesentlichen Punkten unterscheiden soll von dem Typ, den die reife Frau von heute in ihrer Jugend verkörperte. Inwieweit der Zerfall eines

uns heute fremd gewordenen Bildungsideals, nach dem die Mädchen früher erzogen wurden, an dieser Veränderung beteiligt ist, kann hier nicht ausgeführt werden. Als wesentlichste Neuerung wäre zu nennen: die Selbständigkeit in Berufs- und Gattenwahl; der Wille, nicht mehr nur Geliebte und Haushälterin des Mannes zu werden, sondern Kameradin. Mit diesem Recht der Selbstentscheidung kommt notwendig die eigene Verantwortung für die Lebensgestaltung. Das Mädchen von heute ist nicht mehr ausschließlich mit „Sich-fügen und Warten" beschäftigt. Es ist weitgehend aktiviert worden. Es denkt und handelt selbst. Aufs Ganze gesehen freilich ist es nur eine unverhältnismäßig kleine Schicht, die sich in dieser neuen Richtung bewußt und mit Erfolg auswirken kann. Der eigentliche seelische Reifungsprozeß kann ja auch nicht plötzlich beschleunigt werden. Nur die intellektuelle Reifung beginnt nun schon erheblich früher, vor allem beim Großstadtmädchen. Wie weit durch diese Verlagerung eine Umschichtung der seelischen und geistigen Interessen des Mädchens in der Reifezeit herbeigeführt wird, läßt sich heute noch nicht übersehen. In der Bücherei werden wir jedenfalls vorerst damit rechnen müssen, daß einige Mädchen mehr und mehr Bücher verlangen, von deren Gehalt und Idee sie nicht mehr nur ergriffen werden wollen, sondern von denen sie darüber hinaus auch die Gelegenheit zu sachlicher Auseinandersetzung erwarten.

Damit komme ich zum Schluß noch zur Aufstellung einiger Forderungen für unsere Büchereiarbeit: die großen Schwierigkeiten, die die pädagogische Diagnose beim Jungmädchen macht, erfordert psychologisch besonders durchgebildete Kräfte für die Jugendausleihe. Ferner wird es im Interesse einer guten und erfolgreichen Arbeit notwendig sein, ein ganz besonders nahes Vertrauensverhältnis zwischen Jungmädchen und Bibliothekarin anzustreben. Das erfordert aber, daß die Bibliothekarin versucht, auch außerhalb der Ausleihe (in Vorlesestunden u. ä.) Fühlung mit den Mädchen zu halten. Es erfordert weiter — wenn ich diese kurzen Einzelangaben hier noch machen darf —, daß der Ausleihedienst so geregelt wird, daß die jungen Leserinnen immer wieder mit der gleichen Bibliothekarin zusammentreffen. Daß für die Jungmädchenausleihe kein Mann in Frage kommt, ist wohl selbstverständlich. Schließlich wird die Bibliothekarin hier wie sonst versuchen müssen, auch das Milieu, aus dem ihre Leser kommen, kennenzulernen. Es wird sich dabei weniger um ein Eindringen in den Lebenskreis einer jeden einzelnen Leserin handeln, als vielmehr um eine allgemeinere, freilich möglichst gründliche Orientierung. Es wäre zum Beispiel gut, wenn die Bibliothekarin von Zeit zu Zeit die Fürsorgerin auf ihren Wegen begleiten würde, wobei allerdings zu bedenken ist, daß sie auf diese Weise fast ausschließlich die negative Seite der von der Fürsorgerin betreuten Bevölkerungsschicht kennen lernt, denn die Mädchen, die in geordneten Familienverhältnissen leben, bedürfen ja in den seltensten Fällen der „Fürsorge".

Daß für die Jugendlichen (und damit auch für das Jungmädchen) eine besondere Ausleihestunde angesetzt wird, ist wohl auch inzwischen selbstverständlich geworden. Dagegen wird es kaum zweckmäßig sein, einen besonderen Buchbestand bereit zu halten, denn die Mädchen des Reifungsalters sollen ja gerade langsam in die „Erwachsenenwelt" und damit auch in die Erwachsenenliteratur hineinwachsen. Eine wesentliche, nicht zu umgehende Voraussetzung für eine gute Jugendausleihe ist, daß die Bibliothekarin kein Buch ausgibt, das sie nicht wirklich kennt, eine Grundforderung, der wir ja leider in der allgemeinen Ausleihe schon aus rein technischen Gründen nur selten genügen können.

Neben praktischen Beobachtungen verdanke ich die hier gemachten Angaben folgenden Büchern, deren Lektüre (am besten vielleicht in der hier angegebenen Reihenfolge) ich den Kolleginnen, die in der Jugendausleihe arbeiten, empfehle.

Charlotte Bühler: Das Seelenleben der Jugendlichen. 1922. 5., verb. Aufl. 1929.
Eduard Spranger: Psychologie des Jugendalters. 1925.
W. Hoffmann: Die Reifezeit 1926.
Otto Tumlirz: Die Reifejahre. 2 Bde. 1927.
Adolf Busemann: Die Jugend im eigenen Urteil. 1926.
Else Schilfahrt: Die psychologischen Grundlagen der heutigen Mädchenbildung. 2 Bde. 1925.

G. A. Narciß (Breslau).

Deutsch-skandinavisches Bibliothekarstreffen in Flensburg am 30. und 31. Juli 1931.

Die Flensburger Büchereiausstellung, die ja im Rahmen des Ostseejahres entstand, legte besonderen Nachdruck auf einen Vergleich zwischen deutschen und skandinavischen Büchereimethoden. So tauchte schon bei den Vorarbeiten und gelegentlichen Aussprachen mit dänischen Kollegen der Gedanke auf, die Hauptunterschiede der beiderseitigen Auffassung einmal auf einem Treffen deutscher und nordischer Kollegen freundschaftlich zu diskutieren. Dieses Treffen hat am 30. und 31. Juli in Flensburg stattgefunden. Norwegen und Finnland konnten leider keine Vertreter entsenden, aus Dänemark aber kamen die ersten beiden staatlichen Büchereikonsulenten, Direktor Døssing und Inspektor Robert Hansen, dazu Stadtbibliothekar Aarsbo aus Kopenhagen, Bibliothekar Thomsen aus Esbjerg und Bibliothekar Bremerstent aus Helsingör. Ebenso war die dänische Bibliothekarin in Flensburg, Fräulein Lorentzen, anwesend. Aus Schweden nahmen Bibliothekskonsulent Dr. Tynell, Bibliotheksdirektor Dr. Hjelmqvist und Bibliotheksassistent Wieslander aus Stockholm und Bibliothekar Nordström aus Borlänge an den Besprechungen teil. Auf deutscher Seite erschienen Ministerialrat Becker und etwa zwölf Volksbibliothekare.

Nachdem man sich am Abend vorher in zwanglosem Beisammensein kennengelernt hatte, wurde die Tagung am 30. Juli morgens durch Stadtschulrat Dr. Sievers und Stadtbibliothekar Dr. Schriewer eröffnet. Ministerialrat Becker brachte die Grüße des Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung und gab in einer Ansprache über „Die Aufgabe der Bücherei als Arbeit am Menschen" einen Einblick in die besonderen geistigen und kulturellen Vorbedingungen deutscher Büchereiarbeit. Eine Ergänzung nach der praktischen Seite brachte das anschließende Referat von Schuster über „Strömungen und Probleme der deutschen Büchereiarbeit". Er gab in großen Linien ein Bild von der augenblicklichen Problemlage innerhalb der deutschen Volksbüchereibewegung, indem er besonders diejenigen Punkte betonte, in denen sich das deutsche Volksbüchereiwesen von dem der nordisch-angelsächsischen Länder unterscheidet. Den Rest des Vormittags verbrachte man mit zwangloser Besichtigung der neuen Bücherei und der Ausstellung. Nachmittags wurden das Museum und die dänische Bücherei besucht; hier sahen sich die Gäste freundlichst zu einer improvisierten Kaffeetafel gebeten. Die herzliche und freundschaftliche Atmosphäre, die während des Tages in zahlreichen persönlichen Zwiegesprächen entstanden war, verstärkte sich noch während des abendlichen Zusammenseins im Deutschen Hause, und wechselseitig erklangen schwedische, dänische und deutsche Volkslieder.

Der zweite Tag war den eigentlichen Besprechungen gewidmet. Er wurde eingeleitet durch ein längeres Referat von Schriewer über „Das Prinzip der Führung und Freiheit in der Bücherei", das im nächsten Hefte den Lesern dieser Zeitschrift mitgeteilt wird.

Das Referat von Hans Hofmann (Leipzig): „Warum treibt die deutsche Bücherei Leserkunde?" betonte ebenfalls die besondere Differenziertheit des deutschen Volkes und begründete damit die Notwendigkeit leserkundlicher Beobachtungen und statistischer Ermittlungen als soziologisch-psychologischer Fundierung der Volksbüchereiarbeit. Dann zeigte es den nordischen Kollegen die einzelnen Möglichkeiten leserkundlicher Beobachtung. Nach längerer Aussprache folgten am Nachmittag die spezielleren Referate von Kossow (Flensburg) über „Klassifikationsmethoden" und Möhring (Königsberg) über „Die nordische Literatur in der deutschen Bücherei". Kossow stellte dem formalistisch-mechanischen Dezimalsystem Norwegens und Dänemarks das sachlich-systematische Buchstabensystem der schwedischen Bücherei und deutsche Versuche zu einer leserpsychologisch-pädagogischen Modifizierung des Systems gegenüber; Möhring regte eine deutsch-nordische Zusammenarbeit bei der Auswahl der beiderseitigen Übersetzungsliteratur an. (Vgl. Jg. 1924 dieser Zeitschrift S. 224 ff., Jg. 1926 S. 334 und Jg. 30 S. 490).

In der lebhaften Aussprache, die sich besonders an Schusters, Schriewers und Hans Hofmanns Referat anschloß, betonten die schwedischen und dänischen Kollegen, daß einerseits die indirekte Führung in Form der Auswahl bei der Anschaf-

fung, der Trennung zwischen Magazin und offenen Regalen und der Kataloggestaltung auch bei ihnen vorhanden sei, daß aber andererseits an eine Beschränkung der Freihand, die sich fest eingebürgert habe, nicht zu denken sei. Die Frage, ob etwa der nordische Leser geschulter und insofern reifer für die Freihand sei, wurde von deutscher wie nordischer Seite dahin beantwortet, daß in der Tat die Erziehung auf das Buch hin, wie sie in Schule, Volkshochschule und Studienzirkeln geübt wird, hoch zu bewerten sei. Die starke Betonung des praktischen Buches in der nordischen Bücherei „das Buch als Arbeitsgerät" — wurde von den nordischen Kollegen damit erklärt, daß darin keine Unterschätzung der Bedeutung allgemeinbildender Literatur läge. Aber in der Propaganda, besonders gegenüber den bewilligenden Stellen, würde die rein fachliche Aufgabe, welche manche älteren Büchereien versäumt hätten, betont, während kein Anlaß sei, in diesem Zusammenhang die allgemein anerkannten Aufgaben zu nennen. — Wenig Neigung zeigten die nordischen Bibliothekare für statistisch-leserkundliche Ermittlungen. In ihren kleinstädtischen Verhältnissen, bei der geringeren Differenziertheit der Bevölkerung seien solche Untersuchungen mehr oder weniger überflüssig.

Die oftmals mit Humor gewürzten Aussprachen waren — in Zustimmung und Widerspruch — fruchtbar und anregend. Man hatte auf beiden Seiten den Eindruck, daß das gegenseitige Verständnis in diesen Tagen beträchtlich gewachsen und manch irrtümliche Vorstellung gewichen sei. Es zeigte sich, wie Dr. Tynell es ausdrückte, daß die Unterschiede zwischen deutscher und nordischer Büchereiarbeit weniger in den Prinzipien als in den Methoden lägen. Man schied mit wechselseitigem Dank und der festen und herzlichen Versicherung, die angebahnten Beziehungen und den begonnenen Gedankenaustausch weiterspinnen zu wollen.

K. Kossow (Flensburg).

Felix Schumm †

Im ersten Heft dieses Jahrganges brachten wir den warmherzigen Nachruf, den Dr. Felix Schumm, der Leiter der Kruppschen Bücherhalle in Essen, seinem Mitarbeiter Dr. Wilhelm Klein gewidmet hat. Wer hätte es damals für möglich gehalten, daß wir nicht viel mehr als ein halbes Jahr später die traurige Pflicht erfüllen müßten, ihm selbst ein Wort kollegialen Gedenkens nachzurufen? Besonders mir, der ich den alten Stuttgarter Mitschüler und Tübinger Mitstiftler in lebensvollster Erinnerung habe, will es nicht eingehen, daß seine freundlichen, gescheiten und humorvollen Augen nicht mehr „vom goldenen Überfluß der Welt trinken" und sein reger Geist nicht mehr Menschen verschiedenster Art Botschaft von seinem reichen Innenleben bringt. Aber so unfaßlich es ist, so unabänderlich ist das Faktum, daß den Fünfzigjährigen am 17. August ein Herzschlag weggerafft hat, als er eben mit den Seinigen in der schwäbischen Heimat weilte.

Schumm war, ehe er 1910 die Leitung der Kruppschen Bücherhalle übernahm, im Pfarramt und als Religionslehrer an einem Stuttgarter Gymnasium tätig gewesen. Daß er dann trotz des Mangels einer volksbibliothekarischen Vergangenheit so rasch der Stelle gerecht werden konnte, die vor ihm Paul Ladewig innegehabt hatte, das verdankte er nicht nur der ebenso vielseitigen als gründlichen wissenschaftlichen Vorbildung, die er aus dem Tübinger Stift und dem Stuttgarter Lehramt mitbrachte, sondern vor allem auch seinem volksbildnerischen Instinkt und Bedürfnis. Es verdient in diesem Zusammenhang auch hervorgehoben zu werden, daß er sich infolge seiner vertrauenerweckenden und geselligen Art von Anfang an freundnachbarlicher Beziehungen zu den anderen Kollegen des Industriegebietes erfreute. Von den organisatorischen Verdiensten, die er sich um die Entwicklung der Kruppschen Bücherhalle erworben hat, sei besonders erwähnt die Anlage eines großen Kapselkataloges für die Hand der Leser, der 30 000 Werke in eingehender systematischer Gliederung enthält. In der letzten Zeit beschäftigte sich Schumm auch mit der Leitung der „Werkbücherei", die in erster Linie geschäftlichen Zwecken der Firma Krupp dient und die erforderliche Fachliteratur auf dem Gesamtgebiet der Eisen- und Hüttenkunde, aber auch der Rechtswissenschaft, Volkswirtschaft usw. enthält.

Was Schumm über die Büchereiarbeit hinaus für das geistige Leben von Essen bedeutete, dafür zeugen am besten folgende Sätze eines seiner Mitarbeiter, die dem Gedächtnisaufsatz der von Schumm redigierten Kruppschen „Werkszeitschrift" entnommen sind: „Schumm fand ein dankbares Feld weiterer Betätigung in den Kreisen, die sich um den Kruppschen Bildungsverein scharten. Immer auf das Ziel gerichtet, den Menschen, mit denen er zusammen lebte, Helfer in ihrem Schaffen und Streben zu sein, gab er in Vorträgen und Vortragsreihen reiche Anregungen und Belehrungen. Als Vorsitzender des ehemaligen Ausschusses für Jugendpflege sah er seine Aufgabe darin, den einzelnen Jugendlichen als Glied einer großen Gemeinschaft wachsen und erstarken zu lassen. Aber er ist nicht nur Anreger und Förderer der Bildungsarbeit im Kreise des Bildungsvereins gewesen, in späteren Jahren hatte er über den Kruppschen Kreis hinaus am Aufbau der Volkshochschule und als Vortragender von gründlichem Wissen und scharfem Verstand in den Akademischen Kursen der Stadt Essen mit Erfolg gewirkt. Auch hier hat er seine Hörer durch lebendigen Vortrag zu fesseln gewußt. In der Essener Volksbühne und in der Ortsgruppe Essen der Weimarer Goethe-Gesellschaft hatte er den ersten Vorsitz, ebenso war er Obmann der neutralen Gruppe der Volkshochschule. Im Umgang mit Menschen konnte er sich leicht einfügen. In der Büchereiarbeit hat er sich gerade der jungen Generation besonders gern angenommen und aus dem großen Schatz seines Wissens manchem geholfen, einerlei ob es sich um Erziehungs- oder Berufsfragen oder etwa um Examens- oder Aufsatznöte handelte."

Sein Andenken wird über den Kreis seiner Familie, seiner Mitarbeiter, seiner Mitbürger hinaus lebendig bleiben als das „eines Mannes von wahrhaft vornehmer Gesinnung, einer Erzieherpersönlichkeit von außergewöhnlichen Gaben, eines selbstlosen, schlichten und grundgütigen Menschen, der seine große Arbeitskraft immer in den Dienst des Gemeinwohls stellte".

E. Ackerknecht.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Jugendzeitschriften.*)

II. Konfessionelle Jugendzeitschriften.

Betrachtet man die Gruppe der konfessionellen Jugendzeitschriften und vergleicht sie mit denen der neutralen Gruppe, so muß man schon nach einem Blick auf die äußere Form feststellen: Die Zahl der wirklich guten Zeitschriften ist hier verhältnismäßig gering. Das trifft sowohl auf den Inhalt, als auch auf die Ausstattung, Illustration usw. zu. Dabei darf man dann noch nicht einmal einen allzu hohen Maßstab anlegen. Die meisten haben schon ein recht langes Lebensalter. Viele von ihnen sind in dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts gegründet worden. Sie gleichen auch heute noch häufig den damals erscheinenden Zeitschriften.

Viele sind kleine bescheidene Sonntagsblättchen von vier Seiten Umfang, die der kindlichen Erbauung dienen sollen. Sie sind meistens in der Besprechungsliste ohne weitere Angaben genannt. Nur die Auflagenziffer soll ihre Verbreitung anzeigen.

Besser steht es schon um die Zeitschriften, bei denen ein Einfluß der Jugendbewegung unverkennbar ist. Sie dienen häufig auch als Organe dieser Jugendbünde, oder sie werden doch von ihnen herausgegeben. Hier lassen sich die Grenzen zwischen den Blättern, die nur diesen Bünden und denen, die auch für die Jugend außerhalb dieser Bünde gelten, sehr schwer ziehen. Deshalb erscheinen in dieser Übersicht auch einige Zeitschriften der christlichen Jugendbünde.

Allen Zeitschriften der konfessionellen Richtung muß man unbedingt die ernsteste Absicht in erzieherischer Hinsicht zubilligen. Selbstverständlich steht die Konfession

*) Vgl. Jg. 1930, S. 421 ff.

im Vordergrund. Oft sind es Blätter kleiner Gemeinschaften. Manche wieder verfolgen bestimmte Sonderziele: sie kämpfen gegen den Alkohol und gegen Nikotin, oder sie werben für die Heidenmission. Natürlich werden diese Ziele bei vielen Zeitschriften neben der allgemeinen religiösen Erziehung mitverfolgt.

Es berührt sonderbar, daß neben diesen Zielen die Erziehung gegen den Krieg und zur Völkerversöhnung, die doch auch Aufgabe der christlichen Jugenderziehung sein müßte, nur bei wenigen Zeitschriften zu finden ist.

Von der tiefen sozialen Not unserer Zeit, die doch sicher auch Anlaß zu religiösen Betrachtungen gibt, ist im allgemeinen wenig zu spüren.

Die alphabetische Reihenfolge ist bei dieser Gruppe unterbrochen, weil hier nach anderen Gesichtspunkten geordnet wurde.

a) Evangelische.

*Am frühen Morgen. H.: Evangel. Verband für die weibliche Jugend Deutschlands. R.: Hermine Giese. Verlag: Burckhardthaus-Verlag, Berlin-Dahlem. 12 H. 0,30 *RM* vj. S.: 1925. Aufl. 13 500.

Diese Kinderzeitschrift des Verbandes richtet sich an die jüngeren schulpflichtigen Mädchen. Die beiden vorliegenden Hefte enthalten kleine kindertümliche Erzählungen aus dem Landleben für die Großstadtkinder, Aufsätze über die Gesundheitspflege aus dem Buche von R. Theuermeister „Unser Körperhaus" und Märchen von S. Reinheimer. Die Zeitschrift kämpft gegen den Alkohol. Guter Bildschmuck. Anregungen für Spiele und Arbeiten. Hinweis auf gute Bilder und Bücher.

Hier sollen auch gleich die Zeitschriften desselben Verlages und desselben Verbandes, die innerlich zusammengehören, genannt werden.

*Mädchenzeitung, Deutsche. R.: Maria Stehmann. 12 H. 0,65 *RM* vj. S. 1869. Aufl. 83 000.

Sie ist die Jungmädchenzeitschrift dieses Verbandes. Jedes Monatsheft steht unter einem bestimmten Gesichtspunkt; die beiden vorliegenden Hefte bringen zum fünften und zum sechsten Gebot Betrachtungen, Erzählungen, Erfahrungen, Gedichte. Der Bildschmuck ist wie der Textteil gut. Eine erfreuliche Erscheinung. Bei den Textteilen werden immer die Buchquellen in einem besonderen Hinweis genannt. Der letzte Teil des Heftes bringt noch: Für die Küche, Praktische Winke, Handarbeiten, Briefkasten, Du und die Bibel, Bücherschau, Singeecke.

*Jugendruf. R.: cand. theol. Martha Voigt. 12 H. 0,70 *RM* vj. S. 1923. Aufl. 3500.

Der Jugendruf erscheint für die Jugend der höheren Schulen; er enthält neben Aufsätzen über die religiös-sittliche Lebensführung, Berufswahl, Berichten über die Arbeit in den Jugendgemeinschaften, Aussprachen über Fragen des täglichen Lebens, die junge evangelische Mädchen bewegen. Einige Fragen: Wie verträgt sich Selbständigkeit und Gehorsam?, Bildung. — Was heißt ungebildet sein?, Imponieren! — Auch hier ist wie bei den anderen Zeitschriften des Verlages die Ausstattung und der Bildschmuck gut.

*Weibliche Jugend. R.: P. O. Riethmüller. 12 H. 0,60 *RM* vj. S. 1892. Aufl. 8000.

Diese Zeitschrift wendet sich im Gegensatz zu den anderen Blättern des gleichen Verbandes an die schulentlassene Jugend, aber auch an die weibliche Jugend der höheren Schulen. Sie ist ernstlich bemüht, evangelische Erziehungsarbeit zu leisten und bringt neben grundlegenden religiösen Erörterungen Berichte aus den nahestehenden Bewegungen, z. B. Werkschar, Lebendiges aus der Weggenossenarbeit, Frauendienst, Unsere Jüngsten, Pfadfinder, Gymnastik, Singen, Reisedienst, Alkoholkampf, Hausgehilfinnen, Jugendopfer, Aus der Bücherstube, Arbeit am Weltbund, Bibelbesprechung für die Sonntage. Zeitspiegel. — Auch rein äußerlich eine erfreuliche Erscheinung.

*Komm mit. R.: Marg. Schemann und Frau Ufer. 26 H. 0,40 RM vj. S. 1898. Aufl. 117 000.

Kleine Blätter, die sich in der Hauptsache an die schulentlassene Jugend, an Fabrikarbeiterinnen, Bauernmädchen, kaufmännische Angestellte wenden. Für die weibliche Jugend vom 16. Lebensjahr ab gilt der „Jugendweg", für die Erwachsenen dieses Arbeitsgebietes „Unser Werk".

*Deutschlands Hoffnung. R.: Samuel Spörri. H., V.: Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft für Deutschland, Elberfeld. 52 H. 0,45 RM vj. S. 1914. Aufl. 43 000.

Die kleinen Blätter enthalten regelmäßig eine kindertümliche Darstellung einer biblischen Geschichte, außerdem religiöse Erzählungen von Frommel, E. Dörfler, eine Geschichte aus J. Ch. Heers Jugendzeit „Der Handel mit den Wiedehopfen". Die Schriftleitung ist bemüht, in diesem Sonntagsblatt, im Gegensatz zu manchem anderen dieser Art, den Kindern der Oberstufe der Volksschule Gutes zu bieten. Das trifft auch auf den Bildschmuck zu.

*Unser kleiner Freund. R.: Paul John. H., V.: Adventverlag, Hamburg. 12 H. 1,— RM j. S. 1899. Aufl. 59 000.

Der kleine Freund ist die Kinderzeitschrift der Adventisten. Die Doppelnummer 9/10 des Jahrganges 1929 enthält Schilderungen aus allen Missionsgebieten der Adventmission, Negererzählungen usw. Die Berichte sind kindertümlich, sie werden durch Photos illustriert und wirken sicher in ihrer Tendenz völkerverbindend und völkerversöhnend.

Die Fortführung ist der „Jugendleitstern".

*Deutscher Kinderfreund. H.: Schriftendienst des Ev. Kirchlichen Hilfsvereins und der ev. Frauenhilfe. R.: cand. theol. Maria Weigle. V.: Stiftungsverlag, Potsdam. 12 H. 0,60 RM vj. S. 1878. Aufl. 14 000.

Eine gute evangelische Kinderzeitschrift. Kleine Geschichten aus dem Kinderleben, aus der Natur, von den Tieren. Guter Bildschmuck. Spiel- und Rätselecke.

*Sonnenstrahlen für die Jugend. R.: K. Wetzig. V.: Jugendbund-Buchhandlung, Woltersdorf b. Erkner. 52 H. 0,30 RM vj. S. 1925. Aufl. 40 000.

Das Sonntagsblatt des Deutschen Verbandes des Jugendbundes für Entschiedenes Christentum bringt wöchentlich als Ergänzung des Sonntagsschulunterrichtes kleine kindertümliche Erzählungen der Bibel. Es enthält außerdem Wochenverslein, Bibelwinke, Bastel- und Krümelecke, Rätsel. — Für die Kinder bis zu 10 Jahren.

Die anderen Zeitschriften dieses Verbandes:

*Freude und Kraft wendet sich an die Knaben von 10—14 Jahren und bringt: Sport, Technisches, Abenteuer; aber alles „ins Licht der Ewigkeit gerückt". 4 S.

Für die Helfer in der Kinderarbeit „Weide meine Lämmer".

Die Jugendhilfe. Sie ist das Bundesorgan des Jugendbundes für Entschiedenes Christentum. In dieser Zeitschrift sind natürlich hauptsächlich Berichte aus der Bundesarbeit enthalten. Nachrichten aus der weiten Welt und aus Deutschland, Berichte über die Arbeit der Jugendzelte, aus der Mission, Umschau, Sprechsaal, Gedichte, Bilder und Buchbesprechungen. Notenbeilage. Für den Kinderbund und den Freundeskreis, den Vorstufen des Bundes, sind besondere Abteilungen eingerichtet. Sonderausgaben für einige Landesverbände. Für die Führer in der Bewegung die „Führerhilfe".

*Die junge Schar. H.: Hauptlehrer W. Ley, Dr. K. Horch. V.: Reichsverband der evang. Jungmännerbünde Deutschlands, Barmen. 52 H. je 3 Pfg. S. 1921. Aufl. 37 000.

Für die Jugend, die den Konfirmationsunterricht besucht, bringt sie wöchentlich neben einer Betrachtung interessante Berichte aus anderen Ländern, Wissens-

wertes, Technisches, Anleitungen zum Zeichnen und Basteln. 4 S. Die Fortführung dieser Blätter ist *„Der junge Tag“. Aufl. 35 000.

Der helle Schein. Schülerinnenblatt der Mädchenbibelkreise. R.: Anna Lawton. H., V.: Deutscher Bund der Mädchenbibelkreise, Leipzig. 12 H. 1,25 RM hj. S. 1925. Aufl. 3200.

Die Aufsätze der beiden Hefte zeugen von dem ernsten Willen, aus der religiösen Grundhaltung heraus zu allen Fragen des Lebens Stellung zu nehmen. So enthält das der Berufswahl gewidmete Heft: einen Aufsatz „Über die Berufung des Matthäus“, „Das Geschenk des Berufes“, „Berufswahl“, „Dein Volk und Du“, „Das Examen“. In einem anderen Heft findet sich eine ernste Aussprache über die Freundschaft zwischen Jungen und Mädchen. Für die Mädchen etwa von 14 Jahren ab.

Der Bund gibt neuerdings auch Monatsblätter für kleine Christenleute *„Kleine Lichter“ heraus. Sie bringen kleine Erlebnisse und guten Bildschmuck.

Fortführung der Zeitschrift „Der helle Schein“ für die reifere Jugend ist die Monatsschrift „Unser Blatt“.

Nach diesen kurz gekennzeichneten Zeitschriften seien jetzt eine Anzahl kleiner Blätter genannt, die für den Gedanken der Heidenmission werben wollen. Sie bringen kleine kindertümliche Erzählungen aus den Missionsgebieten der einzelnen Gesellschaften.

*Aus dem Lande der Moscheen (Mohammedanermission). Aufl. 12 200.
*Hosianna. Breklumer Kindermissionsblatt. Aufl. 6000.
*Kinderblatt der Neudettelsauer Mission. Aufl. 41 000.
*Missionsglöcklein. Nachrichten aus der Heidenwelt für unsere Kinder (Liebenzeller Mission). Aufl. 43 000.
*Missionskinderfreund (Norddeutsche Mission). Aufl. 5000.

Der Erziehung zur Enthaltsamkeit dient das Jugendblatt des Blauen Kreuzes:

*„Bewahrung“. Aufl. 45 000.

Eine große Anzahl kleiner Sonntagsblättchen für die Jugend muß hier mitgenannt werden:

*Jesus liebt dich. Aufl. 30 000.
*Jugendfreund. Aufl. 182 400.
*Der Kinderbote. Aufl. 8200.
*Der Kinderfreund. Aufl. 26 000.
*Kindergabe (Bethel). Aufl. 190 000.
*Kinderglück. Aufl. 6000.
*Die Kinderkirche.
*Kinderland.
*Samenkörner. Aufl. 9000.
*Sonnenwärts. Aufl. 11 000.
*Sonntagsbote für die Jugend. Aufl. 80 000.
*Wehr und Waffe für die Jugend. Aufl. 23 000.
*Unser Ziel (Bethel). Aufl. 63 000.

Einige Blätter sind Zeitschriften verschiedener Bünde:

*„Bundesbote“, Christlicher. Er ist die Zeitschrift des Jugendbundes der Evangelischen Gemeinschaft.
„Junker Jörg“ ist das Organ des Jugendbundes der Evangelisch-lutherischen Freikirche in dem Freistaat Sachsen.
„Der Pflüger“ ist die Monatsschrift für die Jugend der Freien evangelischen Gemeinden in Deutschland.

Von einigen Zeitschriften lagen keine Besprechungsexemplare vor:

Auf der Hut des Herrn. (Eine Jugendzeitschrift der Herrnhuter Gemeinde. Aufl. 1000.
Jugendkraft. Aufl. 7000.
Für unsere Kinder. Aufl. 185 000.

Helft uns siegen. Aufl. 2500.
Christliches Jungdeutschland.
Jungschar. Organ für die evangelische Jugend in der Schweiz. Aufl. 4000.
Kinder- und Jugendblatt, Lutherisches. Aufl. 60 000.
Der Kinderfreund (Lodz). Aufl. 4000.
Der evangelische Kinderfreund. Aufl. 30 200.
Komm zum Heiland. Aufl. 35 000.

b) Katholische.

*Die Aufrechten. Monatsschrift mit Bildern für den Aufrechtenbund und alle Kinder. R.: Lehrer Göbels. H.: Hoheneckverlag, Heidhausen-Ruhr. 12 H. 0,15 RM vj. S. 1900. Aufl. 30 000.

Diese Monatsblätter für die katholischen Kinder werden für den Bund der Aufrechten, einer Vereinigung, die den sozialistischen Kinderfreunden ähnelt, zu der sie aber im schärfsten Gegensatz stehen, herausgegeben. Über die Aufgabe dieser Kinderarbeit berichtet der „Führer" des Bundes. Die Blätter bringen kleine Alltagserlebnisse, kurze religiöse Ermahnungen, guten Bildschmuck, Anregungen für Spiel und Arbeit, Berichte über den Bund und in einer Übersicht „Das gute Buch" besprechende Anzeigen von guten Jugendschriften.

Deinem Heiland, deinem Lehrer. Katechetische Zeitschrift zur Unterstützung des Religionsunterrichtes. Organ des Kinderapostolats. R.: P. Schulte. V.: Herm. Rauch, Wiesbaden. 12 H. 0,05 RM vj. S. 1918. Aufl. 55 000.

Dem Herrn entgegen. Eucharistische Monatsblätter für die weibliche Jugend. R.: P. H. Böhlen. — Wie vorher. Aufl. 92 000.

Jungmänner-Apostolat. Angaben wie vorher. Aufl. 68 000.

Drei Beispiele für Zeitschriften, die zur Ergänzung und Vertiefung des Religionsunterrichtes dienen sollen. Die erste enthält religiöse Erzählungen für die kleineren Kinder, guten Bildschmuck mit einer Anleitung zur Betrachtung der Bilder, Rätselfragen und Reime. — Die Nummer der Monatsblätter für die weibliche Jugend, die mir vorlag, ist eine Kleidernummer. Sie enthält Betrachtungen über das Kleid des jungen Mädchens, eine Anmerkung über die Freundin und im Briefkasten gute Ratschläge für die Lebensführung. — Das Jungmänner-Apostolat ist das männliche Gegenstück zu „Dem Herrn entgegen".

Zwei Zeitschriften für Kommunionkinder:

*Jugendsendbote vom göttlichen Herzen Jesu. V.: Fel. Rauch, Innsbruck. R.: P. Hättenschwiller. 10 H. 1,— RM j. 1924. Aufl. 20 000.

Der Sendbote bringt fromme Erzählungen und Bilder, Lieder und Gedichte. Auf dem Umschlag Heiteres und Bücherschau „Neue Jugendbücher".

*Das fromme und fröhliche Kind. H., V.: Franz Borgmeyer, Hildesheim. 12 H. 1,20 RM j. S. 1914. Aufl. 22 000.

Diese Monatsschrift für die katholische Jugend, besonders für gute Kommunionkinder bringt eine Anzahl kindertümlicher Erzählungen, die sicher auf diese Kinder einen nachhaltigen Eindruck machen werden. Die Plauderecke unterscheidet sich wesentlich von dem Geplauder der Briefkastenonkel und -tanten. Von hier gehen sicher starke erziehliche Einflüsse und Bindungen an die Leser der Zeitschrift aus. Was man häufig in den katholischen Jugendzeitschriften findet, das tritt auch hier stark in den Vordergrund: die Erziehung zum guten Buch. (Buchbesprechungen und kleinere Artikel, z. B. „Was das Buch von dir will".) Leider sind die Bilder nicht schön.

Die Zeitschriften des Verbandes der katholischen Jugend- und Jungmännervereine Deutschlands.

*Jungwacht. R.: H. Horstmann S. J. H., V.: Verbandszentrale der katholischen Jungmännervereine Deutschlands, Düsseldorf. 12 H. je 0,15 RM. S. 1919. Aufl. 125 000.

Nach diesen beiden Heften zu urteilen: eine vorbildliche Zeitschrift für die katholische Jugend. Ein Heft bringt folgende Aufsätze: Junge, wir grüßen dich!

Vom Winter und Wintersport, Was mußt du bei einem Eintritt in die Lehrstelle beachten? Auf Leben und Tod (Aus dem Bergmannsleben), Berichte aus dem Zeltlager und von den Wanderungen. Text und Bildschmuck sind gleich gut. Sie zeigen feines Verständnis für die jugendliche Seele. Die Hefte werden den Jungen sicher große Freude machen und das verfolgte Erziehungsziel wird sicher erreicht.

Ebenso ausgezeichnete Zeitschriften für die Jugend sind die anderen Monatshefte desselben Verbandes. Die „Jungwacht" wird fortgeführt durch die *„Wacht", der Zeitschrift der katholischen Jungmänner. Die Landjugend betreut eine besondere Zeitschrift *„Die Wacht der Landjugend".

In diesem Zusammenhang sei auch hingewiesen auf die Zeitschriften, die der Verband für die Erwachsenen herausgibt, die in dieser Jugendarbeit helfen oder für sie Interesse haben: Jugendführung, Zeitschrift für Jugendpflege; Jugendführung, Werkblatt für Präsides; Jugendführung, Werkblatt für Jungführer; *Stimmen der Jugend, Zeitschrift junger Katholiken (Zeitschrift der geistig strebenden Jungmänner). Für die Leibesübungen und vernunftgemäße Gesundheitspflege wird eine besondere Zeitschrift herausgegeben *„Deutsche Jugendkraft", das Hauptorgan des Verbandes „Deutsche Jugendkraft".

Alle Zeitschriften lassen erkennen, wie zielbewußt in der katholischen Jugend gearbeitet wird.

Das weibliche Gegenstück zu diesen Zeitschriften bilden die Blätter des Zentralverbandes der katholischen Jungfrauenvereine Deutschlands.

*Knospen. Monatsschrift für katholische Jungmädchen. R.: Generalpräses H. Klens und Rosa Breuer. H., V.: Volksvereinsverlag, M.-Gladbach. 12 H. 0,30 RM vj. S. 1921. Aufl. 75 000.

*Der Kranz. Monatsschrift für die katholische Mädchenwelt. Angaben wie vorher. Aufl. 180 000. S. 1907.

Beide sind die schönsten Jungmädchenzeitschriften in dieser Reihe. In der Hauptsache sind sie natürlich für die jungen Mädchen der katholischen Jugend, die den Jungmädchen und Jungfrauenbünden angehört. Die Knospen für die jüngeren, der Kranz für die älteren. Die Aufsätze in beiden haben starke Beziehungen zum Lebenskreise dieser Jugend. Häufig arbeitet die Jugend selbst mit. Die Art der Darbietung — Form und Inhalt — zeugt von tiefem psychologischen Verständnis für die jungen Mädchen. Text und Bild zeigen feine Übereinstimmung.

Auch hier müssen die Zeitschriften, die dieser Verband für die Erwachsenen herausgibt und die eine Erweiterung und Vertiefung der vorherbesprochenen Zeitschriften darstellen, genannt werden: „Maria und Martha" (Aufl. 90 000), „Frauenart und Frauenleben". Für die Vorstände und Führerinnen werden besondere Blätter herausgegeben.

Beide Verbände wenden sich in zwei Blättern an die Jugend, die die Schule verläßt: Am Scheidewege (Knaben), Ins Leben hinaus (Mädchen).

*Kinderzeitschrift, Unsere. (Das kleine Ave Maria.) R.: Domkapitular Monf. Fr. Pesendorfer. V.: Preßverein, Linz. 12 H. 1,— Sch. j. 12 000 Aufl.

Die kleinen Hefte bringen liturgische Brieflein, oft gute Kinderverse, Erzählungen in Fortsetzungen, die zwar nicht allzu hohen literarischen Wert haben, die aber stets eine erzieherische Absicht verfolgen und sicher gern von den Jüngeren gelesen werden. Werden gute Geschichten aus Jugendschriften geboten, so enthalten diese stets einen empfehlenden Hinweis auf das Buch. Reicher Bildschmuck, der allerdings manchmal nicht gerade schön zu nennen ist. Aus der Heimatkunde und deutsche Sagen, Sport, Spiel und Rätsel.

*Manna. Illustrierte katholische Jugendschrift. H.: Gesellschaft des Göttlichen Heilandes. R.: P. Ruppert Stadelmaier. V.: Salvatorverlag, München. 12 H. 0,33 RM vj. S. 1884. Aufl. 30 000.

*Das katholische Schulkind. R.: Lehrer K. Rohde. H., V.: Rennebohm & Hausknecht, Bielefeld. 12 H. je 5 Pfg. S. 1924. Aufl. 60 000.

Diese Zeitschrift ist für die Arbeit in der Schule bestimmt. Von ihr gibt es zwei Ausgaben: „Das kleine katholische Kind" für das 2.—4. Schuljahr und „Das katholische Schulkind" für die vier oberen Jahrgänge. Sie wollen der Konzentration aller Fächer dienen. Beide Zeitschriften sind aufeinander abgestimmt. Jede Monatsnummer steht unter einem bestimmten Gesichtspunkt. Einige Beispiele: Mai: Maria Maienkönigin, Juni: Mitten auf der Wiese, Juli: O du schöne Sommerzeit. Das Juliheft für die Kleineren bringt: 1. Sommerlust, 2. Fröhliches Wandern, 3. Mittagsruhe im Korn, 4. Am Wasser, 5. Die Grille (Eine Christuslegende), 6. Abendgesang. Das Heft für die oberen Jahrgänge erweitert diesen Stoff und verteilt ihn nach den Fächern. Für den Lehrer wird ein Erläuterungsblatt mitgegeben, das methodische Hinweise für die Verwendung der einzelnen Stoffe im Unterricht enthält. Die vier kleinen Zeitungsblätter enthalten auch guten Bildschmuck. Der Preis von 5 Pfg. für das Heft ermöglicht jedem Kinde die Anschaffung und die Verwendung als Klassenarbeitszeitschrift.

*Schutzengel. Ein Freund, Lehrer und Führer der Kinder. H.: Pädagogische Stiftung Cassigneum. R.: Maria Frankel. Heinrich Kantz. V.: Buchhandlung L. Auer, Donauwörth. 24 H. 0,40 *RM* vj. S. 1875.

Eine pädagogisch eingestellte Halbmonatsschrift wie die vorherige. Auch sie hat zwei Ausgaben, eine für die Unterstufe, eine für die Oberstufe. Der Bildschmuck ist besser als bei dem „Katholischen Schulkind". Eine gute Kinderzeitschrift.

Nach diesen näher gekennzeichneten Zeitschriften seien noch folgende genannt:

*Das fromme Kind. Aufl. 18 000.
*Altkatholischer Kinderfreund. Aufl. 1500.
Kinderfreund für Schlesien. Aufl. 3700.
*Der Jesusknabe. Monatsschrift für das Kinderherz.
Jugendfreund. Christlicher Schulbrüder. Aufl. 4000.
*Lebensfrühling. Halbmonatsschrift. Aufl. 5000.
*Leuchtturm. Aufl. 3600.
Mariengarten. Aufl. 1000.
*Der kleine Postillion. Aufl. 4500.
*Kinderwelt. Illustrierte katholische Kinderzeitschrift.
*Österreichs Zukunft. Jugendzeitschrift. Aufl. 7000.
*Kinderpost. Zeitschrift für unsere katholischen Kinder. Aufl. 22 000.

Für die äußere Mission werben:

*Heidenkind. Aufl. 80 000.
*Kinderkreuzzug. Zeitschrift für alle Kleinen, die in den Himmel wollen. Aufl. 30 000.
*Der kleine Missionar. Aufl. 40 000.
*Missionsglöcklein. Aufl. 25 000.

Blätter der katholischen Jugendvereine:

Die Burg. Zeitschrift für die studierende Jugend. Aufl. 4500.
Jugendsturm. (Reichsbund der katholischen Jugend in der C. S. R.) Aufl. 5000.
*Jugendwacht. (Reichsbund der katholischen Jugend Österreichs.) Aufl. 18 000.
*Jugendkraft. (Zeitschrift für Leibesübungen und Gesundheitspflege.) Österreichische Ausgabe.
*Jung Land. Halbmonatsschrift für das junge Landvolk. Aufl. 7000.
Jungterziar. Werkblatt für die Jugendgruppen des dritten Ordens. Aufl. 5000.
*Notburga. Illustrierte Zeitschrift für katholische Jungfrauen. Aufl. 100 000.
*Treugold. Mädchenblatt für die weiblichen Jugendorganisationen Oberösterreichs. Aufl. 12 000.
*Walburgis-Blätter. Illustrierte Monatsschrift für die Förderung der weiblichen Jugend usw. Aufl. 6000.
*Der Pfad. Ein Werkblatt für die Jugend. Aufl. 1000.

*Quickborn. Das Bundesblatt des „Quickborn". Aufl. 3500.
Raphael. Zeitschrift für die reifere Jugend und das Volk. —
*Jungmädchenwelt. Bundesblatt des katholischen Mädchenreichsbundes St. Gertrud.

III. Politische.

*Der Kinderfreund. H.: Reichsarbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde. R.: Carl Fr. Wagner. V.: Vorwärtsdruckerei, Berlin. Erscheint vierzehntäglich, auch als Kinderbeilage zu den sozialdemokratischen Tageszeitungen.

*Kinderland. Zeitung der österreichischen Arbeiter- und Bauernkinder. H., V.: Sozialdemokratischer Erziehungs- und Schulverein „Freie Schule — Kinderfreunde". R.: Anton Tesarek. Wien XIII. 12 H.

Diese beiden Zeitschriften dienen der sozialistischen Kinderfreundebewegung, die von Österreich ihren Ausgang nahm. Die große pädagogische Bedeutung dieser Bewegung wird selbst von den Gegnern anerkannt. Das Kinderland ist die bessere Zeitschrift. Sie bringt gute kindertümliche Erzählungen aus der Arbeiter- und Bauernwelt, aus der Welt des Großstadt- und des Landkindes, aus der Natur und Abenteuergeschichten. Stets handelt es sich um gute Jugendliteratur. Entsprechend der Einstellung auch Gedenktage der Arbeiterbewegung, Lebensbilder der Arbeiterführer und großer Menschenfreunde. In jedem Monat eine Wandzeitung, die Bildmaterial zu Themen wie „Hasset den Alkohol", „Nie wieder Krieg" enthält. Häufig ist dieses Bildmaterial von Kindern selbst gezeichnet und wirkungsvoll zusammengestellt. Natürlich bringt sie auch Berichte aus dem Leben der „Roten Falken". Praktische Anleitung zum Photographieren, für die Leibesübungen, Lieder mit Notenbeilagen, Rätsel und guter Bildschmuck. Starke Beziehungen zur Gegenwart. — Der Kinderfreund ist ähnlich gestaltet. Text und Bildschmuck sind nicht so gut gewählt. Die in Fortsetzungen erzählte Lebensgeschichte Bebels dürfte über das Verständnis der Kinder hinweggehen. Der farbige Bildschmuck erinnert reichlich an den vergangenen „Heiteren Fridolin".

*Der rote Jungpionier.

*Die Trommel. Zeitung der Arbeiter- und Bauernkinder Deutschlands. R.: K. Blenkle. H.: K.P.D. 12 H. je 0,10 RM.

Beides Zeitschriften für die Kinder der K.P.D. Sie hetzen natürlich entsprechend ihrer Einstellung gegen den Staat und die Wirtschaftsordnung, gegen die Verfassung und gegen die Schule und ihre Lehrer. Sie bringen Berichte von „Heldentaten" der Jungpioniere in der Schule, Berichte aus dem Leben in der Sowjetrepublik und auf der letzten Seite Spiele und Rätsel.

Kinderzeitschriften der anderen politischen Richtungen lagen nicht vor und waren auch nicht in den Verzeichnissen aufzufinden. Vielleicht sind inzwischen einige erschienen. Groß ist dagegen die Zahl der politischen Zeitschriften für die schulentlassene Jugend, soweit sie in den Jugendverbänden organisiert ist.

Es war zunächst beabsichtigt, in einer dritten Abteilung alle Jugendzeitschriften zu betrachten, die von den Jugendverbänden, Bünden usw. herausgegeben werden. Das ist unmöglich. Die Zahl dieser Zeitschriften ist so groß, sie wechselt in dieser Zeit so stark, so daß die Übersicht einer fortlaufenden Ergänzung bedürfte. Es müßte auch bei dieser Gruppe notgedrungen noch einmal eine Untergruppierung nach der Zugehörigkeit zu den verschiedenen Weltanschauungsgemeinschaften, Parteien, Verbänden usw. erfolgen. Größtenteils ist auch die Zahl der hinter den meisten Zeitschriften dieser Art stehenden Leser gering und die von ihnen vertretenen Ziele sind so einseitig und eng, daß eine eingehende Besprechung an dieser Stelle kaum ihrer Bedeutung entspräche.

Wir sind auch der Meinung, daß eine eingehende Behandlung, für die dann auch neue Gesichtspunkte aufgestellt werden müßten, nicht von so großem Wert für den Büchereileiter, den Verwalter der Lesesäle und den Erzieher ist, daß damit der Anspruch auf einen so großen Raum in dieser Zeitschrift gerechtfertigt wäre.

K. Koch (Stettin).

B. Wissenschaftliche Literatur.

1. Religion, Philosophie, Erziehung.

Chesterton, G. K.: Der unsterbliche Mensch. Bremen: Schünemann 1930. 368 S. Lw. 8,—.

Diese kultur- und religionsphilosophische Untersuchung ist eine betont einseitige Kampfschrift, welche sich in erster Linie gegen H. G. Wells und seine „Geschichte unserer Welt" richtet. Der Verfasser sucht als entscheidenden Faktor im Werden der Menschheit das Christentum nachzuweisen. Der Mensch ist nach Chesterton ein höheres, dem Göttlichen nahes Wesen, das in der Welt des Organischen eine deutlich isolierte Stellung einnimmt. Alles Bestehende ist im Grunde vollendet, und sein Sinn liegt für den forschenden Geist in der göttlichen Ursache und dem göttlichen Endzweck beschlossen. — Man würde den Resultaten von Chestertons krausen Überlegungen auch bei völlig abweichender Grundeinstellung eine gewisse Achtung nicht versagen können, wenn dieser sich in seinem Werke, für das er wissenschaftliche Geltung unzweifelhaft in Anspruch nimmt, auch wissenschaftlicher Methoden bedient hätte. Das ist jedoch nicht einmal andeutungsweise der Fall. Chestertons religionshistorische Stoffkenntnisse und Theorien zeugen von einem geradezu grotesken Dilettantismus. Er argumentiert zwar recht witzig, aber mit entwaffnender Naivität und ist außerstande, auch nur einen einzigen Gedanken wissenschaftlich zu Ende zu denken. Sein von einem eigentümlich nervösen Pathos getragener Stil gleitet allzuoft ins Saloppe ab und hält sich, bei einem Erzähler seines Ranges doppelt verwunderlich, von Flachheiten durchaus nicht immer frei. — Das Werk kommt für Volksbüchereien nicht in Frage. R. Ruseler (Berlin).

Kierkegaard, Sören: So spricht Sören Kierkegaard. Aus seinen Tage- und Nächtebüchern ausgew., übers. u. mit einer Einf. hrsg. von Robert Dollinger. Berlin: Furche-Verlag 1930. 160 S. Hlw. 4,80.

Aus den Tagebüchern Kierkegaards, die eine genaue Kenntnis seines Lebens voraussetzen, ist hier eine Auswahl geboten, die merkwürdigerweise systematisch ist und doch nicht das Persönliche fortläßt. An und für sich ist der Gedanke, durch die Tagebücher zu Kierkegaard hinzuführen, gut, denn er gibt hier mit der „rechten Hand" und nicht wie in den pseudonymen Schriften seine Gedanken verschleiert. Entweder aber muß eine solche Auswahl chronologisch sein und dann zu Kierkegards eigenartiger dunkler Persönlichkeit hinführen, oder sie ist systematisch, läßt alles Persönliche fort und bringt möglichst rein seine Lehre. Diese Auswahl steht streng auf dem Boden der Lehre Christi, wie sie Kierkegaard verstand; sie wird also nur zu Lesern sprechen, die das ebenfalls tun. Kierkegaards Wirkung geht aber weiter, allerdings kaum durch diese Auswahl, so viel Wertvolles sie bei einem solchen Autor bringt. Es ist schwer, ein Werk von Kierkegaard zu bevorworten, das Vorwort des Herausgebers klingt nicht echt.

J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Bühler, Johannes: Das erste Reich der Deutschen. Von der Völkerwanderung bis zur Reformation. Mit 80 Bildtaf. Leipzig: Insel-Verlag 1930. 447 S., 80 Taf. Lw. 7,50.

—: Die Kultur des Mittelalters. Mit 30 Abb. Leipzig: Kröner 1931. XII, 360 S. Lw. 3,75. (Kröners Taschenausg. Bd 79).

Aus der im Inselverlag erschienenen, rühmlich bekannten Reihe „Deutsche Vergangenheit", in der Bühler die Quellen zur mittelalterlichen Geschichte in ausgezeichneter Übertragung dargeboten und in längeren einleitenden und erklärenden Ausführungen ihre Auswertung auch dem Laien ermöglicht hat, sind 8 Bände in

dieser Zeitschrift bereits ausführlich angezeigt worden (vgl. 1923, S. 160 f.; 1925, S. 124 und 348 f.; 1927, S. 217; 1928, S. 34 f. und 194; 1929, S. 289 f.; 1930, S. 171). Nur der Band „Klosterleben im Mittelalter" ist noch hinzuzufügen. In einer neuen Publikation hat der Verfasser nunmehr den Versuch gemacht, die Einleitungen zu den einzelnen Bänden der Sammlung zu einer Einheit zusammenzuschließen; er hat dabei gleich die Gelegenheit zu sachlicher Korrektur benutzt, soweit neue Forschungsergebnisse sie erforderlich machte, etwa in den Kapiteln über die Germanen in der Völkerwanderung. Das Ergebnis ist eine auf den Quellen beruhende, aber im einzelnen an dieser Stelle nicht mit Quellen belegte lebendige Darstellung der mittelalterlichen politischen und Kultur-Geschichte. Sie läßt allerdings eine ursprüngliche Geschlossenheit insofern vermissen, als die Bindung an die zunächst getrennt erschienenen Fassungen gelegentlich störend hervortritt, obwohl Überschneidungen und Wiederholungen nach Möglichkeit beseitigt sind. Einen Ersatz für die einzelnen Bände bedeutet diese Zusammenfassung naturgemäß keineswegs, weil in ihr die Quellen ganz fehlen. — Offenbar hat die mangelnde Geschlossenheit des ersten Versuches den Verfasser veranlaßt, noch eine zweite Niederschrift in Gestalt des bei Kröner erschienenen Buches zu bieten. Sie hat den Vorzug eines vortrefflich klaren Aufbaus, indem sie das Mittelalter als einen festen Begriff nimmt und in einzelnen großen Abschnitten abhandelt „Die Grundlagen", „Die mittelalterliche Weltanschauung", „Die Zeitbestimmungen", „Die Stände", „Die Wirtschaft als Untergrund der Kultur", „Literatur, Kunst und Wissenschaft als Ausdruck der Kultur", „Vom mittelalterlichen Leben", d. h. sie schreitet vom Abstrakten zum Konkreten vor. Diese entschieden bedeutendere Darstellung verlangt einen aufmerksamen und disziplinierten Leser, zumal da sie mit reichlichen Literaturangaben und Quellennachweisen, übrigens auch mit einem sorgfältigen Register versehen ist. — Bei seiner ganzen Arbeit an der Geschichte des Mittelalters läßt sich Bühler von der Überzeugung leiten, daß unsere gegenwärtige Kultur zu der des Mittelalters noch in engster Beziehung steht. — Die große Bücherei wird, soweit sie die Reihe „Deutsche Vergangenheit" besitzt, auf den zusammenfassenden Band des Inselverlages verzichten und die schwierigere Fassung des Themas bei Kröner daneben bereitstellen. Die kleinere Bücherei wird zunächst nur den Sammelband zu bieten brauchen, soweit sie Interesse für eine immerhin ausführliche Darstellung eines nicht einfachen geschichtlichen Themas überhaupt erwarten darf.

J. Beer.

Classen, Walther: Eintritt des Christentums in die Welt. Der Sieg des Christentums auf dem Hintergrunde der untergehenden antiken Kultur. Mit 1 Kartenskizze. Gotha: Klotz 1930. 434 S. Geb. 12,—.

Der Verfasser, der auf Reisen starke Eindrücke von Land und Leuten im Orient aufgenommen hat, versteht es, das Auftreten und Wirken des „Menschensohnes" in und mit seiner Umgebung und in seiner geschichtlichen Stellung anschaulich und begreiflich zu machen. Er stützt sich bei dieser Schilderung im übrigen auf die kritische Leben-Jesu-Forschung, die die Ursprünge des Christentums wie andere menschliche Vorgänge untersucht und darstellt, eine göttliche Fügung dabei nur wie in dem gesamten Geschichtsverlauf überhaupt gelten lassend. Auch die weitere Darstellung während der Ausbreitung der neuen Lehre bis zur Festlegung als Staatsreligion beruht auf bester Vertrautheit mit den Quellen. Sie läßt alle wirkenden Kräfte in dem großen weltgeschichtlichen Drama klar hervortreten, die segensreichen und die unheilvollen, denn auch die letzteren fehlen ja bei den vielen dogmatischen Streitigkeiten und bei der Organisation der Staatskirche und des herrschenden Priestertums nicht. Soweit Volkstum und Landschaft hierbei mitwirkend sind, unterläßt Classen es nicht, auf die Beziehungen nachdrücklich hinzuweisen, durch reichliche Vergleiche mit neuzeitlichen Vorgängen versucht er weiter die alten Zustände verständlich zu machen. Besonders gelungen sind die Charakteristiken der großen Kirchenväter; ihre Bildnisse, wie sie Classen zeichnet, sind das Ergebnis einer fast künstlerischen Einfühlungsgabe. Für weitere Studien hat der Verfasser seinem Buche ein Verzeichnis der wichtigeren einschlägigen Literatur beigegeben.

G. Kohfeldt (Rostock).

Grimm, Friedrich: Vom Ruhrkrieg zur Rheinlandräumung. Erinnerungen eines deutschen Verteidigers vor französischen und belgischen Kriegsgerichten. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1930. 254 S. 4,50.

Grimm ist der berufene Schilderer der schweren Zeiten der Rheinlandbesetzung. In allen großen Prozessen, die die Zusammenstöße der Bevölkerung mit den Besatzungstruppen veranlaßt haben, ist er Verteidiger vor den Gerichten gewesen. Wiederholt hat er in Paris, in Brüssel, in Berlin mit den Regierungen verhandelt, um erträglichere Zustände für seine Landsleute zu schaffen. Seine Schilderung der Kämpfe und Leiden der Rheinlande ist so nicht bloß die des Zuschauers und des Historikers, sondern die des selbst lebhaft Beteiligten. Sie führt deshalb auch mitten in die Dinge hinein, und sie zwingt auch den Leser in stärkster Weise an den Schicksalen des unglücklichen Landes teilzunehmen. Vor allem aber ist die Schilderung im besten Sinne unparteiisch. Wiederholt hebt Grimm hervor, daß alle Schichten der Bevölkerung, nicht zum wenigsten auch die sozialistischen Arbeiter, das Beste bei dem passiven und aktiven Widerstand sowohl wie bei der Unterdrückung der separatistischen Wühlereien geleistet haben. Daß die lange Leidenszeit und die Verlockung durch die feindliche Übermacht hier und da auch ein paar Abenteurer und Verräter hat aufkommen lassen, wer könnte sich darüber wundern. Die Gesamtbevölkerung hat sich jedenfalls als treudeutsch bewährt. Die vielen, die fern vom Rheinland von der ganzen Tragik seiner Besetzung nur eine oberflächliche Vorstellung haben, sollten nicht unterlassen, das Buch Grimms zu lesen.

G. Kohfeldt (Rostock).

Rachel, Hugo: Kulturen, Völker und Staaten von Urbeginn bis heute. Berlin: Sieben-Stäbe-Verlag 1931. 544 S. Lw. 3,75.

Der Vorzug dieser Weltkulturgeschichte „von Adam bis zum Youngplan" liegt darin, daß die ungeheure Stoffülle in eine glückliche Form und neue Anschauung gebracht ist: die übliche, rein äußerliche Einteilung der Entwicklung in Altertum, Mittelalter und Neuzeit ist fallen gelassen und statt dessen werden die großen Kulturepochen in 12 Hauptabschnitten sinngemäß und oft einprägsam herausgearbeitet. Die Qualität des Gebotenen ist allerdings recht verschieden; je näher man der Neuzeit kommt, um so dünner wird sie. Als Ganzes erscheint hier nur jenes Kapitel über die „Kämpfe um die Menschenrechte" die Vollkommenheit zu erreichen, welche das Vorwort in Anspruch nimmt, während die Schlußkapitel über die „Politik der Neuzeit" und die „Krise des Abendlandes" geradezu oberflächlich sind. Hingegen die Frühzeit der Kultur, die altgeschichtlichen Völker, die Orientalisierung und Germanisierung, also gerade jene Abschnitte, über die es sonst wenig Übersichtliches gibt — sie sind vollendet dargestellt: Hier schießen die erstrebten „großen Linien" wirklich zusammen aus einer erlesenen Fülle jener Einzelmomente, welche die Bildung von Volkstum und Staat, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur entscheidend bestimmten. Hier versinken diese „Linien" nicht wie später in der Überfülle des nicht bewältigten Materials. Wegen seiner Handlichkeit und Billigkeit ist das Buch als Nachschlage- und Lesewerk allen Büchereien zu empfehlen, die für ihre einfachen Leser mit allgemein- und besonders frühgeschichtlichen Interessen Bedürfnis danach haben. H. W. Herrmann (Stettin).

Die kleine Chronik der Anna Magdalena Bach. Leipzig: Koehler & Amelang 1930. 300 S. Ill. Lw. 6,50.

Das Buch bietet nicht etwa hinterlassene, sondern fingierte Aufzeichnungen der Anna Magdalena (der zweiten Gattin Joh. Seb. Bachs, die ihn um zehn Jahre überlebte); es stellt also eine Art biographischer Dichtung dar, die sich in erster Linie an den Musikliebhaber wendet, aber — von Kleinigkeiten abgesehen — das Urteil auch des Fachgelehrten nicht zu scheuen braucht. Die sich in Anonymität hüllende Verfasserin hat die historische Überlieferung mit künstlerisch und psychologisch feinem Verständnis zu einem Lebens- und Wesensbild Bachs von eigenem Reiz gestaltet, gesehen mit den rückschauenden Augen der Lebensgefährtin, die dem um sechzehn Jahre Älteren in fast dreißigjähriger glücklicher Ehe zur Seite gestanden und ihm dreizehn Kinder geschenkt hat. Mit außerordentlicher, nur selten gemacht wirkender Einfühlungskraft in die Gestalt Bachs sowohl wie in die seiner Ge-

fährtin und in Gefühlswelt und Sprache der Zeit ist der Anonyma ein Werk gelungen, das in seiner lebendigen Unmittelbarkeit und seiner schlichten Volkstümlichkeit einen besonderen Platz in der Bach-Literatur beanspruchen darf (zumal von Anna Magdalena so gut wie keine und auch von dem weltlichen Bach nur sehr spärliche autobiographische Bekenntnisse überliefert sind) und das jede Volksbücherei für ihre Leser, insbesondere auch die weiblichen und die (reiferen) jugendlichen, bereithalten sollte. Auch die Zusammenstellung des Bildschmucks zeugt von besonderem Geschmack. Einband und Druckgestaltung sind im Stil des achtzehnten Jahrhunderts gehalten. K. Th. Bayer (Berlin).

Behm, Hans Wolfgang: Hörbiger. Ein Schicksal. Leipzig: Koehler & Amelang 1930. 359 S. Lw. 10,—.

Von der Wissenschaft wird die Welteislehre des Ingenieurs Hörbiger, die trotz mancher technischer Erklärungsversuche mehr auf innerer Schau als auf naturwissenschaftlicher Beobachtung beruht, im allgemeinen abgelehnt. Um so begeisterter verkünden die Anhänger seinen Ruhm. Für Hörbiger wie für seine Jünger ist die Welteislehre zugleich eine neue Religion. Schon in den alt- und neutestamentlichen Offenbarungen sollen ihre Hauptzüge zu finden sein. Das prophezeite zweite Kommen des Heilandes soll in Nietzsche und in dem Verkündiger der Welteislehre erfüllt sein. So spielt das Phantastische in alle Gedankengänge Hörbigers hinein. Aber sein Biograph wird vielleicht Zustimmung finden können, wenn er sagt: „Man muß Hörbiger immer wieder gut sein, diesem großen Kinde mit den Schwingen des Genius. Gut trotz aller Torheiten, die es begeht und trotz aller Seltsamkeiten, die ihm zuweilen eigen.“ Im übrigen vermißt man in der sonst sehr eingehenden und überschwänglichen Lebensschilderung eine wirklich klare und deutliche Darstellung der Lehre des neuen Welterklärers. Oder ist eine solche überhaupt nicht möglich? G. Kohfeldt (Rostock).

Gandhi, Mahatma: Mein Leben. Hrsg. von C. F. Andrews. Übertr. von Hans Reisiger. Leipzig: Insel-Verlag 1931. 374 S. Lw. 7,50.

Erst in dieser Selbstdarstellung, die der englische Freund Gandhis durch Kürzung und glättende Überarbeitung auf den europäischen Leserkreis zugeschnitten hat, wird uns Abendländern der große östliche Zeitgenosse soweit begreiflich, wie das überhaupt möglich ist. Die Rollandsche Biographie z. B. wirkt diesem Buch gegenüber wie eine westeuropäische Paraphrase des Themas, behält also daneben durchaus ihre Bedeutung, besitzt nur nicht den dokumentarischen Wert, der allerdings für die Bedürfnisse der Volksbücherei gerade in diesem Fall nicht hoch genug geschätzt werden kann. Aus Gandhis Darstellung, die liebevoll auf Kindheit und Abstammung eingeht und dann mit besonderer Ausführlichkeit den Londoner Aufenthalt der Studienzeit und die, wenn man es so bezeichnen will, revolutionäre Tätigkeit in Südafrika, vorwiegend in Natal, behandelt, wird deutlich, wie sehr er das südafrikanische Erlebnis und das dort errungene Ergebnis sozusagen als Generalprobe für seine große Aufgabe in Indien auffaßt. Die Schlußkapitel zeigen, daß er in Indien selbst noch mitten im Kampfe steht, sein Ziel sieht, die möglichen Wege aber noch zu ergründen sucht. Aus jedem Wort aber spricht zwingend und mitreißend die auf dem Grunde tiefster Religiosität ruhende Größe der Persönlichkeit. — Die fremde Welt des Buches, die unserer Art zu denken, zu fühlen und zu handeln ganz entgegenstehende Lebensleistung und Weltanschauung Gandhis verlangen einen aufnahmewilligen, zur Versenkung bereiten Leser. Trotzdem sollte jede Bücherei Leser für das Buch zu werben suchen; die große Bücherei aber sollte es in soviel Exemplaren besitzen, wie sie irgend verwenden kann. Denn es gehört zu den wichtigsten Dokumenten unserer Zeit. J. Beer.

Germanetto, Giovanni: Genosse Kupferbart. Aus den Erinnerungen eines italienischen Revolutionärs. Berlin: Internationaler Arbeiter-Verlag 1930. 342 S. Kart. 3,50; geb. 5,—. (= Der internationale Roman Bd 6.)

Das Buch, mit Unrecht als Roman bezeichnet, stellt die anspruchslos und sympathisch geschriebenen Erinnerungen eines italienischen Arbeiterführers dar, der sich vor dem Kriege aufopfernd und erfolgreich in der sozialistischen Bewegung be-

tätigte, nach dem Krieg Kommunist wurde und schließlich ins Exil ging. Die Aufzeichnungen erhalten ein gewisses Interesse als — allerdings ziemlich enger — Ausschnitt aus der Geschichte der italienischen Sozialdemokratie, vor allem während ihres Kampfes mit der faschistischen Bewegung, der sie aus Mangel an eigener Initiative schließlich erlag. Von der Entstehung des Faschismus selbst gewinnt man aus dem Buch keine Anschauung. Für Büchereien entbehrlich.

Meta Corssen (Lübeck).

Graf, Oskar Maria: Wir sind Gefangene. Ein Bekenntnis aus diesem Jahrzehnt. München: Drei-Masken-Verlag 1928. 528 S. Lw. 3,80.

Was der bayrische Bäckergeselle und nachmalige Schriftsteller Graf in dieser Selbstbiographie aus den Jahren 1905 bis 1919 berichtet, ist zunächst für den Biographierten — Graf — wenig schmeichelhaft; umso höher ist die Ehrlichkeit des Biographen Graf zu bewerten. Ein Leben voll undisziplinierter Triebhaftigkeit und primitivstem Egoismus wird hier bekannt, das nur ganz selten von Erkenntnissen durchbrochen wird wie „Alles, was du treibst, machst du bloß, weil du Angst vor dir selber hast". Nach einer unfrohen Jugend lebt Graf recht und schlecht in München. Aus Münchener Bohèmekreisen, in denen damals Anarchismus dernier cri war, kommt er höchst widerwillig zum Kriegsdienst, und auch hier kann man in seinem dauernden passiven Widerstand kaum eine leitende Idee erkennen. Ebenso halt- und inhaltlos ist die spätere Zeit, von der er schreibt: „Ich dichtete und lief in der Revolution herum". Erst der ungeheuer blutige Zusammenbruch der Münchener Eisner-Revolution bringt ihn zur Besinnung. „Sie sind alle Hunde gewesen wie ich, haben ihr Leben lang kuschen müssen, und jetzt, weil sie beißen wollen, schlägt man sie tot. Wir sind Gefangene." Aus dieser Besinnung erwächst der Drang, sein bisheriges Leben zu bekennen, um sich von ihm zu befreien. — Das Buch ist interessant für die Kenntnis einer gewissen Intellektuellenschicht vor dem Kriege, bleibt in der Schilderung der Kriegserlebnisse oft im Privaten stecken, erschüttert aber in der lebendigen Wiedergabe der letzten Kriegsmonate und der Revolution. Es ist in seiner Verwendbarkeit als sozialer Roman schon so bekannt, daß es kaum nötig ist, darauf hinzuweisen, daß schon mittlere Büchereien für diese ungekürzte und preiswerte Volksausgabe Interesse haben werden. G. Maiwald (Breslau).

Henschke, Margarete: Ulrike Henschke. Ein Lebensbild aus der deutschen Frauenbewegung. Berlin: Curtius 1931. 151 S. Brosch. 4,—.

In der Geschichte der deutschen Frauenbewegung hat Ulrike Henschkes Namen seinen Platz als den einer Vorkämpferin für Mädchenunterricht und Frauenfortbildung, als den der Gründerin des Viktorialyzeums in Berlin. — Das Gedächtnis ihres 100. Geburtstages am 24. 11. 1930 veranlaßte ihre Tochter, das vorliegende Lebensbild zu veröffentlichen. — Ihre Kindheit und die ersten Jahre ihrer Ehe mit dem späteren Senatspräsidenten am Kammergericht in Berlin, Wilhelm Henschke, verlebt Ulrike Benas im Posen-Polnischen Bezirk und nimmt einen für Frauen der damaligen Zeit ungewöhnlich regen Anteil an den politischen Fragen der 48iger Jahre und den Aufgaben „deutscher Geistesarbeit im Ausland". Ihr erstes öffentliches Auftreten fällt in das Jahr 1866, nicht viel später liegt ihr erstes Reformprogramm vor: „Zur Frauenunterrichtsfrage in Preußen". 1876 beginnt sie mit ihrer pädagogischen Arbeit und Vereinstätigkeit in Berlin, die sie mit allen führenden Persönlichkeiten der deutschen Frauenbewegung zusammenbringt: mit Helene Lange, Hedwig Schrader u. a. — Es geht uns heute zwar um andere Probleme, und wir kämpfen um andere Dinge; aber abgesehen davon, daß wir Ulrike Henschke dankbar sind für das, was sie durch ihren Kampf für die Frauenbildung erreichte, lohnt es sich, sich mit dem Leben einer Frau zu beschäftigen, die im Hinblick auf ihre Arbeit sagt: „Mit Verzicht auf die höchste Entfaltung der eigenen Persönlichkeit gilt es bei uns als erstes Gesetz, sich einem Ganzen unterzuordnen."— Sehr sympathisch ist die bescheidene und zurückhaltende Art, mit der Margarete Henschke das Leben ihrer Mutter beschreibt. Trotz aller Liebe und Verehrung gelingt es ihr, sich frei zu halten von Vergötterung der Persönlichkeit und Überschätzung des erreichten Zieles. — Schon für Kleinstadtbüchereien.

Ruth v. Carlowitz (Stettin).

Jenny, Ernst: Hermann Oeser. Eine Darstellung. Heilbronn: Salzer 1930. 208 S. 2,50; geb. 4,—.

Das Buch, auf langjähriger persönlicher Bekanntschaft und genauer Durchforschung des handschriftlichen Nachlasses fußend, gibt in vier sich gegenseitig erhellenden Abschnitten ein Bild Oesers. Der interessanteste Abschnitt ist der erste, biographische, mit den Mitteilungen über Oesers Herkunft und Vorfahren und über die ebenso bedrückende wie verinnerlichende Lebenserfahrung seiner ersten Ehe. Im zweiten Teil, der Oesers geistige Entwicklung behandelt, stellt der Verfasser mit Recht Kierkegaard und Carlyle an die Spitze vor den zahlreichen großen Deutschen, die auf Oeser ebenfalls von Einfluß waren, denn besonders der Einfluß Kierkegaards gibt ihm seine besondere Note. Ob Oeser, wie der Verfasser im dritten Abschnitt (Oesers Glaube) meint, auch zu der dialektischen Theologie ein positives Verhältnis gewonnen hätte, erscheint fraglich, denn im ganzen gehörte Oeser doch zu derjenigen Richtung in der Theologie, der Christentum und Idealismus noch keine Gegensätze waren, und er biegt die Linie Kierkegaards gerade da ab, wo die Dialektiker sie fortsetzen. In dem vierten Abschnitt über Oeser als Schriftsteller ist besonders die Darstellung seines Verhältnisses zu Raabe ein Muster feinsinniger Würdigung. Im ganzen dürfte die Schrift das abschließende Wort über Oeser für unsere Zeit bedeuten. K. Hartmann (Stettin).

Thiel, Rudolf: Männer gegen Tod und Teufel. Aus dem Leben großer Ärzte. Mit 17 Abb. Berlin: Neff 1931. 412 S. Brosch. 6,—; Lw. 7,50.

Der Reiz der Persönlichkeit ist es, den der Autor seinen Lesern näher bringen will. Diese „Männer gegen Tod und Teufel" sind die großen Ärzte, die der Menschheit neue Erkenntnisse vom Wesen der Krankheiten oder neue Methoden zu ihrer Bekämpfung geschenkt haben. Thiel spürt ihren Kämpfen nach, ihren Kämpfen mit der Materie, die sie erforschen wollen, mit der Umwelt, die ihren Erkenntnissen so oft nicht zu folgen imstande ist, mit sich selbst, bevor oder nachdem die Entdeckung gemacht werden konnte. So zieht vom Vesalius, dem tollen Anatomen, an eine große Reihe führender Köpfe der Medizin an uns vorüber bis zu Virchow und Bergmann. Für jeden wird eine das Wesentliche recht glücklich heraushebende Skizze seines Forschens und Lebens gebracht, die gleichzeitig einen geschickten Ausschnitt aus seiner Zeit darstellt. Die oft nicht leicht allgemeinverständlich darzustellenden Entdeckungen sind recht klar und faßlich entwickelt. Das Buch stellt an den Leser erheblich geringere wissenschaftliche Ansprüche als etwa de Kruifs „Mikrobenjäger" (vgl. B. u. B. 1930, S. 204 f.). Die Darstellung ist aber sachlich trotzdem nicht weniger korrekt. Das Buch kann allen Büchereien durchaus empfohlen werden. H. Meyer (Frankfurt a. M.).

Ursula schreibt ins Feld. Echte Briefe aus den Jahren 1914—1919. Hrsg. von Else von Hase-Koehler. Leipzig: Koehler & Amelang 1931. 237 S. Lw. 4,50.

Diese Briefe sind als Gegenstück zu denen „eines deutschen Kampffliegers" angekündigt. Sie sind auch ein Gegensatz zu dem anderen etwas sensationellen Frauenkriegsbuch der Adrienne Thomas. Für die reiche Kriegsliteratur bedeuten sie in Bezug auf Frontvorgänge sowohl wie Heimatgeschehnisse keine wesentliche Bereicherung. Was hier interessiert, ist die psychische Entwicklung der kaum Zwanzigjährigen während des Krieges, deren Herz draußen bei dem heimlich Geliebten ist und mit ihm kämpft. Aus dem verschwärmten Mädchen, dessen sentimentale Worte heute peinlich berühren, wird durch Angst, Sorge und Verzicht eine selbstdenkende, handelnde Frau, die das Leben trägt und prägt mit dem Glauben an die Kraft der Liebe. Von dieser gar nicht ungewöhnlichen Frauengestalt geht ein gesunder Optimismus aus, dem das Leben gefügig zu sein scheint. Jüngeren weiblichen Lesern kann das keine großen Ansprüche stellende Buch ein dienliches Gegengewicht gegen die Strömung allzu großer Nüchternheit sein. Seine Anschaffung wird allerdings durch das Vorhandensein gleichwertiger Frauenbücher beschränkt.

Hilde Stansch (Frankfurt a. O.).

Vidocq, Eugene-François: Vom Galeerensträfling zum Polizeichef. Berlin: Bücherkreis 1930. 280 S. Geb. 4,80.

Die vor hundert Jahren in Frankreich häufig aufgelegten, nachgedruckten und nachgeahmten Lebenserinnerungen Vidocqs, mit dem sogar Balzac verkehrte, um sich Anregungen von ihm zu holen, gehören zu den eigenartigsten Memoiren der Weltliteratur. Durch leichtsinniges Leben in früher Jugend auf abschüssige Bahn gedrängt, macht der Held dieser Erinnerungen früh Bekanntschaft mit Gefängnis, Bagno und ähnlichen Strafeinrichtungen, entflieht mehr als ein dutzendmal, wird immer wieder gefaßt, auch nachdem er sich längst entschlossen hat, ein anständiges bürgerliches Leben zu führen. Er kann sich schließlich nur dadurch eine — wenn auch reichlich anrüchige — Existenz sichern, daß er die von ihm ausgeprobten Schliche und Kniffe wieder gegen seine ehemaligen Spießgesellen, die Verbrecher, anwendet und Polizeispitzel wird. Als solcher bringt er es bis zum Chef der Pariser Sicherheitspolizei und wird auf geheimnisvolle Weise ein vermögender Mann, der in ruhiger Behäbigkeit sein bewegtes Dasein abschließt. Erfreulich ist nichts an dem Buche: weder die immer wieder mißlingenden Versuche Vidocqs, sein Verbrecherdasein vergessen zu machen, noch seine Spitzeltaktik gegen seine gefährlichen Freunde von früher, und nur der sehr selten einmal aufblitzende Humor versöhnt hin und wieder mit dem dunklen Buche, das allerdings als interessantes Kulturbild aus dem Frankreich um 1800 in der trefflichen Übersetzung und Bearbeitung von Bernhard Jolles in großstädtischen Büchereien manchen reifen Leser, aber nur diesen, fesseln wird. W. Eggebrecht (Stettin).

Winckler, Josef: Im Banne des Zweiten Gesichtes. Schicksale und Gestalten um Haus Nyland. Berlin: Deutsche Buchgemeinschaft 1930. Ill. 378 S. Geb. 4,90.

Heimat und Jugend eines Dichters, — das kann uns bei Vielen unwichtig sein, das ist uns bei einem Dichter, der so aus dem Herzen der Heimat schafft wie Winckler, allerwichtigstes Material, um ihn tiefer zu verstehen. „Ich steh' vor meiner Heimat wie vor einem neuentdeckten Wunder: welch ein strudelnder Trichter von Leben und Gestalten ist dieses amusische Land!" In dieser Welt hat nicht nur der tolle Bomberg gelebt, sondern noch in der engsten Heimat Wincklers, in dem münsterländischen Dorf Hopsten, in dem großväterlichen „Haus Nyland", das, eine rechte Burg, eine ganze Sippe von den Urgroßeltern bis zu den jüngsten Enkeln barg, lebten eine Fülle von originalen Menschen, harte, eigengewachsene Westfalenköpfe, deren jeder sein eigenes Gesicht und sein Schicksal hatte. Von ihnen allen erzählt Winckler zwanglos und doch anekdotenhaft straff, erzählt auch von den Sitten und Bräuchen seiner Heimat, vom Kulturkampf, von dem merkwürdigen Volk der „Tödden", der münsterländischen Krämer und Kaufleute, dem er selber großväterlicherseits entstammt. Man hat dabei immer wieder den Eindruck, nicht ein Stück vom Ende des vorigen Jahrhunderts mitzuerleben, sondern ein Stück Biedermeierzeit — so „konservativ" sind die Menschen gewesen, die als „Paten" um Wincklers Jugend stehen. Und man freut sich über dies handfeste Erbe eines Dichters, der gerade darum in unserer immer blutleerer werdenden Dichtung als ein Artechter und Blutvoller steht. Die Bücherei, in der Winckler schon Freunde gewonnen hat, wird auch dies neue Buch einstellen, das wir dankbar als wertvolle Bereicherung unserer Abteilung „Lebensbilder" empfangen.

K. Schulz (Gera).

Zola, Emil: Der Fall Dreyfus und andere Kämpfe in Briefen und Bekenntnissen. Mit einer biographischen Einleitung von Denise Zola. Dresden: Reißner 1930. 289 S. Brosch. 6,—; geb. 7,50.

Auf der Rückseite des Titelblattes findet sich folgende Verlagsnotiz: „Das vorliegende Werk enthält manche Briefe, die uns bisher verschlossen waren, während es im übrigen einen Teilabdruck aus dem Buch „Mein Kampf um Wahrheit und Recht" des gleichen Verfassers darstellt." Der ganze Unterschied zwischen dem wahrscheinlich in den meisten Büchereien vorhandenen Buch „Mein Kampf um Wahrheit und Recht" (Dresden 1928) besteht darin, daß in dem jetzt vorliegenden Werke neun Briefe Zolas an seinen Anwalt Labori aufgenommen und dafür drei

andere Briefe fortgelassen sind. Sonst stimmt die Ausgabe mit der früheren unter dem anderen Titel, völlig, auch in den Bildbeigaben, überein. Die Briefe an den Anwalt Labori, die größtenteils während des englischen Aufenthaltes Zolas geschrieben sind und sich mit der Wiederaufnahme des Prozesses Dreyfus beschäftigen, wurden bereits in deutscher Übertragung in der Zeitschrift „Die neue Bücherschau" 7. Jg. November 1929, Heft 11, Seite 584 ff., veröffentlicht. In der Buchausgabe ist ein Brief fortgelassen. Schon der Titel der neuen Ausgabe „Der Fall Dreyfus" ist insofern irreführend, als noch nicht die Hälfte der Briefe sich mit dem Fall Dreyfus beschäftigen und diese Briefe zum tieferen Verständnis der historischen Zusammenhänge noch einiger Erläuterungen bedürften, die die biographische Einleitung nicht genügend gibt. (Vgl. die Bücher von Steinthal und Weil, sowie das Tagebuch von Dreyfus „Fünf Jahre meines Lebens".) Die Anschaffung der neuen Auflage der ausgewählten Briefe Zolas, denn nur so kann man das vorliegende Werk bezeichnen, kommt nur für Büchereien in Frage, die das ursprüngliche Buch „Mein Kampf um Wahrheit und Recht" noch nicht besitzen. — Im übrigen wäre es bei dem starken, fortdauernden Interesse für die Affäre Dreyfus wertvoll, wenn ein Verlag die Aufsätze von Zola: „L'Affaire Dreyfus. La verité en marche" in deutscher Übertragung neu herausgeben würde. C. Wormann (Berlin).

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Abraham, Rudolf: Staats- und Verfassungslehre. Eine allgemeinverständliche Darstellung. Berlin: Arbeiterjugendverlag 1929. 107 S. 1,90.

In großen Umrissen wird unter Zugrundelegung der Staatsreformentwicklung ein Bild der heutigen Reichsverfassung gegeben. Die Darstellung ist eine Zusammenfassung von staatsrechtlichen Vorträgen an der Berliner Arbeiterbildungsschule und in erster Linie zur Vertiefung der dort gehörten Vorträge bestimmt. Sie ist aufgebaut auf die marxistische Gesellschafts- und Staatsauffassung.

W. Fiedler (Berlin).

Abramowitsch, Mark: Hauptprobleme der Soziologie. Berlin: Verlags-Anstalt „Courier" 1930. 111 S. 5,—.

Der „lebendige" Marxismus ist für den Verfasser „weder eine Philosophie noch eine abgeschlossene Wissenschaft oder eine fertige wissenschaftliche Theorie, — er ist jene Arbeits- und Forschungsmethode, durch deren Anwendung erst die soziologische Wissenschaft entsteht." Dieser Satz grenzt seine Stellung ebenso scharf ab gegen die heutige „akademische" Soziologie wie gegen die politisch bedeutsame Richtung des „konsequenten" Marxismus. Da wir aber von dem Streit um die wissenschaftliche Einordnung absehen können, dürften wir für diese verhältnismäßig leicht lesbare Darstellung der Grundzüge der marxistischen Gesellschaftslehre, die wichtige soziologische Begriffe klarstellt, wie z. B. die Unterschiede zwischen Evolution und Revolution, Demokratie und Diktatur, Parlament und Sowjet, Nationalismus und Internationalismus u. a., schon in mittleren Büchereien Verwendung haben. G. Maiwald (Breslau).

Bessedowsky, Grigorij: Den Klauen der Tscheka entronnen. Erinnerungen. Deutsch von N. v. Gersdorff. Leipzig: Grethlein & Co. 1930. 343 S. 4,—; Lw. 7,50.

Diesem zweiten Teil der Erinnerungen Bessedowskys (vgl. die Anzeige des ersten, B. u. B. 1930, S. 440 f.), der seine diplomatische Tätigkeit in Tokio und Paris in den Jahren 1926 bis 1929 behandelt, kann eine ruhige und sachliche Darstellung weniger nachgesagt werden. Das ist durchaus verständlich bei einem Menschen, der seine Tätigkeit im diplomatischen Dienst der Sowjets seiner Auffassung nach loyal, wenn auch, angeblich aus höherer Einsicht, nicht ganz im Geiste sowjetrussischer Politik, jedenfalls nicht mit der von hoher Stelle geforderten Skrupellosigkeit und unbedenklichen Entschlußkraft durchgeführt hat und dafür um ein Haar mit dem Leben hätte büßen müssen. Bessedowsky spricht demnach pro domo, d. h. contra Stalin und sein starres System. Es wird infolgedessen hier ebensowenig Objektivität zu erwarten sein wie bei der Fülle unsachlicher Lobreden

auf die Großleistungen russischer Staatskunst. Es wäre aber ebenso ungerecht, den Verfasser als Kronzeugen für das Ausmaß der Unvernunft und Grausamkeit in der Staatsverwaltung der U.S.S.R. aufzurufen. Das Buch wird somit überall da gute Dienste tun, wo es als Material zu dem Versuch eines objektiven Bildes vom heutigen Rußland gewertet, nicht aber als bare Münze genommen wird. — Für große Büchereien. J. Beer.

Die Frauenfrage im Lichte des Sozialismus. Hrsg. Anna Blos. Dresden: Kaden 1930. 224 S. Lw. 6,—.

In diesem Buch sind mehrere Untersuchungen vereinigt, die die Geschichte und die Ziele der sozialistischen Frauenbewegung behandeln. Zuerst schildert die Herausgeberin die Entwicklung der Arbeiterinnenbewegung in Deutschland von ihren Anfängen bis zum Weltkrieg. Sie macht ihren langsamen und unendlich mühevollen Aufstieg anschaulich und umreißt die führenden Persönlichkeiten, die teils von revolutionärem Gefühl getrieben aus dem Bürgertum kamen, teils aus der Not und Enge des proletarischen Daseins selbst heraus den Kampf um die Befreiung ihrer Schicksalsgenossinnen aufnahmen. Im zweiten Abschnitt behandelt Adele Schreiber die staatsbürgerliche Tätigkeit der sozialistischen Frauen nach dem Kriege, ihre Arbeit im Parlament und in den Gemeinden. Louise Schröder schildert die Lage der proletarischen Frau als Hausfrau und Mutter, Anna Geyer beleuchtet auf Grund statistischen Materials die Frauenberufsarbeit. Es zeigt sich, daß die Doppelbelastung der proletarischen Frau durch hauswirtschaftliche Arbeit und Erwerbstätigkeit nicht durch Herauslösung der Frau aus dem Produktionsprozeß aufgehoben werden kann, und daß von seiten der Gesamtheit noch viel geschehen muß, um der Frau die Vereinigung von Beruf und Mutterschaft unter erträglichen Bedingungen zu ermöglichen. Als erster neuerer Versuch einer selbständigen Darstellung der proletarischen Frauenbewegung, die ihren Weg getrennt von der bürgerlichen Frauenbewegung im Rahmen der sozialistischen Gesamtbewegung verfolgt, kann das Buch einerseits die Geschichte der Frauenbewegung, deren Darstellungen meist nur die bürgerliche Frauenbewegung behandeln, ergänzen, andererseits das Bild der Arbeiterbewegung, in der die Bedeutung der Frauenfrage vielfach noch nicht genügend erkannt wird, vervollständigen.

Meta Corssen (Lübeck).

Glaß, Frieda und Dorothea Kische: Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der berufstätigen Frauen. Erhebung 1928/29 durchgeführt von der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Frauenverbände. Berlin: Heymann 1930. 148 S. Brosch. 6,—.

Als Material zu dieser Arbeit lagen der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Frauenberufsverbände, der 22 weibliche Berufsverbände verschiedener Konfessionen angehören, 50 000 beantwortete Fragebogen vor. Davon entfielen etwa die Hälfte auf die kaufmännischen Angestellten, deren Arbeitsverhältnisse demnach auch am eingehendsten dargestellt worden sind. Die Erhebung wurde von vornherein auf drei Fragen nach dem Einkommen, der Wohnart und den Unterstützungsverpflichtungen gegenüber Angehörigen beschränkt. Das mit großem Fleiß zusammengetragene und übersichtlich verarbeitete, reichhaltige statistische Material gibt einen aufschlußreichen und im allgemeinen recht deprimierenden Einblick in die tatsächlichen Arbeitsverhältnisse der weiblichen Angestellten und Arbeiterinnen, die sich in den letzten Jahren ja leider noch wesentlich verschlechtert haben. — Städtische Büchereien werden das Buch einstellen, für Nachschlagezwecke womöglich in die Handbücherei des Lesesaals. Frida Endell (Stettin).

Lennhoff, Eugen: Politische Geheimbünde. Erster Band. Mit 156 Abb. Zürich: Amalthea-Verlag 1931. 558 S. Lw. 22,—.

Dieser Band enthält nicht die Sensationen, die der Titel zu versprechen scheint. Der Bund der Illuminaten und die italienische Gesellschaft der Carbonieri haben lediglich kulturhistorisches Interesse. Bedeutender ist für uns dagegen schon die Dekabristen-Bewegung oder die chinesische Hung-Gesellschaft, aus der sich der Boxer-Aufstand entwickelte, und die den Revolutionsführer Sun-Yat-Sen hervor-

brachte. Noch näher liegt uns die irische Aufstandsbewegung; und die serbischen „Verschwörer aus Grundsatz", die den Mord von Serajewo inszenierten, haben ja auch unser Geschick weitgehend beeinflußt. Als Kultursymptom der Gegenwart ist dagegen die monströse Bewegung des Ku-Klux-Klan zu verstehen, die den „Haß als Geschäft" betreibt. Diese Bewegungen und ihre politischen Auswirkungen sind ohne allzugroßen Aufwand an wissenschaftlichem Apparat dargestellt. Wie weit einzelne Feststellungen vielleicht anfechtbar sind, kann hier nicht untersucht werden. Ebensowenig läßt sich jetzt schon sagen, ob der Verfasser die wissenschaftliche Objektivität auch im zweiten Bande, der u. a. die Geheimbünde der jüngeren Vergangenheit und Gegenwart in Rußland und Deutschland behandeln soll, aufrecht erhalten wird. Immerhin mögen größere Büchereien, die den zweiten Band nicht abwarten wollen, schon diesen benutzen für politisch und geschichtlich interessierte Leser. G. Maiwald (Breslau).

4. Sprach- und Literaturkunde, Theater.

Fechter, Paul: Deutsche Dichtung der Gegenwart. Versuch einer Übersicht. Leipzig: Reclam 1929. 70 S. 0,40; Pbd 0,80.

Leyen, Friedrich von der: „Die Forderung des Tages". „Das neue Reich". Eine Übersicht über die deutsche Dichtung der letzten Zeit (1925 bis 1930). Jena: Diederichs 1931. 38 S. 1,40.

Diese beiden Versuche einer Übersicht über literarische Leistungen der letzten Jahre, denen gegenüber der notwendige Abstand zu einer objektiven Bewertung noch nicht da sein kann, sind einseitig, bewußt einseitig, aber in verschiedenem Sinn. Auf die Grenzen und den Wert der Betrachtungsweise von der Leyens hat Schuster bereits bei dem Buch hingewiesen, als dessen Ergänzung die neue Schrift zu betrachten ist („Deutsche Dichtung in neuer Zeit", B. u. B. 1927, S. 87f. und S. 428). Der Verfasser muß, von seinem Standpunkt aus, die Entwicklung der deutschen Literatur von der „Forderung des Tages" hinweg zu jenem „neuen Reich" wünschen, in dem von Hofmannsthal, Gött, Mell und Rilke aus literarische Erscheinungen wie J. Seidel, H. Grimm, Blunck, Ponten, Stehr, Waggerl, Schnack, Carossa, Binding und George (um einige bezeichnende Namen zu nennen) die klassische Tradition deutscher Dichtung von neuem zu verwirklichen suchen. (Auffällig ist bei kleineren Talenten die starke Herausstellung der Produktion des Diederichs-Verlages). Er muß ebenso jene Befriedigung der „Forderung des Tages", wie seiner Ansicht nach nicht nur Remarque, Gläser, Renn, Salomon, Wassermann und Döblin sie versuchen, sondern auch Werfel und der späte H. Hesse, als einen Irrweg deutscher Dichtung betrachten. So besitzt auch diese Ergänzung des Buches nicht eine orientierende Bedeutung, sondern sie zwingt zur Auseinandersetzung. — Fechter dagegen versucht alle literarische Produktion der letzten Jahre auf einen Generalnenner zu bringen und glaubt diesen in der Formel von der „neuen Wirklichkeit", in dem Streben, „die Grenzen des Wirklichen über das Bisherige hinaus weiter in Regionen neuer wirklicherer Wirklichkeiten vorzutragen", sehen zu dürfen; in einem Streben also, daß von der Leyen als solches verurteilen müßte. Fechter läßt sich von seiner etwas blendenden Formulierung häufig zu überspitzten Bewertungen und Charakterisierungen hinreißen, trotzdem bietet er in seinen drei großen Kapiteln über Drama, Lyrik und Roman einen reichen, geschickt gruppierten Stoff. In dem Kapitel „Die Deutenden" geht er darüber hinaus auch auf die Arbeiten von Gundolf, Bertram, Klages, Ziegler, Worringer und Spengler näher ein. — Beide Schriften besitzen für die Volksbücherei einen bedeutenden Anregungswert und sollten deshalb in jeder größeren Bücherei vorhanden sein. Sie kommen weniger als einzige Darstellungen in der kleinen Bücherei in Frage. J. Beer.

Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen. Reihe Deutsche Selbstzeugnisse Bd 1: Marianne Beyer-Fröhlich, Die Entwicklung der deutschen Selbstzeugnisse. Bd 4: Aus dem Zeitalter des Humanismus und der Reformation. Bd 6: Selbstzeugnisse aus dem Dreißigjährigen

Kriege und dem Barock. — Reihe Aufklärung Bd 2: Das Weltbild der deutschen Aufklärung. Philosophische Grundlagen und literarische Auswirkung: Leibniz, Wolff, Gottsched, Brockes, Haller. Bd 4: Vorboten der bürgerlichen Kultur. Johann Gottfr. Schnabel und Albrecht v. Haller. — Reihe Reformation Bd 1: Grundzüge evangelischer Lebensformung nach ausgewählten Schriften Martin Luthers. Bd 2: Die Sturmtruppen der Reformation. Ausgewählte Flugschriften der Jahre 1520 bis 1525. — Reihe Romantik Bd 4: Lebenskunst. Bd 15: Märchen, 2. Bd. Bd 16: Neue Wege der Erzählung, 1. Bd. — Reihe Barock Bd. 2: Das Ordensdrama. Bd 3: Das Schauspiel der Wanderbühne. — Reihe Politische Dichtung Bd 5: Die Dichtung der ersten deutschen Revolution 1848/49. Bd 6: Dem neuen Reich entgegen 1850/71. Leipzig: Reclam 1930 f. Jeder Band 7,50; Lw. 9,—.

Das große Unternehmen schreitet trotz der Ungunst der Zeiten rüstig weiter fort und erweist seine Fruchtbarkeit und seinen einzigartigen Wert, indem es dem Literaturfreund mit jedem Bande neue Schätze erschließt. Der Einleitungsband der Marianne Beyer-Fröhlich zu der Reihe der deutschen Selbstzeugnisse gibt eine sehr eingehende Darstellung der Entwicklung von der Mystik bis zum Tode Goethes. Die gelehrte Literatur ist weitgehend verarbeitet und eine reichhaltige Bibliographie führt weiter. Besonders hervorzuheben ist das Kapitel über die Autobiographik des Auslandes und ihre Einwirkung auf die deutsche Produktion. Der Plan der Sammlung begrenzt die in die folgenden Bände aufzunehmenden Proben mit Goethes Todesjahr: so hätte man gewünscht, daß der Einleitungsband darüber hinaus den weiteren Verlauf wenigstens in großen Zügen skizziert hätte. Ganz leicht ist die Lektüre des Bandes nicht. — Der 4. Band dieser Reihe bringt Proben aus dem Weißkunig, Ludwig von Diesbach, Pirckheymer, Dürer usw., leider die lateinischen Stücke nicht in Übersetzung, was für die Zwecke dieser Sammlung bedauerlich ist (so auch beim Barockdrama!). Der 6. Band, der die Selbstzeugnisse aus dem Dreißigjährigen Kriege und dem Barock in Proben vorführt, beginnt nach kurzer klarer Einführung mit dem wundervollen Glaubensbekenntnis Keplers aus dem Jahre 1623, bringt dann die Lebensgeschichte des Uriel Acosta, Selbstzeugnisse aus Gottfried Arnolds Kirchen- und Ketzergeschichte und dreizehn andere, ganz hervorragend ausgewählte Stücke. So wird das 17. Jahrhundert fast gespensterhaft lebendig. — Auch der von Arnold E. Berger betreute Band „Grundzüge evangelischer Lebensformung", der die Reformationsreihe einleitet, ist schön und sorgfältig gearbeitet. Im 2. Bande wird den Volksbildner vor allem die ausführliche Einleitung zu den hier ausgewählten Flugschriften aus den Jahren 1520—25 interessieren: ein imponierendes Beispiel für die Bildungswirkung der Zeitliteratur! — Überraschender aber noch wirkt der zweite Band der „Aufklärung", der nach kurzer, glücklicher Einleitung durch F. Brüggemann zuerst Leibniz' Monadologie nach der schönen alten Übersetzung von Köhler (1720) bringt, danach die Grundlagen der deutschen Aufklärung in bezeichnenden Kapiteln aus Christian Wolffs großer Metaphysik und Ethik vorführt, und endlich mit ausgewählten Stücken aus den ersten Gründen der gesamten Weltweisheit von Gottsched diese geistige Grundlegung abschließt, um alsdann die literarische Auswirkung dieses Weltbildes, das in seiner geschlossenen Größe bei aller Begrenztheit von höchstem Reize ist, an dem schulmeisterlichen Brockes und dem gewaltigen, mit den Tiefen ringenden Haller aufzuzeigen. Der vierte Band enthält mit sehr guter Einleitung Schnabels „Insel Felsenburg", an der man besonders schön den pietistischen Anteil an der Gestalt des deutschen Bürgers in seiner Blütezeit studieren kann. — Der zweite Band der Märchen der Romantik bringt neben bekannten Stücken von Chamisso, E. T. A. Hoffmann und Eichendorff das hübsche „Gastmahl" von Contessa, in seiner spielerischen Haltung trotz der Klarheit seiner einfachen Form ein feines Beispiel dafür, wie ein sauber gearbeitetes Stück „Literatur" sich neben echter Dichtung ausnimmt. Der vorliegende 1. Band der romantischen Erzählungskunst enthält die Nachtwachen des Bonaventura, Brentanos Chronika eines fahrenden Schülers nach der handschriftlichen Fassung und vier kleinere Novellen von Kleist. Be-

sonders schön ist dann der 4. Band gelungen, der unter dem Titel „Lebenskunst" einen tiefen Einblick in die innere Auseinandersetzung der Romantiker mit den letzten und tiefsten Fragen des Lebens verstattet. — Während die Reihe Romantik ein allgemeineres Interesse beanspruchen darf, kommt die Barockreihe nur für große Stadtbüchereien in Frage, die Leser mit wissenschaftlich-literarischen Interessen haben. Für diese allerdings ist der vorliegende Band höchst aufschlußreich, der ein Jesuitendrama in deutscher (alter) Übersetzung, eines in lateinischer Sprache und dazu ein lateinisches Benediktinerdrama bringt. Die sehr schöne Einleitung zeigt den Reichtum dieser religiösen Kunst und ist kulturgeschichtlich von hohem Interesse. Zeigt doch diese religiöse Barockkunst, wie sich die Kirche damals — gerade so wie nun wieder in unserer Zeit — sämtliche künstlerischen Ausdrucksformen für ihre Propaganda erobert und mit welchem Geschick sie sich dabei den Bedürfnissen der jeweils herrschenden Gesellschaftsgruppen anzupassen weiß. Für die Frage der Aufbaugesetze der künstlerisch minderwertigen Literatur, in der Einführung sehr schön herausgearbeitet, bietet der 3. Band „Das Schauspiel der (englischen) Wanderbühne" ein höchst wertvolles Material. — Sehr viel Neues im Auf und Ab, im Für und Wider der politischen Meinung bringen auch die beiden Bände der politischen Dichtung von 1848—1871. — So weitet sich in dieser großen Sammlung Literaturgeschichte zu deutscher Kultur- und Geistesgeschichte in einem Bilde, wie es in solchem Ausmaße und in solcher Eindringlichkeit noch niemals und nirgends versucht worden ist. Wenn auch die ganze Sammlung bei der verbilligenden Subskription auf etwa 2000 *RM* im ganzen zu stehen kommen wird, so sollten größere Büchereien, die die Leserschaft dafür haben, trotz der Ungunst der augenblicklichen Verhältnisse ihren Bezug zu ermöglichen suchen, vielleicht indem sie mit dem Verlag eine Halbjahresrate ausmachen, die auch bei vorsichtiger Berechnung tragbar ist. (Vgl. B. u. B. 1930, S. 189 f.) W. Schuster.

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Hauser, Heinrich: Schwarzes Revier. Berlin: S. Fischer 1930. 149 S. Ill. 6,—; Lw. 8,—.

Aus einzelnen Skizzen, Reportagen und ausgezeichneten photographischen Aufnahmen, die überdies durch Beischriften sinnvoll kommentiert werden, ist das Dokument eines der wichtigsten deutschen Industriebezirke geworden, dessen außergewöhnliche Bedeutung sich auch in der Volksbüchereipraxis bereits erwiesen hat. Der Verfasser, wie er betont: Laie in jeder Hinsicht, will das Buch als Experiment betrachtet wissen. Er formuliert keine klare Stellungnahme etwa zu den wirtschaftlichen und sozialen Problemen, die in dem „Gesicht" dieser Landschaft auftreten. Aber daß dies Gesicht in Wort und Bild mit so vorurteilsloser Sachlichkeit und so sicherem Blick für das Typische aufgezeigt wird, das ist in bestem Sinne Material und Anlaß zu ernster Auseinandersetzung mit dem innersten Wesen unserer Industriearbeit. Vermißt der Verfasser selbst mit Recht in dem Buch an sich jene innere Geschlossenheit und Ausschöpfung des Stoffes (die ihm in einem anderen Werk, „Die letzten Segelschiffe", vgl. B. u. B. 1931, S. 55, so vortrefflich gelungen ist), so kann sie doch der aufmerksame Leser in eigener Entscheidung für sich an Hand dieses Buches vollziehen. — Dem Buch ist weite Verbreitung in den deutschen Volksbüchereien zu wünschen. J. Beer.

Howard, H. J.: Zehn Wochen bei chinesischen Banditen. Aus dem Engl. von L. Tobias. Leipzig: Brockhaus 1930. 159 S. Hlw. 2,80; Lw. 3,50. (Reisen und Abenteuer Bd 50.)

Der unfreiwillige Aufenthalt eines amerikanischen Arztes bei einer Räuberbande, die die Manschurei nördlich von Mukden, in der Nähe des Sungari-Flusses unsicher machte, gibt einen aufschlußreichen, anschaulichen Einblick in eines der brennendsten Probleme Chinas: das Räuberproblem. Es wird auch aus diesem Buche deutlich, daß Landnot und Mangel an regelmäßigem Erwerb immer wieder Teile der chinesischen Bevölkerung der Räuberei in die Arme treiben, ohne Unterschied der Bildung und Herkunft, wie der Verfasser an einigen Mitgliedern der Bande sehr kurzweilig und mit Humor zu illustrieren weiß. Tragisch berührt es

allerdings, daß ein Mann, der durch Urbarmachung des weiten Landes zur Behebung der Landnot beitragen wollte, der durch Anlegung von Musterbetrieben die landwirtschaftliche Ausnutzung der Mandschurei zu demonstrieren versuchte — es war der amerikanische Major, den der Verfasser besuchte — als einziger bei dem Überfall durch die Räuber umkam; wenn auch aus Versehen, da man sich durch dessen Gefangennahme angesichts seines Ansehens und Vermögens ein hübsches Lösegeld sichern wollte. Wie nun dafür der arme Doktor daran glauben mußte, wie er, je nach der Aussicht auf Lösegeld, je nach seinem schwankenden Kurswert, Aussicht auf gute Behandlung und Lebenssicherheit haben durfte, und wie er schließlich nach vielerlei Wechselfällen durch chinesisches Militär befreit wurde, ist so spannend und unterhaltsam erzählt, daß auch Abenteuerleser auf ihre Kosten kommen. — Für alle Büchereien. B. Söding (Allenstein).

8. Verschiedenes.

Dovifat, Emil: Zeitungswissenschaft. Bd 1: Allgemeine Zeitungslehre. 122 S. Bd 2: Praktische Zeitungslehre. 147 S. Leipzig: de Gruyter 1931. Geb. je 1,80. (=Sammlung Göschen Nr. 1039/40).

Im ersten Bändchen entwickelt der bekannte Verfasser die Grundbegriffe des Zeitungswesens, sowie die gestaltenden Grundkräfte der Zeitung (Nachricht, Meinung, Wirtschaft und Technik), wobei er besondere Aufmerksamkeit darauf verwendet, aufzuzeigen, welche Momente geeignet sind, die geistige Selbständigkeit der Zeitung zu bedrohen. Der zweite Teil unterrichtet dann über die Praxis der Nachrichtenarbeit, über praktische Publizistik und über technische und wirtschaftliche Fragen. Die Form der Darstellung ist in ihrer sachlichen Gründlichkeit und ihrer Knappheit die gleiche, die wir zur ersten Information oder zum Nachschlagen an den Göschen-Bändchen zu schätzen wissen. — Schon für mittlere Büchereien.
G. Maiwald (Breslau).

Grissemann, O.: Bastelbuch für Väter. Bd 1 u. Bd 2 (Mädchenspielzeug). Mit 113 u. 151 Abb. Stuttgart: Franckh 1928 und 1929. 127 und 128 S. Lw. je 5,20.

Bei diesen ausführlichen Anleitungen, wie mit wenig Geld und den landläufigen häuslichen Werkzeugen hübsches Kinderspielzeug hergestellt werden kann, handelt es sich um keinen Pimpelkram der früher in Schwang gewesenen Laubsägeungeheuer, sondern um wirklich brauchbares Spielzeug, das auch den Forderungen neuzeitlicher Spielpädagogik standhält. Nach einer Einleitung über Werkzeuge und Baustoffe beginnen die Anweisungen, die im ersten Band allerlei Gefährte und Häuschen, im zweiten Band Puppenstuben und die dazugehörigen Möbel und Geräte umfassen. Sehr klar und brauchbar sind die in Netze eingezeichneten Einzelaustragungen der Bauteile, die vom Bastler leicht auf Gebrauchsmaß vergrößert werden können, und die genauen Stücklisten. Sehr hübsch sind auch die Kleinkramfigürchen, die zeigen, wie aus allerlei Abfallstoffen putzige Männchen und Tiere entstehen können. — Für alle Volksbüchereien, aber auch für Schülerbüchereien der oberen Jahrgänge wärmstens zu empfehlen. C. Barth (Stettin).

Haffkina, L. B.: Rukovodstvo dlja nebol'sich i srednich bibliotek. (Handbuch für kleinere und mittlere Bibliotheken.) 6. Aufl. Mit Abb. Moskau: Staatsverlag 1930. 384 S.

Wer sich über den Stand des sowjetistischen Volksbüchereiwesens unterrichten will, dem vermittelt das mit großer Sachkenntnis geschriebene Buch der Leiterin des Moskauer bibliothekswissenschaftlichen Instituts wertvolle Aufschlüsse. Nach kurzer Einleitung, die über die stark zentralisierte Organisation des russischen Büchereiwesens und ihre Ziele Auskunft gibt, werden im wesentlichen technische und bibliographische Fragen behandelt, wobei auch die deutschen Verhältnisse eingehendere Berücksichtigung finden. Seltsamerweise wird der in Kiew eingeführte Schülkesche Indikator besonders empfohlen. Im Bereich der sowjetistischen Republiken gab es 1923/24: 10 694 öffentliche Bibliotheken, 1927/28: 22 892. Besonderer Wert wird, wie zu erwarten, auf die Entwicklung der Jugendbüchereien

und der Kinderlesehallen gelegt. Neben den der Staatlichen Zentralkommission unterstehenden Büchereien spielen die Gewerkschafts- und Heeresbüchereien eine Rolle. Das Buch enthält sehr eingehende bibliographische Angaben sowie Abbildungen, die zum Teil propagandistische Methoden der russischen Büchereiarbeit gut veranschaulichen. G. Fritz.

Handbuch der Bibliothekswissenschaft. Hrsg. von Fritz Milkau. Bd 1: Schrift und Buch. Leipzig: Harrassowitz 1931. XIX, 876 S. 4⁰. Halbleder für beide Bände 80,— (Vorzugspreis für die Mitglieder des Vereins Deutscher Bibliothekare 68,—).

Der erste Band des mit Spannung erwarteten, von Fritz Milkau herausgegebenen Grund- und Hauptwerkes ist nun erschienen. Unter dem Sondertitel „Schrift und Buch" bringt er aus der Feder kompetentester Vertreter des deutschen wissenschaftlichen Bibliothekswesens Abhandlungen über die Sprachen und ihre Zusammenhänge, die Entwicklung der Schrift, des Buchdrucks, der Buchillustration, des Bucheinbandes, des Buchhandels, der Bibliographie und der Wissenschaftlichen Akademien. Die Darstellung ist durchweg sehr konzentriert und doch flüssig, die Abbildungen sind gut ausgewählt und wiedergegeben, die Literaturnachweise erstaunlich reich und doch nicht uferlos. Den jungen Bibliothekaren ist somit ein ausgezeichnetes Hilfsmittel geboten, um sich die besonderen theoretischen Kenntnisse zu erwerben, deren, wie Milkau in seinem trefflichen Vorwort sagt, „ein richtig konstruierter Bibliothekar in seinem Beruf nicht entraten kann und deren Aneignung allein der dienstlichen Praxis zu überlassen die bisherigen Erfahrungen keinesfalls empfehlen". Auch für unseren volksbibliothekarischen Nachwuchs, namentlich soweit er an Einheitsbüchereien oder in der Studienbüchereihälfte von Großstadtbüchereien mitarbeiten will, ist das Studium des Werkes unerläßlich; denn auch für ihn gilt Milkaus eindringliche Frage: „Sollte er, dessen berufliches Leben sich um das Buch dreht, nicht eine Vorstellung von dem Weg haben, den es durch die Jahrtausende gemacht hat, von seiner Form und deren Wandel und von der Zier seines Kleides, von dem Wunder des Alphabets und der Entwicklung der Schrift, von der Ausbildung und dem stürmischen Siegeslauf der fünfundzwanzig Bleisoldaten Gutenbergs über die Erde, von dem Gold- und Farbenglanz der Miniatur, den feinen Reizen der Illustration?" Freilich, vieles, was den Kollegen von der wissenschaftlichen Bibliothek in seiner Tagesarbeit unmittelbar berührt, hat für uns nur mittelbare Bedeutung und wir bedauern andererseits bei manchen Gebieten, z. B. Buchdruck und Buchillustration, daß die Gegenwart nicht eingehender behandelt wurde. (Bei der Buchillustration würde der Volksbibliothekar überdies auf Berücksichtigung der Jugendschriften und des Kinderbuches Wert legen.) — Voraussichtlich wird der zweite Band, der ja auch eine zusammenfassende Sonderdarstellung der Volksbüchereifragen durch Konstantin Nörrenberg bringen soll, noch deutlicher als der vorliegende zeigen, daß auch wir Volksbibliothekare Grund haben, das „Handbuch der Bibliothekswissenschaft" dankbar zu begrüßen, wenn auch wahrscheinlich keiner von uns es sich privatim kaufen kann. Wir werden dann an dieser Stelle ausführlicher berichten. E. Ackerknecht.

Koerber, Lenka von: Menschen im Zuchthaus. Frankfurt a. M.: Societäts-Verlag 1930. 255 S. 4,50; Lw. 6,—.

Aus Erzählungen von Gefängnisinsassen über ihre Schicksale und über Ursache und Anlaß ihrer verbrecherischen Tat hat die Verfasserin, eine freiwillige Strafanstaltshelferin, unter Zuhilfenahme der Gerichtsakten, etwa dreißig Schicksale zu gestalten versucht. Den Nachdruck hat sie auf das Tatmotiv gelegt, was sie äußerlich schon kundgibt durch eine Zusammenfassung bestimmter Fälle, die auf gleichartige Charaktereigentümlichkeiten zurückzuführen sind. Nicht weniger klar sind aber auch die (ihrer Meinung nach) vernachlässigten Momente bei der Urteilsfindung, Mängel des Strafrechts, des Strafvollzuges und der späteren Fürsorge herausgearbeitet worden. Durch das induktive Verfahren und die klare, leicht faßliche Sprache, bei der ein Ton warmer Anteilnahme mitschwingt, wird jeder, der sich mit den Fragen der Justiz beschäftigt, zum eigenen Nachdenken angeregt werden. — Für alle größeren Büchereien. P. von Schroeders (Stettin).

Kolbenheyer, E. G.: Stimme. Eine Sammlung von Aufsätzen. München: Müller 1931. 172 S. Kart. 5,20; Hlw. 6,80.

Kolbenheyers bedeutende „Stimme" hat, wie nicht anders zu erwarten, wirklich Selbstgedachtes und nicht bloß Raisonnierendes zu künden. Es wurden je neun zwischen 1919 und 1930 geschriebene Aufsätze über politische und künstlerische Dinge vereinigt, die alle mitten in das Herz der Zeit treffen. Kolbenheyer vertritt in Politik und Kunst eine konservative Auffassung, die dank seiner biologisch fundierten und daher mit den Gesetzen der Lebenswandlung korrespondierenden Weltanschauung ebenso fern ist von gegenwartsfremder Romantik, Reaktion und Parteipolitik wie von einem „wendigen" Liberalismus, dessen Tendenz zu haltungs- und bindungslosem Individualanarchismus heute von immer weiteren Kreisen als destruktiv empfunden wird. Wahrhaft überzeugend ist Kolbenheyers, auf der biologischen Mächtigkeit und Jugend des deutschen Volkes fest in sich ruhender Glaube an Deutschlands Zukunft und Kultursendung. Dieser Glaube verleiht der kämpferischen Haltung des Buches erst das volle Gewicht und versagt sich streng allem würdelosen Untergangsgeheul und Gegenwartsbegeifern. So bleibt das Buch wesentlich für unsere Zeit, obwohl es die soziale und wirtschaftliche Frage gar nicht berührt und damit über das Kommende ganz hinwegsieht. — Im einzelnen interessieren heute besonders die Aufsätze über Paneuropa und den deutsch-österreichischen Anschlußgedanken, ferner die bekenntnishafte Abhandlung „Der Autor als Spielleiter" und überhaupt Kolbenheyers Stellung zum Drama und Theater unserer Zeit. — Das sprachlich etwas schwierige Buch setzt beim Leser Urteilsfähigkeit, Blickweite und philosophische Schulung voraus, so daß es nur für den kleinsten Teil auch der Leser geeignet ist, die Kolbenheyers dichterische Werke lieben. E. Holtz (Stettin).

Liebknecht, Wilhelm: Volksfremdwörterbuch. Völlig neu bearb., berichtigt und verm. Berlin: Neuer Deutscher Verlag 1929. 600 S. Lw. 6,80.

Liebknechts Volksfremdwörterbuch, zum ersten Male 1874 unter dem Titel „Volksstaat-Fremdwörterbuch" erschienen, ist zum letzten Male 1912 ergänzt worden. Die 19. Auflage von 1922 war ein einfacher Nachdruck. Es ist daher durchaus verdienstvoll, dieses in Arbeiterkreisen sehr beliebte Wörterbuch in neuer Bearbeitung herauszugeben zu einem in Anbetracht des Umfanges und der Ausstattung niedrigen Preis. Das Programm der Herausgeber, an dem Charakter des Werkes als Nachschlagebuch vor allem für die Arbeiterschaft, nichts zu ändern, nur veraltete Wörter auszumerzen und „gleichzeitig alles Neue aufzunehmen, was im alltäglichen Sprachgebrauch, durch die Zeitung, durch das Buch, durch das politische, wirtschaftliche, kaufmännische und gesellschaftliche Leben und nicht zuletzt durch die Versammlung auftritt und Berücksichtigung fordert", ist durchaus begrüßenswert. Auch daß die Neubearbeitung neben der Volkstümlichkeit der Erklärungen sehr stark die proletarische Weltanschauung, insbesondere „die marxistische Terminologie" berücksichtigt, ist als sehr notwendige Ergänzung zu den gebräuchlichen Fremdwörterbüchern durchaus positiv zu werten. Sehr glücklich sind im allgemeinen neue Begriffe der Technik, der Naturwissenschaften, der Philosophie, insbesondere der Psychologie, bei aller Knappheit verdeutlicht. Auch viel neue politische und volkswirtschaftliche Ausdrücke sind gut erklärt. Nur wird der Wert und die Verwendbarkeit des Buches außerordentlich eingeschränkt durch eine sehr doktrinäre parteipolitisch-kommunistische Einstellung, die sich vor allem bei den politischen Begriffen zeigt. Besonders auffallend ist dabei die Einseitigkeit gegen die Strömungen, die von einem großen Teil der Arbeiterschaft lebhaft bejaht werden, so z. B. Humanismus, Kosmopolitismus, Pazifismus, Republik. Am krassesten zeigt sich das kommunistische Parteidogma der Sozialdemokratie gegenüber, siehe z. B. Austromarxismus, II. Internationale, Reformismus, Sozialdemokratie. Ebenso einseitig ist die Erklärung von Begriffen wie intellektueller Justizmord, Kulturpolitik, Religion. Gerade wenn man diese angeführten Beispiele mit den Erläuterungen in der von Liebknecht noch selbst redigierten Ausgabe vergleicht, erkennt man die Unsachlichkeit der neuen Bearbeitung, die sich oft direkt grotesk in der mißbräuchlichen Verwendung des Wortes „kleinbürgerlich" zeigt. — Trotz dieser schweren Mängel

wird man das Fremdwörterbuch in großen Lesehallen als Ergänzung zu anderen Fremdwörterbüchern einstellen können, da sein Kern wertvoll ist.

C. Wormann (Berlin).

Schmidt, Peter: Nicht müde sein! Leipzig: List 1929. 125 S. Geb. 4,—.

Das Buch gehört zu der Art von Schriften, die unter großem Aufwand von geheimnistuerischen Gesten schließlich allgemein anerkannte hygienische Forderungen als Endziel erarbeiten, nachdem der Leser durch die anreißerische Art der Darstellung wer weiß was für neue Aufschlüsse weltumstürzender Art erwartet. Deshalb für Volksbüchereien nicht geeignet. C. Barth (Stettin).

Schucht, Elisabeth: Gezeichnete. Meine Erlebnisse unter Gefangenen und Strafentlassenen. Hamburg: Agentur des Rauhen Hauses 1930. 134 S. 2,80; Lw. 3,50.

Die Verfasserin stammt aus einer alten Juristenfamilie und lebt als Hausfrau und Mutter in wohlhabenden Verhältnissen. Ein erschütterndes Erlebnis weckte in ihr das tiefverstehende Mitleid mit den sozial Verirrten und veranlaßte sie, außerhalb der Vereinsfürsorge, allein auf sich gestellt, sich der Fürsorge für Gefangene und Strafentlassene zu widmen. Ihre Arbeitsweise und die Erfahrungen, die sie machte, werden in den zahlreichen Einzelfällen und -schicksalen, die sie erzählt, anschaulich. Sie nahm allerdings, im Unterschied von der mit unbegrenzter Liebe und Vertrauen arbeitenden Mathilde Wrede (Sick: „Mathilde Wrede. Ein Engel der Gefangenen"), die vermutlichen Psychopathen von ihrer Arbeit aus und half nur den Kriminellen, bei denen die Aussicht bestand, daß sie durch verständnisvolle Anteilnahme und Hilfe — namentlich nach der Haftentlassung — dem normalen Leben wieder zugeführt werden konnten. Hier aber arbeitete sie mit umso größerer Anspannung, und die innere Wärme und Lebendigkeit, die ihre Schilderungen auszeichnen, sind hervorragend geeignet, alle ernsthaften Leser, besonders weibliche, zu fesseln und ihnen ein besseres Verstehen für den „Verbrecher" zu vermitteln. — Schon für mittlere Büchereien am besten in Bezirken mit etwas patriarchalischem Charakter. P. von Schroeders (Stettin).

Schulte, R. W.: Körperkultur. Versuch einer Philosophie der Leibesübungen. Mit 1 Titelbild und 85 Abb. auf 40 Taf. München: Reinhardt 1928. 71 S. Geh. 4,50.

Der Verfasser bemüht sich, die Leibesübungen als Teilgebiet einer menschlichen Gesamtkultur zu erforschen und ihre einzelnen Verflechtungen mit den üblichen Grundabteilungen der Philosophie aufzuzeigen und zu untersuchen. Das einführende Hauptstück über das „Wesen der Kultur" ist für den Rahmen des Buches ein etwas zu schwergewichtiger Teil, der größere Breite und Tiefe erfordern würde, als ihm als Einleitung zu den eigentlichen Abschnitten eines solchen Buches zugemessen werden kann. Auch wird man dem Verfasser wohl kaum in seiner Begriffsbestimmung der Kultur beipflichten können, die in dem Satze gipfelt, daß höchste Zweckerfüllung auch stets höchste Kultur sein wird, denn darin sind einseitigerweise alle jene außerzwecklichen Seiten einer Kultur übersehen, die hier nicht näher aufgezählt zu werden brauchen. Eine weitere Erschwerung der Betrachtungen wird durch die in der Assoziationspsychologie übliche fehlende Trennung der Inbegriffe Geist und Seele verursacht, die der Verfasser als Wechselbegriffe gebraucht, obwohl ihm, wie der Abschnitt über die metaphysischen Werte der Körperkultur zeigt, die Sonderart reinseelischen und dabei außergeistigen Geschehens innerlich bekannt ist. Der eigentliche Hauptteil des Werkes, der sich mit dem Wert der Leibesübungen befaßt, bietet eine Fülle von Anregungen in den verschiedenen philosophischen Sonderbetrachtungsweisen der Körperkultur. Ein reich ausgestatteter Anhang von guten Bildern erhöht den Wert des Werkes. — Das Buch kommt nur für Leser in Betracht, denen begriffliche Erörterungen denkgewohnt sind und die ein eigenes Urteil haben, um zu den Fragen selbst Stellung nehmen zu können. Also nur für größere Büchereien. C. Barth (Stettin).

Der Volks-Brockhaus. Deutsches Sach- und Sprachwörterbuch für Schule und Haus. Mit über 3600 Abb. u. Kt. im Text u. auf 71 einfarb. u. bunten Taf.- u. Kartenseiten sowie 36 Übersichten u. Zeittaf. A-Z. Leipzig: Brockhaus 1931. VIII, 793 S. Lw. 7,80.

Trotz aller Einwände, die sich im einzelnen gewiß erheben lassen, muß dies Buch als eine verlegerische Gipfelleistung bezeichnet werden. Von der Volksbücherei aus betrachtet: Es ist jetzt auch der kleinsten Bücherei möglich, ein zuverlässiges Nachschlagewerk bereitzustellen. Die Gründlichkeit insbesondere in biographischer, geographischer und historischer Hinsicht habe ich in längerem Umgang mit dem Buch durch ständiges probeweises Nachschlagen feststellen können. Gewiß sind die Notizen häufig reichlich kurz („girl, Mädchen": so etwas ist natürlich wenig aufschlußreich), doch auch in rein begrifflichen Formulierungen meistens weder ungeschickt noch banal. Die dem Satzspiegel eingefügten Bildchen sind gelegentlich nicht sehr deutlich, manchmal auch ein wenig kümmerlich (Paulskirche), doch muß auch hier im ganzen die Sorgfalt gerühmt werden, mit der ein außerordentlich großes Material verarbeitet und dargeboten ist. Im Gegensatz zu Liebknechts Volksfremdwörterbuch ist Objektivität voll gewahrt; es wird nur referiert, nicht gewertet. — Das Werk empfiehlt sich durch Preiswürdigkeit und gute Ausstattung als das Nachschlagewerk überall da, wo nur geringe Mittel aufgewendet werden können. J. Beer.

C. Schöne Literatur.

1. Sammlungen, Dramen, Gedichte.

Schaumann, Ruth: Die Kinder und die Tiere. 21 handkolorierte Holzschnitte mit Versen. München: Kösel & Pustet 1929. 46 S. Geb. 7,50.
—: Die geliebten Dinge. Bilder und Verse. eb. 1930. 32 S. Geb. 6,—.
—: Der blühende Stab. Neun Geschichten. Neun Holzschnitte. eb. 1929. 160 S. Geb. 7,—.

Ruth Schaumann bringt uns in die heilige Idylle. Es ist beglückend, hier einer Frau zu begegnen, die nur Frau sein will, nur liebendes Geschöpf, ohne den Ehrgeiz nach männlicher Aktivität, ohne selbstgefällige Problemsucht. Klar, lauter, offen, getragen von der befriedeten Gelassenheit eines gläubigen und mütterlichen Menschen sind diese Verse und Legenden. Ruth Schaumann findet immer neue Bilder der glücklichen Hut, über der „Gottes Schweigen weidet". Und diese Bilder sind reif, nicht ohne die Größe und Heimlichkeit der Ruhe. — Eine Mutter spricht zu ihren Kleinen in einfachen aber sinnschweren Versen und in schönen, leicht getönten Holzschnitten, deren klares Gefüge das innere Gewicht der Worte verdeutlicht; sie spricht von den Tieren (in „Die Kinder und die Tiere"), von dem Fisch, von Hahn und Pferd und Nachtigall, vom Eselein und von der Fledermaus . . ., die allesamt Gottes Geschöpfe sind; sie spricht von „den geliebten Dingen", von Schultern, Wangen, Augen, Ohren, Händen, Füßen, von der Stirn und vom Mund . . ., von allem, was den Menschen formt und womit er Gott dienen kann. Nicht immer geht dabei das Didaktische ganz im Lyrischen auf; nicht immer gelingt es der Dichterin, im Kleinen das Unendliche zu ergreifen und zu halten. Die meisten dieser schönen und reichen Strophen aber werden (nicht nur katholische) Menschen, die sich noch ein wenig kindliche Einfalt bewahrt haben, erfreuen und manche Mutter wird sie ihren Kindern in stillen Stunden gerne vorsprechen. — Die neun, zuweilen fast strengen Prosastücke (in „Der blühende Stab") zeigen die Vertrautheit der Lyrikerin mit den dunklen Mächten in Tier- und Menschentum, aber auch mit den heilenden und heiligenden Kräften der Übernatur. Am besten: die Legende von der dritten Stunde, die chinesische Märchenerzählung von der kleinen Tür, ergreifend, ohne Sentimentalität die Geschichte einer Kreatur (eine Pferdegeschichte). Die übrigen Stücke sind vielleicht zarter, beschwingter, melodiöser, aber nicht so stark gerafft und herb wie diese drei. Schöne Holzschnitte begleiten den Text, der an die menschliche Reife und die künstlerische Reproduktionsfähigkeit des Lesers hohe Anforderungen stellt. G. A. Narciß (Breslau).

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

Kin Ping Meh oder die abenteuerliche Geschichte von Hsi Men und seinen sechs Frauen. Aus dem Chines. übertr. von Franz Kuhn. Leipzig: Insel-Verlag 1930. 920 S. Lw. 14,—.

Zwei klassische Werke chinesischer Romanliteratur sind in dieser Zeitschrift bereits angezeigt (vgl. 1927, S. 238 f.: Eisherz und Edeljaspis; 1928, S. 216: Die Rache des jungen Meh). Mit der neuen Publikation stellt der Verlag ein Werk von noch größerer Bedeutung, wenn auch geringerer praktischer Verwendbarkeit daneben. Kin Ping Meh behandelt einen historischen Stoff aus dem 12. Jahrhundert, einer Zeit, die kulturell eine hohe Blüte, politisch den beginnenden Verfall des Reiches bedeutet. Da die realistische Handlung nur Unverfälschtes, nichts Erfundenes zu bieten scheint, wird dem kulturhistorisch interessierten, sachlich bereits weitgehend orientierten Leser hier ein geradezu unerschöpflicher Anschauungsstoff vermittelt, dargeboten in einer Form, die trotz aller Weitschweifigkeit eine enorme künstlerische Leistung bedeutet, in der Charakterisierung unzähliger Personen ebenso wie in der Verlebendigung einer ganzen Zeit, ihrer Gewohnheiten und Gebräuche, ihrer ästhetischen Feinsinnigkeit ebenso wie ihrer, nach unseren Begriffen, moralischen Verworfenheit. Das Buch gehört also zweifellos zu den Dokumenten der Weltliteratur. Doch werden nur große Büchereien seine Einstellung in Erwägung zu ziehen haben. Denn es ist für die Verwendbarkeit in der Ausleihe zu beachten, daß sexuelle Dinge hier mit einer derartigen teilweise naiven, teilweise zynischen, schlechtweg vor nichts zurückscheuenden Offenheit ausgesprochen werden, gegen die Boccaccios Erzählungen wie die harmlosesten Ammenmärchen wirken.

J. Beer.

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Ammers-Küller, Jo van: Die Frauen der Coornvelts. Bremen: Schünemann 1931. 451 S. Lw. 2,85.

Eine ungekürzte billige Volksausgabe des inzwischen in vielen Sprachen übersetzten und in den Volksbüchereien allgemein beliebten holländischen Familienromanes (vgl. B. u. B. 1928, S. 50). Ganz besonders hervorzuheben ist die vorzügliche Ausstattung des Bandes in bezug auf Einband, Papier und Druck, die es nun auch kleinen Büchereien ermöglicht, den Roman, der in der Originalausgabe 9,— Mk. kostete, für ihre Leser zu erwerben. Frida Endell (Stettin).

Barbusse, Henri: Erhebung. Roman. Wien: Zsolnay 1930. 238 S. Lw. 6,50.

Man gerät in einige Verlegenheit, wenn man die Handlung dieses „Romans" wiedergeben soll; besteht sie doch lediglich darin, daß sich zwei französische Piloten mit ihrem Flugzeug über die Welt erheben, um in beträchtlicher Höhe Funkversuche anzustellen. Diese dünne Fabel gibt aber nur den Rahmen für Betrachtungen über die Ungerechtigkeit und Schlechtigkeit der Menschheit, d. h. ihrer herrschenden Klasse. Barbusse schildert hier wieder Sowjetrußland als das proletarische Paradies und bedient sich beim Vergleich dortiger Zustände mit der Lage der Arbeiterschaft anderwärts einer Schwarz-Weiß-Technik von solcher Naivität, wie sie in politischen Propagandaschriften wohl angebracht erscheint; dem Roman gereicht sie keineswegs zum Vorteil. Mit den vor einigen Jahren erschienenen „Tatsachen" vermochte der Autor durch die anklägerische Wucht dieser einfachen Berichte auch auf Menschen anderer Weltanschauung starke Wirkung zu üben; das vorliegende Werk hingegen entläßt uns kühl und unbeteiligt. Gereiften, urteilsfähigen Lesern mag man es immerhin in die Hand geben. A. Barth (Wien).

Berend, Alice: Herr Fünf. Roman. Berlin: S. Fischer 1930. 218 S. Geh. 3,50; Lw. 5,—.

Verträumt und wirklichkeitsfern, mit himmelblauen widerstandslosen und gerade darum unwiderstehlichen Kinderaugen stolpert der junge Komponist Schroeck

nach der Vollendung seiner Oper ins Leben hinaus. Sein Weg führt ihn als Geiger und unfreiwilligen Friseurgehilfen Nr. 5 durch einen Badekurort, als Tippelbruder über Landstraßen, durch die Villa eines Fabrikanten, dessen Tochter den Träumer mit ihrem Auto umgefahren hat, und als Musikclown in einen Wanderzirkus. Ohne es zu erfahren, hat Schroeck das Herz der Fabrikantentochter gewonnen und ist ihm die Aufführung seiner Oper zugesichert worden. Sich und diese Freudenbotschaft dem Herumirrenden zu bringen, jagt ihm das Mädchen im Auto schließlich in die Welt nach. — Dieses unwahrscheinlich romantische Lebensschicksal ist trotz stärkerer Leistungen Alice Berends heiter und warmherzig erzählt, besonders in der zweiten Hälfte des Buches, so daß man das Buch den alten Freunden der Schriftstellerin nicht vorzuenthalten braucht.

E. Holtz (Stettin).

Blomberg, Harry: Männer vom Meere. Eine Erzählung von den Färöern. Aus dem Schwed. von Ernst Fall. Tübingen: A. Fischer 1931. 151 S. Kart. 3,—; geb. 5,—.

Die sturm- und meerumtobten Färöern bringen ein hartes Männergeschlecht kühner Fischer und waghalsiger Vogelfänger hervor, deren häusliches, berufliches und festliches Leben in der Entwicklung des kleinen Ole Jakob vom Kind bis zum liebesreifen jungen Mann unverbogen und urwüchsig lebensnah dargestellt wird. Das schlicht und herb erzählte, männliche Buch wird außer manchen Erwachsenen nur solche Jungen von etwa 14 Jahren an fesseln, die bereits Verständnis für realistische Zustandsschilderungen aufbringen. E. Holtz (Stettin).

Blunck, Hans Friedrich: Volkswende. Ein Roman dieser zwei Jahrzehnte zugleich Versuch einer Chronik. Bremen: Schünemann 1930. 550 S. 7,—; Lw. 11,—.

Der Hauptreiz dieses Romans liegt in der eindrucksvollen Schilderung der Kriegs- und Nachkriegszeit, besonders in ihrer Wirkung auf die wohlhabenden und gebildeten Kreise des hansischen Bürgertums. Eine dieser weitverzweigten Hamburger Kaufmannsfamilien, die als typisch für die ganzen hansischen Verhältnisse gelten kann, steht im Mittelpunkt der Romangeschehnisse. Die Jugend zieht in den Krieg, die Alten kämpfen gegen die Not der Zeit. Eheliche Entfremdung, wirtschaftliche Entwurzelung, Weltanschauungskonflikte sind die Folgen der allgemeinen Erschütterung und Umwälzung. Die nächsten Verwandten verstehen sich nicht mehr. Der eine ist Kommunist, ein anderer nationalistischer Fememörder, der dritte Anhänger einer liberal-bürgerlichen Wirtschaftsauffassung. Der letztere, ein junger Jurist und später Inhaber der Familienfirma, schlägt sich arbeitsam und anständig durch alle Wirren und Kämpfe um Lebensglück und Wirtschaftserfolg hindurch. Er ist der eigentliche Held der Erzählung. Die Vettern, die Anhänger der radikalen Richtungen, bleiben am Wege liegen. Freilich ist das alles nicht tendenzmäßig geschildert. Die Hauptsache bleiben dem Dichter immer die einzelnen Persönlichkeiten mit ihren menschlichen Schicksalen, deren Verlauf er in spannender und folgerichtiger Weise zur Geltung kommen läßt. G. Kohfeldt (Rostock).

Braun-Bessin, Hans: Seemannsbraut. Roman. Berlin: Grote 1930. 375 S. Lw. 7,—.

Der Roman erzählt das Schicksal zweier Segelschiffsmatrosen, eines Deutschen und eines Irländers, die in manchem Jahre gemeinsamer Fahrt zu unzertrennlichen Freunden geworden sind. Pat, der Ire, verliebt sich in Heins kleine Schwester zu Hause in Stralsund. Nur noch eine Fahrt will er machen, ehe er sie sich heimholt; aber auf dieser Fahrt stirbt er an gelbem Fieber und läßt ein verzweifelndes Mädchen und einen untröstlichen Freund zurück. Erst nach manchem unglücklichen Jahr versucht auch Hein noch einmal sein Glück mit einem Mädchen, aber auch er bleibt auf der See und so erfüllt sich das schlimme Schicksal einer Seemannsbraut zum zweiten Mal. — Das Matrosenleben mit seiner ganz einzigartigen Haltung kommt in dem Buche gut heraus, ohne daß es doch „idealisiert" würde; die erste Liebesgeschichte aber steckt hoffnungslos im Sentimentalen fest. Das Ganze: ein Unterhaltungsroman, an dem anspruchslose Leser sich genügen lassen werden. Sonderliche Bedeutung kommt dem Buch nicht zu. K. Schulz (Gera).

Busson, Paul: Sylvester. Eine Sommergeschichte. Wien: Speidel 1927. 199 S. Lw. 4,80.
—: Die Wiedergeburt des Melchior Dronte. Der Roman einer Seelenwanderung. eb. 425 S. Hlw. 5,—.
—: Feuer auf den Gletschern. Roman aus der Zeit der Tiroler Freiheitskämpfe von 1809. eb. 1931. 411 S. Lw. 6,80. (= 12.—14. Aufl. des Romans „Die Feuerbutze".)

Sylvester kommt als Pflegekind auf den Landsitz eines freundlichen Ehepaares. Infolge seiner Scheu und Versonnenheit ist es schwer, ihn richtig zu behandeln. Nach und nach gewinnt die Frau des Hauses sein Vertrauen. Nun geschehen seltsame Dinge. Geweckt durch den Knaben werden die Geister des alten Hauses lebendig. Sylvester sieht, was anderen zu sehen nicht gegeben ist. Wie im Traume verwebt sich Gegenwärtiges mit Vergangenem. Das Kind bringt den Schatten Erlösung. Am Ende opfert es sein Leben für die mütterliche Betreuerin. — Busson war ein Romantiker. Seine Naturverbundenheit äußert sich nirgends schöner als im „Sylvester". Wald, Wasser, Getier, jedes gestaltet sich zu einem Stück Schicksal. In der Deutung menschlicher Beziehungen gerät dem Erzähler still Überzeugendes. Die Durchführung des neben der Haupthandlung herlaufenden Ehekonfliktes allerdings ist psychologisch nicht ganz geglückt. — Das Buch wird Groß- wie Kleinstadtbüchereien willkommen sein. Es ist auch einfachen Lesern zugänglich. — Von älteren Werken des verstorbenen österreichischen Dichters ist der „Melchior Dronte" ein Seelenwanderungsroman. Durch vertiefte Erinnerungsfähigkeit erlebt jemand seine Schicksale in einer früheren Existenz nach. Elemente islamischer und frühchristlicher Mystik sind in diesem Rahmen reichlich unorganisch miteinander verschmolzen. Auch der historische Hintergrund der in das 18. Jahrhundert zurückverlegten Handlung macht keinen gelungenen Eindruck. Diesen Mängeln gegenüber kann sich die stoffliche Eigenart des Buches nicht zur Geltung bringen. — Reifer erscheint der Roman aus dem Tiroler Freiheitskampf von 1809. Aus dem Losbrechen des Volksaufstandes ist ursprüngliche Erlebniskraft zu spüren. Inmitten des Chaos lastet auf der Liebe zweier junger Leute der Druck eines dunklen Mysterienglaubens. Als der Hüter des Mysteriums zu Grunde geht, ist die Macht des Bannes gebrochen. Das Buch gleicht störende Längen im Mittelteil durch eine Fülle gut charakterisierter Nebenfiguren aus. In Bezug auf Verwendungsmöglichkeit nähert es sich dem „Sylvester". R. Ruseler (Berlin).

Busson, Paul: Vitus Venloo. Die Geschichte einer Jugend. Wien: Speidel 1930. 247 S. Lw. 4,80.

Ein Dichter zeichnet das Bild seiner Kindheit. Innsbruck ist die Heimatstadt. Elternhaus, Schule und Freundeskreis geben den Rahmen für die schlichte Handlung ab. In unaufdringlicher Art werden erste Liebeserlebnisse erzählt. Eine sommerliche Hochgebirgsepisode nimmt durch ihren verträumten Zauber gefangen. Die tiefe Liebe des Knaben gilt dem Vater, einem feinsinnigen Gelehrten, dessen Natur sich dem jungen Herzen erst spät erschließt. — Der kleine Roman ist eine Leistung, an der man ehrliche Freude haben kann. Er wirkt, bis auf eine gelegentlich auftretende Ungeschmeidigkeit des Stils, darstellerisch reif und zeigt im Aufbau ruhige Geschlossenheit. — Die Volksbücherei sollte ihren Lesern dieses schöne Buch nicht vorenthalten. R. Ruseler (Berlin).

Capy, Marcelle: Frauen im Joch. Roman. Stuttgart: Union 1930. 187 S. Lw. 4,80.

Dieses Buch ist ein schlichtes und ergreifendes Zeugnis von der Not und übermenschlich schweren Arbeitslast, die während des Krieges auf den Schultern der Frauen in einem südfranzösischen Dorfe lag und die sie opferbereit allein auf sich nahmen, bis ihnen, als sie am Ende ihrer Kräfte sind, Gefangene zu Hilfe geschickt werden, erst Deutsche, dann Russen, und diese sich wie selbstverständlich in den Jahresring der ländlichen Arbeit einfügen. Im dritten Kriegsjahre dämmert Madeline, der Dreißigjährigen und vor der Zeit gealterten, die schmerzliche Er-

kenntnis: „Wenn nun alle diese Hände sich um den großen Körper der Mutter Erde gefunden und ihn wärmend umschlossen hätten, wenn dieser Bauern Hände zwischen den Furchen der Erde und dem Himmelszelt — die Hände, die Maschinen, Pferde, Ochsen und Kamele führten — ..., wenn aller Frauen Hände, die dem Hunger wehren, Kinder betreuen, Staub wischen und abwaschen, — wenn alle diese fleißigen und mütterlichen Hände, denen wir die Beständigkeit des Lebens verdanken — wenn sie alle sich nun doch im Leben zum Leben gefunden hätten? Wer hätte sie trennen können?“ — Das Buch, das tief in der ewig-sinnvollen und völkerverbindenden Liebe zur Scholle wurzelt, kann allen Büchereien, namentlich auch ländlichen, wärmstens empfohlen werden. Frida Endell (Stettin).

Deledda, Grazia: Schiffbrüchige im Hafen. Roman. Braunschweig: Westermann 1929. 255 S. 4,50; Lw. 6,50.

Die Geschichte spielt in einem Dorf auf Sardinien. Die Frau eines wegen Mordes zu langjährigem Zuchthaus verurteilten armen jungen Landmanns fällt ihrem ersten Anbeter, einem reichen Bauern, zu. Nach vielen Jahren stellt sich durch das Geständnis des wirklichen Mörders die Unschuld des Sträflings heraus. Sie ist inzwischen mit ihrem zweiten Mann sehr unglücklich geworden und so finden sich endlich beide Unglücklichen im „Hafen“. Daß das alles so auslaufen muß, kann man sich bereits nach wenigen Seiten denken, doch versteht es die Verfasserin, die Spannung bis zum Schluß auf beträchtlicher Höhe zu halten. Das bleibt neben der Einfühlung in das seelische Erleben schlichter Menschen ihr wesentliches Verdienst. Das Buch kann von Büchereien mit einfacher Leserschaft eingestellt werden; eine Bereicherung des Bestandes bedeutet es nicht.

P. von Schroeders (Stettin).

Deledda, Grazia: Schilfrohr im Winde. Roman. Aus dem Italien. von Theodor Lücke. Braunschweig: Westermann o. J. 276 S. Brosch. 4,50; Lw. 6,50.

„Ja, das ist es, wir sind das Schilfrohr, und das Schicksal ist der Wind“, so spricht der alte Knecht in der Sterbestunde zu den Herrinnen. Er hat ihnen ein ganzes mühsames Leben lang in großer Treue und Aufopferung gedient, aber diese Pflichterfüllung trug ihren Lohn nicht fühlbar und sichtbar in sich. Denn eine heimliche Schuld lastete auf dem Knecht. Er war in der Notwehr zum Mörder an dem Vater der Herrinnen geworden, wenn es freilich auch um der jüngsten Tochter willen geschah, der er so den Weg in die Freiheit und glückliche Ehe bahnte. Wie sich dann Schuld und Unglück immer stärker verflechten, der Sohn der jüngsten Herrin keinen festen Halt findet und dem Knecht neue Verantwortung aufbürdet, wie die Liebesschicksale der einen Herrin und die eben dieses Neffen unter einem unglücklichen Stern stehen und der Knecht glaubt, alles Unheil verschuldet zu haben und durch ein Bettlerleben sühnen zu müssen, bis dann zum Schluß ein gütiges Geschick die Not wendet, das ist der Inhalt dieses Buches. Trotzdem die Schilderung ganz farbig, der Stil stellenweise recht schön ist, läßt es im letzten Grunde kalt, wirkt konstruiert und bedeutet so keine wesentliche Bereicherung des Buchbestandes. Hedda Guradze (Hamburg).

Dominique, Pierre: Seine Majestät . . . Roman. Aus dem Franz. von Th. Mützenbecher. Leipzig: Insel-Verlag 1929. 327 S. Geb. 6,—.

Der Roman schildert den großen „Coup“ im Leben einer historischen Abenteurerpersönlichkeit: des westfälischen Edelmannssohnes Theodor von Neuhof, geboren 1686, der seine Laufbahn als Soldat in französischen und schwedischen Diensten begann, dann seine Begabung für die hohe Politik entdeckte, sich in Spanien und Italien als Diplomat betätigte, zum König von Korsika gewählt und nach wenigen Jahren wieder vertrieben wurde, schließlich in London in bitterster Armut starb. Das Leben hat in diesem Fall also alles Erdenkliche getan, um einem historischen Roman vorzuarbeiten. Eben darum aber sollte ein solcher Roman — um Existenzberechtigung zu erlangen — sich nicht, wie bei Dominique, darauf beschränken, die Details bunt und sauber auszumalen. Ein innerer Sinn ist diesem Glücksritterschicksal hier nicht abgelauscht. Neuhof erscheint als der amüsante, aber

recht gewöhnliche Abenteurer, der er wahrscheinlich in Wirklichkeit war, und Dominique sagt uns nicht mehr, als wir aus einer Biographie (etwa der im Verlag List erschienenen) erfahren. Die Anschaffung erscheint demnach nicht unbedingt notwendig. G. Hermann (Berlin-Treptow).

Ehrenburg, Jlja: Die ungewöhnlichen Abenteuer des Julio Jurenito und seiner Jünger. Berlin: Malik 1930. 349 S. 4,—; Lw. 6,—.

Mit der Neuherausgabe der älteren Bücher Ehrenburgs erwirbt sich der Malikverlag ein großes Verdienst. Das ewige Thema des Weltenbummlers: Querschnitt durch die Psychologie der Völker, wurde hier zum erstenmal von ihm behandelt. Ein Deutscher, ein Italiener, ein Jude, ein Yankee, ein Neger und ein Russe scharen sich um den sagenhaften Julio Jurenito, den philosophierenden Mexikaner, den unsteten Propheten des Untergangs, um mit ihm in aller Welt, in Krieg und Revolution mannigfaltige Abenteuer zu erleben. Die glänzenden satirischen Porträts der einzelnen Repräsentanten der Völker, die tragisch-komischen Demaskierungen des ganzen Zivilisationsschwindels sind nur lose aneinandergereiht. — Nicht in der Komposition liegt die Stärke dieses Buches. Noch lange lesenswert wird es darum sein, weil hier in symbolischen Gestalten und Begebenheiten selten stark das Gesicht unserer Epoche erfaßt ist, weil aus ihm ihre Untergangsstimmung atmet. — Für mittlere und größere Büchereien.

E. H. Ackerknecht (Leipzig).

Ehrenburg, Jlja: Das Leben der Autos. Berlin: Malik 1930. 283 S. Brosch. 3,50; Lw. 5,50.

Der Titel ist so zu verstehen, daß nicht etwa die Maschinen als Personen der Erzählung, d. h. hier der locker aneinander gereihten Skizzen und Stimmungsbilder auftreten, sondern daß uns Persönlichkeit und Schicksal von Leuten aller Art vorgeführt werden, die mit der Automobil-Industrie in Verbindung stehen: beginnend mit dem Franzosen Lebon, der zur Zeit der französischen Revolution ein Gas für Motoren mit innerer Verbrennung erfand und vom selbständig sich bewegenden Wagen träumte, über die ersten von Zola gefeierten Versuche in den 90er Jahren bis zu den heutigen Führern der Großindustrie, Ford, André Citroën, und dem indirekt an der Autoproduktion stark interessierten Ölkönig Herbert Deterding, dem Dasein des in den mechanisierten Produktionsprozeß eingespannten Arbeiters und endlich allerlei Schicksalen von Autobesitzern. Dies alles zieht wie ein Film oder eine kunterbunte Photomontage an einem vorüber, — ohne tieferen Eindruck zu hinterlassen. Literarische Geschicklichkeit frappiert hier und da, hilft aber nicht über die Schwäche der Form und die gehetzte Oberflächlichkeit hinweg. Die Anklagen gegen das kapitalistische System und die ironischen Lichter, die darauf fallen, sind größtenteils berechtigt und nicht übertrieben. Deshalb und wegen seines zeitgemäßen Inhalts mag das Buch in großstädtischen Büchereien immerhin seinen Platz finden. H. Engelhard (Berlin).

Elert, Georg: Asien im Gewitter. Ein Roman. Berlin: Safari-Verlag 1930. 297 S. Lw. 5,80.

Der Titel übertreibt reichlich. Es handelt sich um eine Schilderung von Tun und Treiben, Sitten und Bräuchen der Baschkiren, bei denen der Verfasser als deutscher Zivilflüchtling während des Weltkriegs geweilt hat. Als Nikolaus Zeller führt er sich offenbar selbst in den Roman — auch diese Bezeichnung paßt nicht ganz — ein. Der zweimalige Umsturz in Rußland schlägt seine Wellen auch bis zu diesem primitiven, bedürfnislosen Mongolenstamm, der nun plötzlich vom Weiberkauf zum Frauenstimmrecht übergehen und im übrigen die ersehnte nationale Selbständigkeit (innerhalb des sowjetrussischen Staatenbundes) erhalten soll. Als ein auf eigener Beobachtung fußender Beitrag zur Völkerkunde, in Form einer Erzählung gegeben, kann das Buch unter den Lesern von Reisebeschreibungen Liebhaber finden. H. Engelhard (Berlin).

Ferber, Edna: Das ist Fanny. Roman. Hamburg: Enoch 1930. 318 S. Lw. 7,—.

Fanny Brandeis, eine mit ungewöhnlichem Verstand und Temperament begabte Jüdin, sammelt schon als vierzehnjähriges Mädchen in dem mütterlichen Bazar einer amerikanischen Provinzstadt die ersten entscheidenden Geschäfts- und Lebenserfahrungen und erringt sich nach dem Tode ihrer Mutter durch zielsichere Arbeit eine hoch bezahlte Stellung in einem weltbekannten Chicagoer Versand-Warenhaus. Damit ist zwar ihr Ehrgeiz befriedigt, nicht aber ihr starkes, ungebrochenes Menschentum: Sie gibt alles auf und folgt dem sie stetig umwerbenden Jugendfreund und Stammesgenossen in die Einsamkeit der Rocky Mountains. — Ein flott und spannend geschriebener Unterhaltungsroman mit interessanten Schilderungen aus dem amerikanischen Geschäftsleben kurz vor dem Kriege. Des fremden, eingehend geschilderten Milieus wegen, das einfachen Lesern vielleicht Schwierigkeiten bereiten wird, nur für größere Büchereien. Frida Endell (Stettin).

Franck, Hans: Fridericus. Leipzig: Haessel 1930. 93 S. Lw. 3,80.

Mit den sieben (vergriffenen) Fridericus-Legenden des „Regenbogen" vereinigt diese Sammlung vier neue. Drei von elf haben nur lose Beziehung zum König. Alle verherrlichen ihn und sind doch eine Art Gericht. Friedrich besteht, weil er sich durch die Stimme des Menschenrechts zuletzt bestimmen läßt. Dagegen verwahrt sich der Verfasser (in der Erzählung „Wo sind sie?") gegen das Gottesgnadentum anderer „muttergeborener Kronenträger". Ein kritischer Vergleich zwischen der überlieferten Anekdote und der Kurzgeschichte des Dichters spricht für und wider ihn. Bei liebevoller Ausmalung, dramatischer Belebung ist ab und zu eine sentimentale Breite und Übertreibung in Kauf zu nehmen. Jedoch behält der Verfasser mit seiner Deutung recht: „Aus jeder Rahmenfassung wird es hervorleuchten: der König!!" — Das Büchlein ist für alle Leser geeignet.

W. Bauer (Berlin).

Frank, Josef Maria: Das Leben der Marie Szameitat. Roman. Berlin: Der Bücherkreis 1930. 332 S. Lw. 4,80.

Marie ist das älteste Kind armer ostpreußischer Instleute. Sie ist schön, anstellig, über den Durchschnitt begabt und will unbedingt „hochkommen". Kaum erwachsen, gibt sie sich dem Manne hin, der ihr zum Schicksal wird und der sie verläßt, ehe sie ihr erstes Kind zur Welt bringt. Nach Jahren begegnet sie ihm, den sie trotz allem liebt, in Berlin wieder und bewegt ihn zur Heirat, als das zweite Kind unterwegs ist. Einige Jahre zufriedenen, wenn auch arbeitsreichen Lebens folgen. Dann beginnt der Mann, der nicht schlecht, aber schwach ist, zu trinken, kommt wegen Diebstahl ins Gefängnis und Marie muß den Existenzkampf für sich und ihre vier Kinder allein auf sich nehmen. Doch alle Widerstände überwindet sie mit ihrem tapferen, lebensgläubigen Herzen. Hauptsächlich der Kinder wegen läßt sie sich scheiden. Da überfällt sie ein Jahr danach der betrunkene Mann in ihrer Wohnung. Das widerwillig empfangene Kind will Marie nicht austragen. Kein Mensch hilft ihr, bis äußere und innere Not sie in Verzweiflung und Tod treiben. — Ein Buch der Anklage — aber erfreulicherweise nicht einseitig gesehen — voll ernster Verantwortlichkeit und Menschenliebe. Kein Kunstwerk, aber ein guter Lebensbericht und als solcher ein willkommener Beitrag zur Problematik des § 218. Für alle Büchereien. Frida Endell (Stettin).

Graf, Oskar Maria: Kalender-Geschichten. München: Drei-Masken-Verlag 1929. 408, 402 S. Lw. 12,—.

Unter diesen 48 Kalendergeschichten finden sich hervorragende und ziemlich belanglose Stücke. Das erste Buch enthält die „Geschichten vom Land", aus dem oberbayerischen Bauernleben, sie sind künstlerisch wertvoller, eigenwüchsig; vieles ist von dramatischer Wucht der Handlung und der ungehemmten Menschen (z. B. die Geschichte von der schiefen Matratze). Oft aber artet das kraftvoll Bäuerische der Sprache, des Satzbaues unnötigerweise in betont unliterarische Derbheit aus. Dies gilt auch für das zweite Buch „Die Geschichten aus der Stadt"; sie schildern meist Proletarier-Schicksale; manchmal geben sie nur düstere Stimmungsbilder ohne

eigentliche Handlung; teils äußerst wirkungsvoll, teils langweilig-nüchtern. Aus diesen beiden Bänden könnte, bei starker Auswahl, ein ganz bedeutendes Buch von gradliniger Unbedingtheit und Unbekümmertheit zusammengestellt werden. In ihrem jetzigen Umfang sind die Kalendergeschichten jedenfalls sehr ungleichwertig. Die bewußt proletarische Derbheit und anderseits die Verwendung des oberbayerischen Dialekts (in direkter Rede) werden den Leserkreis einschränken.

H. Schmeer (München).

Halbe, Max: Generalkonsul Stenzel und sein gefährliches Ich. Roman. München: Langen 1931. 246 S. Geh. 5,—; Lw. 7,—.

Ein flott geschriebener Gesellschaftsroman der Nachkriegszeit mit reizvoller Gegenüberstellung von alter und junger Generation. Der (leicht zu erraten) Danziger Generalkonsul Stenzel, ein Junggeselle vorgerückten Alters, der stets „das Wort Arbeit gewissermaßen mit drei r" geschrieben hatte, veranlaßt in einer romantischen Laune auf einem nahe gelegenen Gute ein Zusammentreffen mit den drei Töchtern des ehemaligen Besitzers, die er vor fast einem Menschenalter als Dorfschulmeisterssohn der Reihe nach verehrt hatte, bis finanzieller Ruin sie von Haus und Hof vertrieb. Jetzt hat er selbst dieses Gut erworben und seinem Neffen, einem jungen Mann „mit dem Kopf eines rassigen Pferdes", der nach dem Kriege freiwillig die Palette mit dem Pflug vertauschte, zur Bewirtschaftung überlassen. Der Verkehr zwischen Onkel und Neffen nimmt leicht kriegerische Formen an. Nun entbrennt Stenzel in törichter Leidenschaft zu Ginevra, der Tochter einer seiner Jugendgeliebten, einem verführerischen Mädchen von schwer deutbarem Wesen, und wird vor ihr und der Welt zum Narren. Sie treibt ein grausames Spiel mit ihm, bis der Neffe ihm mühelos den Rang abläuft, er selbst aber zusammenbricht. Manchmal scheint es, als plädiere der Autor gegen die junge Generation, doch wird er auch ihr gerecht. Am Schlusse steht Jugend bei Jugend, das Alter aber hat sich gefaßt und in seine Rolle zurückgefunden. Die Fülle scharf gezeichneter Nebenfiguren sei nur erwähnt. Trotz zeitlicher Nähe der Handlung lassen Milieu und Darstellungsweise das Buch als einen Roman von gestern erscheinen, der aber als saubere geschlossene Leistung Büchereien mit vorwiegend bürgerlicher Leserschaft willkommen sein wird. E. W. Saltzwedel (Stettin).

Hanhart, Dorett: Das späte Schiff. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1930. 192 S. Lw. 5,50.

Das Erstlingswerk einer jungen Schweizer Autorin: Ein kurzes Liebesglück bringt einem seelisch gehemmten Menschen das befreiende Bewußtsein seines Lebens. Er trennt sich von seiner gefühlskalten, selbstsüchtigen Gattin, zu der ihn Einsamkeitsfurcht und trügerische Hoffnung auf erlösende Liebe führten. — Die Erzählung ist in der Form einer Lebensbeichte geschrieben. Dem Charakter des schüchternen, sehnsüchtigen Mannes entspricht ein Geltungsanspruch, der sich bei dem Fehlen fast jeder äußeren Aktivität in der Darstellung äußert, deren gekünstelte Form und gefühlvolle Art man zunächst nur für bekannte Mängel erster schriftstellerischer Betätigung halten möchte. Im Wesen des Helden ist auch die weiche, weibliche Sprache begründet, in der sich folgerichtig sein besonderes Einfühlungsvermögen und Empfinden ausdrückt. Die Autorin hat mit instinktiver Sicherheit die ihr zunächst gesetzten Grenzen erkannt und nicht überschritten. So vermochte sie schon im ersten Werk eine Erzählung von einer gewissen Geschlossenheit und psychologischen Feinheit zu schaffen, die besonders Leserinnen willkommen sein wird, denen es nicht so sehr auf äußere Handlung wie auf inneres Schicksal ankommt. — Für größere Büchereien. E. Lüpke (Berlin).

Hermann, Georg: November achtzehn. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1930. 339 S. Lw. 7,—.

Impressionen aus den Revolutionstagen in Berlin, aufgenommen durch die Augen des Schriftstellers Fritz Eisner und seiner Freunde, die schon aus dem Roman „Der kleine Gast" bekannt sind und deren Schicksale in diesem Buch weiter erzählt werden. Fritz Eisner gehört nicht mehr der jungen Generation an, er fühlt sich schon als halb Gestriger, aber er glaubt doch einen Augenblick, als der Krieg,

den er immer für einen Wahnsinn gehalten hat, zu Ende ist, daß mit der Revolution nun eine neue und bessere Zeit beginne. Aber er glaubt es nur kurze Zeit. Und eigentlich hat er ja doch all diese Dinge nicht recht ernst genommen, auch wenn er sich beim Ausbruch der Revolution ein rotes Wäschebändchen ins Knopfloch steckt. Wichtiger ist ihm, daß er an diesem Tag, an dem er die entscheidenden Morgenstunden verschlafen hat, den Entschluß findet, seine Ehe zu lösen und sich für ein neues Glück frei zu machen. Die Umsturzbewegung ist doch nur mehr Hintergrund für Einzelschicksale und eine Reihe gut gesehener Berliner Figuren. Durch die Ironie der Darstellung wird vielleicht ganz gut zum Ausdruck gebracht, daß die deutsche Revolution nicht das Maß einer großen politischen und geistigen Umwälzung hatte. Trotzdem erscheint der Ton, in dem hier Vorgänge beplaudert werden, in denen sich schließlich doch eine wie immer geartete geschichtliche Bewegung auswirkte, ein wenig zu leichten Gewichts.

Meta Corssen (Lübeck).

Heye, Artur: Millionen am Amazonas. Berlin: Safari-Verlag 1930. 346 S. 4,50; Lw. 6,50.

Daß Heye unter die Romanciers gegangen ist, ist ihm entschieden schlecht bekommen. Diese romanhafte Einkleidung einer Filmexpedition an den Amazonas wirkt gewollt in den darstellerischen Mitteln, gesucht in dem mit Gewalt herbeigezwungenen Humor. So ist die Unmittelbarkeit, die Frische seiner früheren Bücher verloren gegangen. Er spricht selbst resigniert davon, daß er „aus Zerstreutheit" geheiratet habe und als nunmehr Vierzigjähriger „einen gelegentlichen Gänsebraten und ein tägliches Bad" zu schätzen wisse. Dieser Abstand vom Vagabundenleben — eine notwendige Entwicklung an sich — hat noch nicht zu einem neuen Lebensgefühl, zu einer neuen Lebensform geführt, die den Raum eines Romans ausfüllen könnten. So sind die Glanzstücke des Buches, um deretwillen es seinen Wert besitzt, dort zu finden, wo Heye in seinem eigentlichen Element ist: bei der Schilderung der tropischen Urwelt Brasiliens, wo es wieder die unsäglichsten Abenteuer auszustehen gibt. — Im ganzen ein brauchbarer Unterhaltnugsroman, insbesondere für die große Bücherei; jedoch sind die früheren Afrika- und Amerikabücher entschieden vorzuziehen.

J. Beer.

Hoechstetter, Sophie: Louis Ferdinand, Prinz von Preußen. Roman aus der Zeit vor 1806. Leipzig: Koehler & Amelang 1930. 299 S. Lw. 8,50.

Der Waschzettel behauptet, Sophie Hoechstetter sei diesem „feurigen und problematischen Leben in seine Höhen und Tiefen gefolgt", sie habe „in scharfer Prägung die edlen und unedlen Frauen, die ihn vergötterten", gezeichnet und „mit psychologischer Kraft und Anmut, neben der faszinierenden Gestalt des Prinzen, den Träger der pangermanischen Idee, ein Bild seiner Zeit" geformt. Nicht jeder, der formt und zeichnet, ist ein Künstler; und wenn auch in dem Buche viel von der feurigen Genialität des Prinzen die Rede ist, so wird davon auch nicht die geringste Spur zum Leben erweckt. Die Gestalt des Helden — und das soll er doch wohl sein? — wirkt in einem genialisch anspruchsvollen Gehaben hohl und ebenso peinlich wie die verwässerte Sentimentalität der Frauen. Aus einer Gestalt vom Range der Rahel wird ein Courths-Mahler-Geschöpf gemacht, aus der Hauptquelle des Buches, den Memoiren des geschwätzigen Varnhagen herausgelesen, niemals aber über dessen Klatschbasenhaftigkeit hinaus zu einer greifbaren, lebensechten Gestalt geformt. Die Zeit vor 1806 ist — Frau Hoechstetter hätte auch bei Marwitz nachlesen sollen! — von größerem Ausmaß und weiter gespanntem Horizont gewesen als dieses sogenannte Zeitbild vermuten läßt. Das Buch kommt für Büchereien darum nicht in Frage.

M. Schaefer (Solingen).

Hunnius, Monika: Aus Heimat und Fremde. Heilbronn: Salzer 1928. 235 S. Geb. 4,40.

Mit der ihr natürlichen Liebenswürdigkeit erzählt die Verfasserin kleine Erlebnisse aus ihrer glücklichen Kinder- und Jugendzeit, von freundlichen und komischen Begegnungen mit Menschen aller Art während ihres späteren wechselreichen

Künstlerdaseins, von schönen und reichen Tagen, in denen sie mit aufgeschlossenen Sinnen und lebhaftem Geist Italien sich eroberte. — Es ist die heitere und sorglose Seite aus dem Leben der Verfasserin, von der sie hier erzählt. Wer selber nicht allzu hart von einem sorgenvolleren Dasein bedrängt wird, wird an diesen freundlichen Bildern sicher Freude haben. Hilde Schmid (Stettin).

Karlweis, Marta: Ein österreichischer Don Juan. Roman. Leipzig: Grethlein & Co. 1929. 282 S. 5,—; Lw. 8,—.

„Don Juan ist der gesetzte Todfeind und Widersacher des Gottes, den wir Eros nennen". „Don" Juan ist im versponnenen Leben dieses Buches österreichischer Aristokrat, oberflächlich und bedenkenlos, bar jeder „seelischen Entfaltung", aber „begabt mit einer sinnlichen Anlage, die an die Grenze des Genialen reicht". Er begegnet einer Frau, die ihm menschlich um eine Welt überlegen ist, die „große Seele" ist und „liebt", und die er zerstört, zerstört nicht in ihrer bürgerlichen Existenz, aber in ihrer großen Haltung. Bis er, gealtert, einmal eine Partnerin trifft, die die gleichen Spielregeln beherrscht wie er, und an der er nun zugrunde geht. Das Wesentliche an dem Buch ist nicht die Handlung, sondern die Idee, dazu die psychologische Technik und die Darstellung des Milieus und der Atmosphäre, eben der Untergangsstimmung der Donaumonarchie; wesentlich ist ebenso die letzte sprachliche Formung, die Sparsamkeit und Verhaltenheit des Ausdrucks. In Anlage, Gegenstand und Form wird der tiefgreifende Einfluß Marcel Prousts spürbar. — Für kultivierte innerliche Leser großstädtischer Büchereien.

H. W. Herrmann (Stettin).

Karlweis, Marta: Schwindel. Geschichte einer Realität. Berlin: S. Fischer 1931. 273 S. 4,50; Lw. 6,50.

Schwindel ist Wirklichkeitsgroteske. Und Schwindel ist hier alles: die ganze Haltung, der Lebensaufwand des „Als ob" einer Wiener Kleinbürgerfamilie durch drei Generationen hin. Schwindel: die gesellschaftlichen Unterschiede, der fadenscheinige Bürgerdünkel, die Liebesbeziehungen, die Motive zum Freitod einer ganzen Reihe von Menschen. Schwindel ist auch die „Realität", d. h. (nach österreichischem Sprachgebrauch) ein Hausbesitz, eine baufällige Vorstadtmietskaserne als eine Art betrügerisches Familien-Fideikommiß, auf dem zwei, drei Dutzend Menschen ihr armes Leben aufzubauen die Sehnsucht haben. Echt in diesem Schwindel, im Zusammenbruch des Kleinbürgertums durch Krieg und Inflation, echt ist einzig der genial zerrissene Musiker proletarischer Herkunft, den Liebesschuld und Selbstzerstörungstrieb wie einen Fremdkörper in das Familiengrauen hineinzwingen, wo er und die ihm blind hörige Frau zu Grunde gehen. Der Stil und die gespenstisch zerfetzte Atmosphäre des Buches zeigen Anklänge an Döblins „Alexanderplatz". Nur daß es sich hier um Wien, nicht um Berlin handelt, nicht um proletarisches, sondern um kleinbürgerliches Gefangensein der Kreatur in den sozialen Verhältnissen. Und daß schließlich — um im Vergleich mit Döblin zu bleiben — von einer Gestaltung des Letztmöglichen nicht die Rede sein kann, allenfalls gerade von der ehrlichen Bemühung, den Untergang einer Schicht in losen Einzelszenen und Symptomen zu zeichnen. — Für städtische Büchereien und Leser schwierigerer sozialer Romane. H. W. Herrmann (Stettin).

Kinau, Rudolf: Schreben Schrift. Een Billerbook ut Breef' un Blöd'. Hamburg: Quickbornverlag 1929. 158 S. Geb. 3,80.

Ein neues Buch von Rudolf Kinau ist für jeden Freund niederdeutscher Literatur eine Freude. Immer wieder spürt man einen Dichter am Werk, der mitten aus dem Herzen des Volkes schreibt. Hier ist es ein alter Blankeneeser Fischer, der seinem Sohn im fernen Land von dem alten Blankeneeser Leben und vom langsamen Versinken dieser Welt erzählt. Er selber wird dabei ein Opfer der neuen Zeit, die Raum braucht für das anwachsende Hamburg und dabei über viel kleines Menschenglück und auch über den querköpfigen Alten, der sein Haus nicht für die neue Schleuse hergeben will, hinweggeht. Vielleicht hätte die Geschichte, wenn sie nicht in der etwas umständlichen Briefform erzählt wäre, konzentrierter und letztlich überzeugender gewirkt; ein Gewinn für die plattdeutsche Literatur bleibt sie doch, wie auch die zweite Erzählung dieses Bandes trotz des etwas unglaubwür-

digen, beinahe kriminalistischen Themas den Leser ungemein stark packt. Die Bücherei wird den neuen Kinau allerdings erst einstellen, wenn sie zum wenigsten „Blinkfüer“ und den wundervollen, viel zu wenig bekannten Roman „Lanterne“ schon besitzt. K. Schulz (Gera).

Lauber, Cecile: Die Wandlung. Roman. Leipzig: Grethlein 1929. 536 S. Lw. 10,—.

Georg Plattner ist einer von denen, „die die Vernichtung vieler in sich haben“, er ist roh, hemmungslos und gewalttätig. Als ein Ruf trifft dieses Menschen Dasein das „lauschende Herz“ des Mädchens Justine; er wird ihr zur Aufgabe. Aber umsonst scheint Einsatz und Opfer ihrer Persönlichkeit. Erst das Erlebnis des Todes seines Kindes, an dem er sich schuldig fühlen muß, zeigt die langsam morsch gewordene Selbstsicherheit des Mannes, wird sichtbarer Markstein seiner Wandlung. Ein langer Weg voll Leid und innerer Einsamkeit, an dessen Ende sein äußerer Mensch, sein Leben zerbrochen liegt, öffnet ihm die Augen und er erkennt „gut sein heißt, sich innerlich hergeben an Seelen und Dinge“, gut sein heißt lieben. — Wenn auch die Fülle der aus unbestimmtem Licht aufblitzenden Charaktere und die Vielfältigkeit der oft nur angedeuteten Erlebnisse in diesem umfangreichen Buch die gerade Linie oft scheinbar verwischen, wird doch jeder, der Sinn dafür hat, mitgerissen von diesem leidenschaftlichen Willen zum Guten, zum großen und reinen Menschen, aus dem heraus dies Buch geschaffen ist. Um seinetwillen wird auch der sich zu dem Buch bekennen, der in dem Übersteigerten mancher Szenen (einige wenige allerdings sind fast unerträglich) und der oft rein von der Idee her gestalteten Charaktere Unkünstlerisches sieht. Hilde Schmid (Stettin).

Lersch, Heinrich: Hammerschläge. Ein Roman von Menschen und Maschinen. Hannover: Sponholtz 1930. 261 S. Lw. 5,50.

Der Dichter ernster Werktagslyrik gestaltet in diesem Roman die zwei ersten Jahrzehnte seines Lebens. Nach abgerissenen Szenen der Kindheit, die sich zwischen der geräuschvollen Werkstatt des Vaters und der Stille des nahen Waldes abspielt, entrollt sich, Bild um Bild, das Werden eines jungen Handwerkers, der über den Werktag hinaus eine geistige Welt sich zu ertasten bemüht ist. Früh treibt ihn die Hölle eines zerrütteten Familienlebens von Hause fort. Heimatlos, beargwöhnt von den Arbeitskameraden, irrt er zwischen dem Mutterlande katholischer Religiosität und dem Neulande atheistisch-sozialistischer Weltanschauung. Dann zieht ihn ein tatenloses Bettel- und Wanderleben ins Lumpenproletariat hinab, bis er in Danzig sein Damaskus erlebt. Jetzt findet er den Weg zu Vater und Brüdern, zur Arbeit und — in bewußtem Schicksalsgefühl — zum Sozialismus. Der Rhythmus der Hämmer und Maschinen durchbebt dieses starke Buch. Fast muß man ein Kesselschmied sein, um mit Verständnis dem Gang der Arbeit folgen zu können. Aber rein klingt überall das Menschliche aus der Fülle der Gestalten und Begebenheiten. — In erster Linie für männliche, an sozialen und technischen Fragen interessierte Leser. E. W. Saltzwedel (Stettin).

Lewis, Sinclair: Unser Herr Wrenn. Die romantischen Erlebnisse eines kleinen Mannes. Berlin: Rowohlt 1931. 334 S. 5,—; Lw. 7,50.

Dieses Erstlingswerk Lewis' zeigt, in bereits virtuoser Darstellung, das typische Leben des kleinen New Yorker Angestellten der Vorkriegszeit. Mr. Wrenn, Buchhalter in der Verkaufsabteilung einer Kunstartikelgesellschaft, 34 Jahre, Junggeselle, mit kümmerlichem, aber auskömmlichem Verdienst, gleich kümmerlich in seinen Ansprüchen an das Leben, schnell zufrieden, nur selten innerlich etwas aufbegehrend, auch in seiner eigenen Arbeitsleistung zunächst nicht eben ein besonderer Held: er wird durch eine kleine Erbschaft plötzlich aus der Bahn geworfen. Seine romantischen Vorstellungen von der Seefahrt, von Europa treiben ihn zu dem Unternehmen einer Europareise. Er kommt bis England, gerät in London in etwas zweifelhafte Künstlerkreise und wird von einer schriftstellernden Malerin aus Kalifornien fasziniert, ohne im Grunde Verständnis zu haben für das Leben und Treiben all dieser Snobs. Sie brennt ihm denn auch plötzlich durch, und er kehrt

schnell entschlossen an den Ort seiner früheren Wirksamkeit zurück. Eine brave Frau findet sich für ihn; so kann er getrost dem Pensionsleben (das übrigens mit ganz besonderer Ironie geschildert ist) entsagen; vielleicht wird er sogar einmal Abteilungsdirektor. — Großstädtische Büchereien werden das Buch für Leser bereithalten können, die die nötige Aufgeschlossenheit für die sarkastische Ironie des Ganzen besitzen. Erforderlich ist die Einstellung nicht. J. Beer.

Lichnowsky, Mechtilde: An der Leine. Roman. Berlin: S. Fischer 1930. 320 S. Lw. 7,50.

Ursprünglich soll dies ein Dackelroman sein, und was darin von dem Dackel Lurch erzählt wird, ist ohne Zweifel vorzüglich gesehen und zeugt von feinem Verständnis für das Tier. Aber das alles wird überwuchert von dem Ehrgeiz der sehr mondänen Verfasserin, geistreich daherzureden und Weisheiten und Feuilletons im Stil der „Eleganten Welt" vom Stapel zu lassen. Hoffentlich bringt die Dame ihre Produktionen in Zukunft an die richtige Adresse; die Bücherei verzichtet gerne darauf. K. Schulz (Gera).

Maaß, Joachim: Bohème ohne Mimi. Berlin: S. Fischer 1931. 344 S. Lw. 7,50.

Aus Murgers „Bohème" ist die Gestalt der Mimi — Verkörperung des spielerischen Lebens im Gegensatz zur künstlerischen Aufgabe — nicht wegzudenken. In der vorliegenden ganz und gar unromantischen „Bohème ohne Mimi" liegt der Ton ausschließlich auf der inneren Entwicklung eines jungen Schriftstellers, der in großstädtischen deutsch-russisch-jüdischen Literatenkreisen einen reichlich sündhaften Lebenswandel führt, und zwar nur „aus Flucht vor der Arbeit", bis er sich einfängt und sammelt für die große dichterische Aufgabe, die er „mit einer annähernd abstoßenden Pedanterie" in bürgerlicher Konsequenz zu Ende führt. Die Handlung führt mithin von dem vorangestellten Rilke-Motto von der „alten Feindschaft zwischen dem Leben und der großen Arbeit" zu jener eben zeitgemäßen Erkenntnis, daß Geist und Leben aufeinander hingeordnet seien. Wenn auch in diesem Sinn das Thema des Buches einem Gesundungsprozeß gilt, so ist doch seine ganze Atmosphäre — trotz aller amüsanten und gut beachteten Züge — alles andere als gesund. Und die Probleme des Helden, sein Skeptizismus, seine ganze Berufslosigkeit, sein Mangel an Interessen, an Plan und Haltung, kurz seine „Oblomowerei" muten reichlich privat und pathologisch an. Als Zeit- und Bekenntnisroman eines besonderen Typs des „Jahrgangs 1902" ist das Buch sicher von hoher literarischer Bedeutung. Seine Verwendbarkeit in der Ausleihe ist jedoch beschränkt auf Leser mit „literarischem" Einschlag, so daß es allenfalls modernen Großstadtbüchereien zur Anschaffung empfohlen werden kann.

H. W. Herrmann (Stettin).

Mann, Heinrich: Sie sind jung. Novellen. Wien: Zsolnay 1929. 284 S. Lw. 5,50.

Die schönsten unter diesen durchweg eigenartigen Novellen sind wohl die sechs unter dem Sammeltitel „Das Kind" zusammengefaßten Episoden aus des Dichters eigener Kindheit. Die zarte Stimmung, die darüber waltet, mutet uns vertraut an, denn die Stadt, die Heinrich Mann hier aus der Perspektive des Knaben liebevoll schildert, ist ja das gleiche Lübeck, dessen Reiz schon sein Bruder Thomas im „Tonio Kröger" unvergeßlich eingefangen hat. In den anderen Geschichten dieses Bandes versucht der Dichter, das Wesen der Nachkriegsjugend, ihre von keinerlei Idealen oder Illusionen bestimmte Handlungsweise, dichterisch zu erfassen. Freilich erscheint uns dabei Einzelnes, wie etwa die dramatisierte Skizze „Bibi", ein wenig überspitzt, vielleicht zu einseitig vom Standpunkt der älteren Generation aus betrachtet. Durchaus lebendig, darum auch sehr eindrucksvoll, die prächtige Novelle „Der Gläubiger", wie auch die etwas besinnlicheren Erzählungen „Der Jüngling" und „Der Bruder". So wird das Buch — in jeder Zeile charakteristisch für Heinrich Mann — durch seine Vielfalt den verschiedensten Lesertypen etwas zu bieten haben. A. Barth (Wien).

Masters, Edgar Lee: Der Hochzeitsflug. Roman. Aus dem Amerikan. von Anna Nußbaum. Wien: Speidel 1929. 461 S. Lw. 7,—.

Taumel und Selbstvernichtung: das ist in Masters Augen die Ehe. Sein Buch erzählt, um die fünfziger Jahre einsetzend, die Geschichte einer Siedlerfamilie des amerikanischen Mittelwestens. Das friedliche Daseinsgleichmaß der Alten bildet den Hintergrund zu den Lebensnöten der Kinder und Enkel. Der Sohn, ein unsteter Gefühlsmensch, hält es auf der elterlichen Farm nicht aus. Er zieht in die Stadt, gerät in den Bann einer hemmungslos egoistischen Frau und macht sich durch die Heirat für immer unglücklich. Auch von den Kindern der beiden gehen später zwei an der Ehe zu Grunde, die schöne Elaine und Alfred, der weltfremde Musiker. — Masters ähnelt in der geistigen Haltung Butler und Lawrence. Wie diesem legt sich ihm ein Hauch dumpfer Tragik über Menschen und Dinge. Als Stilist ist er knapp bis zur Primitivität; stellenweise fühlt man sich an seine eigenartige Lyrik erinnert. — Für große Büchereien. R. Ruseler (Berlin).

Matzke, Frank: Jugend bekennt: So sind wir! Leipzig: Reclam 1930. 275 S. 4,50; Lw. 6,50.

„Ich schreibe das Lebensgefühl der jungen Generation. Jener Jugend, die reif ist und eben ins Leben getreten, ans Werk und ins selbständige Dasein. Der Jugend zwischen 20 und 30 ... Ich schreibe das Lebensgefühl der Lebendigen unter uns ... Ich schreibe letzten Endes mein eignes Lebensgefühl und das meiner Gefährten ... An ihnen und mir habe ich zuerst erkannt, daß — wieder einmal — ein neues Geschlecht dasteht mit neuer Haltung an Körper und Seele. Diese neue Haltung will ich beschreiben." Über die Sprache dieses „wieder einmal neuen Geschlechts" läßt sich sogleich sagen, daß sie die aller Wichtigtuer und keineswegs Offenbarungen versprechend ist. Es handelt sich um eine Art Philosophie des Jahrgangs, dem hier die Funktion eines absoluten Wertmessers zugesprochen wird. Dabei läßt sich die These von der geschlossenen Einmaligkeit dieser Jugend zwischen 20 und 30 aus dem Buch selbst widerlegen: zu so vielen — letzten Endes einer Negation gleichkommenden — Einschränkungen und Begriffsüberdehnungen sieht sich der Verfasser genötigt. So steht er, obgleich im Annektieren von Angehörigen anderer Generationen durchaus nicht schüchtern, am Schluß des Buches doch ziemlich allein auf dem Piedestal; wenn er die Leier sinken läßt, bleibt der peinliche Eindruck, als ob er das lange Loblied sich selbst gesungen habe. Einzelne wirklich treffende Bemerkungen (meist Zitate) zur Zeitlage ertrinken in einem Schwall aufgeregt vorgebrachter Plattheiten. Das Ganze ist eine breit ausgewalzte lyrische Selbstbespiegelung. G. Hermann (Berlin-Treptow).

Mendelssohn, Peter: Fertig mit Berlin? Roman. Leipzig: Reclam 1930. 344 S. Brosch. 4,50; Lw. 6,50.

Der Roman einer Jugend. Schauplatz ist zunächst ein Landerziehungsheim in Bayern, dann das Literaten-Berlin rund um die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Romanisches Café, Weinrestaurant Schwanneke, Redaktionen im Zeitungsviertel, möblierte Zimmer der Journalisten- und Schauspieler-Bohème, geben das engere, mit Geschick und Sachkenntnis gezeichnete Milieu ab. Das Literatur-Geschwätz, das somit natürlicherweise einen beträchtlichen Teil des Buches füllt, könnte — mit etwas mehr Selbstironie wiedergegeben — erträglich sein, schlimmer sind die verschiedenen Liebeshandlungen, deren Abschluß eine Schlafwagenfahrt des Helden mit der Mutter seines Freundes bildet. Das Ganze ist flott und sauber erzählt, aber zu substanzlos, als daß sich eine Einstellung in die Volksbücherei vertreten ließe. G. Hermann (Berlin-Treptow).

Mumelter, Hubert: Zwei ohne Gnade. Roman. Leipzig: Insel-Verlag 1931. 374 S. 5,—; Lw. 6,50.

Ein neuer Mann meldet sich hier zum Wort und gleich mit einem Werke, das auch einem anerkannten Erzähler Ehre machen würde. Zum Helden hat sich Mumelter den „letzten Minnesänger" Oswalt von Wolkenstein gewählt, eine Gestalt, die längst nach einer würdigen Nachbildung im Roman verlangte. Der

Dichter hat es glücklich vermieden, die unselige Bindung des weltbefahrenen Ritters an die Sabina Jäger von Tisens einfach als einen Fall sexueller Hörigkeit darzustellen. Er hat vielmehr — besonders auch in der letzten Begegnung der beiden, bei der sie ihn an seine Feinde verrät — mit einem fast grüblerischen Ernste hinabgeleuchtet in jene seelischen Tiefen, wo „das Dämonische" waltet, das, wie Goethe tiefsinnig meint, „dem Zufall verwandt" ist. Glänzend ist Mumelter auch die Darstellung jener Zeit gelungen, „in der das neue Gesicht der Welt auch über Tirol hereinquoll". („Und es war das Gesicht der Bürger, feist und dreist, mit Waffen bewehrt, denen kein Rittertum mehr standhielt: Geld, Gelahrtheit und Pulver.") Nur macht der Roman hier hohe Bildungsvoraussetzungen. Wer z. B. vom Konstanzer Konzil nichts weiß, als daß dort Huß verbrannt wurde, wird mit den ausgezeichneten Streiflichtern, die Mumelter auf jenen großen Jahrmarkt der Standesinteressen wirft, nicht viel anfangen können. Besonderes Lob verdient noch der landschaftliche Hintergrund: Nicht nur solche Leser, die die unvergleichliche Gegend um den Schlern aus eigener Anschauung kennen, werden mit inniger Freude ihre lebendige Widerspiegelung in diesem Romane begrüßen. Als eine Kuriosität darf schließlich erwähnt werden, daß der Dichter von seiner Kenntnis der literarischen Erzeugnisse Oswalts gar keinen Gebrauch gemacht hat (wie ganz anders würde da ein Durchschnittserzähler verfahren sein, der womöglich seinen Roman geradezu „Der letzte Minnesänger" genannt hätte!), ja überhaupt seine literarische Bedeutung so gut wie ganz unterschlägt. — Für ernsthafte, psychologisch interessierte und historisch einigermaßen vorgebildete Leser.

E. Ackerknecht.

Natonek, Hans: Geld regiert die Welt oder Die Abenteuer des Gewissens. Roman. Wien: Zsolnay 1930. 367 S. Lw. 7,—.

Der Autor erzählt hier weitere Schicksale des Helden aus seinem früheren Buch „Der Mann, der nie genug hat". Um die Seele dieses etwas willensschwachen Menschen spielt sich ein erbittertes Ringen ab zwischen seinem Reichtum und seinem Gewissen, wobei gleich erwähnt sei, daß in diesem Buch überhaupt Abstraktes eine fast zu große Rolle spielt. Aus dem Kampf geht das Gewissen als Sieger hervor, und so betrachtet entspräche die Handlung etwa dem Schema einer „Erzählung für die reifere Jugend". In Wirklichkeit aber handelt es sich um einen psychologischen Roman, in dem brennende Probleme unserer Tage zur Sprache kommen. Der ungeheure Mechanismus des deutschen Industriekapitals verkörpert hier das Geld, von dem die Welt regiert wird, während der einsame Gegenspieler, dessen zwiespältige seelische Konstitution in dem Namen „Weichhardt" sinnbildlichen Ausdruck findet, das Gewissen repräsentiert. Um ihn gruppieren sich einige porträtähnlich gezeichnete Typen, unter denen am schärfsten der käufliche Journalist Baron hervortritt; ihm und seinem Kreis von Salonrevolutionären steht auf der Seite des Gewissens der unbestechliche Idealist und Menschenbildner Kelsen mit seinen Schülern gegenüber. Natonek sieht die Erscheinungen der Tagespolitik nicht durch die Brille irgend einer Partei; vielmehr hat man den Eindruck, als habe er die im heutigen Deutschland wirkenden Kräfte in einem möglichst objektiv gezeichneten Gesamtbild aufzeigen wollen. Dabei ist ihm ein fesselnder Roman geglückt, der bei einem weiten Leserkreis Interesse finden wird. A. Barth (Wien).

Olesen-Løkken, Thomas: Das Große Moor. Ein Roman. Aus dem Dän. übers. von Erwin Magnus. Berlin: Safari-Verlag 1930. 398 S. 5,—; Lw. 7,—.

An die Felder des Gutshofes von Lundborg grenzt die weite Öde des großen Moores, ein Nebelland ohne Höhen und Täler, ohne Bäume und Menschen, ein mächtiges und fernes Reich. Um dieses Land kreisen die Träume des Gutsherrn Holger Reitsmann, von maßlosem Verlangen nach Herrschaft und Macht getrieben. Große Pläne drängen zu gewagten Unternehmungen: Quer durch das Moor wird ein Weg gelegt; ein Kalkwerk und eine Ziegelei werden gebaut; jenseits des Moores wird ein zweiter Gutshof aus dem Boden gestampft. Aber damit häufen sich unerträgliche Schuldenlasten, die schließlich zum Zusammenbruch führen. Das Gut wird versteigert. Und Holger Reitsmann muß seinen Hof verlassen. „Eine Sage ist aus." — Ein jütländischer Bauernroman, der das Bauernleben nicht idea-

lisierend verfälscht und, trotz mancher Schwächen, oft stark ergreift. Mehr als das Ganze der Geschichte sind einzelne Episoden und Charakterschilderungen bedeutungsvoll, so vor allem die Erzählung von einer Krankheit Reitsmanns und der aufopfernden Pflege der Frau, die sehr lebendige Schilderung eines dreitägigen Geburtstagsfestes auf Lundborg, die Geschichte der Liebe des Gutsherrn zu der stillen Hanne im „Moorhaus", eine Geschichte von großer Zartheit und eigentümlichem Reiz. — Das Buch ist zur Anschaffung zu empfehlen. Für alle, die an Bauerngeschichten Interesse haben, auch für literarisch weniger geschulte Leser.

H. Margolius (Berlin).

Raucat, Thomas: Die ehrenwerte Landpartie. Roman. Berlin: Österheld 1927. 303 S. 5,—; Lw. 7,—.

Ein Europäer verabredet mit einer kleinen Japanerin, die er auf dem Bummel in Tokio entdeckt hat, einen Ausflug. Es kommt aber alles anders. Sie verfehlen sich, und er wird von einigen japanischen Herren mit Beschlag belegt, die ihn in ein Hotel einladen und die rituellen Formen ihrer Gastfreundschaft über ihn ausschütten. Sie zieht unterdessen mit einer Freundin los und schafft sich von dem Gelde, das er ihr schenkte, einen Tag voll kindhaften Entzückens und Staunens, der — nachdem die Begegnung doch fast noch Wahrheit geworden wäre — in dem süßen und traurigen Duo einer Mondnacht ausklingt. Alles das wird in reicher und liebenswürdiger Einzelmalerei kapitelweise von je einem der Beteiligten erzählt und erhält durch die sich so verschiedentlich schneidenden Blickfelder und den immer neu sich enthüllenden Kontrast zwischen der östlichen Welt und dem Benehmen des einen Europäers eine Fülle herrlichen Lachstoffs. Ein leichtes und sprühendes Buch, hinter dem eine Menge Beobachtung und heitere Liebe steckt. — Für mittlere und größere Büchereien.

Nora Imendörffer (Königsberg i. P.).

Reisiger, Hans: Unruhiges Gestirn. Die Jugend Richard Wagners. Leipzig: List 1930. 364 S. Lw. 8,50.

Reisiger, durch eine Anzahl Romane und Novellen von nicht gewöhnlichem Niveau wie durch ausgezeichnete Verdeutschungen Meredith', Whitmans und Kiplings als Dichter und Stilist von Rang ausgewiesen, erzählt die vielbewegte, innerlich doch so folgerichtig verlaufende Entwicklung des jungen Wagner von der bereits ungewöhnlich stürmischen Knaben- und Jünglingszeit über die erschütternden Pariser Notjahre bis zur Teilnahme des Dresdener Hofkapellmeisters an dem neunundvierziger Maiaufstand und der Flucht nach der Schweiz. Das Quellenmaterial ist umsichtig genutzt und in lebendige Gestaltung von eigener Prägung und Atmosphäre umgeschmolzen, mit visionärer, den Schauplatz der Handlung ganz in die Seele Wagners verlegender, dem Dämonisch-Ekstatischen dieser Gestalt denkbar gerecht werdender Bildnerkraft und einem suggestiven Sprachstil; insbesondere die Notzeit in Paris, „dieser großen Mördergrube" (Wagner), ist ein Glanzstück musikbiographischer Dichtung. Es fehlt auch nicht an kritischer Einstellung (Ehrenrettung Minna Planers) und nicht an feinspüriger Einfühlung auch in die musikalischen und musikästhetischen Bezirke. So darf das Buch den Rang des bislang besten Wagner-Romans und eines der wenigen Musiker-Romane von höherem dichterischen Niveau für sich in Anspruch nehmen.

K. Th. Bayer (Berlin).

Ring, Barbra: Klein Mette. Roman. Aus dem Norweg. von Cl. Greverus Mjöen. München: Müller. 247 S. Lw. 5,50.

Der anspruchslose, aber frisch und gut geschriebene Roman zeigt uns, mit viel Verständnis für die Kinderseele, die Nöte eines kleinen Mädchens, das in einer zerrütteten Ehe aufwächst. Bei aller Bedrängnis, die für das Kind aus der Selbstsucht und Unbeherrschtheit der Eltern erwächst, bahnt es sich doch ganz selbständig einen Weg ins Leben, unbewußt geleitet von der wesensverwandten Tante Mette in der Ferne, die nach einer bedrückenden Ehe mit einem lungenkranken Mann sich ein neues Schicksal formt. Die Erzählung weist gute norwegische Tradition auf, wenn auch nicht die Tiefe der großen norwegischen Epiker. Für alle Büchereien und vornehmlich als Frauenroman verwendbar.

Hedda Guradze (Hamburg).

Romains, Jules: Kumpane. Übers. von Lissy Rademacher. Berlin: S. Fischer 1930. 194 S. 4,—; Lw. 6,—.

Eine Kumpanei junger Pariser Männer, die sich hauptsächlich im zechenden und schlemmenden Lebensgenuß hervortut, beschließt im Rausch, zwei französische Kleinstädte durch tolle Streiche großen Formats auf den Kopf zu stellen. Wie das gelingt, wird witzig erzählt. Leider scheint die Übersetzung nicht mustergültig zu sein. Nicht immer kommen die prägnanten geistreichen Wendungen französischer Dialektik richtig zur Geltung. Daher bleibt manches für den deutschen Leser allzu billig im Ausdruck, wenn nicht wirkungslos. Dagegen steht die äußerst gewagte, ins Erotische verkehrte Predigt, die der eine als Priester verkleidete Kumpan vor versammelter Gemeinde in der Kathedrale hält, in ihrer grotesken Komik auch im deutschen Text fast unversehrt da. — Die Einstellung des Buches, das natürlich für katholische Verhältnisse ganz unmöglich ist, bleibt auch für große Büchereien äußerst heikel. E. Holtz (Stettin).

Sabatini, Rafael: Bellarion. Ein Held der italienischen Renaissance. Leipzig: Grethlein 1930. 399 S. Ppbd 4,—.

Bellarion, der als Findelkind in einem Kloster aufwuchs, wird auf dem Wege zur Universität Pavia in folgenschwere Abenteuer verstrickt. Ahnungslos ist er in schlechte Gesellschaft geraten und wird in Casale nur durch die Prinzessin Valeria von Montserrat vor dem Strick errettet. Nun weiht er sein Leben ihrem Dienste, die leidenschaftlich, aber machtlos und schlecht beraten, die Thronansprüche ihres jungen Bruders einem intriganten Oheim gegenüber durchzusetzen sucht. Vornehmlich im Dienste Mailands steigt Bellarion, dessen strategisches Talent ihm schnelle Erfolge sichert, zum mächtigen Kondottiere von Fürstenrang auf. Gefürchtet, gehaßt, ja, selbst von dem Menschen verkannt, dem allein er dienen will, verfolgt er seine Ziele auf eine kühl rechnende, machiavellistische Manier, ohne sich durch Neid, Feindschaft oder Verlockungen beirren zu lassen. Er erreicht sein Ziel — der junge Fürst von Montserrat wird in seine Rechte eingesetzt —, und will in den Frieden der Klostermauern zurückkehren. Doch Prinzessin Valeria erkennt endlich seine Treue und schenkt sich selbst zum Danke. — Ein fesselnd geschriebener historischer Roman mit vielen äußeren Spannungsreizen und straffen schlagfertigen Dialogen, dabei von ziemlicher Echtheit des Milieus. Infolgedessen für historisch interessierte Leser aller Schattierungen.

E. W. Saltzwedel (Stettin).

Scholz, Wilhelm von: Der Weg nach Ilok. Roman. Berlin: Horen-Verlag 1930. 521 S. 7,50; geb. 11,—.

Die letzten Lebensjahre des im 17. Jahrhundert heilig gesprochenen päpstlichen Legaten Johannes von Capistrano (1386—1456) geben den Rahmen her für die Geschehnisse dieses umfangreichen Romans. Capistran geht durch die Geschichte als grausamer Inquisitor und Ketzerrichter, als erbarmungsloser Streiter wider Hussiten und Juden, als glaubenseifriger Vorkämpfer der katholischen Kirche. Als finsteren asketischen Mönch, gefeit gegen alle weltlichen Versuche und als Wundertäter schildert ihn Scholz. Um 1450 in Breslau beginnt der Roman, wo Capistran als kirchlicher Revisor und Bußprediger vorübergehend weilt; dort wird ein erschütterndes Erlebnis bei der Verbrennung unschuldiger Juden dem von aller Welt Gefürchteten oder scheu Verehrten Anlaß zu neuer Einkehr und zu neuem Ziel: Bekämpfung der Heiden, Schutz des Cristentums gegen die Türken, Predigt zu einem neuen Kreuzzug heißt jetzt seine Losung. Mit einem selbstgeworbenen Heer hilft er die belagerte Festung Belgrad entsetzen, um auf der Höhe irdischen Ruhms, in selbstgewählter Einsamkeit des weltabgeschiedenen Klosters Ilok an der Donau, allem Irdischen zu entsagen und seinen Wandel zu beschließen. Mit diesem äußeren Rahmen ist auch die innere Entwicklung des Helden gegeben, die zwischen kühler Askese und fast dantischen Visionen des Fegefeuers wechselt. Damit ist gleichzeitig die Welt des 15. Jahrhunderts gezeichnet, vor allem in prachtvoll lebendigen Bildern aus der Stadt Breslau — hier spielt der größte Teil des Buches. Jedoch über ein bloßes, dramatisch bewegtes Kulturbild hinaus gewinnt das Buch seine Tiefe durch die Symbolhaftigkeit im Lebensweg seines letzten Endes stets einsamen

Helden, der vom Einzelfall zur Allgemeingültigkeit erhoben wird. — Freilich wird man auch in großstädtischen Büchereien gut tun, nur reifen Lesern, die Geduld und Liebe für seine ganz unzeitgemäße epische Breite aufbringen, das Buch in die Hand zu geben. W. Eggebrecht (Stettin).

Thomas, Adrienne: Die Katrin wird Soldat. Ein Roman aus Elsaß-Lothringen. Berlin: Propyläen-Verlag 1930. 325 S. Lw. 6,—.

Dieser Tagebuch-Roman beginnt mit den Aufzeichnungen eines schwärmerischen vierzehnjährigen Backfisches aus einer vermöglichen jüdischen Kaufmannsfamilie im Mai 1911 und endet 1916 mit dem Tode der Katrin, die seit Kriegsausbruch unermüdlich und tapfer in der Rote-Kreuz-Küche auf dem Bahnhof ihrer Heimatstadt Metz und später als Krankenschwester in einer Tuberkulosebaracke aufopfernden Dienst tat, bis ihre jungen Kräfte erschöpft waren. Im ersten Teil flott geschriebener Unterhaltungsroman, im zweiten scharf gezeichnete Stimmungsbilder vom Kriegsbeginn in Metz, vom Bahnhofsdienst, von Fliegerangriffen und endlosen Verwundetentransporten; dazwischen Notizen über persönliches Erleben, geheime qualvolle Trauer um den gefallenen Freund, tiefste grauenvolle Erkenntnis von der wertezerstörenden Sinnlosigkeit des Krieges. Diese Zweiteilung und die Beschränkung auf das ausgesprochen gutbürgerliche Milieu, dem die Heldin erst spät entwächst, beeinträchtigt leider die allgemeine Verwendbarkeit des Buches, was umso mehr zu bedauern ist, als seine kluge, aufrichtige und menschlich sympathische Gesinnung weiteste Verbreitung verdiente. Als packendes Kriegserlebnisbuch einer Frau, von individueller — nicht typischer und auch nicht künstlerischer Bedeutung, für den vorurteilslosen Teil der weiblichen gebildeten Leserschaft städtischer Büchereien geeignet. Frida Endell (Stettin).

Verhoeven-Schmitz, Maria: Heimweh. Roman. Deutsch von Fritz v. Bothmer. Leipzig: Grethlein 1930. 354 S. Brosch. 4,—; Lw. 7,50.

Der in Holland preisgekrönte Roman behandelt das Leben eines erfolggewohnten ichsüchtigen Mannes, der, von stetem Heimweh nach einem unbekannten Glückslande gestachelt, sich auf der Höhe des Lebens zu Wagnissen hinreißen läßt, die ihn aus Macht und Luxus jäh in Not und Elend stürzen. Er, der einst skrupellos das Recht des Stärkeren gebrauchte, der achtlos Frauenherzen zertrat, erlebt nun nach dem gesellschaftlichen Sturz als schwerste Prüfung das Schicksal der Erblindung. Da beginnt die innere Läuterung. Mit seiner Geige in den Parks musizierend, erwirbt er für sich und eine hinwelkende Prostituierte, die sich in selbstloser Neigung zu ihm gefunden hat, den Unterhalt. Friede zieht in sein Herz, er hat das Land des Glückes erreicht. — Das Buch führt eine kraftvolle farbige Sprache, besonders die Landschaftsbilder sind gut gezeichnet. Mit erstaunlicher Sicherheit spürt die Dichterin der Mentalität dieses Mannes bis zu seinem Sturz nach. Dann freilich gerät sie in eine Welt, die ihr ganz offenbar nicht aus eigener Anschauung bekannt ist. Die Darstellung wirkt erkünstelt, die Sprache leicht überladen, die pschologische Durchführung unglaubhaft. Trotz dieser Einschränkung wird das Buch an großen Büchereien bereitwillige Leser finden.

E. W. Saltzwedel (Stettin).

Viebig, Clara: Prinzen, Prälaten und Sansculotten. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1931. 357 S. Lw. 6,50.

Clara Viebig läßt das Kurfürstentum Coblenz zur Zeit seines letzten Kurfürst-Erzbischofs wieder lebendig werden. Der unglückliche, junge Fürst Clemens Wenzeslaus, der mit den besten Absichten seine Regierung antritt, wird bald, unerfahren und leichtgläubig, wie er ist, ein Spielball in der Hand seiner Ratgeber, ein Knecht seiner eigenen, kostspieligen Liebhabereien. So blüht, während die vor den kommenden Schreckenstagen aus Paris entflohenen Aristokraten das Land überschwemmen, ein neues „Versailles“ in Trier-Coblenz auf. Auf Kosten der armen Bevölkerung wird gebaut und werden Feste gefeiert, bis die Woge der neuen Zeit den allzugutmütigen Kurfürsten und seine energische Schwester sowie seine Freunde und Ratgeber fortschwemmt und die republikanische Armee Frankreichs das Land besetzt. Mit diesem wieder auf ihrer alten Höhe stehenden Roman gibt die Verfasserin ein treffliches Bild vom fürstlichen Hof und von den Städten Coblenz

und Trier in einer Zeit der Unruhe und Umwälzung. Die Personen des Kurfürsten und seiner Schwester, vor allem aber der Kanzler Laroche, der Großvater von Clemens Brentano, sind lebenswahr und sicher hingestellt. — Kulturgeschichtlich interessierte Leser in allen Büchereien werden das Buch gern zur Hand nehmen.

W. Eggebrecht (Stettin).

Walpole, Hugh: Der Reiter auf dem Löwen [Fortitude]. Geschichte eines Tapferen. Aus dem Engl. von E. McCalman. Bd 1. 2. Stuttgart: Engelhorn 1930. Kart. 12,—; Lw. 16,—.

„Standhaftigkeit" ist Peter Wescotts Lebenslosung. Das düstere Elternhaus an der Küste Cornwalls und der Druck der Internatserziehung lassen ihn zu einem verschlossenen Menschen reifen. Er sagt sich von den Seinen los und geht nach London. Bei einem Buchhändler findet er Arbeit. Später macht er als Schriftsteller seinen Weg. Eine verfehlte Heirat wirft ihn aus der Bahn; unterlegen zwingt er sich dennoch, dem Schicksal von neuem zu begegnen. — Walpole hat Besseres geschrieben als dieses Frühwerk, dessen Abhängigkeit von Kipling und Conrad man spürt. Ausgesprochen matt wirkt das Mittelstück. Von den übrigen Partien gilt das nicht so sehr. Da strömt die cornische Landschaft eine Atmosphäre romantischer Bedeutsamkeit aus, die einen Grundzug im Schaffen Walpoles auszumachen scheint. — Für Büchereien ist der Roman entbehrlich. Soll indessen Walpole, heute Englands populärster Erzähler, nicht fehlen, so wird man besser zu der liebenswürdigen Jeremy-Trilogie greifen, die im gleichen Verlage erschienen ist.

R. Ruseler (Berlin).

Weismantel, Leo: Das alte Dorf. Die Geschichte seines Jahres und der Menschen, die in ihm gelebt haben. Berlin: Bühnenvolksbundverlag 1928. 453 S. Kart. 5,—; Hlw. 7,50.

Leo Weismantel erinnert sich seines Heimatortes, des armen Weberdorfes Sparbrot in den Bergen der Rhön. Er zeichnet das geistige Antlitz des Dorfes im Kreislauf des dreifachen Jahres: des geistlichen, des weltlichen und des Weberjahres, in dem die „Leute von Sparbrot" stehen, gebückt unter die Last ihres kaum erträglichen Lebens und vor der Drohung des Schicksals, im Banne jener geheimnisvollen Kraft der Verzauberung, die wir schon vom „Unheiligen Haus" her kennen, die den Menschen immerzu in Bewegung hält zwischen Ja und Nein, zwischen Himmel und Hölle, zwischen Gut und Böse; denn „wer zwischen Leben und Tod nicht mehr wählt, der stirbt". — Nur ganz lose sind die einzelnen Teile des Buches aneinander geheftet und das Beste findet sich in der Form kleiner eingestreuter Erzählungen und Schwänke. So etwa in der Geschichte des Gänsefests oder in der von der Mödel und in der vom alten Räff. Die reichste und tiefste aber ist die Geschichte des Pfarrherrn Tertullian Wolf. — Wie alle Erzählungen Weismantels so leidet auch diese darunter, daß der grübelnde und rechnende, wissenschaftlich interessierte Schriftsteller allzu oft den Dichter überwindet. Immer steht der Verstand auf der Lauer, hascht die Bilder der dichterischen Phantasie und deutet sie aus. Besinnliche Leser werden trotzdem viel Freude an dem Buch haben, vor allem, wenn sie sich durch die ersten zwei, mehr beschreibenden Teile durchgearbeitet haben. In katholischen Gegenden darf das Buch in keiner Bücherei fehlen.

G. A. Narciß (Breslau).

Werfel, Franz: Kleine Verhältnisse. Novelle. Wien: Zsolnay 1931. 110 S. Geh. 2,—; Lw. 3,90.

An die zweite Geschichte aus Stefan Zweigs Novellenband „Erstes Erlebnis" erinnert die Fabel des neuen Buches von Werfel. Hier wie dort wird das Kind zum Beobachter eines ihm unverständlichen Schicksals, das sich an seiner Gouvernante vollzieht, und hier wie dort steht das eben nur ahnende Zartgefühl des Kindes der grausam-wissenden Überlegenheit der Erwachsenen hilflos gegenüber. Der Verlust der geliebten Erzieherin, die aus dem reichen Hause wieder in ihre „kleinen Verhältnisse" zurückkehrt, bedeutet für das Kind die erste jener schmerzlichen Erfahrungen, deren es in der nun folgenden Reifezeit noch viele zu erwarten hat. — In der Beschränkung dieser kleinen Novelle zeigt sich neuerlich der Meister hoher Erzählungskunst, als den wir Werfel schätzen, und so ist auch seinem neuen Buch ein weiter Leserkreis sicher.

A. Barth (Wien).

Wille, Hans Julius: Nach verlorenen Jahren. Roman. Wien: Speidel 1930. 391 S. 4,50; Lw. 6,80.

In einer nordwestdeutschen Industriestadt übt Georg Gast nach „verlorenen Jahren“ (Schule — Korpsstudentum — Krieg) einen ungeliebten kaufmännischen Beruf aus. Angewidert von der geschmacklos bürgerlichen Umwelt, vom Geschäfts- und Zotengeist des Stammtisches, müht er sich nach freudlosem Werktag an einem „Rechenschaftsbericht“, von dem er sich dunkel Befreiung erhofft. Über dem Spiel mit einem so anmutigen wie leichtblütigen Mädchen gerät dann freilich diese Arbeit arg ins Stocken. Erst das herbe Menschen- und Künstlertum einer Schauspielerin enthüllt ihm die Hohlheit seiner ausschließlich erotischen Beziehung und heißt ihn geistige Gemeinschaft mit dieser vom Leben schwer geprüften Frau suchen. Doch ihre Probe besteht er nicht, sucht Betäubung bei Wein und Frauen, entflieht endlich, von ihrer Verachtung verfolgt, nach Berlin, wo er nach einem letzten Rückfall den „Scheinwerten des Lebens“ endgültig entsagt und zu geistiger Form findet. Nach Vollendung seines Rechenschaftsberichtes lassen wir ihn zwar verarmt und obdachlos, doch innerlich erstarkt und erneuert zurück. Hier wird ein Angehöriger jener Generation, durch deren Menschwerdung der Krieg den Bruch legte, nicht zerbrochen, sondern gestählt. Das starke, geistvolle Buch steigert sich nach anfangs ein wenig umständlichem Bericht zu immer packenderen Szenen. Alle geschilderten Ereignisse sind nur Etappen dieses „Schicksals unserer Tage“. — Für Leser, die zu ernster Auseinandersetzung mit Entwicklungs- und Zeitproblemen bereit sind. E. W. Saltzwedel (Stettin).

Kleine Mitteilungen.

Zur bibliothekarischen Vorbildung. Die Westdeutsche Volksbüchereischule hatte beim Staatlichen Prüfungsausschuß für das Bibliothekswesen in Preußen angefragt, ob im Blick auf die bei der Berechnung der Vorbildung für die Zulassung zur Bibliotheksausbildung der Besuch einer Frauenschule dem Besuch einer höheren Lehranstalt gleichzusetzen sei. Darauf ist vom Staatlichen Bibliotheksprüfungsausschuß unter dem 26. April 1931 folgende Antwort eingegangen:

> „Auf die Anfrage vom 14. Januar d. J. wird ergebenst erwidert, daß für die bibliothekarische Ausbildung der erfolgreiche Besuch einer Staatlichen oder Städtischen anerkannten Frauenschule als gleichwertig dem Besuch der Obersekunda, bzw. wenn es sich um eine zweijährige Frauenschule handelt, dem Besuch der Obersekunda und Unterprima einer Höheren Lehranstalt betrachtet wird. Staatlicher Prüfungsausschuß für das Bibliothekswesen, Berlin
> (gez.) Dr. Krüß.“

Der Besuch der Frauenschule erfolgt, wenn die Prüfung für das Zeugnis der mittleren Reife abgelegt ist. Die Frauenschule vermittelt vor allem hauswirtschaftliche und erzieherisch-pflegerische Kenntnisse. Es gibt Frauenschulen mit ein- und zweijähriger Unterrichtsdauer. — V.D.V.

Preußischer Ministerialerlaß über die Zulassung von Bibliotheken zur Praktikantenannahme. Bibliotheken, die auf Grund der neuen Preußischen Bibliotheksprüfungsordnung zur Ausbildung von Praktikanten für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken oder für den Dienst an volkstümlichen Büchereien in Zukunft zugelassen werden wollen, richten zweckmäßig alsbald einen entsprechenden Antrag durch den Staatlichen Prüfungsausschuß für das Bibliothekswesen in Berlin NW. 7, Unter den Linden 38, an das Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung; dies gilt auch für die bisher bereits zugelassenen Bibliotheken mit Ausnahme der Staatsbibliothek und der Universitätsbibliotheken. Der von Volksbüchereien gestellte Antrag wird folgende Angaben enthalten müssen:

1. die Betriebszahlen für 1929 und 1930 (Zahl der Bände, der Benutzer, der Entleihungen),
2. die Haushaltspläne für 1930 und 31,
3. die Personalien der bibliothekarischen Beamten und Angestellten am 1. Mai 1931,
4. die Zahl und die Beschäftigungsart der übrigen in der Bücherei tätigen Personen.

(Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung. — Jg. 73, H. 14, S. 196.)

Die Dorfbücherei

Beilage zur „Bücherei und Bildungspflege"

Erzählungen aus der christlichen Glaubenswelt.

Trotz aller Krisenerscheinungen ist auch heute noch die Religiosität ein bestimmender Zug bäuerlichen Wesens. Bauerngemäß ist eine kirchlich gebundene geradlinige, naive, unproblematische Frömmigkeit. Die nicht kirchlich (und konfessionell) gebundene Religiosität der Ausdruckskunst, wie sie sich in vielen Gottsucherromanen kundtut, ist aus einer viel zu komplizierten geistigen Haltung heraus entstanden, als daß sie dem bäuerlichen Menschen etwas zu sagen hätte. Sie scheidet also von vorne herein für eine bäuerliche Leserschaft so gut wie ganz aus. Von dem dann zur Auswahl noch übrigbleibenden Rest, der sehr umfangreich ist, ist das meiste so traktätchenmäßig und aufdringlich predigthaft und mit moralisch ausgestrecktem Zeigefinger erzählt, daß es einem unbefangenen Leser sicherlich keine erbaulichen Werte vermittelt. Was schließlich einer strengen volksbildnerischen Prüfung standgehalten hat, läßt sich zwanglos zu inhaltlich zusammengehörigen Gruppen zusammenfassen.

1. Legenden.

Die Legende — in ihrer ursprünglichen Bedeutung — erzählt in Form und Ton der Sage und des Märchens Ereignisse aus dem Leben des Heilands und der Mutter Maria und mit Vorliebe fromme Begebenheiten aus dem Leben der Heiligen und Märtyrer.

Am echtesten und natürlichsten wirkt die schlichte Volkslegende, die wie das Volksmärchen, volkstümliche Motive in volkstümlicher Weise zur Darstellung bringt. Die neuere Legendenliteratur ist vielfach nicht der Gefahr schwelgerischer, lyrischer Stimmungsmalerei entgangen, welche die an sich meistens schon karge Handlung so stark überwuchert, daß sie bäuerlicher Leserschaft nicht gemäß ist.

Die Lektüre der Legenden setzt eine naive und innige Frömmigkeit und Wundergläubigkeit voraus, die der mehr aufklärerischen, grüblerischen Frömmigkeit evangelischer Christen im allgemeinen nicht gemäß ist. Die Legende wird daher überwiegend in den Lesebereich katholischer Christen gehören.

Märchen von der Mutter Gottes. Aus polnischen Volkssagen gesammelt. München-Gladbach: Volksvereins-Verlag. 115 S. Lw. 1,20.

Aus diesen Märchen und Legenden spricht die naiv-kindliche Frömmigkeit und Wundergläubigkeit der polnischen Volksseele. In den gemischt-nationalen Grenzgebieten des Ostens wird das Büchlein für Leserkreise in Frage kommen mit einer der polnischen Volksseele entsprechenden Haltung unbedingter, zweifelsfreier Gläubigkeit. R. Kock.

Altrussische Bauernlegenden. Nacherzählt von Harriet v. Rathlef-Keilmann. Berlin: Furche-Verlag 1926. 56 S. Hlw. 2,40.

Auch aus diesen inhaltlich etwas handfesteren Legenden spricht eine sich unbedingt hingebende Gläubigkeit. Der Leserkreis wird etwa der gleiche sein, wie bei dem zuerst genannten Buch. R. Kock.

Heinrich, Karl Borromäus: Maria im Volk. Erzählungen. München-Gladbach: Volksvereins-Verlag 1928. 160 S. Lw. 5,—.

Heinrich, Karl Borromäus: Dasselbe. Neue Folge. 160 S. Lw. 5,—.

In schlichter volkstümlicher Darstellung hat der Dichter eine Anzahl Marienlegenden neu gestaltet und dem heutigen Empfinden angepaßt. Das, was eine weniger aufgeklärte oder besser wohl eine gläubigere Zeit als Wunder unangezweifelt hinnahm, sucht Heinrich mit heutigen psychologischen Erkenntnissen zu begreifen. (Dies wird besonders deutlich in der Legende „Maria hilft das Innere ordnen". Neue Folge.) Dadurch wird die Lektüre einiger Legenden einfachen Lesern etliche Schwierigkeiten bereiten. Da in beiden Sammlungen jedoch die unkomplizierten Legenden überwiegen, seien die beiden Bände, deren großes, klares Druckbild auch ganz ungeübten Lesern die Lektüre technisch leicht macht, allen religiös empfänglichen, gläubigen Lesern sehr empfohlen. R. Kock.

Heinrich, Karl Borromäus: Der Heilige Johannes von Colombini und andere religiöse Erzählungen. München-Gladbach: Volksvereins-Verlag 1929. 242 S. Lw. 4,80.

Dies Buch, das in zehn lebendig, lebensnahe und volksmäßig erzählten Geschichten das Leben von Heiligen behandelt, verlangt einen sehr geübten Leser, der den psychologischen Darstellungen der Abkehr von allem Irdischen und der Hinkehr zu Gott zu folgen vermag. R. Kock.

Lagerlöf, Selma: Christuslegenden. Leipzig: Hesse & Becker. 277 S. Berlin: Ullstein. 314 S. Lw. 2,20.

Die in schlichtem, innigem Märchenton erzählten Legenden von dem Leben und Sterben Jesu und der durch die Jahrhunderte fortwirkenden Macht des Glaubens an den Erlöser verfehlen bei keinem religiös gestimmten Leser, gleichgültig welcher Konfession er angehört, ihre tiefe, innerliche Wirkung, weil sie an die letzten sittlichen Fragen rühren. W. Möhring (Königsberg i. P.).

Timmermans, Felix: Das Jesuskind in Flandern. Leipzig: Insel-Verlag 1927. 209 S. Lw. 7,—.

In die flandrische Landschaft und unter flandrische Menschen verlegt Timmermans die Jugendgeschichte Jesu. In einer naiven, kindlichen Frömmigkeit, der sich unbekümmert eine mitunter fast derbe Diesseits- und Daseinsfreude beigesellt, werden die Geschehnisse in einer volkstümlich derben und bilderreichen Sprache erzählt. Obwohl das Buch weder dem Inhalte noch der Darstellung nach schwer zu lesen ist, wird seine Ausleihefähigkeit an eine dörfliche Leserschaft doch wohl recht beschränkt sein, da diese sorglos heitere Art flandrischen Menschentums und flandrischer Frömmigkeit der im allgemeinen viel ernsteren ja bisweilen fast freudearmen deutschen Frömmigkeit nicht so sehr liegt. Am ehesten wird man die Timmermansche Art noch im Westen verstehen können, während der viel stillere ostdeutsche Bauer sich kaum in die oft überschäumende flämische Daseinsfreude hineinversetzen kann*). Für Ostdeutschland kommt Timmermans als volkstümliche Lektüre nicht in Betracht. Hier wird er nur literarisch interessierten Lesern etwas bieten können. R. Kock.

2. Realistische Erzählungen.

Frommel, Emil: Erzählungen. Schwerin: Bahn. 179, 195 S. Lw. 3,80.

Einfache, ganz schlichte, literarisch anspruchslose Erzählungen, getragen von naiver Frömmigkeit (evangelisch) und herzhaftem Humor. Eine gewollte ethische

---

*) Bezeichnend ist, daß Georg Schäfer in seinem Aufsatz „Felix Timmermans" (Die Bücherwelt. Zeitschrift des Borromäusvereins. 21. Jg. (1926). S. 337 ff.) diese derbe Daseins- und Naturfreude als nicht von der Kirche verboten und nicht den Geboten Gottes widersprechend bezeichnet.

Tendenz, die im allgemeinen nicht aufdringlich wirkt, ist allen Geschichten mitgegeben. Für ganz einfache, naive Leserkreise, die gern „fromme Geschichten" lesen.
R. Kock.

Tolstoi, Leo: Wo Liebe ist, da ist auch Gott. 5 Volkserzählungen. Mit einem farbigen Titelbild und 52 Textbildern. Berlin: Furche-Verlag. 83 S. Lw. 6,— Format 25 : 20 cm.

Diese Auswahl aus Tolstois „Volkserzählungen" (s. Dorfbücherei in Bücherei und Bildungspflege 1930 S. 466), die nach dem in der Titelgeschichte bezeichneten Gesichtspunkt ausgewählt ist, enthält fünf einfache, leicht zugängliche Geschichten, deren Inhalt teils aus dem russischen Bauernleben der Vorkriegszeit herausgegriffen ist, teils einen märchenhaften Charakter trägt. Die christliche Haltung aller Erzählungen ist jeweils am Schluß durch einen dem Inhalte entsprechenden Bibelspruch noch besonders betont. R. Kock.

3. Biographisches.

Clericus, Johannes: Schildereien aus altfränkischen Häusern. Saarlouis: Hausen. 118 S. Kart. 0,70; Hlw. 1,—.

In einzelnen innerlich zusammengehörigen Geschichten erzählt der Verfasser Erinnerungen aus seiner Jugendzeit, in deren Mittelpunkt zumeist die aus innerstem Herzen fromme Mutter steht. Die Geschichten vermitteln ein so feines Bild naiver inniger katholischer Frömmigkeit, daß das Büchlein allen Leserkreisen, die für fromme Erzählungen empfänglich sind, empfohlen werden kann. Gelegentliche sprachliche Schwierigkeiten werden das Verständnis der im übrigen volkstümlichen Darstellung kaum erschweren. R. Kock.

Laicus, Johannes: Aus der Kindheit. Erinnerungen. Saarlouis: Hausen. 170 S. Brosch. 1,—; Hlw. 1,50.

Diese Erinnerungen eines katholischen Priesters an seine Jugendzeit, die er in Köln zu Anfang des vorigen Jahrhunderts verlebte, sind getragen von einem so innigen Ausdruck hingebender katholischer Frömmigkeit, daß das Buch gleichgestimmten Seelen sicher manche erbauliche Stunde bereiten wird. Die Lektüre bietet weder stilistisch noch stofflich Schwierigkeiten. R. Kock.

*   *
*

Funcke, Otto: In der Schmiede Gottes. Lebenserinnerungen. Potsdam: Stiftungsverlag. 241 S. Lw. 3,30.

In der ihm eigenen feinsinnigen Weise erzählt der bekannte religiöse Volksschriftsteller, „der Seelsorger mit der Feder", seinen inneren und äußeren Lebensgang bis zu seiner Berufung nach Bremen als Leiter der „Inneren Mission". Die Darstellung dieses aus innerstem Herzen frommen Mannes, der auch bei schwersten Schicksalsschlägen in seinem Gottvertrauen nicht wankend wird, wird gleichgestimmten Menschen eine Quelle der Kraft und des Trostes sein können. Die Lektüre setzt allerdings einen Leser mit gereifter Menschenkenntnis voraus.
R. Kock.

4. Im Dienste der Nächstenliebe und Barmherzigkeit.

Fogelberg, Evy: Unter Gefangenen und Freien. Neue Züge aus Mathilda Wredes Leben und Wirken. Ill. Gießen und Basel: Brunnenverlag. 144 S. Lw. 2,75.

Einzelbilder aus dem Leben von Mathilda Wrede, die man den Engel der Gefangenen nannte. Aus diesen Erinnerungen und Geschichten lernen wir einen Menschen kennen, dessen tätige christliche Nächstenliebe und Hilfsbereitschaft um Jesu willen aus einem wahrhaft reinen, gottgeweihten Herzen kommen. Das anspruchs-

lose, leicht lesbare Buch wird nicht nur naiv-frommen Menschen vieles zu sagen haben, sondern jeden für stilles Heldentum und tätiges Christentum empfänglichen Leser in seinen Bann ziehen. R. Kock.

Sick, Ingeborg M.: Karen Jeppe. Im Kampf um ein Volk in Not. Stuttgart: Steinkopf 1929. 270 S. Lw. 6,—.

Dieses Buch sei jeder Dorfbücherei empfohlen. Karen Jeppe, eine hervorragend begabte, tatkräftige, vom Gebot der Menschenliebe und von glühender Gerechtigkeit erfüllte dänische Lehrerstochter zieht 1903 im Auftrag des dänischen Hilfskomitees nach Armenien, um das durch grausame türkische Verfolgungen niedergemetzelte, zerstreute und leidende christliche armenische Volk zu sammeln, aufzurichten und seinem christlichen Volkstum wieder zuzuführen. Mit großer Wärme wird hier von der jahrzehntelangen mutigen Liebesarbeit einer europäischen Frau erzählt. Das Buch ist sehr eindrucksvoll, da es Heimat und Volkstum der Armenier in ihrer landschaftlichen Schönheit und Eigenart lebendig vor dem Leser erstehen läßt. Abgesehen von einigen fremdländischen Ausdrücken ist das Buch allen erwachsenen Lesern der Dorfbücherei zugänglich, denn das leidvolle Schicksal eines unverbildeten christlichen Volkes findet hier beredten Ausdruck. Auch für Vorlesestunden geeignet. Elisabeth Rall (Schneidemühl).

* *
*

Schweitzer, A.: Zwischen Wasser und Urwald. Erlebnisse und Beobachtungen eines Arztes im Urwald Äquatorialafrikas. München: Beck 1925. Ill. 154 S. Lw. 5,—.

Schweitzer erzählt von seiner Tätigkeit als Arzt und Seelsorger an der Missionsstation Lambarene, wohin er 1913 zog, um dem körperlichen Elend der von Tropenkrankheiten befallenen Eingeborenen abzuhelfen und zugleich ihre von dumpfer Unwissenheit und Lastern verdunkelte Seele in echt brüderlich-christlicher Nächstenliebe zu erhellen. Mit sachlichem Ernst und tiefem Mitempfinden schildert er den geistigen und wirtschaftlichen, durch europäische Kolonisation oft gefährdeten Kulturzustand der Farbigen. Der sehr lebendige, die realen Lebensverhältnisse darstellende Bericht ist von großem ethischen Gehalt; er setzt eine recht große geistige Beweglichkeit und Aufnahmebereitschaft voraus, kommt daher nicht für jeden Leser der Dorfbücherei in Frage. Einige Kapitel können mit Erfolg selbständig zu Vorlesestunden verwendet werden. — In einer dem ländlichen Büchereiwesen übergeordneten Zentralbücherei darf das Buch nicht fehlen.

Elisabeth Rall (Schneidemühl).

Stieve, Hedwig: Tagebuch einer Fürsorgerin. Berlin: Herbig Verlagsbuchhandlung. 134 S. Lw. 3,—.

Gewährt tiefen Einblick in das Leben einer süddeutschen Fürsorgerin, die ihren schweren Beruf mit großer Hingabe — als Liebeswerk am Nächsten — am ärmsten, durch Inflation und Arbeitslosigkeit betroffenen Großstadtproletariat ausübt. In knappen Skizzen tritt ihre stete Arbeits- und Hilfsbereitschaft, ihr bescheidenes, selbstloses Privatleben, die oft unterdrückte Selbstentfaltung zutage, und man gewinnt den Eindruck von einer reichen und starken Persönlichkeit, die das soziale Unglück ihrer Mitmenschen zu ihrer eigensten Sache macht. Das flüssig, anschaulich und geistig sehr lebendige Buch setzt starkes soziales Mitempfinden und geistige, überlegene Reife voraus, kommt daher nicht für alle Leser der Dorfbücherei in Frage, eignet sich jedoch in Auszügen vorzüglich zum Vorlesen. — Dorfbüchereien, die das Buch der beschränkten für die Lektüre in Betracht kommenden Leserschaft wegen nicht anschaffen wollen, wird man es durch die Zentralbücherei bereitstellen müssen. Elisabeth Rall (Schneidemühl).

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. J. Beer, Frankfurt a. M., Stoltzestr. 18/24. Direktion der Städt. Volksbüchereien. — Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei.
Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten außerschulmäßigen Bildungsmittel

Jahrgang 11 — 1931 — Heft 6

Das Prinzip der Führung und Freiheit in der Bücherei.

Referat auf dem skandinavisch-deutschen Bibliothekarstreffen gehalten von Dr. Franz Schriewer (Flensburg).

Wenn man den auffälligsten Unterschied zwischen dem deutschen und nordischen Büchereiwesen auf eine Formel zu bringen versucht, so wird man auf Grund des ersten Augenscheins geneigt sein, der deutschen Bücherei das Prinzip der Führung, der nordischen das Prinzip der Freiheit zuzusprechen. Nun liegen die Dinge aber nicht so einfach wie sie nach dieser Formel aussehen. Solche schlagwortmäßigen Formulierungen haben stets etwas sehr Gefährliches an sich, da sie verallgemeinern und vergröbern und den in Wirklichkeit viel komplizierteren Tatbestand verdecken. Mir scheint es eine wesentliche Vorbedingung für eine fruchtbare Diskussion zwischen nordischen und deutschen Fachleuten, wenn diesen Begriffen die Einseitigkeit, mit der sie zunächst auftreten, genommen wird. Die beiden Büchereiformen, äußerlich kenntlich an der „Ausleihschranke" und an den „offenen Regalen", kehren ja dem Beschauer zunächst nur eine Seite zu. Man muß sich schon die Mühe machen, einmal drum herumzugehen, um zu sehen, ob nicht das bloß frontale Bild bei einer Betrachtung von den Seiten her oder aus den Hintergründen heraus eine etwas andere Deutung erfährt. Ich habe bisher immer gefunden, daß nordische und deutsche Fachleute bei der Erörterung dieses Fragenkreises vor einem gordischen Knoten stehen, den man, wie das nun einmal so ist in geistigen Dingen, nicht mit einem Schwert durchschlagen kann, sondern sehr geduldig aufdröseln und auseinanderwickeln muß. Dies lassen Sie mich versuchen.

Ich darf vorausschicken, um beide Begriffe von vornherein etwas ungefährlicher zu machen, daß in dem Wortpaar „Führung" und „Freiheit" leicht ein Gefühlsunterton mitschwingt, den sie aus der politischen Sphäre, in der sie eine große Rolle spielen, angenommen haben. Wir müssen uns davor hüten, diesen politischen Vorstellungsgehalt, den sie tragen, in unsere pädagogische Diskussion hineinzunehmen. Als politischer Begriff erscheint „Freiheit" — allerdings eine durch die Gemeinschaft bestimmte und begrenzte — ohne weiteres als das höhere Ideal und es sind nicht zuletzt die Deutschen, die mit Inbrunst das Lied singen „Freiheit, die ich meine". Als politischer Begriff hält „Führung" leicht etwas von Polizeistaat oder Diktatur im Hintergrund. Nichts wäre falscher als die Annahme, das Prinzip der Führung in der deutschen Bücherei hinge zusammen mit Überbleibseln eines Autoritätsglaubens oder einer Autoritätssucht, die in der politischen Entwicklung des deutschen Volkes ihren Grund hätten. Es wird keinen Deutschen geben — sofern er Anspruch erhebt, an geistigen Dingen

teilzuhaben —, der nicht auch zugleich mit Leidenschaft die Freiheit des Menschen auf diesem Gebiet forderte, und nicht zuletzt der Pädagoge. Davon zeugt die ganze gegenwärtige pädagogische Literatur in Deutschland. „Die Gedanken sind frei", beginnt ein anderes bekanntes deutsches Lied.

Was bedeutet nun dem deutschen Bibliothekar das Wort „Führung"? Nähern wir uns der Antwort, indem wir uns zunächst klar machen, was sie ihm nicht ist. Der deutsche Bibliothekar setzt nicht ein Bildungsideal fest — ich sehe hier ab von den konfessionellen und ähnlichen Büchereien, deren Bildungsziel und Auswahl des Bildungsgutes von dem Bekenntnis der Religionsgemeinschaft usw. bestimmt wird —, er steht vielmehr auf dem Boden der Überzeugung, daß in der gegenwärtigen, wenn auch vielfach zerrissenen kulturellen Lage wie überall und zu allen Zeiten bildende Kräfte wirksam sind, über die er nicht bestimmen kann noch will. Er setzt also seiner Arbeit kein zweckhaftes Bildungsziel, auf das er die Menschen zusteuern möchte. Er weiß vielmehr, daß die Zukunft und der Mensch sich selbst formen aus dem freien Spiel der gegenwärtigen Kräfte, in welchem jedes Individuum schwebt. Also nicht ein festgelegtes Bildungsziel steht ihm vor Augen, sondern er bekennt sich zu der bildnerischen Kraft, die das Leben selbst ausströmt. Nicht er ist Führer und Gestalter, sondern das Leben selbst; er ist nur bescheidener Arbeiter, der die Quellen des Lebens erschließen helfen will. Dazu dient ihm das Buch.

Wenn ich diese Grundhaltung hier für den deutschen Büchereimann in Anspruch nehme — und ich glaube mich da allerdings der Zustimmung meiner Kollegen sicher —, so folgt aus diesem Verzicht auf einen durch Abstraktion gewonnenen Bildungszweck, daß ihm das Recht der freien Persönlichkeit auf eine wesensgemäße Entfaltung eigener Kräfte und Anlagen ein heiliger und unantastbarer Grundsatz ist. Er fühlt sich also, wenn Sie diesen Gedanken in die Büchereipraxis umsetzen, nicht berufen zu wissen, was dem Leser frommt. Da er nicht das Werden einer gesamten Kulturentwicklung vorauszubestimmen sucht, um daraus sein Bildungsziel abzuleiten, so steht er auch dem Werdenden im einzelnen Menschen in ehrfürchtiger und abwartender Haltung gegenüber. Er will Diener sein und nicht Herr. Aber — ein kluger Diener weiß auch wohl einmal seinem Herrn zu raten.

Dieses möchte er freilich gar wohl, nicht aus Besserwissen, sondern aus tief zu gründender Erkenntnis und Güte. Wir kommen damit aber zu der Kernfrage, warum denn dieser Diener, der doch so bescheiden sein soll, sich zwischen den Leser und das Buch stellt, warum er sich zur Durchgangsstelle für die Wünsche zum Buch und die Erfüllung derselben macht. Dies ist nach meiner Erfahrung nicht leicht von dem zu würdigen, dem die Form der „Freihand" zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Liegt in der deutschen Bücherei nicht doch eine verdeckte Form der Unbescheidenheit des Dieners vor?

Man muß zum Verständnis eine dem deutschen Büchereiwesen eigentümliche Grundhaltung heranziehen. Die deutsche Bücherei legt den Akzent ihrer Arbeit sehr stark auf die Gemütsseite. Dr. Ackerknecht hat einmal die Aufgabe der Volksbücherei damit umrissen, daß er sagte, sie treibe „seelische Gesundheitspflege". Wir weisen der Schönen Literatur eine Hauptrolle zu, was vielleicht nicht so verwunderlich ist, wenn man bedenkt, daß

sie in der deutschen Bücherproduktion einschließlich der Übersetzungen aus der gesamten Weltliteratur einen sehr großen Umfang einnimmt. Nun ist sie uns aber wesentlich mehr als Unterhaltung. Tatsächlich spiegelt sich in ihr das gesamte Ringen der Zeit wider, das weltanschauliche wie das soziale. Wir betrachten es als unsere vornehmste Aufgabe, dem einzelnen Menschen den Zugang zu dieser Welt zu eröffnen, weil wir uns von der erziehlichen Wirkung dieser Literaturgattung besonders viel versprechen. „Das Gemüt" (woran sich die Schönliteratur mit ihrer Bildkraft wendet), „nicht der Verstand, ist der Nährboden des persönlichen Lebens; das Gemüt, nicht der Verstand, begründet die Größe, den Wert und das Glück des Menschen" (Ernst Linde: Persönlichkeitsbildung. Leipzig, Brandstetter 1922). Wir wollen damit nicht das Gefühlsleben der Menschen aufweichen und zu einem Überwuchern der Phantasie und einer ungesunden, im Literarischen ruhenden Romantik führen, sondern wir wollen den Leser teilhaben lassen an den Spannungen und Widersprüchen des Lebens, die sich in der Dichtung darstellen. Nicht um dem Leser eine Beruhigung durch Unterhaltung zu geben, betonen wir die Schönliteratur so stark, sondern wir meinen, daß gerade sie durch Teilnahme oder Ablehnung, an der sein ganzes Gemüt beteiligt ist, ihn zu einer Entscheidung in Fragen der Gesellschaft, der Weltanschauung und des persönlichen Lebens bewußt oder unbewußt nötigt — Entscheidungen, die aus dem Innersten seines Wesens, aus dem Sittlichen, aus dem Urgrund seiner Persönlichkeit heraus gefällt werden müssen. In der Weltdichtung entrollt sich dem Leser das Weltbild; deshalb geht es uns um diese mehr als um Wissen und praktisches Können. Was nützt letzten Endes, fragen wir uns, die stetige Steigerung der beiden letzteren, wenn sie nicht auf dem ersteren ruhen. „Das Vaterland der Gedanken ist das Herz", sagt Ludwig Börne. Der Leser kann durch die Schönliteratur auf einem anderen ihn stärker erregenden Wege als auf dem rein verstandesmäßigen zu einer wirklichen Anschauung des Lebens gelangen, die für seine Persönlichkeitsbildung von größtem Wert ist; und zuletzt hängt auch seine Aktivität und Zielsetzung als Mensch des praktischen Lebens von diesen Dingen mehr ab, als es der Alltag vielleicht sichtbar macht.

Wenn ich so die Grundrichtung der deutschen Bücherei hingestellt habe, so läßt sich daraus unschwer ableiten, daß bei der Zerklüftung des gegenwärtigen Kulturlebens, die sich in der unheimlichen und widerspruchsreichen Fülle der Dichtung offenbart, die Aufgabe des deutschen Bibliothekars besonders schwierig ist; jedenfalls stehen dem Leser, wenn er sich diesem Gebiet nähert, viel feindliche Gewalten im Wege, die ihm eine für seine persönliche Lebensgestaltung sinnvolle Benutzung dieser Literaturgattung erschweren. Bekannt ist das Versagen der offiziellen Buchkritik, das literarische Cliquenwesen und die geschäftstüchtige Reklame des Verlegers. Diese und nicht zuletzt die literarischen Konventionen, welche die gesellschaftliche Umwelt des Lesers erzeugt und beharrlich festhält, schaffen Trägheitsmomente für die individuelle Entwicklung des Lesers, für deren Überwindung Hilfen von außen her gute Dienste tun können, insbesondere dann, wenn es sich um unentwickeltere Menschen handelt. Unsere Frage, warum denn der deutsche Bibliothekar, der ein bescheidener Diener sein will, sich trotzdem zwischen Leser und Buch stellt, können wir also dahin beantworten,

daß er eine Art lebendiges Gewissen darstellt. Er ist für den Leser Anreger trotz aller Zurückhaltung, die er sich auferlegen muß und auferlegt. Der deutsche Bibliothekar macht sich seine Aufgabe wahrlich nicht leicht; er belastet sich mit einer Verantwortung, die er nur dann tragen kann, wenn er selber rastlos an sich selbst und an der Vertiefung seines Verhältnisses zum Buch und zur gesamten Kultur überhaupt arbeitet.

In der Tat glaube ich, kann man in den deutschen Büchereien — und das ist ein wohltätiger Zwang des Führungsprinzips auch auf den Bibliothekar — eine ganz intensive Durcharbeitung der Bücherbestände beobachten. Ist der Büchereimann erfüllt von Wissen und Verstehen der geistigen Dinge und außerdem im Besitz des nötigen Taktes und der Menschenkenntnis, so daß er weiß, wann er den Mund aufmachen darf und wann nicht, so ist seine Rolle nicht die eines Führers, sondern die eines Freundes. Ich möchte also das Prinzip der Führung, wie wir es in deutschen Büchereien sehen, nunmehr dahin bestimmen, daß es sich um eine Einführung handelt und um eine Ausstrahlung. Diese Ausstrahlung, die den Leser anregt und ihn unter Umständen auflockert, ohne ihm Entscheidungen aufzudrängen, ist in der deutschen Bücherei notwendiger als anderswo, wo vielleicht die kulturelle Tradition sich gleichmäßiger fortgesetzt hat — allerdings wie lange noch? Bei uns ist eine allgemein verbindende Kulturgrundlage verlorengegangen. Bei uns ist die Berührungsfläche zwischen Individuum und Buch immer schmäler geworden, weil die Interessen und Weltanschauungen und auch die Menschen sich immer mehr spezialisieren und der Wille, nur seine eigenen Neigungen als richtig gelten zu lassen, immer stärker geworden ist. Es wächst also die Rolle des deutschen Bibliothekars notwendig aus der gegenwärtigen geistigen Zersplitterung heraus, also aus dem geraden Gegenteil von dem, was ich schon eingangs zurückwies, als ich sagte, man dürfe den Grund des Führungsprinzips in der deutschen Bücherei nicht in einer Anlage des Deutschen zur Autorität suchen. Halten wir es also fest, das Motiv der Führung — die beim Betreten der deutschen Bücherei zunächst stark in die Augen fällt, ist nicht gewollte Erziehungsabsicht, sondern freundschaftliche Hilfe, Einführung und unmerkliches Ausstrahlen; und dies auch immer nur in den Fällen, wo die Aufnahmebereitschaft bei dem Leser dafür vorhanden ist und sein Wille mit dem des Bibliothekars sich begegnet. In solcher Begegnung aber sehen wir die Beglückung und den letzten Sinn des bibliothekarischen Berufes.

Wenn wir jetzt schon in der Diskussion stünden und Sie nicht als höfliche Menschen genötigt wären, mir mit freundlicher Geduld zuzuhören, so würde wohl schon der Einwand gemacht worden sein, daß aber doch dies Ideal — das zweifellos ein sehr schönes sei und dessen innere Voraussetzungen jetzt auch deutlicher geworden seien — in der Praxis wahrscheinlich äußerst schwer zu verwirklichen sei. „Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen", heißt ein viel gebrauchtes Schiller-Zitat. Nun, betonen wir noch einmal, Zurückhaltung und Abwarten sind die ersten Forderungen an den deutschen Bibliothekar. Er wird sie um so mehr üben, je unerfahrener er ist und je schwächer er sich fühlt, bis vielleicht Lebensreife, Kenntnis der Bücher und der Men-

schen ihm allmählich etwas mehr Bewegungsfreiheit geben. Wie aber, wird man uns entgegenhalten, werden nicht häufig die menschlichen Qualitäten des ausleihenden Bibliothekars und seine beruflichen Fähigkeiten Mängel aufweisen? Wird nicht doch der immer wieder eintretende Wechsel im Personal störend wirken? Wird überhaupt das sogenannte mittlere Personal, das doch in größeren Büchereien meist die Ausleihe macht, diese Forderungen je erfüllen können? Wird nicht mancher Leser den Bibliothekar lieber nicht wissen lassen wollen, was er liest? Wird nicht die Selbständigkeit des Lesers geschwächt?

Damit sind wir allerdings jetzt bei der Gefahrenzone angelangt, welche die deutsche Büchereiform enthält, worüber sie sich aber auch klar ist und wahrscheinlich in immer noch zunehmendem Maße klar werden wird. Wie soll etwa heute in der deutschen Bücherei eine Assistentin, wenn sie 48 Stunden Dienst hat, noch in der Lage sein, sich die nötigen Buchkenntnisse zu erwerben und die nötige Frische in der Ausleihe zu bewahren? Muß sie nicht bei der Buchausgabe rein von den Erfahrungen der Gewohnheit und von übernommenen Buchurteilen ausgehen? An diesen Einwänden ist nicht nur etwas, sondern sehr viel daran. Ein solcher Einwand berührt nun freilich das Prinzip als solches nicht, aber er zwingt praktisch zu Mittelwegen und zur Dämpfung der Rolle des Bibliothekars.

Nun wird der Außenstehende die Dinge freilich leicht schlimmer ansehen als sie in Wirklichkeit sind. Gerade wer von der Freihand herkommt, dürfte dazu geneigt sein. In der Tat nämlich wird doch die führende Stellung des Bibliothekars bei uns sehr eingeengt. Die Arbeit steht nicht ganz so sehr nur auf der Fähigkeit des Bibliothekars. Die eigentliche Führung ist in den letzten Jahren in der deutschen Bücherei immer mehr von ihm wegverlegt worden. Drei Dinge sind es hauptsächlich, in denen das Führungsprinzip in der deutschen Bücherei sich noch vor dem Bibliothekar betätigt und in denen er gewissen Einschränkungen und der Selbstkontrolle unterworfen wird:

1. Der Aufbau des Buchbestandes,
2. die Erschließung des Bestandes in den Katalogen,
3. die sogenannte Leserkunde,

dies letztere ein Kapitel mit besonderen Schwierigkeiten und darum besonderen Mißverständnissen ausgesetzt.

Der Bestandsaufbau der deutschen Bücherei ist, was auch infolge der großen deutschen Buchproduktion nötig wird, sehr stark auf kritische Sichtung und Auswahl bedacht. Auch hier wieder ist freilich zu sagen, daß dies Prinzip der Auswahl nicht etwa schulmeisterlich gehandhabt wird; im Gegenteil es kommen in der deutschen Bücherei die widersprechendsten Zeitströmungen zu Worte, auch solche, wie etwa die kommunistischen. Aber wir trachten danach — und da liegt die Anwendung des Führungsprinzips im Bestandsaufbau —, einen gewissen Kernbestand, welcher der Vergänglichkeit nicht so stark unterworfen ist und menschlich tiefen Gehalt hat, in besonderer Weise herauszustellen und zu betonen. Die sogenannte Tiefengliederung, d. h. also die Anschaffung von Mehrstücken, spielt, soweit ich es sehen kann, in der deutschen Bücherei offenbar eine stärkere Rolle als in den nordischen; sie wird nicht allein vom Bedarf her geregelt. Wir suchen

durch eine stärkere Vermehrung der volksbildnerisch uns wichtig erscheinenden Bücher dafür zu sorgen, daß dieser Kernbestand immer vorhanden und greifbar ist, so daß eine gewisse Konzentrierung des Leseinteresses daraufhin erfolgen kann. Wir wissen alle, welche große Auswirkung in der Ausleihe die Tatsache hat, ob ein Buch in mehr oder weniger Exemplaren vorhanden ist. Indem also die deutsche Bücherei dem in erziehlicher Hinsicht besonders positiven Bestand ein größeres Recht einräumt, schafft sie eine unmerkliche vom Leser kaum wahrgenommene Führung, welche besonders den Zufalls- und Gesellschaftskonventionen im Lesen entgegenwirkt. Ich will es an einem Beispiel verdeutlichen: Wassermann, — dieser auch in allen nordischen Büchereien zu findende deutsche Autor mit seiner vielfach ungesunden Dekadenz und leeren Literatenhaftigkeit — auch sprachlich ist er durchaus kein Gestalter — würde, wenn wir bloß der Lesekonvention der sogenannten gebildeten Schichten nachgehen wollten, einen ganz ungebührlich breiten Raum in der Bücherei einnehmen. Wir gewähren ihm diesen nicht in dem Maße, sondern geben Leuten etwa wie Hans Grimm, Wilhelm Schäfer u. ä. mehr Platz. Ähnlich liegen die Dinge bei den bekannten Verfassern Emil Ludwig, Frank Thieß, Feuchtwanger usw., deren Verbreitung und Bekanntheit nicht so sehr auf ihren dichterischen Qualitäten als auf der Sensation und der Geschäftstüchtigkeit ihrer Verleger beruhen. Nun soll damit natürlich nicht gesagt sein, daß der deutsche Bibliothekar immer gegen den Strom schwimmen wolle. Eine bloße Verweigerung ist noch kein erziehliches Prinzip, sondern rächt sich zur gegebenen Zeit schwer. Aber dadurch, daß wir das Bessere stärker pflegen als das Fragwürdige, schaffen wir doch eine Art Gegengewicht.

Auch in der Ausleihe selbst finden wir bei genauerem Zusehen eine weitere Entlastung des Bibliothekars. Wir geben nämlich auch dem wertvollen Schrifttum in unsern Katalogen einen besonderen Ton. Der Erschließung der Buchbestände in den Katalogen hat die deutsche Fachwelt viel Nachdenken und Mühe zugewandt, nicht ohne sich dabei immer von Irrwegen und Übertreibungen freizuhalten. Das Streben jeder deutschen Bücherei geht dahin, in möglichst gut durchgearbeiteten, führenden und besprechenden Verzeichnissen dem Leser eine Hilfe zu bieten, welche über die bloße Mitteilung des Titels und die systematische Aufzählung derselben hinausgeht. Indem wir die Tiefengliederung und die erschließenden, meist auf eine bestimmte Auswahl abgestellten Kataloge zusammenspielen lassen, legen wir die Führung in sehr viel stärkerem Maße von der bibliothekarischen Kraft in der Ausleihe weg, als es bei einer bloß äußeren Betrachtung der deutschen Büchereiform zunächst aussieht. Die Anwendung des Führungsprinzips liegt also zum guten Teil vor dem Einsatz des Bibliothekars in der Ausleihe. Er spielt ferner in Wirklichkeit auch in der Ausleihe nicht die ausschlaggebende Rolle, welche unsere nordischen Kollegen vielfach vermuten. Ich erinnere mich einer Frage eines dänischen Volkshochschulmannes, als ich ihm die bei uns meistgelesenen nordischen Autoren aufzählte. Er stellte die Frage, ob diese Bücher denn den Leuten gegeben würden oder ob sie sich die auswählten. Es ist gar nicht daran zu denken, daß der deutsche Bibliothekar beabsichtigt, seinen Lesern etwas aufzudrängen. Es handelt sich immer nur um ein Mitgehen. Der Selbst-

tätigkeit des Lesers ist auch bei uns keine Grenze gezogen. Sie vollzieht sich nur nicht unmittelbar an den offenen Regalen, sondern gleichsam im Vorfelde. Wir halten es durchaus nicht für ein Ideal, wenn der Leser sich vom Bibliothekar immer beraten lassen will, sondern unser letztes Streben geht ebenfalls dahin, zur Selbsttätigkeit zu erziehen. Die Selbsttätigkeit unserer Leser in der Flensburger städtischen Bücherei sieht folgendermaßen aus: 80% der Leser benutzen in ausgiebiger Weise die Kataloge und nehmen eine direkte Beratung des Bibliothekars überhaupt nicht in Anspruch. Es kommt hier höchstens zu einem Gespräch über die Art des Buches, ohne jegliche beratende Absicht. 10% geben einen bestimmten Wunsch an, sei es nach einem Gebiet und nach einem besonderen Buch, lassen sich aber, wenn dies nicht vorhanden ist, weiter beraten. 10% der Leser sind völlig indifferent und kommen ohne Wunsch. Es liegt wohl zutage, daß bei sorgfältiger Durchgestaltung der Kataloge diese Art der Selbsttätigkeit der Leser wertvoll ist. Was wir hierfür an Hilfseinrichtungen sowohl technischer wie geistiger Art sonst noch anwenden, möchte ich hier nicht erst ausführen, sondern gleich zu der den fremden Kollegen meist etwas unverständlichen sogenannten Leserkunde übergehen. Ich persönlich bin der Meinung, daß diese nicht so sehr dazu da sein kann, eine Leserpsychologie zu schaffen, sondern daß ihr Hauptzweck für den Bibliothekar in der Selbstkontrolle beruht. Wenn Sie dieses Kapitel in der Ausstellung sich besonders sorgfältig ansehen wollen, kann ich mir hier — weil auch dazu nicht die Zeit reicht — längere Ausführungen darüber ersparen. Kein deutscher Bibliothekar glaubt, daß die Beobachtung des Lesens einzelner Lesertypen, der Benutzung einzelner Bücher, der Benutzung ganzer Buchgruppen usw. ihn instand setzt, in der Ausleihe zu wissen, „also muß ich dies Buch jetzt an jenen Leser geben". Die Beziehung des Individuums zum Buch kann immer noch sehr stark aus dem Rahmen des Typischen herausfallen. Aber man kann so sagen: Wenn der Bibliothekar weiß, was das Normale ist, so wird er sich zunächst einmal vor ganz schweren Mißgriffen hüten können. Die Leserkunde richtet ihm also Warnungstafeln auf, nicht Wegweiser. Es wäre freilich ein Irrtum, wenn man annehmen wollte, daß die Absicht der deutschen Bücherei bei den leserkundlichen Forschungen dahin zielt, dem Bibliothekar Sicherheit in der Ausleihe zu geben. Je mehr wir uns ernstlich mit diesen Fragen beschäftigen, um so mehr werden wir zu der Erkenntnis gedrängt, daß wir nichts wissen können. Das freilich ist dann schon ein sehr positives Ergebnis solcher Untersuchungen. Die deutsche Bücherei ist allerdings nicht unschuldig daran, daß sie in diesem Punkt viel mißverstanden worden ist, weil sie in der ersten Entdeckerfreude vielfach weit über das Ziel hinausgeschossen ist.

Abschließend möchte ich zu der Rolle des deutschen Bibliothekars in der Ausleihe sagen, daß sie bei der Anwendung der Tiefengliederung, der erschließenden Kataloge und der Selbstkontrolle durch die Leserkunde und infolge seiner gesamten pädagogischen Grundhaltung sehr viel bescheidener ist, als es auf den ersten Blick aussieht und daß er in der Tat — wenn er sich nicht überhebt, ohne Schädigung der Leserwünsche und doch bei gleichzeitiger Förderung vielleicht unbewußt vorhandener Antriebe und Möglichkeiten im Leser — ein wahrhafter Diener und zugleich Führer sein kann.

Für die deutsche Bücherei scheint mir die gegenwärtige Lage so zu sein, daß die ursprünglich ganz gewiß vorhandene Neigung, den Ausleihbibliothekar zu hoch einzuschätzen, einer kritischeren Betrachtung Platz macht. Es scheint mir für die deutsche Fachwelt zur Diskussion zu stehen, ob man ihn — ohne das Führungsprinzip aufzugeben — nicht noch mehr zurücktreten lassen soll und kann.

Und nun das Prinzip der Freiheit! Wenn ein Fremder in eine Freihandbücherei hineinkommt, empfindet er deren System tatsächlich als eine große Freiheit. Die Bücher sind ihm frei zugänglich, sie locken und winken von den Regalen herab. Diese Form hat etwas äußerst Bestechendes. Ich selber habe als Schüler von 17 Jahren eine Hamburger Freihandbücherei längere Zeit benutzt und mich darin sehr wohl gefühlt. Hier war freilich die Schöne Literatur nicht in direkter Freihand aufgestellt, sondern in einer verwandelten Form, der sogenannten Indikatoraufstellung, wo also die Bücher selbst nicht zugänglich waren, aber die Titel der vorhandenen Bücher alle an einer Wand mit kleinen Klötzchen sichtbar waren. Man nannte den Buchtitel und erhielt dann von einem kleinen Mädchen das Buch. Ich erinnere mich noch genau meiner Hilflosigkeit gegenüber dieser Wand von Schönliteratur, während ich in den sachlich-belehrenden Gruppen wohl Mühe hatte, mich zurechtzufinden, aber doch die Beratung nicht entbehrte.

Das der deutschen Form entgegengesetzte Grundprinzip, wonach eine Bücherei aufgebaut sein kann, die Freiheit, sehen wir in den nordischen Büchereien wohl restlos verwirklicht. Wie ich den Begriff der Führung voller und vieldeutiger zu machen versucht habe, so möchte ich auch jetzt nicht bei der einfachen Feststellung stehen bleiben, daß die Büchereiform des Nordens äußerst liberal sei. Der deutsche Büchereimann, der aus seinem Gedankenkreis der Führung heraus diese Form betrachtet und nur diese Feststellung trifft, übersieht, daß auch hinter dieser eine bestimmte Erziehungsanschauung steht. Es ist die sehr starke Verlagerung der Verantwortung auf den Leser selbst, die wir im Nordischen beobachten. Der Grundgedanke ist der, daß man der Selbsttätigkeit des Lesers das Feld überlassen muß. Wir haben gesehen, daß bei der deutschen Bücherei die eigentümliche Schwere ihrer Aufgabe aus der Betonung der bildnerischen Werte der Dichtung und des Phantasiemäßigen entsteht. Umgekehrt liegt — jedenfalls nach den theoretischen Äußerungen und den Agitationsmitteln zu urteilen — der Akzent der nordischen Büchereitheorie stärker auf den Sachwerten, die das Buch zu geben hat, sagen wir also auf der Erkenntnis und dem Können. In der Praxis freilich scheinen die Leser beider Büchereien nicht so grundlegend voneinander verschieden wie die Büchereitheorien. Wenn wir das Verhältnis der Ausleihe von Schönliteratur und belehrender als Gradmesser anwenden wollen, so stellen wir fest, daß in den nordischen wie in den deutschen Büchereien der Zug der Leser zum Phantasielichen und Gemütsmäßigen wohl gleich stark ist. Es wäre auch verwunderlich, wenn es anders wäre, da schließlich alle Leser in erster Linie Menschen sind. Aber trotzdem, die Büchereitheorie der nordischen Länder erscheint uns Deutschen mehr auf den Grundsatz abgestellt, das Buch als Arbeitsgerät, als praktische Lebenshilfe — gegenüber unserer Neigung, das Buch als Bereiter eines geistig-seelischen Weltbildes anzusehen und einzusetzen.

Mir scheint, daß die nordische Büchereitheorie nicht nur aus Gründen der Werbung für den Büchereigedanken so formuliert, sondern daß sie auch in der Tat dem Rational-Belehrenden und dem Praktischen sich mehr zuwendet als wir und diesen Dingen eine besondere Pflege angedeihen läßt. In Deutschland dagegen setzt sogar, glaube ich, ganz langsam schon eine Abwehr gegen die Überbewertung des belehrenden Schrifttums ein, die wir einige Jahre lang beobachten konnten und wo infolgedessen manchen Büchereien eine hohe Ausleihziffer belehrender Literatur als ein besonders schönes Ergebnis erschien. Indem die deutsche Bücherei es aber unterläßt, diese Sachwerte, welche die Bücherei zu geben hat und die auch die deutsche natürlich gibt, besonders hervorzuheben — der Unterschied liegt im Betonen und Propagieren — erschwert sich der deutsche Bibliothekar die Durchbringung des Büchereigedankens in der Öffentlichkeit freilich ganz außerordentlich, worauf unsere Kollegin von Flensborghus-Bogsamling, Fräulein Ketty Lorentzen, m. E. mit Recht, in einer Besprechung der Büchereiausstellung hinweist. Da die nordischen Büchereien den Leser vorwiegend an die Sachwerte heranführen wollen und diese eher erkannt werden können — weil es sich mehr um konkrete Dinge handelt als in den schwankenden Gebilden der Schönen Literatur — so besteht die nordische Büchereimethode m. E. mit vollem Recht darin, dem Leser Möglichkeiten zu geben, daß er hinfindet zu dem, was er sucht. Ich glaube, wir können den methodischen Unterschied zwischen den beiden Büchereiformen ganz gut mit den Worten angeben: die deutsche Bücherei legt das Gewicht auf die „Einführung" mit Hilfe der erschließenden Kataloge und unter stärkerer Benutzung der persönlichen Ausstrahlung des Bibliothekars; die nordische legt das Gewicht auf die „Hinführung" unter stärkerer Zurückhaltung des Bibliothekars und stärkerer Entwicklung formaler Hilfen. Die deutsche Methode ist daher sicher eine subjektivere, die nordische eine objektivere. Die Selbsttätigkeit des Lesers in den Vordergrund zu schieben ist ein hohes Ideal, das ich persönlich für ganz außerordentlich wichtig und wertvoll halte. Nannten wir das Prinzip der nordischen Bücherei zunächst das der Freiheit, so ist es jetzt richtiger zu sagen, die nordische Bücherei steht auf dem Grundsatz der Selbsttätigkeit und Selbstverantwortung des Lesers und auf dem pädagogischen Grundgedanken des Wachsenlassens. Diese Form ist zweifellos eine liberale und hängt in diesem Fall gewiß mit der ganzen Verfassung des öffentlichen Lebens in den nordischen Ländern zusammen. Wenn ich jedenfalls das dänische Schulwesen — soweit es mir bekannt ist — betrachte, so finde ich hier denselben Grundsatz wieder, der auf rein kommunalem Gebiet als Selbstverwaltung angesprochen wird.

Ich glaube es wäre falsch, wollte irgend jemand sich erkühnen zu sagen, diese oder jene Form sei die beste. Natürlich heißt das nicht, daß sie nicht beide verbesserungsbedürftig seien. Es ist nun leider einmal so, daß es eine vollkommene Methode nicht gibt, nirgendwo im Reich der Pädagogik, und daß man einen Vorteil immer mit einem Nachteil zugleich erkauft. Diese Vorteile und Nachteile der beiden Systeme, die wir auch in der Ausstellung niedergelegt haben, möchte ich, ohne dabei auf technische Schwierigkeiten einzugehen, zum Schluß noch einmal kurz aufstellen.

Die Befürchtungen bei der führenden Form können wohl so aufgezählt

werden: Dem Leser wird der Zugang zu den Büchern erschwert; die Werbekraft des Buches selbst, die aus der Anschauung entspringt, wird stark eingeschränkt; die Selbsttätigkeit des Lesers wird nicht hinreichend entwickelt; es besteht die Gefahr, daß die menschlichen und literarpädagogischen Fähigkeiten des Ausleihbibliothekars häufig unzureichend sind — dies ist ein besonders schwerzunehmender Einwand; die Gefahr der Bevormundung liegt nahe, wenn der Bibliothekar sich nicht mehr als Diener betrachtet und wenn er seine einführende und helfende Tätigkeit zum bewußten Führen übersteigert, vielleicht auch aus einem falschen Ehrgeiz heraus glaubt, die Benutzung der Bücherei qualitativ künstlich hochschrauben zu müssen. Auf der andern Seite scheinen mir auch die Gefahren bei Anwendung des Grundprinzips der Freiheit und Selbsttätigkeit in der Freihand nicht gering: Es kann nämlich der leichte und ungeführte Zugang zu den Büchern ein planloses Hin- und Hertasten zur Folge haben und zwar insbesondere dann, wenn es sich nicht um konkrete und spezielle Sachwerte handelt, die der Leser sucht. Die Anstöße, die der Leser erhält, aus falschen gesellschaftlichen oder durch den Buchhandel erzeugten literarischen Konventionen heraus zu kommen, sind vielfach zu gering, so daß die Handhabung der Freiheit leicht auch — wie das immer bei diesem Prinzip der Fall ist — zu einem Mißbrauch führen kann. Die schöne Aufgabe des Bibliothekars, als Helfer und Berater für wertvolle Bücher zu werben, kommt leicht zu kurz, der Leser wird sich sehr häufig — und das namentlich bei der Schönliteratur — durch Äußerlichkeiten: Titel, Art der Schreibweise usw. bestimmen lassen, ohne daß man hier immer irrtümliche Auffassungen berichtigen kann.

Ich selber bin durchaus noch nicht geneigt, in der deutschen Form das letzte Ziel der Büchereimethode zu sehen. Ich glaube in der Tat, daß sie ihr Grundprinzip manchmal überspannt hat. Auf der andern Seite scheint mir aber auch in der nordischen Form die Durchführung des Prinzips vom Wachsenlassen zu sehr in den Vordergrund geschoben. Ich möchte also meinen, daß es sich wohl verlohnt, wenn man versucht, zwischen beiden Formen eine Synthese herzustellen, indem man in der Buchauswahl, in der katalogmäßigen Darbietung des Bestandes und in der bibliothekarischen Vermittlung eine praktische Verbindung beider Prinzipien erstrebt. Wie das zu machen ist, steht hier — weil wir uns um die Prinzipienfragen bemühen — nicht zur Diskussion. Ich will dazu nur sagen, daß man Freihand und Schaltersystem, wenn es geht, irgendwie miteinander kombinieren müßte, und daß in der Freihand die kritische Auswahl der Bücher und vor allem die Tiefengliederung besonders ernst zu nehmen sind.

Ich habe hier zunächst nur eine theoretische Entscheidung zu treffen versucht. Diese möchte ich mit dem Schlußsatz des Philosophen und Pädagogen Theodor Litt in dem ziemlich schweren, aber gehaltvollen Buch „Führen und Wachsenlassen" aussprechen: „In verantwortungsvollem Führen niemals das Recht vergessen, das dem aus eigenem Grunde wachsenden Leben zusteht — in ehrfürchtig geduldigem Wachsenlassen niemals die Pflicht vergessen, in der der Sinn erzieherischen Tuns sich gründet — das ist der pädagogischen Weisheit letzter Schluß."

Der moderne russische Roman und seine Leserschaft.

Vortrag*), gehalten auf der Jahresversammlung 1931
des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare in Braunschweig
von Dr. Curt Wormann (Berlin).

Der Roman, der Jahrhunderte lang als das Stiefkind der Dichtung angesehen wurde, beherrscht heute das literarische Schaffen: in Deutschland wie in Skandinavien, in Rußland wie in Amerika. Das ist kein Zufall, sondern in der Struktur unserer Zeit wie im Wesen der Epik gleicherweise begründet. Das Epos, der Roman ist eine demokratische Kunstform, eine Dichtung der Gesellschaft, sei es die des Volksganzen, sei es die eines Standes, einer Klasse. Mit der steigenden Demokratisierung unseres gesamten Lebens wächst auch die Geltung des Romans, dessen Haupttypus darum heute der Gesellschafts-, der Zeitroman ist. Stärker als frühere Epochen verlangt die unsrige von der Kunst Lebensdeutung, und dieses Begehren ist so groß, daß es oft die Eigenart der Kunst überhaupt zerstört. Aber bei keiner anderen Dichtform gehört das erzieherische Element so zum Wesen wie bei der epischen Dichtkunst. Dieser erzieherische, ethische Grundzug entfaltet sich in den sozialen Romanen unserer Zeit, die nicht nur die Wirklichkeit in ihrer Fülle gestalten, sondern sie weltanschaulich ordnen und deuten. Stärker als in früheren Zeiten mischen sich heute Entwicklungs- und Gesellschaftsroman, weil Einzelner und Gesellschaft immer mehr miteinander verknüpft sind. Der Hunger nach Lebensnähe, nach Gegenwart im Roman ist so stark, daß er oft alle Maßstäbe für Echtheit wie für künstlerische Vollendung verliert und überrennt. Bloße stoffliche Aktualität, die oft nur Kulisse für abgedroschenste Sentimentalität oder übelste Effekthascherei ist, wird schon als Zeitverbundenheit angesehen. Auf diese Gefahren, wie auf die Problematik des Zeitbuches überhaupt haben u. a. Dr. Schuster und Dr. Schriewer in verschiedenen Aufsätzen hingewiesen. Dieses Verlangen nach Lebensschau und Lebensfülle, gespeist aus den Kräften der Gegenwart, raubt oft gerade wertvollen Lesern, vor allem dem Arbeiter, den Blick für zeitlose Werte, für Dauer im Wechsel der Erscheinungen, versperrt ihnen das Erleben und die Besitznahme vergangener Kunst aus unserem Weltgefühl. Hier Verschüttetes freizulegen ist eine wichtige literarpädagogische Aufgabe, die allerdings besser als die Volksbücherei die Volkshochschule leisten kann.

Man könnte meinem Versuch, den Gesellschaftsroman im soziologischen Sinne als den Roman unserer Zeit hervorzuheben, den so stark gelesenen Abenteuerroman entgegenhalten. Aber gerade dieser Typ war und ist immer Ausdruck der Kräftelage einer Zeit. Er ist es auch heute, obwohl seine weltanschaulichen Grundlagen meist völlig untergehen in der Freude

*) Daß der folgende, bereits im Mai des Jahres gehaltene Vortrag erst jetzt veröffentlicht werden kann, hat seinen Grund lediglich in der Stoffüberlastung der Zeitschrift. Wir freuen uns, zugleich auf die im Erscheinen begriffene „Weltliteratur der Gegenwart", hrsg. von W. Schuster und M. Wieser, Berlin: Sieben-Stäbe-Verlag, empfehlend hinweisen zu können, in der Stadtbibliotheksrat Dr. Wormann die russische Gegenwartsliteratur ausführlich behandelt. — Die Schriftleitung.

an Ferne und Fremde, an Abenteuer und Geheimnis: er ist Ausdruck der Unzufriedenheit mit der Gegenwart, ist Flucht und Sehnsucht zugleich. Und London ist dafür das deutlichste Beispiel in seiner Mischung von Übermenschentum und Sozialismus, von Lebensfülle und Todesnähe.

Dieses starke Verlangen, im Roman unser Weltbild zu finden und zugleich den Schlüssel zu seiner Enträtselung, ist in den weitesten Kreisen unserer Leserschaft vorhanden, auch wenn es oft fast völlig überdeckt ist durch das aus der Not und dem Dunkel unserer Tage besonders verständliche Verlangen nach Entspannung, nach lebhafter Unterhaltung. Darum werden auch nur die Zeitbücher einen großen Leserkreis finden, die Lebendigkeit der Darstellung mit Tiefe der Welterfassung einen. Ein Teil unserer Leser, vor allem junge Männer, lesen den Gesellschaftsroman als belehrendes Buch im engeren Sinne, sie erfahren etwa aus einem Roman Upton Sinclairs mehr vom Wirtschaftsleben, der sozialen Struktur Amerikas als aus wissenschaftlichen Büchern, deren Sprache und Art ihnen fremd ist. Die sozialen Romane sind nicht nur verschieden nach der künstlerischen Eigenart, nach der Weltanschauung des Dichters, sondern auch nach der Art und dem Maße, wie sich in den verschiedenen Ländern die allgemeine Krise, wie sich Weltkrieg und Staatsumwälzung ausgewirkt haben, welche neuen Wege beschritten wurden und noch gesucht werden.

Wenn ich in ganz großen Zügen versucht habe, den Zeitroman als eigentliches Zeitbuch vom literarischen und volksbildnerischen Standpunkt zu charakterisieren, so geschah dies, um den Blickpunkt für die Betrachtung von Wesen und Wert des neuen russischen Romans herauszuheben. Denn dieser neue russische Roman ist stärker und ausschließlicher als alle anderen modernen Romane: Zeitroman!

Wir haben zunächst zu fragen: welche Rolle spielt der neue russische Roman gegenwärtig in der Volksbücherei, bevor wir sein Wesen und seine volksbildnerischen Möglichkeiten betrachten. Ich habe, von Herrn Dr. Schuster angeregt, versucht, durch eine Umfrage bei einigen Büchereien Material zur Beantwortung der eben aufgeworfenen Frage zu erhalten. Es ging mir zunächst darum, die allgemeinen Ausleiheerfahrungen festzustellen. Und zwar kam es mir darauf an, über die — allerdings sehr verschiedenartigen — Erfahrungen des Berliner Büchereiwesens heraus, Büchereien und Büchereisysteme zu befragen, bei denen die Gesamtlage eine wesentlich andere ist. Ausgewählt wurden mehrere Grenzbüchereien und Beratungsstellen: Allenstein, Flensburg, Gleiwitz, Saarbrücken — ferner Kaiserslautern, Nürnberg, Breslau und Stettin. Ich bitte als Ergänzung dabei zu berücksichtigen, daß die verschiedenen Bezirke Berlins, von denen manche fast 400 000, andere noch nicht 100 000 Einwohner haben, in ihrer sozialen Struktur und der Verschiedenheit ihrer Büchereitypen schon an und für sich einen sehr anschaulichen Beitrag zum Büchergesicht der Städte liefern. Von Berliner Verwaltungsbezirken sind mit einzelnen Büchereien besonders berücksichtigt: Wedding, Neukölln, Mitte, Friedrichshain, Kreuzberg, Tiergarten und Steglitz. Das Institut für Leser- und Schrifttumskunde in Leipzig war leider nicht in der Lage, mir Material zur Verfügung stellen zu können, da es zur Zeit zwar mit einer ähnlichen Unter-

suchung beschäftigt, aber noch nicht zu einer Zusammenfassung der Ergebnisse gekommen ist.

Ich war mir von vornherein klar, daß die Ergebnisse meiner Umfrage keineswegs zu eindeutigen Feststellungen, zu genauen leserstatistischen Ergebnissen führen können. Zunächst kann eine solche Untersuchung meiner Meinung nach überhaupt nicht ein Einzelner durchführen, sondern nur eine Arbeitsgemeinschaft. Schon bei den wenigen statistischen Erhebungen, die mir zur Verfügung gestellt wurden und die ich selbst anstellen konnte, zeigt sich die Unmöglichkeit einer wirklich sicheren Vergleichsbasis. Verschieden ist die Leserstatistik, die Gruppeneinteilung — verschieden sogar in Berlin selbst —, verschieden ist die Einordnung einzelner Bücher in die „Schöne" bzw. „Belehrende Literatur", verschieden sind die Altersabgrenzungen der Jugendlichen. Neben diesen Verschiedenheiten sind ebenso wichtig die uns allen aus der Erfahrung bekannten, im statistischen Bild aber ohne weiteres nicht sichtbaren Unterschiede. Vor allem: die verschiedenen Lesebedingungen: Leihfrist und Lesebeschränkung, Bestanddarbietung und Anschaffungspolitik, insbesondere hinsichtlich der Mehrexemplare, der Doppelstücke, der besprechenden Verzeichnisse. Viele Büchereien sind bei dem heutigen Betrieb garnicht mehr in der Lage festzustellen, wer wirklich das ausgeliehene Buch liest. Das ist besonders erschwerend bei der Übersicht über den sozialen Roman, bei der der relativ große Prozentsatz der weiblichen Leser wahrscheinlich viel zu hoch ist, da sehr viele Frauen auf ihre eigenen Lesehefte Bücher für ihren Mann oder sonst ein männliches Wesen entleihen. Ferner ist zu beachten, daß bei dem immer stärkeren Anwachsen der Ausleihe, bei dem Lesehunger vor allem der Erwerbslosen, heute überhaupt jedes neuere Buch viel verlangt wird, und daß wir andererseits infolge der finanziellen Not nicht in der Lage sind, durch die Bereitstellung von Mehrstücken uns besonders wertvoll erscheinende Bücher entscheidend in den Vordergrund zu rücken. Diese finanzielle Not hat ja überhaupt die Anschaffungsmöglichkeit der Neuerscheinungen sehr stark beschränkt. Das zeigt sich besonders bei unserer Untersuchung: sehr bedeutsame russische Romane sind in deutscher Übertragung — und nur diese kommt naturgemäß für uns hier in Betracht — erst im Winter 1929/30 erschienen. Sie konnten zum Teil überhaupt nicht oder erst spät oder in unzureichender Exemplarzahl beschafft werden. Außerdem kommt hinzu, daß in einer Anzahl von Büchereien die neuere russische Literatur überhaupt nur zögernd eingestellt wurde, weil man ihre politische Einseitigkeit und ihren durch die Tagespresse unterstrichenen angeblichen modischen Charakter fürchtete. Ich gehöre trotz meines Berlinertums durchaus nicht zu denen, die meinen, man müßte jeden neuen Roman möglichst direkt von der Druckerei in rohen Bogen vor Auslieferung an den Buchhändler beschaffen, um nur nicht zu spät zu kommen, und ich sprach ja vorhin schon über den Begriff einer falschen Aktualität. Ich kann dieses Zögern gerade dem russischen Roman gegenüber durchaus verstehen, weil es sich hier wirklich um etwas ganz Neues handelt.

Wenn ich diese negativen Momente für unsere leserpsychologischen Feststellungen so scharf hervorgehoben habe, so geschah es, um die positiven Ergebnisse stärker zu fundieren. Aus diesen kritischen Erwägungen habe ich von statistischen Angaben im einzelnen, insbesondere von zahlenmäßigen

Vergleichen, abgesehen. Welches sind die positiven, auf sicheren Grundlagen beruhenden, durch die Erfahrungen in der Volksbücherei wie in der Volkshochschule bestätigten Ergebnisse? Zunächst der neue russische Roman, der fast ausschließlich bolschewistischer Roman ist, wird nicht nur in Großstädten stark gelesen, sondern auch in Mittelstädten, überall dort, wo eine aktive Lesergruppe von Arbeitern und Angestellten vorhanden ist. Er wird in seinen Hauptwerken in der Großstadt ebenso stark gelesen wie etwa Thomas Manns „Buddenbrooks", wie Hamsuns „Segen der Erde", ebenso stark wie „Anna Karenina" von Tolstoj, wie „Schuld und Sühne" von Dostojewskij. Am stärksten werden gelesen „Zement" (1927) von Gladkow und „Mutter" von Gorkij, der Roman, der bereits 1905 erschienen ist, aber von den Lesern als neuer Roman verlangt wird. Stärker als der neue russische Roman in seinen Hauptwerken werden in Großstädten einzelne Romane von Jack London und Upton Sinclair entliehen. Der neue russische Roman wird also vielfach ebenso stark gelesen wie einzelne Bücher bedeutender Dichter anderer Nationen oder älterer russischer Künstler, aber sein Leserkreis ist wesentlich begrenzter. Weitaus die überwiegende Zahl seiner Leser gehören der Arbeiter- und Angestelltenschaft an. Das sogenannte Bürgertum, der Mittelstand, die selbständig Gewerbetreibenden, die Beamten, Lehrer, Akademiker, treten demgegenüber außerordentlich zurück, bei den Lesern der letzten Gruppen handelt es sich entweder um besonders für Rußland interessierte oder aber um spezifisch literarisch eingestellte Menschen. Einzig Saarbrücken berichtet ein stärkeres bürgerliches Interesse. Zu dieser Fixierung der Leserschaft des neuen russischen Romans auf die beiden großen Gruppen: Arbeiter und Angestellte, wobei die letzteren zum mindesten in den Industriestädten durch ihre gewerkschaftliche Organisation mit der Arbeiterschaft starke Gemeinsamkeiten haben, tritt als weitere deutliche Begrenzung hinzu: der neue russische Roman wird in weit stärkerem Maße von Männern als von Frauen gelesen, und zwar kann man bei aller Vorsicht vor verallgemeinernden Zahlen sagen, er wird um das Zwei- bis Dreifache stärker von Männern als von Frauen gelesen, wobei auch die weiblichen Leser im wesentlichen zu der Gruppe der Arbeiter und Angestellten gehören. Selbst ein Buch wie Gorkijs „Mutter", das besonders unter dem Einfluß des Films von Pudowkin als neues Buch gelesen wird und das schon im Titel weibliche Leser besonders anzieht, wird mehr von Männern als von Frauen gelesen, und es ist interessant, daß unsere Berliner Feststellungen hier bis auf die Verhältniszahlen genau mit den Ergebnissen von Walter Hofmann über diesen Roman in seinem Buche „Die Lektüre der Frau" übereinstimmen. Soweit es die Statistik nicht zeigt, wird in sämtlichen Berichten hervorgehoben, daß besonders der jüngere Arbeiter und Angestellte den russischen Roman verlangt und daß er ihn systematisch liest, d. h. daß er den ganzen vorhandenen Bestand sich geistig-seelisch anzueignen sucht. Aus all diesen Feststellungen ergibt sich ohne weiteres, daß der russische Roman in einigen westlichen Bezirken Berlins eine sehr geringe Rolle spielt, zum Teil überhaupt nicht vorhanden ist, daß er in Flensburg gegenüber dem völligen Überwiegen der skandinavischen Literatur außerordentlich stark zurücktritt. Denn daß der neue russische Roman nicht etwa eine bloße Angelegenheit der Großstadt ist, dafür sprechen insbesondere die

Berichte von Dr. Ackerknecht und von Dr. Schröder (Allenstein), wenn auch selbstverständlich für rein agrarische Bezirke der moderne Zeitroman überhaupt eine geringe Rolle spielt. Übereinstimmend betonen die Berichte von Allenstein und Gleiwitz, daß hier an der östlichen Grenze ein besonderes aktives Interesse für den russischen und zwar für den älteren wie für den neuen Roman besteht. Sehr stark wird der neue russische Roman in Nürnberg gelesen. Aus den meisten Berichten, wie aus den Statistikzahlen geht hervor — und ich möchte das für die Grundhaltung meines Vortrages scharf unterstreichen —, daß es sich bei dem großen Interesse für den neuen russischen Roman keineswegs um eine kommunistische Parteiangelegenheit handelt. Das Interesse für Rußland ist bei aller politischen Gegensätzlichkeit doch in allen Kreisen der Arbeiterschaft und auch der gewerkschaftlich organisierten Angestellten, ist bei der Jugend bis weit ins sogenannte bürgerliche Lager hinein, außerordentlich groß. Das werden die Kolleginnen und Kollegen, die mit Arbeiterbüchereien und Arbeiterbildungsbestrebungen, sei es die der sozialdemokratischen Partei, sei es die der katholischen Arbeiterbewegung, Fühlung haben, bestätigen. Selbst in der Abend-Volkshochschule, wo die Literaturkurse sehr stark auch von bürgerlichen Kreisen und besonders von Frauen besucht werden, habe ich selbst immer wieder eine große Anteilnahme am neuen russischen Buch feststellen können. Für dieses Interesse an Rußland in weiten Kreisen zeugt ja auch die Benutzung der entsprechenden Abteilungen der „Belehrenden Literatur", zeugen die hohen Auflagen der Rußlandbücher, die großen Erfolge des russischen Films. Aber neben dem großen Interesse für Wirtschaft und Gesellschaft des bolschewistischen Rußlands liegt doch die Bedeutung des russischen Romans und damit sein Erfolg noch in einer tieferen, unbewußten Schicht begründet. Nämlich darin, daß der neue russische Roman stärker und allgemein gültiger sozialer Roman ist als die meisten anderen Werke, daß er umfassender aus dem Lebensgefühl gerade des Proletariats geschrieben ist und deshalb wuchtiger zu ihm spricht, daß er die Probleme unserer Zeit auf allen Gebieten nicht nur theoretisch darlegt, sondern aus neuer Gesinnung heraus wirklich gestaltet, gleichviel wie wir diese im Einzelnen bewerten mögen.

Wir haben die „Stellung" des russischen Romans, seine Rolle in der Volksbücherei beschrieben. Um die Fragen nach den Möglichkeiten prüfen zu können, müssen wir sicheren Grund gewinnen, indem wir uns das Werden und Wesen dieses neuen russischen Romans in großen Linien verdeutlichen. Wir können damit zugleich die einzelnen Romane, mit denen jeder von uns in der Ausleihe bestimmte Erfahrungen gemacht hat, auf das Gesamt beziehen. Ich kann nun nicht in dem knappen Rahmen eines einstündigen Vortrages eine Bücherkunde des neuen russischen Romans geben, sondern nur einige besonders wichtige und eine Übersicht ermöglichende Punkte hervorheben.

Stärker als in irgend einem anderen Lande ist die allgemeine Krise der Wende des 19. Jahrhunderts, des Bürgertums und des Kapitalismus, in Rußland, in Weltkrieg und Revolution, zum Durchbruch gekommen. Wie in Deutschland, wie in Frankreich hat sich die Krise schon lange vor dem Weltkrieg gezeigt, hat in der Literatur oft Ausdruck gefunden. Die russische Literatur nach Dostojewskij und Tolstoj bis 1914 ist begründet in

dieser Krise. Aus ihr, aus der Unzufriedenheit mit der gegebenen Welt, aus dem Unvermögen und der Hoffnungslosigkeit, sie zu ändern, wächst der Pessimismus von Tschechow, Sologub, Dymow, aus ihr die religiösen, zum Teil mystischen Romane Belyjs, Mereshkowskijs, aus ihr die ästhetischen Versuche, die Flucht in das Reich der reinen Kunst bei Balmont, Briusow, bei Kusmin, die Flucht in Märchen und Vorzeit bei Remisow, aus dieser Krise stammt schließlich die Pseudomystik Andrejews, das erotische Kraftmeiertum Artzybaschews. Wesentliche Fortsetzer der großen Erzählertradition sind Bunin, A. N. Tolstoj und Schmeliow, die aber auch von dieser Krise der Zeit mannigfach berührt sind. Aus dem politischen, wirtschaftlichen, kulturellen Verfall, aus den Jahrzehnten von 1890—1917 wächst die Kunst Maxim Gorkijs, des einzigen, der von diesen Dichtern heute noch eine starke Gefolgschaft besitzt. Gorkijs Vagabundengeschichten sind ein Protest gegen die bürgerliche Gesellschaft, sind Vorstufe des Kampfes für eine neue Gesellschaftsordnung, die dann in seinen sozialen Romanen im Mittelpunkt steht. Stärker als durch seine künstlerische Kraft wirkt Gorkijs Gesamtwerk durch das sittliche Menschentum einer großen, sozialen Persönlichkeit. Wir kennen in Deutschland eine sehr ähnliche Entwicklung unserer Literatur in der Zeit vor dem Weltkriege, auch wenn wir manchen Erscheinungen andere ästhetische Namen geben. Wie in Deutschland der Expressionismus in Malerei und Dichtung bereits vor 1914 sich entfaltete, so zeigt sich auch in Rußland die junge Generation als kunstrevolutionär in denselben Jahren (Futurismus u. a.). Aber wie wir schon vorhin sagten, die Revolution hat Rußland bis zum Grund aufgewühlt, weil sie es von Grund auf neu bauen wollte, sie hat Mensch und Welt als Stoff der Dichtung gewandelt, weil sie das russische Leben gewandelt hat. Die Oktoberrevolution von 1917, der jahrelange Bürgerkrieg haben unendlich viel zerstört, haben nicht nur vielen Russen, sondern auch uns Wertvolles vernichtet, aber sie haben auch Platz und Boden geschaffen für neuen Aufbau, für die Entfaltung neuer Kräfte. Dieses Wollen, die Energie des neuen Rußlands, seine Zielbewußtheit haben etwas Mitreißendes gerade in der Stagnation des übrigen Europas, auch wenn man als Nichtkommunist sehr viele Maßnahmen der Bolschewisten ablehnen muß. Die Kunst, die Dichtung wurde nach der Revolution zur politischen Waffe, sie wurde ein Mittel der klassenkämpferischen Aufklärung, sie wurde politisch-literarisches Traktat. Aber neben den Aufgaben des politischen Kampfes wurde das neue Gesicht der Kunst bestimmt von dem Drang der neuen Herrscher, des Proletariats, sich selbst in der Kunst nicht nur zu sehen, sondern auch zu gestalten. Das ist der Sinn der Bestrebungen des Proletkults, insbesondere der kollektiven Dichtungsversuche, die, als dem Wesen jeder schöpferischen Betätigung widersprechend, kläglich scheitern mußten, die, statt zur gegenwartsnahen Dichtung, zu sentimentalem Schwulst und zu hohlem Kraftmeiertum führten und die von Lenin und Trotzkij selbst sehr schnell als Irrwege erkannt wurden. Lebendig aber bleibt und wird fruchtbar aus diesem Wollen heraus die außerordentlich große Bedeutung, die das Buch überhaupt für die Massen gewinnt. Die Wechselwirkung zwischen schöpferischem Einzelnen und mitschwingender Gemeinschaft gibt dem neuen russischen Film seine mitreißende Kraft. Dieses Verlangen, die Kunst unmittelbar mit dem Leben des Alltages, mit den

großen politischen Geschehnissen wie mit den Hoffnungen, Zielen und Leiden des Volkes in innerste Beziehung zu setzen, hat mitten im Verfall neue Dichter aus neuen Schichten hervortreten lassen, hat der Kunst selbst neue Gefolgschaft geschenkt. Die russische Revolution und die Politik des Bolschewismus haben nicht nur starke schöpferische Talente auf den verschiedensten Gebieten des Lebens aus dem Bauerntum und der Arbeiterschaft gewonnen, im Gegensatz zum früheren Kulturträger, dem westeuropäisch orientierten Bürgertum, sondern sie haben zugleich die mannigfache Volkheit Rußlands entfaltet, d. h. sie haben vielen Volksstämmen und Landschaften die Voraussetzungen für ein starkes Eigenleben gegeben. Uns geht hier nicht die politische Bedeutung dieser Entwicklung, auch nicht der politische Erfolg, oder die politische Niederlage an, sondern die Tatsache, daß die Erdnähe, die Bodenständigkeit, die Ursprünglichkeit der neuen russischen Literatur zum großen Teil hier begründet liegt. Ihre Dichter kommen aus neuen Schichten, sie haben alle ein außerordentlich bewegtes Leben trotz ihrer Jugend schon hinter sich, sie kommen empor in Kampf und Not, in Abenteuer und seelischem Ringen, und sie sind nicht nur Menschen der zivilisierten Großstädte, sondern sie sind bei aller politischen Einordnung noch verbunden mit der Trieb- und Sinnenwelt, mit dem Mythos alten Volkstums, sei es das Sibiriens, sei es das der Ukraine oder des Kaukasus.

Wie in Deutschland der Expressionismus, die wesentlichste Dichtung der Revolution, verschollen ist, auch wenn wir seine allgemeine kulturelle Bedeutung heute noch mannigfach erkennen, so ist der erste Sturm und Drang der neuen russischen Literatur, so sind die mystisch-revolutionären Gedichte von Block und die epischen Hymnen Majakowskijs verklungen, wie der Überschwang des Gefühls harter Arbeit, strenger Logik weichen mußte. In Deutschland bestimmt heute wieder im wesentlichen die ältere Generation, die schon vor dem Kriege die entscheidende Rolle spielte, das literarische Schrifttum. Es sei nur an Thomas Mann und Hermann Hesse erinnert. Gewiß, diese ältere Generation hat sich durch die Geschehnisse der letzten Jahrzehnte mannigfach gewandelt, die Wurzeln ihrer Kunst aber sind doch die gleichen geblieben. Ganz anders in Rußland: wo ist hier die große Schar der Schriftsteller geblieben, die vor dem Kriege eine große Rolle spielten, wo ist die Reife und Vollendung der Fünfzig- und Sechzigjährigen? Zum Teil sind sie verschollen im Krieg, Revolution und Bürgerkampf, oder sie sind — als Emigranten aus der Liebe zum alten Rußland — zu erbitterten Feinden des neuen Rußlands geworden, oder sie haben auch in der Umwälzung echte Werte erlebt, sie haben Frieden, ja Freundschaft mit dem neuen System geschlossen. Ob Emigranten, ob Anhänger des neuen Rußlands, gleichviel, sie nehmen keinen entscheidenden Rang mehr in der neuen russischen Dichtung ein. Gewiß von Mereshkowskij erscheinen auch weiterhin Romane, philosophische, religiöse Schriften, aber sie unterscheiden sich im Kern nicht von seinen früheren Werken, und der schrankenlose Haß gegen den kommunistischen Staat hat sie in ihren philosophischen Grundlagen nicht klarer, in ihren dichterischen nicht schöpferischer gemacht. Daß seine historische Trilogie in den Volksbüchereien stark gelesen wird, hat nichts mit einem Interesse an Rußland oder gar mit einer Vorliebe für den antibolschewistischen Streiter zu tun, sondern ist völlig in der Freude an farbigen,

weitmaschigen, historischen Darstellungen begründet. Auch Schmeliow, der künstlerisch viel bedeutender als Mereshkowskij ist und von dem einzelne Werke, nach den Berichten zu urteilen, lebhaft gelesen werden, hat sich in dem Wesen seiner Kunst, in ihrer Lebensschwere, Stimmungskraft und religiösen Sehnsucht nicht gewandelt. Wenn der Dichter in seinem Roman „Die Sonne der Toten" versucht, das wahre Gesicht des neuen Rußlands zu zeigen, seine völlige Barbarei und tierische Grausamkeit zu enthüllen, so wird auch hier Haß und Verzweiflung nicht schöpferisch, sondern führt zu Krampf und Verzerrung. Andere Emigranten, ebenfalls Vertreter der älteren Generation, wie Aldanow, Krasnow, Naschiwin u. a., flüchten in den historischen Roman, in heroische Vergangenheit, um sie als Beispiel und Vorbild neu aufzurichten. Ihre Werke, von denen künstlerisch ernsthaft zu würdigen eigentlich nur die Romane von Aldanow und Naschiwin sind, werden bei uns aus historischem Interesse gelesen. Sie geben nach Tolstojs „Krieg und Frieden" der russischen Literatur keine neue Farbe. Wenn Krasnow in seinem Roman „Der weiße Kittel" versucht, die Vernichtung des roten Rußlands durch die Gegenrevolution der Bauern und der ehemaligen Kriegsteilnehmer zu schildern, entsteht üble politische Kolportage.

Aber auch diejenigen Vertreter der älteren Generation, die das neue Rußland bejahen, haben nicht mehr die Führung der neuen russischen Dichtung inne. Ihre Werke sind zwar künstlerisch bedeutsam, aber sie sind doch nicht mittehaft von den neuen Kräften erfüllt, die die vorwärtsstrebenden Schichten beseelt, sie sind nur im stofflichen Sinne neu. Ein Roman, wie „In der Sackgasse" von Weresajew, von einem Schriftsteller, der vor dem Kriege wie Gorkij ein Vorkämpfer neuer Gesellschaftsordnung war, ist außerordentlich interessant für die zwiespältige Stellung des alten demokratischen Revolutionärs zur bolschewistischen Revolution. Aber in der Art seiner Menschendarstellung ist es durchaus dem Realismus der Vorkriegszeit verhaftet. Nur die Novelle „Der eiserne Strom" von Sserafimowitsch aus dem Bürgerkriege, das Werk eines Sechzigjährigen, und Zeitromane von A. N. Tolstoj wie „Höllenfahrt" sind in ihrem Gehalt Ausdruck einer neuen Zeit. Auch Gorkij, der nach manchem Schwanken im neuen Rußland als Dichter hoch geehrt wird und der der einzige lebende russische Dichter überhaupt ist, der heute internationale Geltung besitzt, gehört mit seiner Kunst doch der Vorkriegszeit an. Gerade seine beiden letzten Romane „Das Werk der Artamonows" und „Das Leben des Klim Samgin" zeigen dies deutlich. Das jüngste Buch Maxim Gorkijs schildert die jungen Menschen des Bürgertums vor dem Kriege in ihrem Schwanken zwischen Nationalismus und Internationalismus, zwischen Nietzsche, Tolstoj und Karl Marx. Und der vorausgehende Roman schildert zwar in mehreren Generationen Aufbau und Verfall einer Fabrik, des Werkes der Artamonows, aber er ist kein sozialer Roman, sondern Familiengeschichte, ist erfüllt von den Sonderlingen, Narren und Weltweisen der früheren Erzählungen Gorkijs. Die Handlung wird bis zum Kriege und bis zur Revolution fortgeführt, diese bleibt jedoch Hintergrund ohne gestaltende Wirksamkeit. Gorkijs große Bedeutung für die neue russische Dichtung liegt nicht in dem Kunstwert seiner eigenen Werke, sondern wie schon betont, in seinem Wegweisertum, das — ähnlich wie das des alten Fontane den jungen Naturalisten gegen-

über — immer wieder auch praktisch in der Entdeckung, in der Ermutigung und Förderung junger Künstler sich auswirkt.

Die russische Literatur, die heute das neue Rußland versinnbildlicht, wird wie in keinem anderen Lande getragen und geschaffen von Menschen, die vor dem Kriege weder im öffentlichen Leben noch in der Kunst irgend eine Rolle spielten. Von Menschen, von denen die ältesten in den vierziger Jahren, die jüngsten in den zwanziger Jahren stehen. Es sind Männer und Frauen — denn auch die Frau spielt eine bedeutsame Rolle als Epikerin —, die sehr früh mitten in den Lebenskampf gestellt wurden, die entweder kein Elternhaus hatten, das sie behütete oder die dieser Hut entflohen, soweit nicht der Krieg alle Geborgenheit zerstörte. Es sind Menschen, die zum großen Teil schon sehr wach den Zerfall aller Lebensformen vor dem äußeren Zusammenbruch im Weltkrieg erlebt haben, die keineswegs blind dem bolschewistischen Staat anhängen, die zwar jung, aber darum nicht den wirklichen Werten früherer Zeiten empfindungslos gegenüberstehen. Sie sind untereinander sehr verschieden. Ihr Leben hat sehr mannigfaltige Entwicklungsstufen genommen, sie kommen aus den verschiedensten Schichten, die einen sind durch die Erbschaft von Generationen wie durch eigenen geistigen Bildungsgang vertraut mit den literarischen, kulturellen Strömungen und Leistungen des übrigen Europas, vor allem Deutschlands und Frankreichs, die andern wieder sind frei von jeder Tradition, von allem irgendwie überkommenen Bildungsgut; die einen sind ganz vom Gefühl bestimmt, die andern halten sich selbst in strengster geistiger Zucht. Ein Teil von ihnen wirkt außerordentlich aktiv am politischen Leben mit, arbeitet auf den verschiedensten sozialen, volksbildnerischen Gebieten, andere wieder, die sogenannten Mitläufer, die literarisch den Kreis der Serapionsbrüder bilden, von denen Fedin und Pilniak die bedeutendsten sind, gehören nicht der kommunistischen Partei an, bejahen aber das neue Rußland. So verschieden die Menschen in Herkunft und Charakter sind, so eint sie doch alle der Glaube, in ihrer Kunst mit künstlerischen Mitteln Gestalter und Deuter neuen Lebens zu sein, eint sie die Verantwortung als Menschen des Nachkriegs nicht Wege zurück, sondern Wege vorwärts zu finden, eint sie bei allem klaren Blick für das Dunkel und die Schwere des Lebens jedes Einzelnen wie der Gesamtheit der Glaube an ewige Lebenskräfte. Ihre Romane und Novellen sind nicht wie viele Werke junger Schriftsteller anderer Länder literarisch formal konstruiert, sondern mannigfach und farbig wie das Leben selbst, das sie schildern. Gemeinsam ist ihnen ein starker Realismus, der auch vor Abschreckendem und Krassem nicht zurückschreckt, der aber sich nie in photographische Genrebilder verliert, sondern der immer versucht, die Einzelbeobachtung in das Ganze einzuordnen. Gemeinsam ist ihnen ferner die Ursprünglichkeit des Ausdrucks, sei es in lyrischer Gefühlsbetontheit, in epischer Fülle, aber auch in scharfer Ironie. Gemeinsam ist ihnen schließlich — das ist im ethischen Sinne vielleicht ihr Wertvollstes — ein starker, urhafter Drang nach Lebenswahrheit und Gerechtigkeit. Die meisten von ihnen, Männer wie Frauen, sind harte Kämpfer, die ihre politische Überzeugung nicht nur am Schreibtisch, sondern mit dem Einsatz ihres Lebens verfochten haben, die unter dem Zarentum verfehmt, verfolgt wurden, die immer wieder in tiefster Erschütterung die Not der kleinen Bauern, der

Arbeiter erlebt haben. Sie sind darum oft nicht sehr tolerant gegen das Alte, sie haben nicht viel Achtung vor der Kirche, der sie Verleumdung des Christentums, unterwürfigen Dienst an der weltlichen Macht vorwerfen. Aber diese russischen jungen Dichter machen doch nicht wie manche deutschen Schriftsteller oder wie etwa Upton Sinclair, der in Rußland außerordentlich geliebt wird, aus Gegnern leblose Karikaturen und aus eigenen Kameraden makellose Helden und Heilige, sondern sie versuchen Licht und Schatten gerecht zu verteilen. Gerade dies scheint mir volksbildnerisch eine ihrer wertvollsten Seiten zu sein. Sicher wäre es falsch, in dem neuen russischen Roman den völlig ungetrübten Spiegel des neuen Rußlands zu sehen, es gibt keine Freiheit der Kunst. Die Stellung des Bolschewismus zur Kunst ist sehr klar in der Schrift Trotzkijs „Literatur und Revolution" und jüngst nochmals in der Einleitung von Radek zu Pilniaks Roman „Die Wolga fällt ins Kaspische Meer", dargelegt. Während Upton Sinclair in Amerika ein völliger Außenseiter ist, sind die neuen russischen Dichter, die künstlerisch Sinclair weit überlegen sind, nicht Einsame mehr, sondern Sprecher großer Volksschichten.

Wir haben versucht, Herkunft, Wesen, Rhythmus und Lebensbeziehung des neuen russischen Romans zu skizzieren, es bleibt uns noch übrig, die Hauptstoffe und Probleme in ihrer Eigenart und besonderen Gestalt hervorzuheben. Wir sagten schon, daß all diesen Dichtern ein starker Realismus gemeinsam ist, er behütet sie davor, ihre Werke zu hohlen Allegorien des Kommunismus zu machen, zu bloßen Massenschreien. Sie versinnbildlichen die ungeheuren politischen kulturellen Umwälzungen im Geschick von einzelnen Menschen, sie stellen sie in bestimmte Lebensräume, sie geben ihnen die Eigenart bestimmter Atmosphären; ihre Romane der Gemeinschaft sind zugleich Entwicklungsromane. Sie wehren sich zwar gegen die Mystik der Menschen und der Kunst Dostojewskijs, sie lieben den Künstler Tolstoj, aber sie geben in ihren Romanen auch das Zwischenreich seelischer Kämpfe und Nöte, die Abgründe der Triebe, das Schwanken zwischen Gott und Teufel, obwohl sie diese nicht so bezeichnen. Ihre Dichtungen der Gegenwart sind volk- und erdverbunden, sie versuchen aber auch Wurzeln zu schlagen in der Geschichte, wie jede große epische Kunst. Es interessiert sie nicht die Entwicklung des Zarentums, des Adels, der oberen Schichten, es interessieren sie die revolutionären Bewegungen in früheren Zeiten. So behandeln sie wie etwa Tynjanow in seinem Roman „Wilhelm Küchelbecker" den Dekabristenaufstand, oder wie Kallinikow in seinem Roman „Frauen und Mönche" die Revolution von 1905 und die Entwicklung zum Bolschewismus von einem Kloster aus gesehen, so schildern sie vor allem die Revolutionen des Jahres 1917 und den folgenden Bürgerkrieg. Das Meiste dieser Literatur, so weit es unmittelbar während der Ereignisse oder ganz kurz nach ihnen entstanden ist, ist heute schon vergessen, nicht nur in Deutschland, wo es im Zusammenhang mit der starken kommunistischen Aktivität nach der Umwälzung viel übersetzt und verbreitet wurde, sondern auch in Rußland. Nur diejenigen Romane und Erzählungen, die die Erlebnisse der Zeit über eigene private Sicht und Beteiligung hinaus versinnbildlichen konnten, leben fort. Ich will in folgendem bei den verschiedenen Gruppen des neuen russischen Romans jeweils nur ganz besonders

charakteristische Romane hervorheben, und verweise im übrigen auf das früher über die Bücherkunde zur russischen Literatur Gesagte. Einen Typ des historischen Kriegs- und Nachkriegsromans stellt Tarassow-Rodionows Trilogie „Schwere Schritte" dar, von der in deutscher Übertragung bisher nur der 1. Band „Februar" erschienen ist. Dieses Buch ist eigentlich kein Roman, sondern eine Lebensbeschreibung, seine Bedeutung liegt darin, daß es über die geschichtlichen Tatsachen hinaus sehr lebendig und mit beträchtlichem Können die politischen Strömungen und die Stimmung der Masse wiedergibt. Die Erzählungen von Babel, Iwanow u. a. schildern meist einzelne besonders abenteuerliche Geschehnisse, in ihnen überwiegt oft die Freude am Abenteuer, an exotischen Gestalten das soziale Grundgefühl. Für sie gilt aber sehr stark, was vorhin allgemein hervorgehoben wurde: das Erwachen neuer Schichten, neuer volkhafter Eigenart in der Literatur. Künstlerisch am reifsten und menschlich am ergreifendsten sind die Kämpfe im Bürgerkriege für den Sieg des Bolschewismus gestaltet in dem Roman von Fadejew „Die Neunzehn". In diesem Buch lebt neben aller Bejahung des Kampfes, neben Blut und Tod die stille Grundtrauer über menschlichen Zwiespalt, lebt die Sehnsucht nach Reinheit und Lebensfreude. Man sollte gerade dieses Buch jungen Männern, die heroische Abenteuer verlangen, in die Hand geben. Weitgespannter als all die genannten Werke, ein wirkliches Epos von Weltkrieg und Revolution ist der große Romanzyklus von Scholochow „Der stille Don", von dem im Deutschen bisher zwei Bände erschienen sind. In dem Roman dieses jungen Kosaken, der erst seit etwa zwei Jahren bekannt ist und der heute schon als einer der begabtesten Schriftsteller gilt, der mit 14 Jahren in den Kämpfen der russischen Revolution aktiv teilgenommen hat, sind bis heute vielleicht am bedeutsamsten — neben den Romanen von Panferow — die neuen Kräfte aus bisher fast stummen Volksschichten lebendig geworden. Hier wird wirklich der Roman von Frieden und Krieg gegeben, eint sich lyrische Gefühlsbewegtheit, uralte Sage mit den Kämpfen der Gegenwart, wird das Schicksal einzelner bäurischer Menschen in Liebe und Haß sinnbildlich für das ganze Volk, wird im Zeitlichen und Besonderen das allgemein Menschliche gestaltet. Dieser Roman spricht keineswegs nur zu Arbeitern und Angestellten, sondern kann allen Leserkreisen und zwar Männern wie Frauen zu starkem Erlebnis werden.

Der Erfolg und die Dauer des Bolschewismus ist entscheidend davon abhängig, wie weit es ihm auch weiterhin gelingt, die Millionen von kleinen Bauern für sich zu gewinnen. Es ist daher selbstverständlich, daß die jungen Dichter sehr oft das neue russische Dorf schildern, die Umschichtung im Bauerntum, die Kämpfe zwischen den armen Kleinbauern und den reichen Mittel- und Großbauern, den Kulaken, die Bestrebungen genossenschaftlicher Art. All diesen Werken ist wiederum ihr starker Realismus gemeinsam, der sich nicht nur in der breiten epischen Schilderung bäuerlichen Lebens, sondern auch in der gerechten Verteilung von Licht und Schatten zeigt. Diese Bauernromane des neuen Rußlands sind fast völlig frei von dem Musterbauerntum der Goethezeit, sind frei von der pädagogischen Idealisierung Pestalozzis und Zschokkes. Sie schildern — Leonow, Panferow, Sejfullina, Kaprow — den Kampf zwischen Altem und Neuem in

seiner ganzen Schärfe, ja in seiner tiefen menschlichen Tragik als Zwiespalt der Generationen und Familien, sie erzählen vom Segen der Erde, sie sind aus eigenem Erleben ganz ursprünglich verbunden mit der Scholle, auch wenn ihre Menschen dies nicht mehr allein, sondern in der Genossenschaft, in der Kommune besitzen, und die Maschine, der Traktor in das Dorf einzieht. Einzelne dieser Bücher, vor allem die Romane des jungen Wolgabauern Panferow sind von einer Ursprünglichkeit, die sie zu den bedeutsamsten Bauernromanen anderer Länder stellen.

Krieg und Revolution haben sehr viel zerstört. Danieder lagen die Fabriken, als die Arbeiter endlich die Uniform, sei es die des Zaren, sei es die der Roten Armee, ausziehen konnten. Unendlich schwer ist der Aufbau der Fabriken, denn es fehlte nicht nur an Geld, an Maschinen, es fehlte auch an innerer Bereitschaft, an Führern wie an einer wirklichen Gemeinschaft der Arbeiter und Arbeiterinnen. Man hat den Kapitalismus vernichtet, man hat den Sozialismus erkämpft, aber man hat ihn noch keineswegs im Alltag verwirklicht. Diese Menschen, die nach den Jahren des Mordes müde und gierig nach primitivem Genuß heimgekehrt sind, sollen sich nun sofort wieder einordnen, sollen wieder dienen. Sehr allmählich erst erringen sie ein neues Verhältnis zur Arbeit, fühlen sie sich wirklich als Rad des großen Wagens, der für sie alle und mit ihnen vorwärts will. Diesen Aufbau der Fabriken, diese schweren Kämpfe gestalten wiederum in Helle und Dunkel eine Reihe von Dichtern, von denen nur Gladkow, Leonow und Anna Karawajewa hervorgehoben seien. Mit außerordentlicher Objektivität schildern sie auch die Schattenseiten des neuen Systems: das Durcheinander der Behörden, das Mißtrauen gegen selbständige Persönlichkeiten, die Pfründensucht und den Rausch der Phrase. Während in Leonows Roman „Aufbau" — Leonow ist am stärksten von allen russischen Dichtern durch Dostojewskij beeinflußt — der Kampf zwischen Mönchen, Bauern und Arbeitern und vor allem das Dunkel seelischer Schwingungen im Mittelpunkt steht, wächst Gladkows Roman „Zement" auf dem Boden des neuen Weltgefühls proletarischer Macht, aus einem neuen Erleben der Arbeit, des Dienstes am Ganzen, aus einem neuen Heldentum der Pflichterfüllung und der Schaffenskraft. Von diesem Mittelpunkt werden alle andern gesellschaftlichen Probleme gesehen und gedeutet. Dieses Lebensgefühl, das sich mit starkem Optimismus durchsetzt, hat Gladkows Buch zu dem stärkstgelesenen Roman des neuen Rußlands gemacht. In dem früher in gekürzter Form unter dem Titel „Das Sägewerk" erschienenen, jetzt vollständig übersetzten Roman „Fabrik im Walde" der Dichterin Anna Karawajewa, die aus kleinbürgerlicher Umwelt stammt, sich selbst aber mit eigener Kraft das Hochschulstudium erkämpft hat und heute sehr intensiv in der kommunistischen Parteiarbeit in der Provinz tätig ist, fehlt der revolutionäre Hymnus Gladkows, der sich bei ihm in expressionistischem Stilbau entfaltet. Ihr Roman ist stiller, ist episch fließender, und er ist in allem Sonderschicksal der Menschen, die hier ein verfallenes Sägewerk wieder aufbauen, noch allgemein gültiger als der Roman Gladkows. Man fühlt, daß Jahre unermüdlicher Arbeit des Aufbaus zwischen ihm und dem „Zement" liegen, daß der Freiheitsüberschwang, der nicht nur erstarrte Formen zerstörte, sondern auch innerlich notwendige Bindungen zu zer-

brechen drohte, sich gelöst und geklärt hat, daß er fruchtbar geworden ist in einer neuen Sittlichkeit. Sie zeigt sich besonders deutlich im Verhältnis der Geschlechter, das mit Offenheit, aber auch mit sicherem Takt gestaltet ist. Auch dieser Roman verdiente es wegen seiner künstlerischen und menschlichen Höhe weitesten Leserkreisen zugänglich gemacht zu werden. Er wird insbesondere für Frauen, die „soziale Lektüre" verlangen, die aber die meisten sozialen Romane als Männerbücher ablehnen, ein aufrüttelndes und lebensfrohes Buch sein.

Gewandelt hat sich nicht nur Dorf und Fabrik, Scholle und Maschine, gewandelt hat sich auch das Gesicht der Städte und ihrer Menschen. Gewandelt nicht nur im Äußeren, im Verfall der Fassaden und im Entstehen neuer Bauformen, gewandelt hat sich das Leben des Einzelnen, der Familie, der Gesellschaft, der Wirtschaft, der Politik. Dieses neue Werden und Sein, den Kampf zwischen Altem und Neuem in der Stadt haben junge russische Dichter mannigfach gestaltet. Sie alle, auch gerade die in unserem Sinne literarischsten von ihnen: Ehrenburg und Fedin haben einen außerordentlich bewegten Lebensgang, eine schwer erkämpfte Lebenserfahrung, die ihre Werke bei aller politischen Bestimmtheit doch tolerant macht, die ihren Büchern trotz ihrer Jugend oft die Güte der Reife gibt. Ihr Hauptproblem ist die Stellung des differenzierten Einzelnen zur Gemeinschaft, die Möglichkeit seiner Entfaltung in einer sozialistischen Welt, seine Pflichten und Rechte. Es ist zuerst und mit am stärksten gestaltet in einem kleinen Roman von Tarassow-Rodionow „Schokolade", es beherrscht Fedins „Städte und Jahre" wie seine „Brüder", es steht im Mittelpunkt der Erzählungen der Schriftstellerin Kollontay, es ist der Ausgangspunkt der Werke von Ehrenburg, der in einzelnen unserer Büchereien überhaupt nicht vorhanden ist, in andern zu den stärkst gelesensten Autoren gehört. Er ist keineswegs nur der kalte Literat, als den man ihn oft darstellt, seine Werke, vor allem sein bedeutender Roman „Michail Lykow", sind erfüllt von dem Zwiespalt des modernen Menschen, von dem ehrlichen Ringen um einen Ausgleich zwischen Individualität und Gemeinschaft. Wie sehr hinter Ehrenburgs Ironie, hinter dem oft skurrilen Durcheinander seiner Bücher ein starkes Ethos steht, zeigt sein Roman aus der französischen Revolution „Die Verschwörung der Gleichen", einer der besten historischen Romane überhaupt. Von den Romanen der Stadt werden in Deutschland am weitesten vielleicht die Romane Fedins, vor allem sein Musikerroman „Die Brüder" und der Frauenroman mit heiterem Grundklang „Der Platz an der Sonne" von Vera Inber vordringen. Die großstädtische Satire und der Humor ist lebendig in den Skizzen Soštschenkos aus dem Kleinbürgertum, die mehrfach übersetzt sind, in den Romanen „Die Defraudanten" von Katajew, „Fischbein streckt die Waffen" von Roesmann, „Zwölf Stühle" von Ilf und Petrow.

Neben der Umwälzung und Umschichtung wirtschaftlicher, gesellschaftlicher, kultureller Art hat das neue Rußland seinen Aufbau von vornherein außerordentlich stark in Schule und Jugendbewegung gegründet. Ich möchte nochmals betonen, daß ich hier nur die für die Literatur bewegenden Kräfte hervorzuheben habe, nicht aber politische, soziologische Kritik an dem Wollen, an den Mitteln, an den Zielen des Bolschewismus üben will und kann.

Die Erkenntnis, die uns Volksbildnern täglich in unserer Arbeit oft schmerzlich und quälend kommt, daß unser Wirken in der Erwachsenenbildung fruchtlos ist, wenn es sich nicht auf eine lebendige Schule, auf eine aktive Jugenderziehung stützen kann, beseelt die Russen in ihrem ganzen Schrifttum. Und so gestalten die jungen Dichter, die selbst zum großen Teil keine frohe Kindheit, keine freie Jugend gehabt haben, in ihren Romanen und Erzählungen junge Menschen als zukünftige Träger einer besseren Gesellschaft. So schildert der früh verstorbene Bauerndichter Nemerow in seiner Erzählung „Taschkent, die brotreiche Stadt" einen Bauernjungen, der mit unsäglich viel Mühe und echtem kindlichen Heldentum seine Mutter vor dem Verhungern rettet, indem er Brot aus der fernen Stadt herbeischafft. Ein Buch, das trotz mancher Kraßheiten zu allen jungen Menschen spricht. Die Schriftstellerin Sejfullina schreibt in ihrer Erzählung „Der Ausreißer" ebenfalls die bewegte Odyssee eines Dorfjungen, der ein tüchtiges Mitglied einer Kinderkommune wird. Der junge 25jährige Dichter Pantelejew schildert in Gemeinschaft mit Bjelych in „Schkid, die Republik der Strolche" verwahrloste Kinder, die in einem Kinderheim erzogen werden, er gestaltet in seiner kleinen Erzählung „Die Uhr", die ein gutes Jugendbuch ist, das Schicksal eines Proletarierjungen, dem die moderne Erziehung sicheren Grund unter die Füße gibt. Der Schriftsteller Ognjew (Pseudonym für Rosanow) schildert in seinem „Tagebuch des Schülers Kostja Rjabzew" die moderne russische Schuljugend, ihre politische Aktivität, ihre Stellung zur Familie, ihre erotischen Nöte. Die Fortsetzung des Buches, die die Universitätszeit darstellt, ist recht schwach und kann kaum allgemeine Gültigkeit beanspruchen. Die jungen Arbeiterstudenten stehen im Mittelpunkt des künstlerisch bedeutsamen Romans von Lidin „Der Abtrünnige". Die junge Kommunistin schildert, in Parallele zu Ognjew, Nikolai Bogdanow in seinem Buch „Das erste Mädel". Es ist eine Erzählung aus der modernen Jugendbewegung, die sehr eindringlich das politische Wollen, wie die individuellen Nöte der jungen Menschen gestaltet, die in allem Aufgehen für die große Idee in Gefahr geraten, Schaden am eigenen Menschentum zu nehmen, und die nicht immer den Weg zum Leben finden. Dieses Buch verdient die Beachtung aller Pädagogen, darüber hinaus aller Menschen, die mit der Jugend der Nachkriegszeit in Fühlung stehen. Es geht auch hier nicht um eine russische, sondern um eine allgemein menschliche Angelegenheit. Gladkow hat in seinem Roman „Marußja stiftet Verwirrung" ebenfalls junge Menschen gezeichnet. Diese Menschen, die in aller Pflichterfüllung der sozialen Arbeit doch immer die Wahrheit der Worte Lenins erleben: „Ein Revolutionär muß träumen können, wenn er kein hoffnungsloser Philister ist". Der Roman Gladkows ist keine billige Verherrlichung des Bolschewismus, er zeigt auch die Schwächen der Mitläufer, die Zweifel der echten Anhänger. Alle Schichten und alle Kräfte des neuen Rußlands, aber auch die Anhänger des alten versucht Pilniak in seinem in Deutschland früher als in Rußland erschienenen Roman „Die Wolga fällt ins Kaspische Meer" zu gestalten. Er ist, darum steht er am Ende unserer literarischen Skizze, der Versuch, die Arbeit und das Ziel des Fünf-Jahres-Plans dichterisch zu versinnbildlichen, er ist in Wert und Unwert, in überzeugendem und Krampfhaftem Ausdruck des

neuen Rußlands, Ausdruck eines neuen Heldentums der Arbeit, der Idee des Kommunismus, der, auch das spricht aus dem Roman deutlich, unendlich schwere Opfer fordert, aber doch nicht nur zerstört, sondern auch aufbaut.

Es gibt in unserer Arbeit keine Rezepte für gutes, heilsames Lesen. Es lag mir darum nichts ferner als ein Dogma aufzurichten, es ging mir nicht darum, den neuen russischen Roman höher zu bewerten als etwa viele deutsche oder skandinavische Bücher. Was ich wollte, war nur seine Bedeutsamkeit überhaupt aufzuzeigen, einen kleinen Beitrag zum Verstehen dieser modernen Literatur, ihrer sozialen und künstlerischen Wurzeln zu geben, einen Versuch zu ihrer volksbildnerischen Auswertung, die die gemeinsame Arbeit von uns allen sein muß.

Vorlesestunden.

Von Dr. Erwin Ackerknecht.

VIII (Schluß).

Unter den Vorlesestunden des vergangenen Winters, die ich schließlich noch mitzuteilen habe, befanden sich vier, bei denen ich, im Sinne der Vorschläge und Versuche in meinem Aufsatz über „Bildungspflege und Schallplatte" (Jg. 1930 dieser Zeitschr. S. 11), ausnahmsweise Schallplattenmusik heranzog. Es handelte sich um das erste und das letzte Programm des Winters, um das Totensonntagsprogramm und um ein weiteres Programm, an dem ich die Möglichkeit der Steigerung einer lustigen Wirkung durch Musik ausprobieren wollte. Ich nehme diese vier Beispiele aus methodischen Gründen aus der zeitlichen Folge heraus und beginne mit ihnen. Vorweg sei einiges Zusammenfassende bemerkt.

Ich habe absichtlich bei zweien bzw. dreien dieser musikalisch umrahmten Vorlesestunden Programme zugrunde gelegt, die ich in ähnlicher Form schon vor Jahren ohne Musik bot. So konnte ich noch sicherer beurteilen, ob eine Vertiefung der bildungspfleglichen Wirkung, im Sinne unserer Vorlesestundenarbeit*), überhaupt in einer größeren Zahl von Abwandlungen zu erhoffen ist, oder ob die Gefahr, die Grenzen zwischen Vorlesestunde und Volksunterhaltungsabend zu verwischen, doch so groß ist, daß man die Heranziehung der Schallplatte bei der Vorlesestunde auch nicht einmal ausnahmsweise verantworten kann. Ich darf gleich das Ergebnis dahin feststellen, daß man, meiner Ansicht nach, in der Tat die ausnahmsweise Heranziehung der Schallplatte nur wünschen kann, daß man dabei jedoch von vornherein außer den methodischen Forderungen, die ich schon in meinem oben erwähnten Aufsatz gestreift habe und die zum Teil auch bei den folgenden Programmen zum Vorschein kommen, einige

*) Das innerste Wesen dieser Wirkung habe ich unter dem Gesichtswinkel der Jugendführung neu zu formulieren versucht in einem Vortrag, den ich nachträglich auszugsweise aufgeschrieben habe und der soeben in dem von Dr. Eugen Löffler herausgegebenen Sammelbuch „Praxis der Jugendführung" im Silberburg-Verlag in Stuttgart erschienen ist. Ich darf auch solche Interessenten auf ihn verweisen, die nicht ausschließlich von der Jugendführung aus an dem Vorlesestunden-Thema interessiert sind.

technische Gesichtspunkte beachten muß. Die drei wichtigsten sind: Das Grammophon muß von einem Mitarbeiter bedient werden, der nicht nur in seiner Handhabung sehr geübt ist und so alle unnötigen maschinellen Geräusche zu vermeiden versteht, sondern auch die vorzuführenden Platten genau kennt und so sicher und rechtzeitig den Apparat auszuschalten in der Lage ist. Ferner sollte man nicht mehr als zwei Platten (mit je einem in sich geschlossenen Einzelstück) in einem Programm verwenden, damit man nicht während der Vorlesestunde neu aufzuziehen braucht. Und schließlich sollte man in der Regel nur Instrumentalmusik, insbesondere Kammermusik, heranziehen und höchstens ausnahmsweise einmal Vokalmusik.

Und nun zu den vier Beispielen selbst:

22.

Herbst.

	Spanischer Tanz (Cello und Klavier), Elektrola DA 1015	3 Min.
Rilke:	Herbsttag (Gedicht)[1]	2 „
Hesse:	Es wird Herbst / — Herbst [2]	17 „
	Schubert: Quartett d-moll „Der Tod und das Mädchen" Andante Teil 1, Columbia LS 3219	5 „
Schäfer:	An der Paßhöhe[3]	22 „
Taube:	Der verborgene Herbst (Gedicht)[4]	2 „
Bartsch:	Die Schauer im Don Giovanni[5]	16 „

Aus: [1]) Rilke: Buch der Bilder. Leipzig, Insel. [2]) Hesse: Bilderbuch. Berlin, Fischer. [3]) Schäfer: Die begrabene Hand. München, Müller. [4]) Otto von Taube: Der verborgene Herbst. Leipzig, Insel. S. 391. [5]) Bartsch: Vom sterbenden Rokoko. Leipzig, Staackmann.

Dieses Programm enthält einige Stücke aus alten Programmen (vgl. in der 2. Auflage meines Vorlesestundenbuches die Programme 3, 53 und 74), ergänzt durch die Musikstücke und durch einige früher nicht gelesene Gedichte und zu einer ganz neuen Einheit zusammengefügt. (Man kann z. B. bei der Mozart-Novelle sehr schön nachprüfen, wie hier ihr naturhafter Gehalt noch viel stärker zum Gefühl der Hörer spricht als in dem Rokoko-Programm, während dafür ihre zeitgeschichtliche Perspektive zurücktritt.) Anstatt der einstimmenden Worte wies ich nur darauf hin, daß wir zunächst ein Musikstück vernehmen werden, das besser als etwaige Einleitungsworte auf die ernste Schönheit der nachfolgenden Dichtungen vorbereite. Den Titel des Musikstückes nannte ich absichtlich nicht, da er sicher falsche Erwartungen hervorgerufen hätte. So wurde niemand beirrt durch das Wissen darum, daß das wunderbar getragene, einzig schön gespielte Cello-Stück eigentlich ein Tanz sei. — Der Schubertsche Quartettsatz läßt den legendenhaft verklärten Schluß der Hesseschen Skizze, diese dionysische Himmelfahrt, in immer höhere Sphären entschweben. Und die Schäfersche Anekdote wirkt dann umso erdgebundener. Sie bildet überhaupt einen wundervollen Kontrast zu dem Vorangegangenen und macht die Bahn frei für die lyrischen Reize der beiden letzten Stücke.

Sofern man ein drittes Musikstück einfügen will (etwa wenn man über einen Apparat verfügt, der nicht aufgezogen zu werden braucht),

käme hinter der Schäferschen Anekdote der zweite Teil des Andante aus dem Schubert-Quartett in Betracht. Jedenfalls aber muß man unbedingt vermeiden, nach der Novelle von Bartsch noch ein Musikstück zu bringen, etwa gar die Ouvertüre zum Don Giovanni!

23.

Totensonntag.

Denn alles Fleisch es ist wie Gras (Vorspruch)	1	Min.
Brahms: Requiem (Chor), Elektrola EH 265 Teil 1 .	5	„
Schaumann: Eine kleine Spanne Zeit / — Die kleine Bitte . . . . } (Gedichte)[1] . . .	5	„
Strauß: Das Grab zu Heidelberg[2])	25	„
Mörike: Denk es, o Seele (Gedicht)[3])	1	„
Siwertz: Der reiche Mann[4])	10	„
Huch: Requiem[5])	20	„
Weitbrecht: Wenn ich Abschied nehme (Gedicht)[6])	1	„
Mahler: Ich bin der Welt abhanden gekommen (Lied), Ultraphon E 288	5	„
Seidel: Ziel des Leidens (Gedicht)[7])	3	„

Aus: [1]) Soergel: Kristall der Zeit. Leipzig, Grethlein. [2]) Emil Strauß: Der Schleier. München, Müller. *[3]) Mörike: Gedichte. Insel-Bücherei 75. [4]) Siwertz: Die Alten. Leipzig, Merseburger. [5]) Friedrich Huch: Der Gast. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. [6]) Ehrler: Das schwäbische Liederbuch. Stuttgart, Strecker & Schröder. [7]) Ina Seidel: Neue Gedichte. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

In meinem Schallplatten-Aufsatz wies ich darauf hin, daß Vorlesestunden, denen durch Musik ein festliches Gepräge verliehen werden soll, namentlich auch am Totensonntag in Betracht kommen. Das obige Programm gibt ein Beispiel dafür, das ich allerdings genau in dieser Form nicht wiederholen würde, so gut es in der Theorie aufgebaut war und so schön an sich die beiden Musikstücke sind. Ich hatte wohl damit gerechnet, daß man den Text der Gesänge nicht verstehen werde, wie das ja bei Vokalmusik in Kirche und Konzertsaal auch meist der Fall ist. Und ich hatte wenigstens den Klagespruch des Psalmisten, der den ersten Chören des Requiems zugrunde liegt, als Vorspruch gelesen. Trotzdem habe ich es als entschiedenen Mangel empfunden, daß die gesungenen Worte nicht auch durch ihren Inhalt wirken konnten, und würde, wenn ich das Programm wiederholte, reine Instrumentalmusik wählen.

Die kunstvolle und getragene Schlichtheit der Straußschen Novelle verlangt besonders gutes Probelesen.

Vor der Geschichte vom „reichen Mann" empfiehlt es sich, um einen neuen Anlauf zu gewinnen, einige vordeutende Worte zu sagen, etwa: „Und nun eine kleine Erzählung des schwedischen Dichters Sigfrid Siwertz, die nicht nur durch ihren Titel an das Gleichnis in den Evangelien erinnert, sondern tatsächlich etwas von deren eindringlicher Gewissenskraft an sich hat, obwohl sie in einer ganz gegenwartsnahen und unfeierlichen Form erzählt ist."

Bei dem Gedicht von Ina Seidel wird es für manchen Vorlesenden

seinen eigenen Reiz haben, die Dichterin selbst es sprechen zu hören. Diesen Genuß kann er sich jederzeit verschaffen, wenn er sich die Sprechplatte Grammophon 22 960 vorführt, aus der nicht nur Ina Seidels Auffassung von jedem Wort ihres Gedichtes, sondern auch der besondere Klang ihres tieftönigen Organes erstaunlich klar herauskommt. Selbstverständlich kann es sich nicht darum handeln, daß der Vorleser die Dichterin nun möglichst treu nachzuahmen sucht.

24.

Feierabend.

Mozart: Klarinettenquintett A-Dur, Larghetto II. Teil, Grammophon B 29 316 . . . . 4 Min.
Kolbenheyer: Feierabend (Gedicht)[1] . . . . 1 „
Siwertz: Der Alte auf Südskär[2] . . . . 16 „
Ina Seidel: Trost (Gedicht)[3] . . . . 1 „
Matthias Claudius: Der Mond ist aufgegangen (Gedicht Vers 1, 2, 3 und 7)[4] . . . . 2 „
Hesse: Meine Erinnerung an Knulp[5] . . . . 35 „
— Auf Wanderung (Gedicht)[6] . . . . 1 „
Tschaikowsky: Andante cantabile. op. 11, Electrola DB 588 5 „

Aus: [1]) Ackerknecht: Menschheitsfragen. S. 85 f. Heilbronn, Salzer. [2]) Siwertz: Sam, Beth und das Auto. Bremen, Schünemann. [3]) Seidel: Weltinnigkeit. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. *[4]) Claudius: Wandsbecker Bote. Insel-Bücherei Nr. 186. [5]) Hesse: Knulp. Berlin, S. Fischer. [6]) Hesse: Unterwegs. Gedichte. München, G. Müller.

Dieses Programm findet sich zum größten Teil schon unter demselben Titel in meinem Vorlesestundenbuch (Programm 31). Weggenommen habe ich nur zwei Gedichte, weil mir schien, daß die alte Form des Programms zu viele Gedichte hintereinander gebracht habe (was damals sicher von der Teilung der Vorlesestunde unter zwei Vorlesende herkam). Hinzugefügt habe ich dagegen ein Prosastück — denn für ein Nachmittagsprogramm wäre das Programm in seiner alten Form ohnedies zu kurz gewesen — und die beiden Musikstücke.

Einleitend sagte ich: „Es gibt sicher nicht viele seelische Erscheinungen, die so bedeutungsvoll von der schrecklichen Unnatur des gegenwärtigen Volkslebens in Europa zeugen wie die Tatsache, daß Millionen unserer Zeitgenossen nicht mehr den festlichen Doppelsinn des Wortes Feiern nachfühlen können. Der gesunde Wechsel von Arbeit und Ruhe ist für sie aufgehoben. Sie sind zu einer monate- und jahrelangen Arbeitsruhe, meist im rüstigsten Lebensalter, verurteilt. Wie sollten sie noch das Glück des Feierabends erleben? — Dennoch will unser heutiges Programm den Versuch machen, uns alle durch das Zauberwort der Dichter zu entrücken in die seelenlösende, begnadende Ruhe, die in unserer Zeit der erzwungenen Untätigkeit einerseits und des überhasteten und rationalisierten Tempos andererseits ein so seltener Schatz geworden ist, und die Macht der Töne soll uns noch besonders dazu helfen."

Vor der kleinen Geschichte von Siwertz sagte ich, daß wir nun einen Blick auf den seltsamen Feierabend eines schlichten Lebens werfen wollen.

Von dem treuherzigen Abendlied des Matthias Claudius kann man die Verſe 4, 5 und 6 gut weglaſſen, ohne daß es den heutigen Hörern verſtümmelt erſcheint.

Vor der Leſung des Abſchnittes aus dem „Knulp" empfiehlt es ſich, darauf hinzudeuten, daß es ſich hier um das volksliedhafte Sichausſtrömen einer einſamen Seele handle, die ſich beſſer als irgendeine auf die Kunſt des Feierns zu verſtehen ſcheint.

Die Muſik rundete das Programm ſehr ſchön ab.

25.

Allerlei Tänze.

Münchhauſen: Der Todſpieler (Gedicht)[1] . . . . . . 5 Min.
Maupaſſant: Das Menuett[2] . . . . 7 „
Mozart: Don-Giovanni-Menuett (Cembalo mit Orcheſter)
Electrola DA 977 . . . . 5 „
Schüler: Tanz der Greiſe (Gedicht)[3] . . . . 3 „
Strindberg: Der Schneider ladet zum Tanz[4]) . . . . . 20 „
Lukkari Heikin Polkkia (Accordion-ſolo), Electrola EG 1181 5 „
Kielland: Alte Tänze[5]) . . . . 10 „

Aus: [1]) Börries von Münchhauſen: Balladen und ritterliche Lieder. Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt. *[2]) Maupaſſant: Ausgewählte Novellen. 1. Bändchen. Leipzig: Reclam. [3]) Schüler: Balladen und Bilder. Stuttgart, Cotta. *[4] Manuſkriptdruck der Stettiner Volkshochſchule. *[5]) Ebenda.

Dieſes alte Programm (Vorleſeſtundenbuch 29) brauchte nur ein wenig gekürzt zu werden, um ſich ganz vorzüglich durch zwei Muſikſtücke ſteigern zu laſſen. Der „Todſpieler" konnte als großartiger Auftakt bleiben (wobei ich allerdings diesmal die affektierte, völlig unepiſche Wiederholung der Zeilen „Zierlich in die Höh" und „Nackter kleiner Zeh" unterſchlug), und die Maupaſſantſche Skizze eröffnete dann die Reihe der drei Proſaſtücke, die den eigentlichen Kern des Programms ausmachen. Das Don-Juan-Menuett mit ſeinem geiſterhaften Cembalo-Klang verſtärkte und verſüßte den Zauber der Vergeſſenheit, der das alte Paar in Maupaſſants Dichtung umwittert. Die Schülerſche Ballade kann man weglaſſen, oder man kann ſie auch gleich hinter der Münchhauſenſchen leſen (ſ. unten). Als beſonders glücklich erwies ſich der Einfall, die ſchwediſch-finniſche Polka (auf der Handharmonika glänzend geſpielt) vor dem kurzen letzten Stück einzuſchieben. Der Schluß des Programmes wurde ſo zu einem richtigen Kehraus.

Ich habe das Programm in ſeiner neuen Form gleich zweimal ausprobiert, das eine Mal vor unſerem Vorleſeſtunden-Stammpublikum, das andere Mal vor den Schülerinnen der Berliner Büchereiſchule. Es iſt vielleicht für manchen Bildungspfleger methodiſch nicht unintereſſant, nachprüfen zu können, wie ich beide Male die Einſtimmung verſchieden geſtaltet habe. Ich gebe daher im folgenden beide Einleitungen wieder und zwar in der eben erwähnten Reihenfolge:

„„Allerlei Tänze" heißt unſer heutiges Programm. Der Nachdruck liegt auf allerlei. Denn es iſt eine ſehr bunte Reihe von Tänzen und von Tänzern, die in dieſer Stunde auf unſerem inneren Blickfeld erſcheinen.

Angeführt wird sie von jenem großen Tanzmeister, den das deutsche Mittelalter so gerne darstellte in seinen Totentanz-Bildern. In den beiden Gedichten, mit denen ich beginne, ist es noch ganz seine knöcherne Weise, um die sich alles dreht. Die drei Erzählungen aber, die dann folgen, führen uns über wehmütig-zarte und über tragikomische Eindrücke hinüber zu hellstem Übermut. Zwei Musikstücke, die ich zwischen die Erzählungen einfügen will, werden dazu dienen, uns in den immer heiterer werdenden Schwung der letzten Stücke des Programmes hinüberzuhelfen."

Und die andere Version:

„Unsere Zeit ist ganz besonders am Tanze interessiert. Ich meine damit nicht die Tatsache, daß junge und alte Knaben jede Gelegenheit wahrnehmen, mit den jeweils vorhandenen Mägdlein zum Tanz anzutreten. Das war zu allen Zeiten so und nur das Tempo und die Tanzfiguren haben sich geändert. Ich denke vielmehr an jene seltsame Gegenwartserscheinung, daß Tanz und Weltanschauung heute in den verschiedensten Abwandlungen eine enge Verbindung eingegangen sind: Der Tanz begnügt sich in solchen Fällen nicht mehr damit, wie jede stilisierte Ausdrucksbewegung den Grad und die Art der Lebendigkeit des Ausübenden zu verraten, sondern er wird in solchen Fällen zum Bekenntnis, zur Konfession im Sinne einer Weltanschauungsgemeinde. — So hoch wollen wir nun, wie Sie gleich sehen werden, mit unserem heutigen Programme nicht hinaus. Wir bleiben bei der Ausdrucksbewegung als solcher stehen und bei dem, was sie uns verrät. Und da werden wir einen weitgespannten Weg gehen in dieser kurzen Stunde, der aus dem Dunkel grausigster Totentanzstimmung über elegische und tragikomische Eindrücke zu hellstem Übermut führt."

26.

Bauernzorn.

Griese: Die letzte Garbe[1]) . . . . 58 Min.
Björnson: Eine gefährliche Freierei[2]) . . . . 10 „

Aus: [1]) Griese: Die letzte Garbe. Bremen, Schünemann. [2]) Björnson: Über den hohen Bergen. Bd 1. Leipzig, Grunow.

Programm eines Mitarbeiters. — Die erste Erzählung zeichnet ein düsteres Bild aus dem Dreißigjährigen Kriege vor dem Hintergrunde mecklenburgischer Heidelandschaft. Das langsame In-Wallung-Geraten geduldigen Bauernblutes ist von mächtiger Wirkung. Durch kleine Kürzungen wurde diese Wirkung noch erhöht. Björnsons harmlos-heitere Geschichte wirkte wie das Satyrspiel nach der Tragödie.

27.

Russische Schicksale und Gestalten.

Lidin: Das blaue Vlies[1]) . . . . 18 Min.
Iwanow: Meine Jugend[2]) . . . . 52 „
a) Wie ich Gorki und wie Gorki mich entdeckte (Kindheit, Knabenalter, Jünglingsjahre).
b) Als ich Fakir war.
c) Vater und Mutter.

Aus: [1]) Dreißig neue Erzähler des neuen Rußland. Junge russische Prosa. Berlin, Malik-Verlag. [2]) Iwanow, Wsewolod: Der Buchstabe „G“. Ausgew. Erz. Berlin, Malik-Verlag.

Programm eines Mitarbeiters. — Bei der Erzählung von Lidin muß das Dumpfe und Unheimliche der Stimmung durch eine gleichmäßig schwere Tonfarbe, die nur bei den wenigen Dialogstellen aufgehellt wird, bis zum Ende unvermindert zum Ausdruck kommen. Erfrischend platzen dann in diese Schwüle die ganz unbekümmert vorzulesenden derbnatürlichen heiteren Erinnerungen Iwanows: Kindheit und Knabenalter. Aber schon der Abschnitt „Jünglingsjahre“ erfordert eine satirische Zuspitzung des Vortrags, der bei dem Stück „Als ich Fakir war“ ganz zu sachlicher Kälte geworden die völlig unsentimentalen und ungeschminkten Darstellungen nüchtern hinsetzen muß. „Vater und Mutter“, eine wuchtige Vision von erschütternder Realität, kann gar nicht untheatralisch einfach und groß genug im Ausdruck vorgelesen werden. — Das etwas schwere Programm verlangt vom Vorlesenden und von der Hörerschaft starke Konzentration.

28.

Weihnachtsgeschichten.

Kolbenheyer: Eines Sonderlings Weihnacht[1]) . . . . . 25 Min.
Schieber: Ein altes Buch[2]) . . . . 20 „
Fock: Eine Weihnachtsfahrt[3]) . . . . 25 „

Aus: [1]) Kolbenheyer: Kämpfender Quell. München, Müller. *[2]) Schieber: Der Lebens- und Liebesgarten. Heilbronn, Salzer. [3]) Fock: Schullengrieper und Tungenknieper. Hamburg, Glogau.

Bei diesem Programm hatte ich mich, der plattdeutschen Gespräche der „Weihnachtsfahrt“ wegen, mit einem niederdeutschen Mitarbeiter in das Lesen geteilt. Einleitend sagte ich:

„Unser heutiges Programm bringt drei Geschichten, die, jede in ihrer Art, von weihnachtlicher Stimmung getragen werden. Die beiden ersten Erzählungen, die ich selbst lese, spielen in oberdeutschen Gegenden, die dritte, die Herr Dr. X. liest, ist ausgesprochen niederdeutsch. — Ich beginne also mit der Skizze aus dem alten Karlsbad „Eines Sonderlings Weihnacht“, einer von liebevollem Verständnis für scheues, altmodisches Menschentum erfüllten Charakterstudie, einem mit feinstem Pinsel gemalten zartfarbigen Genrebildchen. Sie finden sie in Kolbenheyers neuem Buche „Kämpfender Quell““.

Vor dem zweiten Stück deutete ich an, daß es sich hier um eine in den Kriegsjahren geschriebene, legendenartige Geschichte handele.

29.

Der Mensch im Kriege.

Binding: Aus dem Kriege[1]) (Auswahl) . . . . 25 Min.
Carossa: Rumänisches Tagebuch[2]) (Auswahl) . . . . . . 35 „

Aus: [1]) Binding: Aus dem Kriege. Frankfurt a. M., Rütten & Loening (S. 1—25). [2]) Carossa: Rumänisches Tagebuch. Leipzig, Insel (S. 96—116).

Programm eines Mitarbeiters. — Diese Stücke aus den beiden vor der

Kriegs-Modeliteratur erschienenen Erlebnisbüchern zeigen den denkenden und den mitleidenden Menschen im Kriege — den Kämpfer und den Arzt. Bei Binding fesselt die Stärke der Sinnes-Eindrücke und ihre gedanklich-kritische Verarbeitung. Carossa wirkt durch seine reine Menschlichkeit, die ihn den Leidensweg einer jungen Katze mit der gleichen Innigkeit erleben läßt wie das Leiden und Sterben von Menschen.

30.
Hintergründe.

Strauß: Der Befund[1]) . . . . 50 Min.
Schussen: Häbich und Hohnerlein[2]) . . . . 28 „

Aus: [1]) Emil Strauß: Der Schleier. München, Müller. [2]) Schussen: Höschele der Finkler. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Einleitend sagte ich: „Oft im Leben geht es uns so, daß wir ein scheinbar ganz leicht verständliches, klares Geschehnis erst dann richtig beurteilen, wenn wir seinen Hintergrund kennen. Um solche Hintergründe handelt es sich in den beiden Geschichten unseres heutigen Programms, allerdings in sehr verschiedener Weise. In der ersten Erzählung ist die Frage des Hintergrundes eine sehr zarte und rein seelische, und es gehört schon ein scharfer Blick dazu, die Tragweite jenes scheinbar gar nicht geheimnisvollen Jugenderlebnisses, von dem im Freundeskreise erzählt wird, gleich richtig abzuschätzen. Nicht umsonst läßt der Dichter den alten Arzt, dem er die tragikomische Geschichte in den Mund legt, am Schlusse selbst auf den eigentlichen seelischen „Befund" hinweisen. Es ginge sonst manchem von uns wie den zuhörenden Freunden, die zunächst den tiefen Hintergrund nicht zu erfassen vermögen. — Ganz anders steht es mit der Frage des Hintergrundes in der zweiten, sehr heiteren Geschichte. Ehe der Herr Minister bemerkt, was hinter der etwas merkwürdigen Ehrenrede steckt, die das alleruntertänigste Stadtoberhaupt auf ihn hält, wissen wir schon längst alle Bescheid."

Aus den Einleitungsworten geht bereits hervor, welche hohe Anforderungen die erste Geschichte an den Leser stellt. Sie muß deshalb doppelt sorgfältig Probe gelesen werden. Seite 154—156 (von „Erinnert Ihr Euch an Kant?" bis „aber wir ließen es beim Erholen", und dann natürlich auch den rückbezüglichen Satz „— nicht nur für den Kant, wie Du ihn aus Dir ausgräbst!" auf S. 157) rate ich wegzulassen, so tiefgründig und glänzend diese Reflexionen an sich sind. Sie würden nur bei philosophisch gerichteten und geschulten Hörern (und Lesern) keine Überlastung des epischen Grundgefüges der Erzählung bedeuten.

31.
Bergleute.

Gerrit Engelke: Der Tod im Schacht (Gedicht)[1]) . . . 2 Min.
Hans Grimm: Schlagende Wetter[2]) . . . . 22 „
Stenbock-Fermor: Unter den Hauern[3]) . . . . 26 „
Falkberget: Ein Riese des Gebirges[4]) . . . . 14 „
Josef Voß: Ausfahrt (Gedicht)[5]) . . . . 1 „

Aus: [1]) Soergel: Kristall der Zeit. Leipzig, Grethlein. [2]) Grimm: Volk ohne Raum, Bd 1, S. 306—317. München, Langen. [3]) Stenbock-Fermor: Meine Erlebnisse als Bergarbeiter. Stuttgart, Engelhorn. [4]) Falkberget: Minenschüsse und Fackelbrand. Leipzig, Merseburger. [5]) Wohlgemuth: Ruhrland. Essen, Baedeker.

Programm eines Mitarbeiters. — Das einleitende Gedicht wirkt wie ein Stammeln angesichts einer furchtbaren Katastrophe und ist sehr schwer zu lesen. Der Abschnitt aus Grimms Roman ist ohne weiteres verständlich; das verzweifelte Ringen eines Menschen mit den tückischen Mächten des Erdinnern läßt sich sehr wirkungsvoll herausholen. Das Kapitel aus Stenbock-Fermors Buch gewährt dem Außenstehenden einen Einblick in den ganzen Lebensraum des Bergmannes. Falkberget führt in eine freiere einfachere Welt. Das Schlußgedicht aber ist ein Aufschrei.

32.

Magie des Bildes.

Friedrich Huch: Das Urbild[1]) . . . . 25 Min.
Schussen: Wenn schon, denn schon[2]) . . . . 38 „

Aus: [1]) Huch: Der Gast. Erzählungen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. [2]) Schussen: Erste Liebe. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Einleitend sagte ich: „„Magie des Bildes“ habe ich unser heutiges Programm genannt. Ich wollte damit auf den geheimnisvollen Grundzug hinweisen, der den beiden in so verschiedenem Stil erzählten Geschichten gemeinsam ist: die Bezauberung eines Mannes durch eine Frauengestalt, durch ein Frauenbild. In der ersten Geschichte, deren besonderer Tiefsinn durch den Titel „Das Urbild“ angedeutet ist, wird dem aufmerksamen Hörer nicht entgehen, wie bedeutungsvoll es ist, daß jene Frauengestalt, die dem Erzähler so bekannt vorkommt, ihn an eine Gestalt seiner eigenen Dichtungen erinnert, also an eine Person, die ihm gar nicht in der Alltagswirklichkeit begegnet ist, sondern die seine eigene Vorstellungskraft erschaffen hat, oder bescheidener und richtiger gesagt, die er im Zauberspiegel seiner Phantasie erschaut hat. Diese Geschichte von Friedrich Huch erinnert uns mit genialem Humor daran, daß es im Grunde ein Ewig-Weibliches ist — um mit Goethe zu sprechen —, dessen Hindurchschimmern durch eine von uns geliebte Frauengestalt unseren Sinn berückt. — Die andere Geschichte mit dem vielversprechenden Titel „Wenn schon, denn schon“ von Wilhelm Schussen erscheint auf den ersten Blick so lustig verrückt und so unmöglich, daß sie neben der ersten kaum bestehen kann. Aber auch sie hat es in sich. Der eigenwillige Dichter hat hier in seinem Groteskstil ein großartiges Beispiel dafür gegeben, wie der besondere, erinnerungsweckende Ausdruck einer Frauengestalt einen Mann plötzlich aus aller bürgerlichen Folgerichtigkeit seiner bisherigen Existenz hinausschleudern und in eine höhere Welt entrücken kann, in der das Gesetz der Selbsterhaltung nicht mehr gilt und in der alle Gedanken im Wirbel schwärmerischer Hingabe vergehen. In diesem Sinn hat der Dichter und sein seltsamer Held recht, wenn im Rückblick auf die ganze verrückte Begebenheit sein letztes Wort lautet: „Wenn schon, denn schon!““

Bei der Schussenschen Erzählung muß das launisch wechselnde Tempo

zu seinem Recht kommen; besonders der Schluß sollte auch durch die Form, in der er gelesen wird, etwas von dem Kopfsturz an sich haben, mit dem der Erzähler seinen kuriosen Wachtraum beendigt.

33.

Gespenstergeschichten.

Droste-Hülshoff: Der Knabe im Moor (Gedicht)[1] . . 3 Min.
Hauff: Die Geschichte von dem Gespensterschiff[2] . . . . . 21 „
Gogol: Die verschwundene Urkunde[3] . . . . 27 „
Tschechow: Eine schreckliche Nacht[4] . . . . 13 „

Aus: [1]) Droste-Hülshoff: Briefe, Gedichte, Erzählungen. Ebenhausen, Langewiesche. [2]) Hauff: Märchen. Stuttgart, Cotta. [3]) Russische Gespenstergeschichten. München, Drei-Masken-Verlag. [4]) Tschechow: Lustige Geschichten. München, Musarion-Verlag.

Programm eines Mitarbeiters. — Einleitend wurde gesagt, daß in der Literatur Gespenstergeschichten aus Annäherung an das Naturgefühl des Landvolkes entstehen oder aber aus Freude am unbegrenzten Phantasiespiel, das erst jenseits des Möglichen Sättigung findet. Auf die Märchentöne Hauffs folgte, wirkungsvoller, die kraftvoll prahlerische Kosakenerzählung Gogols, die ganz im Tone der mündlichen Erzählung gehalten ist und ihrer Breite wegen leicht gekürzt werden mußte. Tschechows Geistergeschichte, die eine sehr natürliche Aufklärung findet, erzeugte starke Spannung und bildete einen befreienden Abschluß.

34.

Sigfried Siwertz.

Das Rettungsboot . . . . 77 Min.

Aus: Siwertz: Die Alten. Leipzig, Merseburger. Auch als Manuskriptdruck der Stettiner Volkshochschule.

Einleitend sagte ich: „Unser heutiges Programm beschränkt sich ausnahmsweise auf ein einziges, dafür allerdings umso gewichtigeres Stück. Vor etwa Jahresfrist las ich schon einmal eine Novelle von Sigfrid Siwertz, dessen Kunst wir auch heute zu bewundern Gelegenheit haben. Damals hieß das Programm: „Schwedische Geschichten“ und jene Novelle diente als Beispiel für schwedische Landschaft und schwedische Volksart. Heute kommt es uns nicht in erster Linie auf Land und Leute an, so meisterhaft sie auch diesmal wieder dargestellt sind, namentlich das Inselmeer vor Stockholm. Heut ist es ein einzelnes Menschenschicksal, um dessenwillen ich die Geschichte lese, das Schicksal eines verbummelten, gescheiterten Schauspielers, in das der Dichter uns tiefe Blicke tun läßt. „Das Rettungsboot“ ist ihr bedeutungsschwerer Titel. Und wir wollen nun hören, wie es zugegangen ist, daß Antonius Friis den letzten Rest seiner von ihm selbst geschändeten Menschenwürde durch eine Bootsfahrt von sich selbst errettete. — Zum Verständnis einer Einzelheit der Erzählung darf ich jetzt schon, da ich mich nachher nicht gern unterbrechen möchte, sagen: Es ist in Schweden mehr als bei uns Sitte, daß Personen, die sich gut verstehen, schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit Du zueinander sagen. Dieser Wechsel in der

Anredeform wird dadurch eingeleitet, daß der Ältere zum Jüngeren sagt: „Wir wollen die Titel beiseite lassen". — Und jetzt begeben wir uns nach Stockholm in die Südvorstadt, Södermalm."

Ich möchte noch besonders darauf aufmerksam machen, daß diese ganz hervorragende Novelle als Manuskriptdruck der Stettiner Volkshochschule erschienen ist (50 Pfg.).

Zur Notlage der gemeindlichen Bildungspflege.

Den folgenden, sehr dankenswerten Erlaß des Reichsministeriums des Innern geben wir unseren Lesern gerne zur Kenntnis. Hoffentlich kommt er nicht zu spät. Jedenfalls ist es die Pflicht jedes Büchereileiters, wie jedes Volkshochschulleiters, ihn in dem Kampf um das Existenzminimum unserer gemeindlichen Bildungspflege, der allmählich den Charakter einer verzweifelten Notwehr gegen die Kurzsichtigkeit eines nur-wirtschaftlich eingestellten „Sparsystems" anzunehmen beginnt, mit aller Entschiedenheit zu verwerten. Und wir erinnern in diesem Zusammenhang daran, daß in der Reichsverfassung (§ 148) seit einem Jahrzehnt die verpflichtenden Worte stehen: „Das Volksbildungswesen einschließlich der Volkshochschulen soll von Reich, Ländern und Gemeinden gefördert werden".

Die Herausgeber.

Der Reichsminister des Innern. Berlin NW 40, den 25. 9. 31.
III 4030/12. 9.
An die Unterrichtsministerien der Länder.
Betrifft: Notlage der Volksbüchereien
und Volkshochschulen.

Von sachverständiger Seite werde ich erneut auf die mir leider allzu sehr bekannte Not der von den Gemeinden getragenen oder finanzierten öffentlichen Volksbüchereien und Volkshochschulen hingewiesen. Ich bin mir vollkommen bewußt, daß äußerste Sparsamkeit das Gebot der Stunde ist, doch bin ich mir ebenso darüber klar, daß es auf kulturellem Gebiet unmöglich ist, mit schematischen Kürzungen zu arbeiten, ohne dadurch wertvolle, im staatspolitischen Sinne unentbehrliche Einrichtungen zum Erliegen zu bringen.

Das öffentliche Büchereiwesen beispielsweise hat in Deutschland in den letzten Jahrzehnten entscheidende Fortschritte gemacht. Es hat sich in immer stärkerem Maße als eine den werktätigen Schichten in Stadt und Land unentbehrliche und wertvolle Einrichtung der Erwachsenenbildung erwiesen. In der heutigen Notzeit fallen der öffentlichen Volksbücherei neue verantwortungsvolle Aufgaben zu. Wie mir berichtet wird, steigt die Zahl der Besucher von Monat zu Monat, wobei oft über die Hälfte bis zwei Drittel der neuen Anmeldungen auf Arbeitslose entfallen. Diese Entwicklung begrüße ich umsomehr, als mich, wie alle, die Einblick in die seelische Not der Erwerbslosen haben, die Frage ihrer geistigen Betreuung stets sehr ernsthaft bewegt. Nur wenn es gelingt, die große Zahl der Erwerbslosen vor einem Absinken in geistige Dumpfheit, Verzweiflung oder Radikalisierung zu bewahren, kann der ungeheuren staatspolitischen Gefahr, die in der Arbeitslosigkeit liegt, begegnet werden. Eine Einrichtung, die, wie die volkstümliche Bücherei, von den noch nicht der Verzweiflung anheimgefallenen Arbeitslosen freiwillig in steigendem Maße aufgesucht wird, dürfte für viele tatsächlich einen nicht zu unterschätzenden inneren Halt darstellen, den ihnen zu nehmen, von keinem Einsichtigen verantwortet werden kann.

Der wachsenden Verantwortung, welche den Büchereien aufgebürdet wurde, und einer nach dem Urteil des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare im Mittel um 40 bis 60% gesteigerten Benutzung, steht eine bereits mit dem Jahre 1930 einsetzende, seit dem April 1931 immer stärker werdende Einschränkung der Mittel um heute bereits 30 bis 40% entgegen.

Bisher haben die Büchereien durch äußerste Anspannung der Kräfte alles versucht, um den gesteigerten Anforderungen bei reduzierten Geldmitteln nachzu-

kommen. Aber schon sind an vielen Stellen die Möglichkeiten bis aufs letzte erschöpft. Die Büchereibestände werden knapper und knapper und über jedes annehmbare Maß abgenutzt und verbraucht. Die Gebühren sind vielfach beträchtlich erhöht worden, die Öffnungszeiten eingeschränkt, sogar die Lesesäle, die für Erwerbslose für ungestörte Arbeit besonders wichtig sind, werden hier und dort bereits geschlossen. So ist der Punkt erreicht, an dem jede weitere Kürzung der Mittel für die Büchereien die äußerste Gefährdung ihrer Arbeit mit sich bringt. Jede neue Sparmaßnahme bei den Büchereien kann nicht nur kulturell und seelisch, sondern auch staatspolitisch äußerst verheerende Folgen haben.

Die gleichen Erwägungen haben für die Volkshochschulen zu gelten. Die Belegungsziffern sind im ständigen Wachsen, weil auch hier die Erwerbslosen, die den inneren Halt noch nicht ganz verloren haben, Beschäftigung und geistige Fortbildung suchen. Da die von den Gemeinden getragenen oder finanzierten Abendvolkshochschulen eine weit ausgreifende staatsbürgerliche Bildung vermitteln, sind sie für die Erhaltung der sozialen Kräfte in den Arbeitslosen von höchster Bedeutung. Dabei handelt es sich, ähnlich wie im Bücherwesen, um äußerst billig arbeitende Institute. Nach den Mitteilungen des Reichsverbandes der deutschen Volkshochschulen wurde festgestellt, daß große und mittlere Städte im Durchschnitt für die Volkshochschulen je Kopf der Bevölkerung nur 5½ Pfennige aufwenden, d. h. nur etwa den 50. Teil der für Theater, Orchester und Lichtspiele ausgeworfenen Summe. Diese niedrigen Sätze werden dadurch erreicht, daß, abgesehen von einigen großstädtischen Abendvolkshochschulen, die hauptamtliche Leiter besolden, alle Arbeit gegen äußerst geringes Entgelt oder ganz ehrenamtlich getan wird.

Die ungeheure Bedeutung, welche Volkshochschulen und Volksbüchereien in der gegenwärtigen Notzeit haben, veranlaßt mich, Ihre Aufmerksamkeit ganz besonders auf diese Einrichtungen hinzulenken. Ich würde es lebhaft begrüßen, wenn es Ihnen gelänge, durch geeignete Maßnahmen und Erlasse an die Kommunen einen weiteren Abbau der in Frage stehenden Bildungseinrichtungen zu verhindern, da ein solcher Abbau gleichbedeutend mit einer heute äußerst bedenklichen Lahmlegung wäre. Die geschilderte Bedeutung und relative Billigkeit der Volksbüchereien und Volkshochschulen läßt es m. E. durchaus verantworten, sie im Rahmen der heute leider notwendigen Sparmaßnahmen, von weiteren Einschränkungen auszunehmen.

Aber selbst wenn es gelänge, weitere Einschränkungen bei den für die Volksbüchereien und Volkshochschulen zur Verfügung stehenden Mitteln zu vermeiden, wird es diesen Instituten nach den mir zugegangenen Mitteilungen kaum möglich sein, allen Anforderungen der durch die Arbeitslosigkeit gesteigerten Benutzung nachzukommen. Ich möchte daher ergebenst anregen, zu prüfen, wie weit aus Mitteln, die etwa für Arbeitslosenbetreuung in Ländern und Kommunen zur Verfügung stehen, den genannten Einrichtungen geholfen werden kann und wie weit es möglich ist, die private Initiative zur Mithilfe aufzurufen. Ich halte es durchaus für denkbar, vielleicht in Verbindung mit den Veranstaltungen des Goethe-Jahres, Private, wie auch Buchhändler und Buchhändler-Organisationen zu Bücherstiftungen an die in Not geratenen Büchereien des Ortes anzuregen, wobei allerdings von vornherein darauf hinzuweisen wäre, daß die Bereitstellung von Büchern nur im Rahmen der von den Büchereien vertretenen ernsten pädagogischen Gesichtspunkten erfolgen könne.

Für eine Nachricht über das von Ihnen Veranlaßte wäre ich dankbar.

Berlin, den 25. September 1931. gez. Wirth.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Helene Böhlau.

Am 22. November 1859 wurde Helene Böhlau als Tochter des Hofbuchdruckers Hermann Böhlau zu Weimar geboren. Ihre schöne und reiche Jugend ist von Menschen begleitet, die noch im Alt-Weimar der Goethezeit gelebt hatten. Aus

ihren erinnerungsvollen Plaudereien schöpft sie den bunten Stoff zu den Erzählungen aus dem Weimar von damals, das sie neu belebt mit den köstlichen Gestalten ihrer Feder, den großen Menschen und den kleinen Käuzen, mit dem ganzen romantischen Zauber dieser Stadt der geistigen und künstlerischen Tradition.

Im Elternhause, in seiner ausgeglichenen und lebensruhigen Bürgerlichkeit, wächst sie fremd, frühgereift, anders als ihre Umgebung auf, ein Kind, „das das Leben in eine fix und fertige Welt gesetzt hat". Schon früh „geht sie den schweren Gang des Weibes, das nach geistiger Arbeit sich sehnt, nach geistigen Kräften und Gluten". Und diese Kräfte und Gluten echten, tiefen Weibtums haben Helene Böhlau ihren Weg gewiesen, führten sie in die Konflikte und Schicksale des eigenen Lebens, verbanden sie mit den Bestrebungen der modernen Frauenbewegung und gaben ihr in beiden zugleich das Bewußtsein ihrer dichterischen Sendung. Bei dieser Frau war es nichts Alltägliches, daß sie ihren Lehrer Dr. Friedrich Arndt lieben lernte, daß sie tiefe Gegenliebe fand, die selbst über Ehe und Familie hinwegschritt, daß er in seinem Übertritt zum Islam die Möglichkeit der neuen Verbindung gewann und ihr als Frau Al Raschid Bey das Glück ihres Lebens bereitete. Bei ihr bedeutete dieser Bruch mit der Tradition, mit dem Elternhause, mit allem, was hinter ihr lag, mehr: das Weib in ihr reifte zur „Menschenhoheit", wie sie es einmal nennt, und im Weibe bäumte sich plötzlich das Gefühl, das Leid, die Qual des ganzen Geschlechtes auf, zu den Entrechteten des Lebens zu gehören. So schuf das eigene Schicksal in ihr die soziale Frau, die Führerin und Sprecherin, die Dichterin der modernen Frauenbewegung. Man kann daher nicht sagen, daß die Frauenbewegung selbst der Böhlauschen Kampfdichtung Weg und Leidenschaft gegeben hat, — das Leben allein hatte hier sein Wort gesprochen, das Erleben selbst wies der Dichterin in ihrer Sturm- und Drangperiode Richtung und Ziel.

Im Glück ihrer Ehe baute sich Helene Böhlau die Welt ihrer Phantasie, eine Welt der Schönheit des Lebens, oft unwirklich und übersteigert, aber gewollt aus dem edelsten und ernstesten Streben einer leidenschaftlich bewegten Frauenseele. Und mit ihrem Gatten schenkte sie dem Menschen dieser Welt „das hohe Ziel der Erkenntnis", — „Wahrheit in jedem Empfinden und eine freie Würdigung alles Menschlichen" („Wie die Enkelin der Ratsmädel zum Blaustrumpf wurde"). Helene Böhlau wurde Mutter und brachte damit ihren weiblichen Reichtum zu neuer Vertiefung. Sie begrub ihren Gatten, aber dieser Verlust konnte den erlebten Glücksinhalt ihres Lebens nicht vergessen, sondern nur bewußter machen: „Köstliches Leben, das zu solchem Ziele geführt."

Es ist eigenartig, daß die Autorin des „Rangierbahnhofs" von der romantischen Idylle, den „Ratsmädelgeschichten" ausgeht, die noch nichts ahnen lassen von der Leidenschaft späterer Jahre. Gleichwohl lassen die Jugendschriften bereits fühlen, wie ernst sie das Leben nimmt, wie seine Problematik sie mehr und mehr anzieht. Da ist „Salin Kaliske", mit dem sie erkennen muß, daß „alles Leben Qual" ist; dort hängt „der schöne Valentin" am Kreuze, um sein Liebesleid zu symbolisieren, — überall noch ein Tasten und Suchen nach dem Sinn des Lebens, aber noch kein Zuendedenken und Zumneuenkommen, „Tradition und Bürgerlichkeit" bleiben noch das Finale dieser Geschichten und Gestalten. Erst der Roman „Im frischen Wasser", leise angedeutet auch schon in „Herzenswahn", bringt das Erwachen zur Persönlichkeit, das in den Kampfromanen und denen der späteren Zeit zum vollen Bewußtsein ihrer Helden gelangt. Der heimatliche Realismus in den folgenden Arbeiten leitet dann in den „Altweimarischen Liebes- und Ehegeschichten" langsam zu der Sturm- und Drangperiode der Dichterin über.

Es ist oben bereits gesagt, daß das eigene Schicksal der Böhlau die Erfahrung und das Recht gab, mitzusprechen, ja zu führen in dem Kampf um die sozialen Rechte der Frau. Es ist auch auf die ausgeprägte Weiblichkeit ihrer Persönlichkeit hingewiesen, die sie zwingen mußte zu leidenschaftlicher Parteinahme für ihr Geschlecht. Der Naturalismus, die damals schon fast überwundene literarische Zeitströmung, fand gerade darum in der Dichterin eine neue Jüngerin; gab er ihr doch die Möglichkeit, das persönliche Gebiet des Weibes vor der Öffentlichkeit ohne Prüderie zu behandeln und für die beginnende Diskussion vorzubereiten.

So schuf sie die Olly des „Rangierbahnhofs" und verkörperte in ihr das

Sehnen nach restlosem Ausleben der weiblichen Persönlichkeit, vielleicht des Menschen überhaupt; so wurde „Kristine" zur Gestalt des modernen Weibes, das sich „das Recht der Mutter" auf das Kind nicht rauben läßt; so nimmt in letzter Konsequenz Isolde im „Halbtier" als Symbol des vom Manne geknechteten Weibes an diesem für ihr Geschlecht Rache. So wurde der „Rangierbahnhof" ihr reifstes und ausgeglichenstes Werk, das sie an vielen Fehlern ihrer Eigenart sicher vorüber führte. Bedauerlich ist, daß in anderen Romanen dieser Zeit die künstlerischen Grenzen nicht gewahrt sind, die auch der naturalistischen Darstellung gesteckt sind. Es mag sein, daß auch die Frauenbewegung hier starken Einfluß gehabt hat, — noch mehr darf man aber wohl diese Entgleisungen im Temperament, in der durch das eigene Erleben aufgeloderten Erregtheit der Dichterin begründet sehen. Nur zu oft reißt sie der Kampfruf der sozialen Emanzipation der Frau zu elementarer Leidenschaft fort, ihr Freiheitsdrang kennt keine Grenzen mehr, der Mann wird zum wahren Teufel, die Angriffe gegen ihn übersteigern sich, eine Polemik setzt ein, in der Gerechtigkeit und Objektivität des Künstlers verloren geht, unter der das Künstlerische überhaupt leiden muß. Es ist nicht zu bedauern, daß der Roman „Halbtier" ganz vom Büchermarkt verschwunden ist und auch nicht mehr in die Gesamtausgabe des Böhlau-Verlages Aufnahme gefunden hat. Der Roman „Kristine" zeigt ebenfalls Stellen, in denen die Künstlerin der sozialen Kämpferin unterliegt.

Dann ist diese Entwicklungsperiode abgeschlossen, einzelne Blitze leidenschaftlicher Erregung zucken noch ab und zu in den späteren Arbeiten auf, im ganzen macht sich aber eine — wohl unter dem Einfluß des Gatten — ruhigere, ausgeglichenere Stimmung, ein reiferes Sichausleben auch in der Arbeit bemerkbar. Wie die Sonne nach einem starken Gewitter erscheint das „Sommerbuch", das köstlichste und schönste Werk Böhlau'scher Heimatkunst. Nach Weimar geht es zurück, zu alten, bekannten Gestalten und ihren wunderlichen, oft so traurigen Schicksalen. Und dann schreibt sie „Das Haus zur Flamm'", das bei seinem Erscheinen 1907 Aufsehen erregte durch seine offene Kritik an der herrschenden Gesellschaftsmoral, das aber nicht mehr in die Härte und Schroffheit der letzten Kampfromane fällt. In Marianne Gamander, der weiblichen Heldin, leitet Helene Böhlau schon zu den Menschen ihrer Bücher über, die nach ihrer Sehnsucht das Leben leben. Die Philosophie des Gatten ist ihr Eigentum geworden. In dem gedankenvollen Buch „Isebies" legt sie Zeugnis ab vom eigenen Werden, Leiden und Leben und gibt dem Leser tiefen Einblick in das Schicksal dieser Frau und Dichterin. Der Weltkrieg läßt die Witwe und Mutter des Sohnes des Lebens Qual von neuen Seiten empfinden, die Mütterlichkeit des Weibes steht fortan auch bei der Dichterin im Vordergrunde. Und immer wieder kehrt sie zum geliebten Thema, zur Heimat, zurück, mit der Frische und Jugendlichkeit von einst, nur vertieft in der Gedanklichkeit durch die Lebensschwere und Lebensreife. Doch auch in der zweiten Heimat, in der oberbayerischen Landschaft, ist sie gern zu Haus und belebt sie mit ihren Gestalten. Noch die Siebzigjährige überrascht mit ihrem letzten Roman, einer eigenartigen, zarten und schönen Dichtung („Die zärtliche Seele").

Es ist seltsam, daß die Gedichte, die in die Böhlauschen Werke eingestreut sind, nicht von ihr stammen, sondern von ihrem Gatten, bzw. von ihrem Sohn. Und dennoch gehört Helene Böhlau unbedingt zu den lyrisch begabten Erzählern. Manche feine Naturstimmung findet sich in ihren Werken (vgl. z. B. die Abendstimmung im Garten des Herrn Rat Tiburtius in den „Kußwirkungen"). Anschließend hieran sei auch erwähnt, wie geschickt die Böhlau in der Zeichnung des lokalen Milieus ist. Denken wir nur an München, diese Stadt, die ihr nicht Heimat war, und deren Gesicht und Leben so anerkannt lebenswahr im „Rangierbahnhof" widergespiegelt ist. Ebenso auffallend ist, wie glücklich sich Helene Böhlau, die den Dialekt „der weimerschen Fresse" als Weimarerin natürlich bestens in ihren Arbeiten zu verwerten weiß, auch in das Idiom des Älplers sich einzufühlen versteht.

Mit dem Ende ihrer Sturm- und Drangzeit findet auch Helene Böhlau den Übergang aus der alltagsgrauen, gebändigten Darstellung des Naturalismus zu der lebenswarmen, phantasiebelebten Welt einer Romantik, die sich mit dem Realismus in den Heimaterzählungen und den psychologischen Romanen oft zu einer glücklichen Mischung verbindet.

An Zola erinnert ihre starke Neigung zum Symbolisieren, und hierbei zeigt sie ein Talent von seltener Treffsicherheit und Frische. Man denke nur an die Olly des „Rangierbahnhofs", die zum Gleichnis des leidenden und ringenden Weibes überhaupt wird; oder an Salin Kaliske, das Sinnbild der an der Qual des Lebens tragenden Menschheit. Packend ist auch die symbolisierende Bildmalerei; der „Rangierbahnhof" z. B. als Zeichen des nervösen, unausgeglichenen Lebens, der Karpfenschlag im gleichen Roman als Bild „der Hoffnungslosigkeit und Weisheit und Ergebung".

Der Hang zum Phantastischen und Mystischen zeigt sich bei Helene Böhlau früh, schon „Der schöne Valentin" ist ein Beispiel dafür. Mit welcher Innigkeit erzählt sie von den rituellen Feierlichkeiten der Juden, denen sie als „Goj" die Lichter anzünden durfte („Isebies", „Die kleine Goethemutter"); welche zarte Darstellung findet bei ihr das Wunder des Sakraments („Des Bäckerlehrlings Johannesnacht", „Die kleine Goethemutter")! Oder man nehme den letzten Roman „Eine zärtliche Seele", der ganz von religiös-mystischen Stimmungen durchleuchtet ist. So ist es nicht wunderlich, daß ihre empfängliche Natur von dem Zauber des Orients gepackt und gefangen wurde, so werden auch die oft wiederkehrenden Gedankenverbindungen mit dem Buddhismus verständlich, dessen mystische Lehren von der ewigen Erneuerung des Lebens ihrem heißen Lebensgefühl entgegenkamen.

Helene Böhlaus weltanschauliche Entwicklung ist nicht leicht zu durchblicken. Die obigen Betrachtungen über ihr Leben geben schon wichtige Aufschlüsse. Gewiß ist auch Schopenhauer, der unter den Käuzen ihrer Heimaterzählungen auftaucht, durch ihre Gedankenwelt gegangen. Man muß aber der Böhlau starke gedankliche Eigenwelt zubilligen, ihr Denken und Wollen ist ursprünglich, sie ist zu kritisch veranlagt, um zu folgen, wo sie nicht ganz mitzuleben vermag. Erst der Gatte nimmt den entscheidenden Einfluß auf ihr Leben und beugt diesen starken Persönlichkeitswillen unter seinen stärkeren. Er gibt in seiner Philosophie der weltanschaulichen Wanderung Helene Böhlaus das Bewußtsein der Erlösung, des ersehnten und gefundenen Zieles. — Das Motiv „Das Leben ist Qual" findet man überall wieder, angefangen bei dem Erstlingswerk „Salin Kaliske" bis zu ihrer letzten Schöpfung „Eine zärtliche Seele". Doch diese Frau war zu positiv eingestellt, zu lebenshungrig, zu aktiv veranlagt, um zugleich den Willen zum Leben zu verneinen. Das ist kein schwächliches Hinnehmen des Schicksals, wie es ihre „Verspielten Leute" tun, es liegt Bewußtheit des Lebenskampfes darin, wenn sie schreibt: „Aufnehmen soll man das Schicksal, annehmen, nicht ihm widerstehen" („Im frischen Wasser"); und im „Rangierbahnhof": „Wenn wir das Maul hielten, würde das Schicksal schon mürbe werden und uns in Ruhe lassen. Maulhalten ist auch eine Art Erlösungswerk an der Menschheit." Gleichfalls bleibt die Mitleidsmoral Eigentum Helene Böhlaus, wie auch das Christentum von ihr in tiefstem Verstehen als Erlösungsreligion aufgefaßt wird. Das Mitleid steigert sich bei ihr bis zur höchsten Selbstverneinung („Der gewürzige Hund"). Der Kampf um ihre Liebe und um die Rechte des Weibes mußte bei dieser impulsiven Frau vorübergehend eine gewisse Weltfeindlichkeit, eine weltanschauliche Verbitterung hervorrufen, konnte aber nicht ihr starkes Lebensgefühl vernichten. Schon im „Haus zur Flamm'" konnte sie bekennen: „Ich bin Anhängerin des Lebens".

Die Sturm- und Drangzeit hatte in ihr die denkenden „Kräfte und Gluten" geweckt, der kulturkritische, revolutionäre Mensch erwacht. Man könnte hier Gedankenverbindungen mit Nietzsche finden. Ist nicht in der Gestalt des Jonathan Baumgarten („Haus zur Flamm'") das Nietzschewort fast persönlich geworden: „Der Mensch, welcher nicht zur Masse gehören will, braucht nur aufzuhören, gegen sich bequem zu sein"? Der Kampf gilt dem bürgerlichen Traditionsmenschen, dem nicht aus sich selbst Werdenden, dem innerlich Dekadenten, — der überlebten Kultur. So macht Helene Böhlau aus ihrem „Willen zur Gesundheit, zum Leben" ihre Philosophie: „Was in mir lebt, ist größer als die Welt" („Haus zur Flamm'"). „Der lebendige Mensch" im tiefsten Verstehen dieses Begriffes wird ihre Forderung. Und so sind ihre Gestalten Einzelschicksale, bleiben „in der Einzahl", wie sie vom modernen Weibe im „Rangierbahnhof" sagt; daher sind sie auch meistens Menschen, die nur sich selbst gehören, die einsam im Leben zu stehen verurteilt sind, wie die Dichter, Maler und Künstler und die moderne Frau. Der Gatte lehrt sie, im größten Leid, in der Qual des Lebens noch die Schön-

heit und den Wert des Daseins zu erkennen. Das sehen wir in „Isebies", als sie beim Tode ihres Gatten die Köstlichkeit und das Glück ihres Lebens begreift; das erleben wir am Dorettchen des letzten Buches, das erst in der schwersten Not die Herrlichkeit göttlichen Waltens verstehen lernt. Und in dieser Erkenntnis bekommt das mütterliche Mitleid mit der Welt in Helene Böhlau neuen Antrieb; sie fordert das „Gutsein miteinander", sie sucht immer wieder in ihren Gestalten den Ausdruck von Liebe und Freundschaft. Sie sucht Versöhnung mit der Welt.

Auf die künstlerischen Entgleisungen Helene Böhlaus in der naturalistischen Darstellungsperiode („Halbtier", „Kristine") ist oben hingewiesen. Es bedarf aber auch eines kurzen Eingehens auf die Schwäche Böhlauscher Dichtung, die sich mit Abschluß der genannten Periode seit dem Roman „Das Haus zur Flamm'" etwa bemerkbar machen. Lag damals der Fehler an einer plötzlichen Überkraft, an radikalem Gefühl und Willen, so macht er sich jetzt darin bemerkbar, daß das Gebiet der Lebensphilosophie, dem sich Helene Böhlau im Verein mit dem Gatten gewidmet hat, zu breiten Boden vieler ihrer Romane einnimmt. Dabei erfahren Straffheit und Aufbau der Handlung offensichtliche Vernachlässigung, seitenlange, zu breite, ja oft schwülstig und übersteigert wirkende Ergüsse geistig-ästhetischer Art drohen die Komposition zu sprengen, beeinträchtigen das künstlerische Gesamtbild aufs Empfindlichste. Auch die Welt ihrer Phantasie ist stark idealisiert, wirkt jetzt oft unwirklich und übertrieben, und die Menschen dieser Welt sind oft wahre Götter seelischer Feinheit und höherer Lebenskunst. Ihr Pathos könnte besser weniger unterstrichen sein. Man kann diese Fehler an verschiedenen Werken beobachten („Haus zur Flamm'", „Isebies", „Im Garten der Frau Maria Strom"). Der erste Teil wahrt noch Strenge in der künstlerischen Form, dann aber tritt die Handlung beiseite und vermag die Breite der an sich gewiß kunstvollen und reichen Gedankenbildung nicht mehr zu umspannen. Der geistig-suchende Mensch in Helene Böhlau ist oft stärker als die künstlerische Bildnerin. Es ist bedauerlich, daß auf diese Weise manche ihrer Werke der Kritik unterliegen müssen, doch auch die Eigenwilligkeit und Eigenart ihrer Kunst gehört zu der Selbsttreue ihrer Persönlichkeit.

Ein Überblick auf die Böhlausche Lebensarbeit zeigt, daß das Übergewicht ihres Könnens — abgesehen vom „Rangierbahnhof" — in den kürzeren Arbeiten liegt, in denen sie unbewußt an den oben gekennzeichneten Schwächen und Fehlern ihrer Kunst vorbeikommt. So wird auch für die Volksbücherei in der Zukunft die Novellistin von bleibenderem Werte sein als die Romanschriftstellerin.

Helene Böhlau schreibt als Frau in erster Linie für Frauen. Die Ausleihe ihrer Weimarer Erzählungen wird keine Schwierigkeiten bereiten, der jugendliche und der reife Leser werden Genuß und Freude an ihnen finden. Schwerer gestaltet sich die Einstellung des Bibliothekars zu den Romanen seit der Jahrhundertwende. Es ist nicht leicht, den Lesertyp zu erkennen, der sich in die Eigenart Böhlauscher Kunst und Gedankenwelt einfühlen kann. Unsere moderne Frau sieht sich vielfach schon am Ziel Böhlauscher Sehnsüchte und sie ist ein Typ, den die Lektüre des „Rangierbahnhofs" wohl ansprechen wird, der aber manches ihrer späteren Bücher doch skeptisch beiseite legen wird. Am Bibliothekar wird es liegen, auch diese Werke dem richtigen und dankbaren Leser in die Hand zu geben.

Die Bücher Helene Böhlaus sind erschienen in den Verlagen Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar (Abkürzung: B.), Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart (Abk.: D.V.A.), Albert Langen, München (Abk.: L.) und im Engelhorn-Verlag, Stuttgart (Abk.: E.).

Die gesammelten Werke Helene Böhlaus sind vom Böhlau-Verlag in Weimar in zwei Abteilungen (Abt. I. Die Erzählungen aus Alt-Weimar. Bd 1—4. Abt. II. Romane und Erzählungen Bd 5—9) herausgegeben. (Abk.: B.W.).

Für alle Büchereien:

Der Rangierbahnhof. 318 S. D.V.A. Lw. 6,25. (B.W. VI.)

Welche Kraft liegt schon im Titel des Buches, in diesem Symbol des unausgeglichenen, ewig unruhigen Lebens! Vor dem Lärm des Rangierbahnhofs floh Friedel Gastelmeier, dieser Durchschnittskünstler und Durchschnittsmensch, nun hat er in der Familie seiner Braut und dann in der eigenen Ehe „das ewige Getriebe und Gezerre, den ganzen Spektakel nur drin statt draußen". Und dann seine Frau, die kleine Olly, diese Vollkünstlerin, die sich „nach der Natur des Weibes der

Kunst hingibt, wie sie sich der Liebe hingibt, auf Tod und Leben", die in diesem Kampf um ihre Kunst, um ihre Persönlichkeit heranreift zu dem, „was es so noch nie gegeben hat, zum modernen Weibe". Dieser rücksichtslose weibliche Egoismus, der alles beiseite schiebt, was dem eigenen Ausleben im Wege steht — Eheglück, Mutterschaft, Gesundheit und das Leben selbst, dieses „Verschmachten nach Selbständigkeit und Heraustreten aus den Massen", dieses „Hungern und Suchen der Frau nach dem Leben und der Wahrheit", — all das wird in Olly Symbol und ideale Forderung zugleich. Der Mann hat alles erreicht, „da gibt es keine Hindernisse mehr, da ist Windstille, alles in Ordnung"; das moderne Weib ist aber „in der Einzahl", es ist „eine Heldin, die erst jeden Handbreit Boden erkämpfen muß", und deren „Ruhmdurst fürs erste größer ist als der des Mannes". Einer solchen Frau ist „alles Aufhalten Qual". Und an dieser Qual des Aufhaltens durch die unmögliche Ehegemeinschaft, durch die Hindernisse des Lebens selbst, geht die arme, kleine Olly zugrunde. Zu spät lernt sie den kennen, der den Menschen und die Künstlerin in ihr versteht und liebt, der ihr Umgebung und Boden für das Ausreifen ihrer Persönlichkeit hätte bieten können, Köppert, in dem Helene Böhlau wohl den eigenen Lebensfreund wiedergegeben hat. Ollys Gestalt bleibt Symbol der leidenden und ringenden Frau, bei ihr ist noch nicht der Sieg, den Kristine und Isolde in sich tragen. — Es ist bereits oben gesagt, daß dies das beste, reifste und ausgeglichenste Werk unter den Romanen Helene Böhlaus ist. Die Objektivität des herrschenden Künstlers gegenüber dem Stoff ist in allem und jedem gewahrt.

Isebies. Die Geschichte eines Lebens. 502 S. L. Geh. 5,—; Lw. 7,50. (B.W.V.)

Der autobiographische Roman Helene Böhlaus, die in Isebies Sibylle Eigenbrodt ihr eigenes Schicksal gibt. In Weimar, der „kleinen hochgebildeten Stadt mit den großen Traditionen" wächst die kleine Isebies im Elternhause heran, diesem „Haus der kindlich Starken", in dem „man ohne Hast und Erregung leben kann". Doch fremd steht sie bald dieser Welt ruhiger Lebenskraft gegenüber, in welcher Tradition alles ist und bleiben soll; schon als Kind strebt sie zu eigenem Denken und Wollen: „ich kann das nicht tun, was man mir so sagt", heißt es an einer Stelle. Der kritische, den Sinn des Lebens suchende Mensch in ihr reift heran. Die Großmutter spricht es aus: „So wart ihr nicht, so waren wir nicht, es kommt ein neuer Zug in die Menschen, wohl in die Frauen besonders." Ottomar und Lilly Rauchfuß, die Gespielen der Jugend aus dem „Haus der Mutterlosen" oben auf dem Ettersberg, schenken ihr die große und bleibende Freundschaft des Lebens. Doch diese Freundschaft bringt ihr auch das erste Lebensweh und ihre „Menschwerdung": das uneheliche Mutterschicksal Lillys ist auch in dem Roman „Kristine" verwertet worden. Das Festhalten an dieser Freundschaft entfremdet sie mehr und mehr dem Elternhause. Da tritt das Ehepaar Dohrn in ihren Weg und das „Haus der Fremden", dieser jüdischen Deutschrussen, wird ihr nun zum Schicksal. Isebies wächst in die Ehe dieser beiden seltenen Menschen hinein und wächst ihm zu, dem Leben suchenden Menschen und Künstler, dem Lehrer und Förderer ihrer dichterischen Begabung, dem Freunde und späten Lebenskameraden. Und daneben seine Gattin, diese „kleine, stahlharte, funkelnde Frau", dieser „Durcheinandermensch", ein Dämon von Weib, das einen eigenartigen Zwang und Einfluß auf Isebies ausübt, das seelische Zusammenwachsen beider wie ein Experiment, eine „Sensation" beobachtet und fördert, im freiwilligen Verzicht sich fühlt und bewundert, als Weib aber in Not und Einsamkeit zu hassen weiß und Isebies den Weg in ihr Glück schwer und fast untragbar macht. Der Roman spielt nach Konstantinopel hinüber, wo Isebies und Alexander Dohrn ehelich verbunden werden, wo eine freie, auslebende, berauschende Welt sie umgibt, wo ihr Glück angeht und ihr Leben dahinfließt im Strome tiefsten Verstehens und reicher Liebe. Der Tod des Gatten nach Jahren bedeutungsvoller Arbeit und schwerer Krankheit kann das Glück nicht auslöschen, das über dem Leben dieser Frauengestalt ausgebreitet liegt. „So bietet Isebies Sibylle eine Handvoll Wasser aus dem unerschöpflichen Meer ihres Lebens und aus dem Meer ihres Leides und aus dem Meere ihrer Liebe und ihrer Seligkeiten, das bis hinauf in die Ewigkeit rauscht." — Die Bedeutung dieses Romans als seelisches Selbstbekenntnis braucht

nicht betont zu werden. Doch auch der künstlerische Wert ist hervorzuheben. Gerade die Kraft des persönlichen Erlebnisses, dieses inneren Rückblicks auf das eigene Leben und die Eigenart seines Schicksals mußte auch der Dichterin starken Ausdruck geben. Und das ist geschehen, sieht man von kleineren Schwächen der Komposition und an einigen Stellen auch des Stils ab.

Der gewürzige Hund. Roman. 248 S. Kart. 2,—; Lw. 3,—. (B.W. IV.)

Zur Goethezeit in Weimar. Freiherr Schenk von Geyern, der mit seiner kleinen, zarten Frau Myrthel im alten Herrenhofe am bayerischen See lebt, vermißt dort den Strom der großen Welt und ihre Anregungen für sein dichterisches Schaffen. Sie fahren — im Reisewagen aus Väterzeiten — nach Weimar zu Goethe. Das Zusammentreffen mit dem Ersehnten wird zum bitteren Erlebnis und Mißerfolg, — „zwei waren aneinander vorübergegangen". Der Roman spielt nun auch nach dem benachbarten Jena hinüber, wohin die freiherrliche Familie übersiedelt. Die Tragik dieser Ehe zwischen dem Egoismus des Künstlers und der Nurliebe des Weibes nimmt ihren Anfang. Ein buntes Bild des Lebens jener Tage zieht vorüber: da tanzt Goethes spätere Frau, die Mamsell Vulpius, froh und leicht durch den Alltag, predigt Herr von Knebel seine Unzufriedenheit mit dem Geheimrat, gründet sich beim Freiherrn ein wildes Dichternest, mit den Gutjahrs und Roggenbachs werden wir bekannt und mit der traurigen, aber überseligen Liebe zwischen dem verheirateten Felix von Roggenbach und der Engele Gutjahr. (Die Geschichte dieser Personen und auch anderer des Romans ist fast wörtlich unter Namensänderungen aus dem ersten Roman der Böhlau „Reines Herzens schuldig" 1888 entnommen; die Dorothea dieses Buches blieb die entsagende und frühvergehende Frauengestalt). Als der weltpolitische Hintergrund sich zur Tragödie der Schlacht von Jena zusammenballen will, erkennt Myrthel endgültig, daß „ihr geliebter Gatte nie mit ihr lebendig und frei werden wird", daß sie „nur eine Last, eine Beschwerlichkeit für seine Natur ist", und gibt sich in höchster Selbstverneinung den Tod. Mit Jena endet das Buch. Die Einfügungen von verschiedenen Kurzgeschichten (vor allem „die kleine geschnitzte Heilige" und „Das Gastmahl der Beginen") wirken sehr glücklich. Das Buch hat Schwächen des Stils, im ganzen ist es aber lebendig und fast einheitlich durchgeführt, auch als Zeitbild ist es ansprechend.

Ratsmädelgeschichten. 233 S. B. Geh. 4,50; geb. 6,—. (B.W. I.)

Diese schlichten, lebenswahren, frohsinnigen Erzählungen aus Alt-Weimar haben Helene Böhlau bekannt gemacht. Was ihre Großmutter, das „Gomelchen", der jungen Enkelin aus alten Tagen erzählt, aus dem Weimar von damals, dem Weimar der Goethezeit, wurde dieser geliebte und vertraute Erinnerung, zu der die Dichterin immer wieder und gerne zurückgekehrt ist. Da tollen die beiden Ratsmädel Röse (das spätere Gomelchen) und Marie aus der Wünschengasse durchs liebe Weimar, laufen dem Herrn Geheimrat und dem leutseligen Herzog Carl August in den Weg, halten mit Budang, Franz Horny und Ernst v. Schiller treue Freundschaft und machen mit dem Leben und den Menschen des Städtchens bekannt: mit den Apothekers, der alten Kummerfelden, der Rabenmutter, der dichtenden Fabianen, der Jungfer Muskolus und den vielen anderen Käuzen der Heimat. Man staunt, wie der Schlaf der Pastorskinder allstündlich vom Nachtwächter kontrolliert wird, wie die Nähschule der Kummerfelden ihre Umzüge in neugefertigten Hemden durch Weimar macht und über anderes mehr. Man schaut in das Schopenhauersche Haus, dem der Sohn Arthur ungeraten erscheint, und lacht mit, wie die Ratsmädel die Schürzenjägereien August v. Goethes bestrafen. Das schildert die Dichterin mit anmutiger Natürlichkeit und Frische, ihr Humor wirkt fein und gebändigt, gelegentliche Sentimentalität verletzt nie die künstlerischen Grenzen. Auch der Ernst kommt in diesen Erzählungen zu seinem Recht. In der letzten setzt die Enkelin dem „Gomelchen" ein Denkmal der Liebe: Das Ratsmädel Röse ist alt geworden und einsam, alle, auch der Freund Budang, der Herr Medizinalrat, sind zu Grabe getragen, doch mit der Enkelin sinnt sie versonnen und dankbar ins Leben zurück. Besonderen Wert erhalten die Weimarer Erzählungen durch den kulturhistorischen Rahmen und vor allem durch die Persönlichkeit Goethes, der immer wieder im Vorder- oder Hintergrunde derselben steht. Die

Verehrung für den größten Weimaraner findet bei Helene Böhlau den schönsten Ausdruck: Goethe wird hier nicht zu einer schwärmerisch und unwirklich gezeichneten Gestalt, — aus der Welt dieser Erzählungen löst sich seine Gestalt in schlichter Erhabenheit und Größe.

Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten. 159 S. E. Geh. 1,—; geb. 1,75. (B.W. I.)

Neue Geschichten von den beiden Ratsmädeln: Wie Röse ihren Herzallerliebsten findet, als einem Spuk zu Leibe gegangen wird, von dem aber nur ein entwischter Esel übrig bleibt; dann die Geschichte von dem dritten Ratsmädel, der Stiefschwester, diesem zarten Kind und emsigen Hausgeist, das so tapfer und neidlos sein schweres Liebesleid zu tragen versteht. Schließlich eine allerliebste Altweimarer Erzählung „Kußwirkungen". Der alte Rat Tiburtius flüchtet sich vor seiner gestrengen Gattin und ihren Freundinnen ins heimlich erworbene Gärtchen. Köstlich ist geschildert, wie er dort entdeckt wird, die Frauenzimmer durch Küsse zu verscheuchen sucht, dabei bald sein Haus ins Gerede bringt, und wie alles zu gutem Ende geht (Erwin Ackerknecht, Vorlesestunden. Berlin: Weidmann 1926. Nr. 23.) Der Engelhorn-Verlag fügt diesen Erzählungen noch eine autobiographische Skizze der Dichterin „Wie die Enkelin der Ratsmädel zum Blaustrumpf wurde" bei, in der sie einen heiter-ernsten Überblick über ihre Jugend und ihr Dichten gibt.

Sommerbuch. Altweimarische Geschichten. 149 S. Kart. 1,—; Lw. 2,—. (B.W. III.)

Das Sommerbuch mit seinen fünf Geschichten aus Alt-Weimar birgt das Beste und Köstlichste Böhlauscher Heimatkunst. Von besonderer Zartheit und Schönheit ist die Erzählung von der „Sommerseele", der Pfarrerstochter auf dem Horn und ihrer traumhaften Liebe zu dem jungen Goethe, an deren Größe und Unmöglichkeit ihr Leben wie an einer Flamme in selbstlosem Verstehen vergeht. (B. u. B. 1928, S. 323. Vorlesestunden.) — „Jugend" ist wiederum von frischer Lebenslust und leichtem Humor durchglüht, diese Geschichte von dem jungen Goetheschwärmer, der nach Weimar kommt, ihn zu sehen, und im süßen Traum einer Eintagsliebe ihn, Weimar und die ganze Welt vergißt. — In „Der dichtverwachsene Garten" und „Goldvogel" steht das Weib und sein Recht an das Leben als Frau und Mutter im Vordergrunde. Im ersten das Weib, das sich nach dem Leben, nach Liebe sehnt und einsam dahinwelken muß, „wie eine Tote, die mit Mutter Erde nichts mehr gemein hat". Im zweiten das Weib und der alternde Mann, der ihr das Kind versagt, ein Recht, das sie sich nun stark und frei selbst nimmt. — Die schwächste, etwas zu sentimental wirkende Erzählung, ist die erste, von „Regine", der Köchin, die sich als Raupachs Tochter entpuppt und auch im übrigen „eine geheimnisvolle Person mit geheimnisvollen Gewohnheiten" ist.

Die Kristallkugel. 135 S. D.V.A. Lw. 3,—. (B.W. III.)

Niemand von den vielen eifrigen Freiern hat der schönen, verwaisten Beate Rauchfuß oben auf ihrem Gut am Hange des Ettersberg zugesagt, weil ihr keiner „das Brot des Lebens" bieten konnte. Er aber, der Kupferstecher Kosch, dieser naturstarke, „lebendige Mensch", der „wie ein ihr Zugehöriger" zu ihr kommt, der mit ihr „wie mit einem Menschen redet", der sich und seine Fehler nicht verbirgt, — der küßt sie wach zum Leben, wird ihr Gatte. Und diese Ehe, deren Glück sie „bei den steilen Pfaden des Herrn Kosch" auch mit Leid bezahlen muß, trübt dennoch nicht die Seele dieser Frau; wie damals in der Jugend, so im einsamen Alter bleibt sie klar und durchsichtig wie eine Kristallkugel, „still nachträumend und nichts fragend — weltabgetan". Wenn Helene Böhlau schicksals- und wesensverwandte Menschen zu gestalten sucht, dann formt sie oft etwas Kraftvolles und Ganzes. So wird auch diese Geschichte ihren Wert behalten.

Dazu für mittlere und größere Büchereien.

Die leichtsinnige Eheliebste. Ein Liebeswirrwarr. 260 S. D.V.A. Lw. 5,50. (B.W. IV.)

Der junge Freiherr von Einsiedel will sich „aus den abgenützten Gedankengängen seines alltäglichen Wesens" befreien und macht eine Reise in die Welt, in

die Welt Weimars, des jungen Herzogs und des jungen Goethe. Der Liebeswirrwarr, in den er dort von der leichtsinnigen Eheliebsten, der eigenartig temperamentvollen Frau Stallmeisterin von Werthern, hineingezogen wird, ist mit köstlichem Humor und auch dem nötigen Ernst erzählt; das Ganze endet wohl mit einem höfischen Skandälchen, doch der unschuldige Einsiedel kehrt zu seiner „Burg", einer feingezeichneten Frauengestalt, heim, in deren Liebe ihn die gesuchte Lebenszufriedenheit empfängt. Eine frische Stimmung weht durch das Buch, das vor allem das höfische Weimar von damals menschlich nahe zu bringen sucht. Helene Böhlau ist es gelungen, auch einmal ein nervöses, unreifes Weibchen zu bilden, das schließlich reuevoll zu ihrem Mann zurückkehrt, „zu dem rettenden Felsen, der aus Wasserfluten, in die es geraten, sich erhob". Als Ganzes genommen, bei kleineren Schwächen der Konstruktion, wird das Buch in der Ausleihe verwendbar sein.

Die kleine Goethemutter. Roman. 211 S. D.V.A. Lw. 5,—. (B.W. VIII.)

Dem Goethekreis gehört die besondere Liebe Helene Böhlaus. Hier steht die Mutter Goethes, das Kind Elisabeth Textor, im Mittelpunkt der Erzählung, verbunden mit den freundlichen und ernsten Erlebnissen der Umwelt, reifend in den ersten Stürmen des zarten Lebens, in wunderlicher Ahnung von ihrer hohen, mütterlichen Sendung. Unbewußt schöpft hier die Dichterin aus eigenem Erleben. Das Kind Isebies gleicht in vielem der Gestalt der kleinen Beth. Köstlich gezeichnet sind die Gestalten der fröhlichen Base Schaket, dieses Allerweltsweibleins, und ihres vom Geize bekehrten Ehegemahls. Und auch die reizvollen Bilder des ausgehenden Rokoko umrahmen harmonisch diese feine und anmutige, von guter Frömmigkeit durchwobene Geschichte von der kleinen Goethemutter.

Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten. 158 S. E. Geh. 1,—; Lw. 1,75. (B.W. II.)

Wieder Weimar und seine Umgebung mit schon bekannten und neuen Gestalten. Eine ernstere Grundstimmung ist diesen Erzählungen eigen. Die „Qual des Lebens" ist auch das Thema der Heimaterzählungen geworden. Die Dichterin steht in ihrer Sturm- und Drangzeit, das Problem „Weib" findet auch hier seine Behandlung. Die beste ist die erste „Im alten Rödgen zu Weimar". Prächtig ist dieser bärbeißige, aufrechte Förster gezeichnet, der sich von seinen drei Töchtern nicht trennen will, als sie heiraten wollen, der so ingrimmig leidet an den Tagen von Jena und der deutschen Erniedrigung. Und dann das Schicksal seiner Tochter Anna, die der Schwester den Verlobten opfert, als diese nach dem Unglücksfall ihres Liebsten nicht weiß, wie sie ihre Mutterschaft vor dem Vater verbergen soll. — Auch „das ehrbußliche Weibchen" wird Freunde finden, diese kleine Frau, die in der guten, aber von „frischem Winde" leeren Ehe nichts ist, als niedliche Sünderin — sie vergafft sich in einen Schauspieler — aber auflebt und auflodert in natürlichem Lebenshunger und ihrem Mann und allen Ehemännern die Lehre gibt, „daß es eine Kunst ist, ein Weib zu nehmen". — „Eine kuriose Geschichte" führt in lustig-wehmütige Stimmung hinein: Die alte Kummerfelden und ihr Mieter, der spektakelnde französische Kolonel, lassen als Julia und Romeo die lange versunkene Bühnenzeit der Kummerfelden wieder aufleben (B. u. B. 1928. S. 325. Vorlesestunden). — Die „Vier heiligen Männer", diese Kriegsgewinnler und Drückeberger von Anno 13 müssen durch den Streich eines erbitterten Hausknechtes erleben, „wie auch sie der Odem des Krieges zum allerersten Male berührt und das Blut erstarren läßt".

Dazu für große Büchereien.

Das Haus zur Flamm'. Roman. 373 S. D.V.A. Lw. 6,25. (B.W. VII.)

Das Haus zur Flamm' ist ein Bergsitz in Südtirol und seine Herrin heißt Marianne Gamander, eine Frau feinen, edlen Menschentums, der Helene Böhlau eigene Gedanken und Sehnsüchte mitgegeben hat. „Die das innigste Leben tragen, sind die Frauen, sie tragen das Leben all derer, die ihnen gehören." Die Berufung des Weibes zur Liebe wird zum Evangelium des Buches. Das Recht der Frau, ihrer Liebe zu folgen, verquickt die Dichterin hier mit dem gesellschaftlich-

sozialen Problem, gibt eine tapfere Absage an die herrschende Kultur der Gesellschaft und verlangt bewußt nicht nur für das Weib, für jeden die wahre Freiheit des Menschen, sein „Sichselbsthaben und Sichselbstleben". In schroffer Tendenz schafft die Phantasie diesem Problem Gestaltung: Der Höhepunkt liegt in der Heirat Mariannes mit dem früheren Staatsanwalt und derzeitigen Sträfling Baumgarten. Es ist eine wunderliche Welt, die hier ihr Leben lebt und ihre Schicksale durchkämpft. Man kann sich des Gefühles nicht erwehren, daß hier das Leben doch etwas zu vergeistigt angefaßt wird, man kann mit diesen Menschen doch nicht mitleben, sie wirken zu ausgesucht, zu einmalig, ja überzeichnet, die undeutbare Möglichkeitsform ist ihnen nicht gegeben wie der Olly und dem Köppert des „Rangierbahnhofes". Auch lassen Komposition und Stil Disziplin und sicheren künstlerischen Takt vermissen, die Schönheit der Sprache und Gedanken verliert sich mitunter in überladene und gesuchte Wort- und Gefühlsschwärmerei. Mitreißen kann wiederum die Naturbeschreibung des Südtiroler Landes. Parallel zu der Affäre Marianne-Baumgarten läuft die meist in Tagebuchblättern gegebene Liebesgeschichte einer verheirateten Frau, die sich am Ende der Entsagung weiht. In dieser Gestalt wie auch in Marianne tritt neu die Gestaltung der Mütterlichkeit hinzu.

Kristine. Roman. 288 S. B. Geh. 3,—; geb. 4,50. (B.W. VI.)

In russischen Kreisen spielend gibt der Roman eine zu breite Vorgeschichte aus dieser Welt, bis er auf sein eigentliches Thema übergeht. Es ist das Schicksal der jungen Kristine, die sich dem Geliebten hingibt und nun erfahren muß, wie schwer der Kampf des Weibes um „das Recht der Mutter" (der ursprüngliche Titel des Buches) ist. Im Walde muß sie „wie ein Tier" gebären, ausgestoßen aus Familie und Gesellschaft; doch die Liebe zu dem Kinde und das Vertrauen auf die Rückkehr des Geliebten läßt diese tapfere Frau ausharren bis zur glücklichen Wiedervereinigung mit diesem. Die künstlerische Vollkommenheit des „Rangierbahnhofs" ist diesem Buch nicht geworden. Der Aufbau ist zu breit und ungleich, die Konstruktion blickt zu deutlich durch, der ganzen Darstellung fehlt innere Ausgeglichenheit und äußere Abrundung; allein in der Behandlung des Problems der unehelichen Mutterschaft liegen starke Stellen naturalistischer Zeichnung, die aber, zu stark untermalt, doch mehr die soziale Kämpferin als die Künstlerin Helene Böhlau zeigen. Glücklich ist wieder die Zeichnung einzelner Personen wie der Jekaterina Alexandrowna und des Rotplätz. Trotz der Schwächen des Buches ist es als Unterhaltungsroman verwendbar. Auch das Problem macht es für große Büchereien nicht entbehrlich.

Im Garten der Frau Maria Strom. Roman. 330 S. D.V.A. Lw. 6,25. (B.W. IX.)

Im Garten der Frau Maria Strom, der symbolischen Gestalt der Mütterlichkeit, wächst deutsche Jugend heran, stark, gut und frei, wie es gegeben ist, wenn lebensreife Menschen ihren Schritt behüten, wenn ihr innerer Frohsinn nicht beschattet wird durch zu frühe Sorgen um den Lebenskampf. Alt und Jung lebt hier in der Atmosphäre verfeinerten Menschentums, der Atem natürlicher Kultur und Lebenskunst weht durch den schönen Garten; die Probleme des Lebens, mit denen auch diese Menschen ernst und schwer ringen, werden von dieser Warte betrachtet und gedeutet. So steht auch die Entwicklung dieser Jugend unter günstigem Stern: Reinheit und Stärke der Seele, Wahrheit und Klarheit der Empfindungen, selbstgebändigte Freiheit und Natürlichkeit des Trieblebens machen diese Jugend lebensbewußt. In diese schöne Beschaulichkeit bricht der Weltkrieg ein. Nun tritt Ottomar Strom (die Dichterin findet für ihn in ihrem Sohn Ottokar ein Vorbild und einen Mitarbeiter) in den Vordergrund. Der Krieg findet diese Jugend gefestigt, „sie reiht in ihrer Schlichtheit das Unerhörte in den gewohnten Lauf der Begebenheiten ein und schlägt so Brücken über Abgründe". Das Leben führt auseinander, der Krieg schlägt Lücken, vernichtet Hoffnungen und Wünsche, doch diese Jugend wird ihren Weg finden. Das Buch hat wieder die Schwäche der nicht erreichten, fast nicht gewollten Einheitlichkeit; besonders der zweite Teil läßt in Aufbau und Durchführung viel zu wünschen übrig. Aber die Innigkeit und Reife im Gleichklang von Sprache und Gefühl fesseln immer von neuem. Helene Böhlau findet hier in ihrer persönlichen, sich reich auslebenden Mütterlichkeit die Gabe,

der besonderen Entwicklung einer Kriegsjugend nachzugehen bis in die feinsten Regungen ihrer Seele. Bedauerlich ist, daß sie, deren Schaffen doch gerade im sozialen Blickfeld wurde und wuchs, den sozialen Problemen der Gegenwart nicht nur fern bleibt, sondern die gewaltige, kulturbedeutsame Umwälzung unserer Zeit nur als Nurmaterialismus geißelt und verneint. Im ganzen ist das Werk als ein kunstreiches Buch anzusprechen, sein Leserkreis wird aber doch eine enge Begrenzung finden.

Eine zärtliche Seele. Roman. 246 S. D.V.A. Lw. 6,— (in den B.W. nicht enthalten).

Das Dorettchen ist die letzte Frauengestalt Helene Böhlaus, der Siebzigjährigen. Es überrascht, mit welcher Frische und Jugendlichkeit dies Buch geschrieben wurde, welche Innigkeit und Zartheit des Empfindens seinen Seiten anvertraut ist. Auch ihm ist die Eigenart der Böhlauschen Dichtung aufgeprägt, Eigenwilligkeit im Stil und in der Komposition ist wie allen Romanen seit „Isebies“ auch diesem mitgegeben. Doch ist das hier dem künstlerischen Gesamtbild nicht abträglich geworden, es stimmt zu der mystischen und symbolischen Durchbildung des ganzen Stoffes, zu seiner mehr gedanklichen Interpretation. Das Dorettchen ist eine Köstlichkeit Böhlauscher Gestaltungskunst geworden. Als Waise kommt die „zärtliche Seele“ in die Südtiroler Familienstiftung des Herrn Kantioler, die dieser vor 150 Jahren seinen Nachkommen unter seltsamsten Bedingungen vermacht hat. Diese Pfründner, diese Stiefkinder und Originale des Lebens aus seinen Höhen und Tiefen, die beim Einzug in die Stiftung Sterbehemd und Sarg übergeben erhalten, werden dem Leser dank der vortrefflichen psychologischen Arbeit der Dichterin bald lieb. Und zwischen ihnen das Dorettchen mit seinem lebens- und liebegläubigen Herzen. Welche zarte Kraft und innigste Hingebung liegt in ihrer Liebe zu dem Jugendgespielen! (Hier ist eine deutliche Erinnerung an die Erzählung „Jugend“ im „Sommerbuch“ verarbeitet). Und welche Qual, welche Verlassenheit und Wirrnis senkt sich auf diese glückliche Gestalt, als der Weltkrieg ihr den Geliebten nimmt und mit ihm den Glauben an das Leben und an Gott! Das Dorettchen wird in der Qual des Krieges zur leidenden Frau. Die ganze Zerrissenheit dieser Zeit aus Eisen und Not, dieser Welt übersteigerter Qual des Lebens wird offenbar. Dorettchen läuft in die Irre und wird aus Mitleid die Frau eines brutalen Sinnenmenschen, eines „Bettlers des Lebens“, der ihr in der unglücklichen Ehe den Verlust des Geliebten noch fühlbarer macht. Der letzte Teil des Buches geht fast ganz im Symbolischen auf. Im Zusammenbruch des Krieges, im Auflösen aller Ordnung glaubt sie, in einem „unbekannten Soldaten“ das Bild und Wesen ihres Toten wiederzufinden. Die ganze Zärtlichkeit ihrer Seele, die mütterliche Liebe zur Menschheit, der Glaube an göttliches Walten in allem erwacht in ihr von neuem: „Alles Leid der Erde ist liebende Schöpferkraft, die herrlich gestaltet!“ Da, beim Samariterwerk an der gequälten Kreatur des Krieges, trifft sie ein durchgehendes Pferd tödlich. Das Leben war zu schwer für die zärtliche Seele dieser Frau. Das Sterben wird ihr Hochzeitsgefühl, — „Tod ist immer gut!“ Man muß seine Leser wohl kennen, denen man dies schöne und gedankenreiche Buch anvertraut.

Für große Büchereien ist die Gesamtausgabe des Böhlau-Verlages zu empfehlen, die mit Ausnahme des Romans „Eine zärtliche Seele“ alle hier besprochenen Bücher bringt. Die I. Abteilung, „Die Erzählungen aus Alt-Weimar“ in 4 Ganzleinenbänden 20,—, die II. Abteilung, „Romane und Erzählungen“, in 5 Ganzleinenbänden 25,—.

Entbehrlich bzw. nur in den Gesamtwerken des Böhlau-Verlages enthalten.

Im frischen Wasser. Roman. 286 S. E. 2,—; geb. 3,50. (B.W. VIII.)

Die Metamorphose eines Künstlers, der in einer unglücklichen Ehe seinen Eigenboden als Künstler zu verlieren und zu Grunde zu gehen droht, dann aber, davon gelöst, in der Lebensfreiheit des Orients und in der Umgebung verständnisvoller Menschen gesundet. Die Zeichnung des Mannes ist keineswegs gelungen,

dagegen zeigen die Frauen dieses frühen Romanes bereits gute Gestaltungskunst. Entbehrlich.

Herzenswahn. 90 S. Kart. 2,—; Lw. 3,—. (B.W. VIII.)

Eine lebensunreife, „überspannte" Frauengestalt wird durch den Mann (Köppert-Typ des „Rangierbahnhofs") in ein neues, reiferes, bejahendes Leben geführt. Über eine Studienzeichnung der Frau geht dieser mißglückte Versuch nicht hinaus. Vollkommen entbehrlich.

Verspielte Leute. (B.W. II.)

Eine tendenziöse Geschichte von der „armen, verspielten Menschheit", eine Satire, die mit erquickendem Humor und feiner Karikaturzeichnung gegen die „Versumpfung des Lebens" zu Felde zieht. Künstlerisch kann das kleine Werk nicht ganz befriedigen.

Schlimme Flitterwochen. (B.W. VIII.)

Die geschiedene Frau, die sich in der neuen Ehe nicht von der Furcht vor der Gesellschaft und ihrer Kritik befreien kann. Starke Konflikte mit dem darunter leidenden Mann (Köppert), Selbstbesinnung der Frau, gemeinsamer Wille zu neuem, „gesundem" Leben. Die Komposition ist zu gestellt, der Schluß zu theaterhaft in der Wirkung. Entbehrlich.

Salin Kaliske. Novelle. Eine ganz frühe Arbeit. (B.W. IX.)

Die romantische Lebensgeschichte des Salin Kaliske, der sich schließlich aus der Welt, „die überall nur Qual ist", zurückzieht. Eine Anfangsarbeit, die deutlich das Tasten nach Gedanken und Form zeigt. Entbehrlich.

Glory, Glory, Hallelujah. Novelle (früher „Das Brüllerlager"). (B.W. VII.)

An den Tisch einer Tiroler Sommerfrische weht das Schicksal eine kleine, zierliche Person, eine Malerin, die von dem Brüllerlager, vier Malern und Junggesellen, verhätschelt, bevatert und geliebt wird. Doch die Verlobung mit einem „gewissen Jemand" führt wieder zur Einsamkeit des Brüllerlagers und zu ihrem amerikanischen Singsang „Glory, Glory, Hallelujah" zurück. Diese frisch und humorvoll geschriebene Metamorphose des Hagestolzen zum Schürzenjäger ließe sich für Vorlesestunden verwenden.

Des Bäckerlehrlings Johannisnacht. (B.W. II.)

Wie der Bäckerlehrling Hans seinen ersten Schatz erringt und ihn in der Johannisnacht wieder an einen Studenten verliert, der das lungenkranke Mädchen zu Tode tanzt, wird mit frischem Humor und tiefem Ernst erzählt. Für Vorlesestunden geeignet.

An unbedeutenden kleinen Erzählungen seien noch erwähnt:

Die alten Leutchen. (B.W. III.)

Die Windmühle. (B.W. VII.)

Es hat wohl nicht sollen sein. Nach einer Aufzeichnung aus dem 16. Jahrhundert. (B.W. VII.)

Nachtrag.

Föhn. Roman. 217 S. D.V.A. (1931). Lw. 5,25.

Für Helene Boehlau war es eine innere Notwendigkeit, dies Buch zu schreiben, man mußte es von ihr erwarten. Diese Frau, die unentwegte Kämpferin für die Rechte der Frau und darüber hinaus für die Rechte eines freien, würdigen Menschentums, konnte nicht an den Umwälzungen der neuen Zeit vorübergehen, sie mußte Stellung nehmen zu ihrem Sinn und Ziel. „Föhn" bedeutet den Sturm der Revolution und der Inflation. Keine Verherrlichung oder Kritik, sondern ein objektives Schauen und Fühlen, wie es dazu kam, was da vorgeht und was daran gut ist. Alles unter dem Gesichtsblick einer noch in Fehlern und im Rohen brodelnden Übergangszeit, aber im Glauben an das Gute, das sich aus diesem Chaos Bahn brechen muß. „Spürt das Ahnen ungeheurer Kräfte der Menschheit!" Die alte und die junge Generation nebeneinander gestellt, die sich hier, hart am Alpen-

rand, unter das Schicksal der Zeit beugen müssen. Eva, die jugendliche Heldin des Buches, die gleichnishaft die Revolution draußen in ihrer Liebe widerspiegelt: ihr Weg von einer Föhnliebe zur reifen Liebe des Lebens. — Die Dichterin hat sich nicht befreien können von ihrer ureigenen Art der Darstellung und des Stils, sie wirkt auch hier mitunter überspannt in der Wahl der Bilder und der Erzählung, eine straffere Federführung ist aber nicht zu verkennen. — Das Buch ist als Revolutions- und Inflationsroman anzuerkennen und für größere Büchereien gegeben.

W. Salewski (Schneidemühl).

B. Wissenschaftliche Literatur.

1. Religion, Philosophie, Erziehung.

Kierkegaard, Sören: Religion der Tat. Sein Werk in Auswahl. Hrsg. von Eduard Geismar. Leipzig: Kröner 1931. Lw. 3,50.

Es ist schwer, durch eine Auswahl zu Kierkegaard hinzuführen. Hier hat Geismar, der genaue Kenner des Philosophen und sein bisher zuverlässigster Biograph, eine solche Auswahl versucht. Geismar ist Theologe, darum steht das Bild des religiösen Kierkegaard — wie schon der Titel sagt — im Vordergrund der Beachtung: die früheren, pseudonymen Schriften sind weniger berücksichtigt. In ihnen gab er ja mit der „linken Hand", während erst in den späteren Werken seine religiöse Überzeugung unmittelbaren Ausdruck findet. Darum sind besonders „Leben und Walten der Liebe" und „Reinheit des Herzens" herangezogen. Das Buch ist in fünf (eigentlich nur vier) Teile gegliedert: Die Unzulänglichkeit des Nur-Menschlichen; Der höchste Wert — das religiöse Verhältnis; Das religiöse Leben; Wahrheit und Leben müssen sich decken und — ganz kurz — Persönliches. So folgt die Auswahl der Entwicklung des Philosophen. Sie ist in dem selbstgezogenen Rahmen vorzüglich. Man vermißt ein Schlagwortverzeichnis, die Titel jeder zweiten Seite sind nur ein Notbehelf. Nun fehlt noch das entsprechende Buch über Kierkegaard den Psychologen und den Ästhetiker. Bei der großen Bedeutung des Philosophen wird schon jede kleine städtische Bücherei das Büchlein einstellen. Es ist eine bessere Einführung als durch einen Einzelband, etwa durch „Entweder — oder".

J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

Schrempf, Christoph: Gesammelte Werke. Bd 1ff. Stuttgart: Frommann 1930/31. 1. Für die Kirche, wider die Kirche. 1930. 2. Noch im Banne der Kirche. 1930. 3. Noch im Banne der Moral. 1931. 4. Über den Rubikon. 1931. Brosch. je 13,20; geb. 14,70.

Zur Feier von Schrempfs 70. Geburtstag haben ihm seine Freunde und Anhänger diese Ausgabe seiner Werke, die zehn Bände umfassen soll, ermöglicht. Hoffentlich trägt sie dazu bei, den Namen von Deutschlands größtem, unzeitgemäßem, religiösem Genie der Gegenwart, neben dem alle andern religiösen Geister wie Barth, Gogarten, Häcker u. ä. verblassen, endlich die Beachtung zu verschaffen, die ihm schon längst gebührt. Schrempf hat einen viel schwereren Stand als jene, da er keiner Kirche angehört. Von seiner Entlassung aus dem württembergischen Kirchendienst in den 90er Jahren handelt der erste Band, der die ganzen Akten hierzu enthält. Der Band ist ebenso wenig wie der zweite, der sich auch noch mit der Kirche auseinandersetzt, veraltet, da ja die Frage der Zugehörigkeit zur Kirche womöglich noch aktueller ist als damals. Wie unerbittliche Wahrhaftigkeit, die jeden Nebel leerer Worte zu durchdringen sucht, in einem solchen Gewissenskonflikt handelt, wird man nicht ohne Ergriffenheit und Bewunderung lesen, nicht ohne reiche Ausbeute für sich selbst. Der 3. Band ist für den Volksbildner besonders wertvoll, da Schrempf nach seinem Scheiden aus dem Kirchendienst eine Zeitlang als solcher durch Herausgabe der Zeitschrift „Wahrheit" zu wirken suchte. Vornehmlich bedeutungsvoll ist die Einleitung, in welcher der Begriff „seelsorgerlicher" Volksbildungsarbeit gründlich untersucht wird. Mit dem 4. Bande beginnt dann die Reihe seiner großen Werke mit „Menschenlos" und „Martin Luther". Im „Menschenlos" untersucht er zum ersten Mal die Frage, die er auch heute noch mit gleicher Energie stellt, die Frage nach dem „wirklichen"

Gott. Hiob, Ödipus, Jesus sind ihm ebensoviele Fälle, die ihm den wirklichen Gott zweifelhaft machen. Doch er traut auf die Dauer seinem eigenen Verstande, seiner eigenen Erfahrung nicht die Entscheidung hierüber zu. Darum geht er immer wieder bei den großen religiösen Persönlichkeiten in die Lehre in größter Ehrfurcht vor der ihm unfaßbaren Gewißheit dieser Menschen, aus „göttlicher" Berufung, vom „Dämon" getrieben, zu schaffen. Immer wieder und immer skeptischer fragt er, ob hier die Gewißheit eines wirklichen Gottes ist. Er beginnt die Reihe dieser Untersuchungen mit Luther, den er aus dem Zeitbedingten, aus dem Christlichen, ins Menschliche zu übersetzen sucht. — Es bedarf keiner besonderen Betonung, daß Schrempfs Schriften in jede Bücherei, wo evangelische Leserschaft nennenswert vertreten ist, gehören. Wohl niemand vermag wie er, dem unharmonischen, schwer um seinen Glauben ringenden Menschen ein Helfer zu sein.

J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

Breysig, Kurt: Die Geschichte der Seele im Werdegang der Menschheit. Breslau: Marcus 1931. XXXIII, 562 S. Geb. 17,—.

Das umfangreiche Werk setzt die Versuche des Verfassers fort, die allgemeine Geschichtswissenschaft als Lehre vom Wesen und von den Formen geschichtlichen Werdens zu fördern. Als Ordnungsmittel des geschichtlichen Geschehens dienen dabei die gesellschafts-seelischen Grundtriebe und Kräfte: Einbildungskraft (Phantasie) und Gefühl, Wille und Verstand. An der Entwicklungsgeschichte der Menschheit wird aufgezeigt, daß in der Urzeit die Einbildungskraft als herrschende, das Gefühl als helfende Seelenkraft auftritt, auf der Altertumsstufe der Wille als herrschende, der Verstand als helfende Seelenkraft, im Mittelalter das Gefühl als herrschende, die Einbildungskraft als helfende Seelenkraft, in der neuen Zeit der Verstand als herrschende, der Wille als helfende Seelenkraft. Bis hierher, d. h. bis zur französischen Revolution, reicht das Zeitalter der reinen Dominanten, auf dessen Stufen stets eine Seelenkraft als dominierend erwiesen werden kann, in der neuesten Zeit dagegen zeigt sich eine Verflochtenheit der Seelenkräfte und ein schneller Wechsel, wenn auch das Gefühl (Demokratismus, Nationalismus und Sozialismus, Realismus und Empirismus) sich den willensbestimmten Strömungen (Imperialismus, Kapitalismus, systembauende Wissenschaft) im ganzen überlegen zeigt, während die Einbildungskraft mehr und mehr zurücktritt, der Verstand als helfendes Werkzeug aber eine immer höhere Bedeutung gewinnt. Dieses großzügige Geschichtsbild vertieft die Forschungen des Verfassers, die im Wechsel von Ichbetontheit und Ichhingabe früher einen gewissermaßen zweitaktigen Rhythmus des gesellschaftsseelischen Ablaufs erweisen zu können glaubten. — Die Bedeutung des in einem sehr klaren, fast fremdwortfreien Stil geschriebenen Werkes für die Volksbildung beruht auf seinem Ausgangspunkt von der geist-seelischen Ganzheit des Menschen, wodurch einseitigere Geschichtsbilder, wie die des historischen Materialismus, wirksam ergänzt werden. Ergänzt, jedoch noch keineswegs überwunden, weil die tieferen Triebschichten in dem anthropologischen Schema des Verfassers zu kurz kommen. Von hier aus wäre eine Kritik aufzubauen, die hier nicht gegeben werden kann und die sich am schärfsten an der unzureichenden Erkenntnis des Wesens der Renaissancen, romantischen Strömungen und Revolutionen auswirken würde. — Das Werk ist einzuordnen in das Ringen um eine neue, umfassende Wesensschau des Menschen und deshalb für den Volksbildner von besonderer Bedeutung. Für größere Büchereien mit philosophisch interessierten Leserkreisen. W. Schuster.

Doeblin, Alfred: Wissen und Verändern. Offene Briefe an einen jungen Menschen. Berlin: S. Fischer 1931. 169 S. Geb. 4,50.

Doeblin wendet sich in fingierten Briefen an die Geistigen, „eine Schicht in Deutschland, die wenig an sich und für sich denkt", er meint Akademiker und Nichtakademiker, Männer und Frauen aus vielen Tagesberufen. Er will ihnen ihren ideologischen Standort anweisen. Inhalt der Gegenwart ist für ihn der Kampf um die Gesellschaftsform, der Übergang der alten Freiheitsideen und der Kultur an das Proletariat als Trägerschicht. Doeblin selbst steht etwa beim ethischen Anarchismus, sein Ideal ist der „freie, natürliche Mensch", der kommende deutsche Bürger. Von hier aus geißelt er das konservative wie das liberale Bürgertum, das keine Bürger, sondern Untertanen hervorbringe, und auf der anderen Seite die

starre Dogmatik der „Arbeitertheorie"; diese ist ökonomistisch verkrüppelt und klassenkämpferisch beschränkt (wobei Marx gegen die Marxisten in Anspruch genommen wird). Während in der ersteren Auseinandersetzung geschichtsmaterialistische Ergebnisse (über Luther und den Liberalismus, übrigens die Anschauungen Bakunins) ebenso aggressiv wie subjektiv-fragwürdig variiert werden, macht man in der zweiten, in der der alte Streit Bakunin-Marx wiederaufzuleben scheint, immer wieder die peinliche Feststellung, daß Doeblin sich nur mit dem Vulgärmaterialismus als einem billigen Gegner herumschlägt. Seine Lösung: Der Geistige soll in derselben Zielrichtung nicht in, sondern neben der Arbeiterschaft stehen, erweist sich mithin als eine Tautologie: der Geistige soll keiner Vulgärtheorie anhängen. Doeblin wünscht weiterhin den Ausbau der Arbeitertheorie über Ökonomie und Gesellschaftslehre hinaus zu einem umfassenden Weltbild von endgültiger und radikaler Diesseitigkeit; er nennt es „dialektischen Naturismus" (ein fruchtbarer Ansatz dazu steckt zweifellos in seinem Werk „Das Ich über der Natur"). — Trotz seines Mangels an Exaktheit bleibt das Buch wertvoll als Bekenntnis eines bedeutenden und verantwortungsvollen Geistes, dessen streitbares Temperament ganz darin aufgefangen ist. Sein Leserkreis wurde oben vom Autor selbst umschrieben.

R. Keller (Berlin).

Wagner, Albert Malte: Lessing. Das Erwachen des deutschen Geistes. Leipzig: Horen-Verlag 1931. 276 S. Lw. 9,—.

Leisegang, Hans: Lessings Weltanschauung. Leipzig: Meiner 1931. 205 S. 7,50; Lw. 9,50.

Wagner möchte aus einer ehrlichen und fast stürmischen Begeisterung heraus Lessing dem gegenwärtigen deutschen Menschen als eine Verkörperung des besten und tiefsten Geistes der Nation wiederschenken. Er faßt viel tiefer, als es bisher geschah, die religiöse Kraft in Lessing und deutet sein Schaffen von hier aus in drei großen Abschnitten: der Kämpfer um die Kunst, um Gott und um den Menschen. In einer etwas schlichteren Sprache hätte der Verfasser sein Ziel sicherer erreicht. So erfreulich und neu manches ist, der Leser fühlt sich irgendwie gedrängt, wo er selbst schrittweise mitgehen und prüfen möchte. Das gelingt ihm nun aufs beste bei Leisegang, der in sorgsamster Analyse des Fragments „die Religion", des „Christentum der Vernunft", der „Erziehung des Menschengeschlechts", des „Nathan" und der „Gespräche über Spinoza" Lessings Weltanschauung als mystische Identitätsphilosophie enthüllt. Denn um eine Enthüllung handelt es sich hier, weil Lessing seine letzten Geheimnisse nicht unmittelbar preiszugeben liebte. Da die Texte selbst weitgehend mit abgedruckt werden, kann der Leser mit leichter Mühe der ebenso subtilen wie sorgfältigen Untersuchung folgen. So reiht sich Lessing nun wirklich, wohin auch Wagner zielt, in die große Entwicklung ein, die von Leibniz über Herder und Goethe führt. Obwohl Leisegang nur einen Ausschnitt aus dem Schaffen Lessings behandelt, allerdings das Herzstück, so wird man den Büchereien doch zunächst raten müssen, sein Buch anzuschaffen, nach dessen Lektüre man dann auch das in mancher Hinsicht verdienstvolle Werk Wagners viel besser versteht und es auch zu ergänzen vermag. W. Schuster.

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Krieg und Krieger. Hrsg. von Ernst Jünger. Berlin: Junker & Dünnhaupt 1930. 203 S. Brosch. 5,—; Lw. 7,—.

Acht Autoren, darunter solche bekannteren Namens wie Ernst Jünger, Wilhelm von Schramm, Ernst von Salomon und Friedrich Hielscher, geben in einer Reihe von Aufsätzen ihre Gedanken über den Sinn des vergangenen Krieges, über den Sinn des Krieges überhaupt und über die Zukunft des deutschen Menschen. Verschieden untereinander, so daß die Ergebnisse der einzelnen Aufsätze durchaus nicht widerspruchslos sind, eint sie doch ein Gemeinsames: Der deutsche Nationalismus. Im Gegensatz zum Idealismus und Rationalismus ihrer Großväter und Väter vertreten sie den „heroischen Realismus", dem der Krieg unausweichbares Schicksal bedeutet und zugleich eine Frage, auf die jede Nation in ihren besten und eigentlichen Vertretern Antwort zu geben hat. Sie greifen damit über die liberale Auffassung des Krieges als ethisches Problem, die sie bestimmt verneinen und ab-

lehnen, hinüber zu jener mystischen (geistesgeschichtlich gesehen wohl romantischen) der expressionistischen Kriegsdichter, denen ebenfalls der Krieg Schicksal war, ein kosmisches Ereignis mit dem Ziel der Läuterung des Einzelnen und der ganzen Menschheit. Diesen wurde der Glaube an die Menschheit zur Religion, jenen der Glaube an den deutschen Menschen, den sie in einem neuen, tieferen Deutschland, dem „wirklichen Deutschland" sich endgültig erfüllen sehen. — Die Aufsätze, untereinander an Gewicht sehr ungleich und nicht immer frei von krampfhafter Überzeugtheit, haben als Bekenntnisschrift programmatische Bedeutung. Sie wollen klären, nicht werben, und wenden sich in ihrer intellektuellen Haltung an denkgewohnte Leser. Für solche, die zugleich die Gegenwart auch in ihren abseitigeren Erscheinungen erfassen wollen, werden größere Büchereien das Werk einstellen. B. Schliep (Stettin).

Rosenstock, Eugen: Die europäischen Revolutionen. Volkscharaktere und Staatenbildung. Jena: Diederichs 1931. IV, 554 S. Brosch. 15,—; Lw. 18,50.

Das Großartige an dem Buch ist die neue Gesamtkonzeption der europäischen Geschichte, die vorgetragen wird mit einer souveränen Beherrschung der geschichtlichen Tatsachen, vor der alle „historische Belletristik" ihre Kümmerlichkeit erweisen muß, und mit einem glänzenden geistsprühenden Stil, der nur stellenweise zu viel des Guten tut und in unserer wissenschaftlichen Historie einzigartig ist. Methodisch originell werden nicht nur die großen geistigen und politischen Ereignisse, sondern ebenso die Feste und Gedenktage, Namengebungen, Schulbücherweisheiten und andere Vorurteile, Kalenderdaten zu Rate gezogen als Äußerungen des geschichtlichen Ganges. Das Buch enthält zwei große Teile: eine „Theorie der Revolution", in der ihre allgemeinen Gesetzlichkeiten und die der europäischen Entwicklung im besonderen aufgedeckt werden, und eine fortlaufende „Erzählung" der europäischen Revolutionen und ihrer inneren Zusammenhänge. Die Grundbehauptung des Buches ist, daß die Völker nicht von Anfang an fertig durch die Geschichte gehen, sondern daß sie ihren besonderen Charakter und damit ihr spezifisches Gewicht im Leben der Völker gewinnen durch ihre Revolution. Das Neuartige der Geschichtsdeutung Rosenstocks liegt weiter darin, daß diese Theorie nicht nur für die bekannten Revolutionen in Rußland, Frankreich und England nachgewiesen wird, sondern für Deutschland an der Reformation und für Italien an der Papstrevolution. In bewußter Beschränkung übergeht das Buch die revolutionären Geschehnisse in den anderen europäischen Ländern. Das zentrale Gesetz der Revolution ist dann, daß sie immer in dem Land ausbricht, welches am weitesten hinter der allgemeinen europäischen Entwicklung zurückgeblieben ist, und daß sie ihren stärksten Widerstand an dem Volk findet, welches durch die letzte Revolution sein eigenartiges Gepräge gefunden hat, wie überhaupt eine Revolution ein Volk relativ immun gegen die kommenden Revolutionen zu machen scheint. So hat jede Revolution auch nicht nur Bedeutung für ihr Ursprungsland — wenn ihr Träger jedesmal der aufstrebende Stand ist, so wird doch immer das ganze Volk ergriffen —, sondern wie sie jedesmal einen wahren Zug des Menschen zur Geltung bringt und durch Umgestaltung der Verhältnisse einen „neuen Menschen" will, wirkt sie auf die ganze europäische Völkereinheit. So kann im Zusammenhang der Revolutionen ein innerer Sinn aufgedeckt werden, der schließlich von Rosenstock mit geistreicher, bei aller Gewagtheit doch überzeugender Wendung gedeutet wird als die Spiegelung der möglichen Formen menschlichen Lebens in der Wirklichkeit der Staaten und Völker: Italien entwickelt die Mütterlichkeit, Deutschland die Väterlichkeit, England die Männlichkeit, Frankreich die Weiblichkeit, Rußland den Jüngling und — „die Tochter aus all diesen Völkern ist die Österreicherin". So daß die Quintessenz des Buches ist, die Völkercharaktere seien alle gleichwertig und zur Verlebendigung des Wesens Mensch in seiner Vielseitigkeit berufen. „Vertragen können sie sich nie, aber ertragen müssen sie sich. Denn sie leben in derselben Ordnung einer einheitlichen Welt, aus der sie entsprungen und in die sie hineingeschaffen sind". — Von dem übrigen verschwenderischen Inhaltsreichtum des Buches an Kategorien und Tatsächlichkeiten — besonders interessant wäre das Verhältnis von Revolution und Erziehung: die Darstellung der deutschen Entwicklung

wächst sich zu einer ganzen Bildungsgeschichte des deutschen Volkes seit der Reformation aus — kann hier nichts weiter herausgehoben werden. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die konstruktive Kraft oder die dramatische Darstellungskunst oder die „erzählende" Verwertung der Anekdote. Allerdings ist das Buch nicht leicht zu lesen, es setzt die Bekanntschaft mit vielen geschichtlichen Tatsachen voraus, so daß man am besten ein Kompendium daneben benutzt; alle städtischen Büchereien sollten jedenfalls das nach Wert und Umfang nicht zu teure Werk anzuschaffen suchen. Hoffentlich können es Verfasser und Verleger bald ermöglichen, den versprochenen parallelen Dokumentenband herauszubringen.

R. Joerden (Altona).

Biedermann, Flodoard von: Chronik von Goethes Leben. Leipzig: Inselverlag 1931. 86 S. Kart. 0,90.

Zu den Inselbändchen, die jedem Goethe-Freund unentbehrlich sind und von denen hier nur „Goethe über seinen Faust" genannt sei, ist nun, höchst zeitgemäßerweise, diese Chronik hinzugekommen. Flodoard von Biedermann, der die vortreffliche Auswahl von Goethes Gesprächen im Inselverlag herausgegeben hat (vgl. Jg. 1930 d. Z. S. 351), ist ihr Verfasser. Von jenem Mittag des 28. August 1749 bis zu dem Mittag des 22. März 1832, dessen hundertste Wiederkehr bald die ganze Welt feiern wird, enthält das Bändchen alle wichtigen Daten von Goethes Leben und Schaffen und zwar nicht bloß die äußeren und inneren Ereignisse (besonders die Besuche, die er machte und empfing), sondern auch bei jedem Abschnitt die Personalien der ihm zugehörigen Freunde und Bekannten und die Titel der Werke, an denen Goethe damals arbeitete. So ist das Bändchen eine ganz vorzügliche Zeittafel geworden, die bei der Lesung von Goethe-Biographien und natürlich erst recht von Goetheschen Gesprächen, Briefen und selbstbiographischen Aufzeichnungen künftig als beste Studienhilfe dienen kann. Es kommt daher in erster Linie für den Eigenbesitz in Betracht, darf aber auch in keiner öffentlichen Bücherei fehlen.

E. Ackerknecht.

Dwinger, Edwin Erich: Die Armee hinter Stacheldraht. Das sibirische Tagebuch. Jena: Diederichs 1929. 306 S. 4,50; Lw. 6,80.

„Es wird viele Tagebücher vom Kriege geben — Gott möge sorgen, daß es kein erschütternderes, daß es kein Dokument wie dieses gibt! Mein Buch genügt für Jahrtausende..." Die Zeit von 1915—1918 hat Dwinger in russischer Gefangenschaft zugebracht; aus persönlichstem Erleben schildert er eingehend mit stärkster Gestaltungskraft den Leidensweg der Rußlandgefangenen. Man sollte keine Einzelheiten aus diesem geschlossenen Buch herausholen, muß aber doch von den entsetzlichen Tatsachenberichten sprechen: von dem großen Sterben in den Erdbaracken des Totzkojer Lagers, wo von 25 000 Menschen 17 000 ohne Hilfe und ohne Ärzte am Flecktyphus zu Grunde gingen; von den 30 000 Opfern, die der Bau der Murmanskbahn unter den Kriegsgefangenen forderte. Umso glänzender hebt sich von diesem düsteren Hintergrunde die selbstlose Kameradschaft zwischen dem Verfasser und dem Dragoner Pod ab, die sich noch in einer Zeit bewährt, wo in der seelischen Not aller menschliche Zusammenhalt sich lockerte. Dwinger beschönigt nichts und verschweigt nichts. Von der Sexualnot der Gefangenen weiß er erschütternd zu sprechen. Die Schwere der Erlebnisse macht den Jüngling zum verantwortlich denkenden Mann, der zu sehr gelitten hat, um die laute Kriegsbegeisterung von 1914 noch verstehen zu können. „Es ist uns eine Selbstverständlichkeit geworden, die vornehmste Pflicht jedes Kulturmenschen darin zu sehen, daß er alles tut, um Kriege zu vermeiden." — Mit diesem Kriegsgefangenenroman ist uns eines der besten und stärksten Kriegsbücher von untadelhafter ethischer Haltung geschenkt worden. Für jede Bücherei und für jeden erwachsenen Leser.

B. Schliep (Stettin).

Dwinger, Edwin Erich: Zwischen Weiß und Rot. Die russische Tragödie 1919—1920. Jena: Diederichs 1930. 503 S. Geh. 5,—; Lw. 7,80.

Dieses Werk ist die unmittelbare Fortsetzung des sibirischen Tagebuches „Armee hinter Stacheldraht". Ihm liegen wiederum an Ort und Stelle niedergeschriebene Notizen zugrunde, sodaß trotz der romanhaften Form ein dokumentarischer Bericht

von größter Stoffülle und unerhörter Eindruckskraft entstanden ist. Die Unmittelbarkeit des Erlebens bleibt erschreckend gewahrt. Dwinger flieht — damit knüpft das Buch an das vorhergehende an — aus dem Gefangenenlager und tritt nach langer, abenteuerlicher Kreuz- und Querfahrt in die weiße, gegen den Bolschewismus aufgestellte Armee des Admirals Koltschak ein. Nach anfänglichen Erfolgen zieht sich diese vor den andrängenden roten Banden zurück und leitet damit den fürchterlichsten Rückzug der Weltgeschichte ein, den Rückzug eines mit Frauen und Kindern belasteten Dreiviertelmillionenheeres, das durch die winterliche Einöde Sibiriens 5000 km weit bis jenseits des Baikalsees zurückweicht und von dem nur 10 000 fast verhungerte, erfrorene und vor ausgestandenen Leiden wahnsinnige Menschen übrigbleiben. Einige Wenige finden den Weg aus dem Grauen des „Eiszuges" zurück, unter ihnen Dwinger, der nach langer Zeit über Litauen die deutsche Heimat erreicht. Auf kurzem Raum ist die Fülle des Buches an Personen, Geschehnissen und Fragestellungen auch nur andeutungsweise nicht zu zeichnen. Es gehört zweifellos zu den bedeutsamen Erscheinungen der letzten Jahre und ist nach Möglichkeit auch in den Bestand kleinerer Büchereien aufzunehmen.

B. Schliep (Stettin).

Ludwig, Emil: Geschenke des Lebens. Ein Rückblick. Berlin: Rowohlt 1931. 865 S. Lw. 16,—.

Emil Ludwig erzählt (S. 136), er habe als junger Mensch unter dem Zwang gelitten, sich selbst auch bei den alltäglichsten Handlungen beobachtend gegenüberzustehen. „Ich konnte nicht mehr den Hut vom Haken, die Zeitung zur Hand nehmen, ein Billet kaufen, die Schlittschuhe anschnallen: schon fühlte ich den Beobachter hinter mir sich regen und mir zuflüstern: — Jetzt ergriff er seinen Hut, jetzt schnallte er sich die Schlittschuhe an und dachte dabei . . ." Von dieser Qual habe er sich später durch sein dichterisches und biographisches Schaffen erlöst. Dies Bekenntnis ist ungewöhnlich aufschlußreich für seine Natur und sein Schaffen. Es geht ihm stets, ob er will oder nicht, zuerst um die Geste, die Pose, die Szene. Narzissische Selbstbespiegelung ist eine Hauptwurzel seiner Biographien. Und nun erst der Selbstbiographie! Es ist freilich reizvoll und auch lehrreich für verbissene Deutschtümler, die gepflegte, weltoffne, harmlose Kultur dieses europäischen Daseins kennen zu lernen. Aber alle ernsteren Ansprüche werden enttäuscht: hundert brillierende Interviews mit Präsidenten, Diktatoren, Ministern, Königen, Erfindern, Gelehrten, — aber keine geistige Entscheidung, kein lichtvolles Wort zum Schicksal der Zeit! Kein nachhaltiges Ergriffensein! Ein ewiges Kreisen um das eigene Ich und seine Eigenheiten, deren keine der lauschenden Millionengemeinde erspart bleibt, bis auf die Manie, die Schlipse nach Farben zu ordnen. „Emil Ludwig" von Emil Ludwig, keinen Deut anders behandelt als Goethe oder Napoleon! Gewiß kein notwendiges Buch!

K. Kossow (Flensburg).

Ritter, Gerhard: Stein. Eine politische Biographie. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1931. 2 Bde. 408, 542 S. Lw. 26,—.

Schnabel, Franz: Freiherr vom Stein. Leipzig: Teubner 1931. 162 S. Lw. 5,—.

Haß, Hermann: Freiherr vom Stein. Jena: Diederichs 1931. 87 S. Geb. 2,—; Lw. 2,80. (Deutsche Volkheit.)

Bockemühl, Erich: Der Freiherr vom Stein. Sein Leben und sein Werk. Köln: Schaffstein 1931. 72 S. Lw. 0.85. (Grünes Bändchen 106.)

Ziegler, Wilhelm: Stein, der Wegbereiter deutscher Freiheit und Einheit. Ein Gedenkbuch. Berlin: Zentralverlag 1931. 62 S. Geh. 1,—.

Koch, Georg: Der Freiherr vom Stein. Von Staat, Volk und Bildung. Kassel: Neuwerkverlag 1931. 203 S. Geh. 3,60; Lw. 4,80.

Die Werke, die zur hundertjährigen Wiederkehr von Steins Todestag erschienen sind, haben im ganzen ein erfreuliches Niveau. Vor allem, nicht als Festschrift, aber doch gerade in diesen Tagen, haben wir in Ritters Steinbiographie eines der ganz wenigen wirklich monumentalen Werke erhalten, die die deutsche Geschichtsschreibung im letzten Jahrzehnt hervorgebracht hat. Auf er-

neuter eingehender Durcharbeit des gesamten gedruckten und ungedruckten Materials beruhend, zeichnet Ritter ein Stein-Bild, das von dem bisher herrschenden Max Lehmanns (zuerst 1903) grundlegend abweicht. Stein ist nicht mehr der Schüler der französischen Revolution, sondern der stark in der Tradition verwurzelte Sohn des 18. Jahrhunderts. Seine geschichtliche Größe beruht nicht so sehr in seinen Ideen, sondern fast ausschließlich in der Kraft des Persönlichen, in seinem Charakter. Als solcher wirkt er jenseits aller amtlichen Stellungen (sein entscheidendes Ministerium dauerte wenig mehr als ein Jahr) und über seine Zeit hinweg bis in die Gegenwart hinein. Das klar und fesselnd geschriebene Buch ist ernsthaften Lesern durchaus zugänglich. Vor allem: man kann wohl sagen, daß Stein der typischste deutsche unter unseren großen Staatsmännern ist, und so weiß seine Biographie in seltenem Maße über das rein Biographische hinaus einzuführen in die Problematik unserer Volksgeschichte überhaupt. — Dieser großen Leistung gegenüber muß Schnabels Vorwurf, daß die deutsche Geschichtswissenschaft Stein nicht gerecht geworden sei, verstummen. Schnabel stützt sich allein auf die gedruckten Quellen (das Wort Dokumente, das er hierfür gebraucht, ist recht irreführend). Als sein Ziel bezeichnet er selbst, den verkannten Stein, den Ahnherrn der deutschen Republik für die deutsche Jugend zu zeichnen. Trotz dieses Vorwortes ist das Buch keine Tendenzschrift, in der der Politiker statt des Historikers die Feder führt, sondern eine kluge und wohlgerundete, überdies flüssig geschriebene Biographie Steins, die ihres knappen Umfangs wegen überall dort einzustellen ist, wo Ritters Werk nicht zu beschaffen ist. — Keinerlei wissenschaftliche Ansprüche stellt demgegenüber die Schrift von Haß. Wie die meisten Bände der Sammlung „Deutsche Volkheit" wird die Gestalt und das Wollen Steins wesentlich mit dessen eigenen Worten und denen seiner Zeitgenossen gezeichnet. Geschickt zusammengestellt, ergibt sich so ein recht lebendiges Bild, dem freilich notwendig die letzte Vertiefung abgeht. Zur ersten Einführung ist der Band immerhin geeignet. Das kann man leider nicht von der gleichsam offiziösen Gedenkschrift sagen, die Ziegler, der Leiter der Reichszentrale für Heimatdienst, verfaßt hat. Überaus unsauber im Sprachlichen, aber auch im Weltanschaulichen, verrät diese Schrift, der jede tiefere Durchdringung abgeht, aller Orten, wie flüchtig sie zusammengeschrieben ist. Zudem zwingt die unglückliche Gliederung in einen biographischen und einen wertenden Teil zu dauernden Überschneidungen und Wiederholungen. Bockemühls einfaches und farbloses Schriftchen ist wohl wesentlich für Schüler bestimmt. Sie finden bei Haß eine sehr viel kräftigere Kost. — Durchaus für sich steht Kochs Buch. Er will „ein Wesensbild", kein Lebensbild geben. Die Lebensdaten setzt er vielmehr voraus. Ja im letzten geht es ihm gar nicht um Stein an sich. Stein ist nur Ansatz, um in seinem Zeichen der Entseelung und Volksferne unseres Staatslebens entgegenzutreten. Ein staatliches Lebensprogramm ist das Ziel, „das Programm der Seele, ohne die der Staat so wenig leben kann wie der Mensch". Ein weitgespanntes, ja wegweisendes Buch, das an grundlegende Fragen unserer heutigen Staatskrise heranführt, aber Leser fordert, die gewillt und in der Lage sind, sich mit den oft nicht einfach dargebotenen Gedanken des Buches wirklich auseinanderzusetzen. G. Franz (Marburg).

Thrasolt, Ernst: Dr. Carl Sonnenschein. Der Mensch und sein Werk. München: Kösel & Pustet 1930. 404 S. Kart. 4,90. Lw. 8,50.

Als langjähriger Mitarbeiter und aus genauester persönlicher Kenntnis schildert der Dichter Thrasolt Persönlichkeit und Werk eines Mannes, den man zu Recht mit Friedrich Naumann verglichen hat, und dessen Wirksamkeit der deutsche soziale Katholizismus entscheidende Impulse verdankt. Wer im Jahre 1929 noch nicht wußte, was Sonnenschein als Mitarbeiter des M.-Gladbacher Volksvereins wie als Begründer der sozialstudentischen Bewegung, als Seelsorger in Berlin wie als Organisator eines großzügigen charitativen Hilfswerkes bedeutete, dem müßte es durch das Echo deutlich geworden sein, das damals die Nachricht von seinem Tode in aller Welt fand. Diese Biographie entrollt ein wirklich umfassendes Bild, wenn nicht nur in chronologischer Folge Daten gegeben und die Entwicklung eines Menschen und seiner Lebensarbeit geschildert, sondern daneben literarische Zeugnisse, Presseespiegel und Anekdotisches in reichem Maße herangezogen werden. Sie ist als Dokument wertvoll, weil sie den ganzen Menschen Sonnenschein zeichnet und

und vor den Schwächen nicht halt macht, die dem Großstadtmenschen, dem ewig Rastlosen und Beschäftigten, dem äußerlich Formlosen und seiner ausgesprochenen Herrennatur eigen waren. Denn nur da, wo die Verehrung die Kritik nicht verbietet und wir neben dem Licht auch die Schatten sehen, erscheint uns die volle Persönlichkeit. Nur so werden zugleich die Gründe sichtbar, die Gleich- und Andersgesinnte Mann und Werk oft kritisch betrachten ließen. — Für die Leser unserer Volksbüchereien, die das Lebensbild eines großen sozialen Menschen und Seelsorgers interessiert, und die an der Stellung der Kirche zu den heutigen sozialen Fragen Anteil nehmen. Zur Ergänzung sind Sonnenscheins „Notizen. Weltstadtbetrachtungen" (10 Bändchen. Berlin: Germania 1928/29) heranzuziehen, die seine Eigenart am charakteristischsten spiegeln. J. Peters (Düsseldorf).

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Freyer, Hans: Revolution von rechts. Jena: Diederichs 1931. 72 S. Brosch. 2,—.

„Revolution von rechs" ist kein neues Programm, sondern eine konstruktive Geschichtsdeutung von so durchschlagender Kraft, so glänzend im Stil, daß ihre Bedeutung nur mit dem „Kommunistischen Manifest" zu vergleichen ist: Konstatiert Marx die Klassenlage als gegeben, so umfaßt Freyers Blick die Gesamterscheinung der „industriellen Gesellschaft"; und wo Marx die klassenlose Gesellschaft als Ideal setzt, erkennt Freyer den Durchbruch des politisch gewordenen „Volkes" zu sich selbst. „Industrielle Gesellschaft"? Gebilde des 19. Jahrhunderts. Ihr Kennzeichen: die Zurückführung aller Werte ins Ökonomische. Ihr Ergebnis: der proletarische Klassenkampfgedanke und dagegen die staatliche Sozialpolitik. Die elementare politische Bewegung, die heute in den Einzelnen und den Gruppen, vor und zwischen ihnen sich ankündigt, deutet Freyer als das Erwachen des Menschen, der nicht Maschinenmensch geworden, des Volks, dessen Revolution „von unten her in die Ebene der industriellen Gesellschaft einbricht, quer durch alle ihre Interessengegensätze hindurch." Die staatsbildenden Kräfte fließen aus der industriellen Gesellschaft ab in ein neues Becken: „in das Bewußtsein der Menschen von einem Sinn des nationalen Lebens, der höher, lebenswerter, kraftvoller ist als der Sinn der industriellen Gesellschaft". Es ist unmöglich, zu dieser These hier kritisch Stellung zu nehmen. Nur die eine, u. U. entscheidende Lücke sei genannt: Daß die „ökonomische Revolution von links geschichtlich erledigt" sei, gilt wohl nur für die „Staatspartei" der S.P.D., nicht aber für die angestauten revolutionären Energien links davon! — Für politische Leser von rechts und links, die einen Begriff ihrer selbst bzw. des Gegners gewinnen wollen.

H. W. Herrmann (Stettin).

Gronau, Karl: Der Staat im Urteil der Neuzeit und Gegenwart. Braunschweig: Westermann 1931. 332 S. Lw. 5,40.

Das vorliegende Buch ist eine Geschichte der Staatstheorien und Staatsanschauungen von Machiavelli bis zur Gegenwart. Objektiv und sachlich werden die verschiedenen Theorien unter besonderer Berücksichtigung des philosophischen Unterbaues vorgetragen. „Ein politischer Standpunkt ist streng vermieden, dagegen der philosophische des kritischen Idealismus kräftig betont." Der Verfasser will mit seinem Buche der staatspolitischen Erziehung dienen und wendet sich an weiteste Kreise, das Werk ist daher klar, einfach und leichtfaßlich geschrieben. Bei dem Studium Gronaus wird wohl kaum ein Leser Schwierigkeiten haben, da so gut wie nichts vorausgesetzt wird, nur einige Kenntnisse der platonischen Staatslehre sind notwendig und Lust und Liebe zur Sache, da der Stil meist recht trocken ist. Ein ausführliches Register, viele am Schluß untergebrachte Literaturangaben und Anmerkungen erhöhen den Wert der Schrift. — Da es wenig für Volksbüchereien Brauchbares auf diesem Gebiete gibt und ein Wissen um Staatstheorien in unserer Zeit recht notwendig ist und den Willen zum Staate stärkt, so kann das Buch allen großstädtischen Büchereien zur Einstellung empfohlen werden. Auch dann, wenn schon Vorländer „Von Machiavelli bis Lenin" vorhanden ist, da sich beide Autoren durch die Art der Darstellung und die Verschiedenheit ihrer politischen Anschauung gegenseitig ergänzen. — Diesem Werk Gronaus soll noch ein

2. Band folgen, der die Staatsanschauungen des Altertums und des Mittelalters behandeln will. H. Hilsenbeck (Nürnberg).

Koellreuter, Otto: Der englische Staat der Gegenwart und das britische Weltreich. Berslau: Hirt 1930. 136 S. Geb. 2,85. (= Jedermanns Bücherei.)

Unter den in der letzten Zeit erschienenen der Englandkunde gewidmeten Büchern nimmt das vorliegende insofern eine besondere Stellung ein, als es sich auf die Darstellung des englischen Staats- und Rechtslebens beschränkt. Der erste Teil behandelt die Entwicklung und die heutige Gestaltung Großbritanniens, der zweite den Aufbau des britischen Weltreichs, wobei der staatsrechtlichen Stellung Irlands und der künftigen Entwicklung des Imperiums je ein Abschnitt zugewiesen sind. Der Verfasser hat es verstanden, ein sehr umfangreiches Material zu einem gedrängten, aufschlußreichen Leitfaden zu verarbeiten, der die zum Teil etwas verwickelten staatsrechtlichen Verhältnisse und Zusammenhänge trefflich veranschaulicht. Ein Literaturverzeichnis und Bildbeigaben (Porträts, Gebäude, Städteansichten) bilden eine wünschenswerte Ergänzung. Das Buch ist auch dem einfachsten Leser unter der Voraussetzung der Beherrschung der wichtigeren staatsbürgerkundlichen Begriffe zugänglich. G. Fritz.

Mommsen, Wilhelm und Günther Franz: Die deutschen Parteiprogramme 1918—1930. Leipzig: Teubner 1931. 139 S. Kart. 4,—.

Die vorliegende Schrift erscheint als Sonderausgabe des 3. Heftes der von F. Salomon begründeten Sammlung „Die deutschen Parteiprogramme" in der „Quellensammlung zur deutschen Geschichte". Sie enthält eine sehr begrüßenswerte Zusammenstellung der verschiedenen Aufrufe unmittelbar nach dem Umsturz von 1918, dann die noch verbindlichen Programme, die etwa in den Jahren 1919 bis 1927 entstanden und schließlich die Parteikundgebungen zur Wahl vom September 1930. Ein besonderer Abschnitt behandelt die Neugründungen und Umgruppierungen. Eine übersichtliche Tabelle der Mandatsstärken der Parteien 1919—1930 bildet den Abschluß der Schrift, die in keiner Bücherei und in keinem Lesesaal fehlen sollte. G. Maiwald (Breslau).

Die geistige Struktur der politischen Parteien Europas. Hrsg. Kurt O. Fr. Metzner. Abt. Deutsches Reich. Berlin: Pan-Verlagsgesellschaft. Bisher erschienen:
Dessauer, Friedrich: Das Zentrum. 1931. 54 S. Brosch. 1,80.
Lüng, Pidder: National-Sozialismus. 1931. 64 S. Brosch. 1,80.
Freytagh-Loringhoven, Freiherr von: Deutschnationale Volkspartei. 1931. 90 S. Brosch. 2,40.

Vorliegende Reihe will nicht über Tagespolitik sprechen, will nicht parteipolitische Äußerungen zur gegenwärtigen Lage bringen, sondern will klar und sachlich die geistige Struktur der einzelnen Parteien darstellen. Es soll diese Arbeit mit dazu beitragen, daß in Zukunft politische Kämpfe in einer würdigeren und anständigeren Form als bisher ausgetragen werden. Der jeweilige Band wird von einem Vertreter der behandelten Partei ohne Beeinflussung von irgendwelcher Seite geschrieben. Drei Nummern sind bisher erschienen, die Sammlung wird fortgesetzt. — Dessauer legt nach einem kurzen Überblick über die Geschichte der Partei dar, wie sehr das Zentrum weltanschaulich gebunden ist und welche politischen Forderungen, Konsequenzen und Anschauungen sich daraus ergeben. Eine sehr feine über den Dingen stehende Schrift, welche einen guten Einblick in die geistige Haltung der Partei gewährt. — Pidder Lüng, der mit Nachdruck betont, daß seine Schrift nicht parteiamtlich sei, zeichnet in großen Zügen die geistigen Grundlagen seiner Partei und entwickelt daraus das Programm der Nationalsozialisten. Manche Äußerung des Verfassers, in der Begeisterung für die Sache gemacht, ist anfechtbar, mancher Ausdruck etwas schief, aber trotz alledem, die Schrift hat ein geistiges Niveau und kann sich neben Dessauer sehen lassen. — Dagegen fällt der dritte Band etwas ab. Zusehr wird die Parteigeschichte und die

Schilderung der politischen Kämpfe seit 1918 (vor allem die Angriffe gegen Brüning) in den Vordergrund gestellt. Die politischen Gegner werden nicht immer mit der gebührenden Hochachtung behandelt. Die Ausführungen über die geistigen Grundlagen, die Struktur und das Programm der Partei kommen zu kurz. — Zur Anschaffung können die beiden ersten Bände empfohlen werden, auf den dritten kann man verzichten. H. Hilsenbeck (Nürnberg).

4. Sprach- und Literaturkunde, Theater.

Grolman, A. v.: Kind und junger Mensch in der Dichtung der Gegenwart. Berlin: Junker & Dünnhaupt o. J. 249 S. Brosch. 5,50; geb. 7,—.

Der Kampf der Generationen ist ein beliebtes und bezeichnendes Motiv moderner Dichtung und seine Behandlung ist in ihrem Wandel typisch für den Verlauf der vielberufenen Kulturkrise. Es ist daher verschiedentlich bearbeitet worden, so in einer klugen charakterologischen Studie von H. Koch „Das Generationsproblem in der deutschen Dichtung der Gegenwart" (Friedrich Mann's Pädagog. Magazin, H. 1337, Langensalza 1931) und für die gesamte Entwicklung in der sehr fleißigen, auch die Weltliteratur mit einbeziehenden Arbeit von Kurt K. T. Wais „Das Vater-Sohn-Motiv in der Dichtung" 1. Teil bis 1880, 2. Teil 1880 bis 1930 (Berlin 1931). Leider fehlt dieser Arbeit das höchst notwendige Register: es fehlen Behandlungen des Motivs, soweit es weniger von der jeweiligen Zeitströmung beeinflußt ist. Das aber kann der Sache doch erst den tieferen Hintergrund geben: Es handelt sich um eine mit dem Dasein des Menschen selbst gesetzte Spannung des Lebens, um ein Grundmotiv seiner dialektischen Dynamik. Deshalb eignet sich der Stoff auch ausgezeichnet für die Behandlung in der Volkshochschule: Deutlich scheiden sich in ihm die existenzielle Grundlage und die gesellschafts- und zeitgeschichtliche Bedingtheit, die die Akzente setzt. Das Ziel des Lebens liegt aber immer jenseits dieser zeitgeschichtlichen Bedingtheit, indem jedem Einzelnen die Aufgabe gestellt ist, die mit dem Leben selbst gegebene Spannung aus dieser Bedingtheit heraus so oder so im ethischen Sinne zu meistern. In diese umfassende Sicht hat allein Grolman das Problem gestellt. Er gibt zunächst Antwort auf die Fragen: wer ist Kind, wer ist junger Mensch? Indem er dann die Darstellung in der Dichtung seit etwa 1883 (C. F. Meyer, Die Leiden eines Knaben) verfolgt, rollt der ganze Verlauf der kulturellen Krise vor uns ab: Immer weniger wird die Gesellschaft des vom Leben und mit dem Leben selbst gesetzten Grundproblemes Herr. — Das gedanklich und stilistisch gleich hochstehende Buch gehört in die Hand aller Lehrer und Volksbildner und in jede größere Abteilung der Literaturgeschichte der Gegenwart. W. Schuster.

Hoffmann, Hans: Wilhelm Raabe. 2. Aufl. Stettin: Bücherei und Bildungspflege 1931. 48 S. Kart. 0,75.

Daß diese lebendige Schrift über Raabe nach 25 Jahren nun in neuer Auflage vorliegt, ist deshalb besonders zu begrüßen, weil sie bei aller Schlichtheit und persönlichen Wärme nicht im Anekdotischen sich verliert, sondern in entscheidender Erkenntnis den großen Tragiker und Denker Raabe neben den Humoristen stellt und, unbekümmert um philologische Vollständigkeit, eine eigenartige und förderliche Bewertung des Raabeschen Werkes vornimmt, z. B. in der sehr berechtigten Herausstellung des Meisterwerkes „Stopfkuchen". Für die Praxis der Ausleihe ergeben sich daraus sehr beachtenswerte Nutzanwendungen. Wenn sie im allgemeinen nicht in der Richtung liegen, die Kossow in seiner kritischen Bewertung („Die Raabesche Welt und die Lebensfragen unserer Zeit", in Zeitgeist und Literaturpädagogik, hrsg. von W. Schuster, Verlag Bücherei und Bildungspflege 1930, S. 74 ff.) einschlägt, so sind sie doppelt wertvoll als Korrelat. J. Beer.

Kühnemann, Eugen: Goethe. Leipzig: Inselverlag 1930. 2 Bde. Lw. 24,—.

Dieses mehr als 1100 Seiten starke Goethe-Buch will in erster Linie ein Faust-Buch sein. Die bekannte Tatsache, daß die Arbeit am Faust die Entwicklung Goethes zwei Menschenalter hindurch begleitet hat und zuletzt von ihm selbst als

sein „Hauptgeschäft“ empfunden wurde, hat Kühnemann zum Anlaß genommen, eine ganze Goethe-Biographie auf den Bericht von der Entstehung des Faust-Dramas und auf die Erläuterung seines Inhaltes aufzubauen. Die Einleitung skizziert zunächst den „Faust-Gedanken in seinem Wandel durch die Jahrhunderte bis auf Goethe“, dann gruppiert sich im ersten Buch die Darstellung um den Urfaust, im zweiten um das Faust-Fragment, im dritten um den Ersten Teil in seiner endgültigen Form und im vierten Buch, das den zweiten Band des Werkes ganz ausfüllt, um den Zweiten Teil. Es ist klar, daß bei dieser Anordnung die Versuchung übermächtig war, der biographisch-entwicklungsgeschichtlichen Entwicklung des Werkes verhältnismäßig sehr viel Raum zu gewähren. Es sei jedoch hervorgehoben, daß Kühnemann nirgends in jene superkluge, psychologisch primitive Analyse verfällt, die z. B. Roethe in seinen Faust-Vorträgen auszuüben pflegte und nach der es scheinen könnte, als müsse und könne man mit Hilfe biographischer und formalistischer Anhaltspunkte das Faust-Drama vor allem als ein Konglomerat einzelner Szenen und Versgruppen begreifen. Von dem, was Kühnemann in seinem Buche zum Verständnis des Dramas leistet, sind wohl das Beste die Ausführungen über die Einwirkung Herderschen Geistes auf den Urfaust und die eingehende Erläuterung des zweiten Teiles (besonders auch die Schilderung des Bühnen-Geschehens). Am wenigsten befriedigend erscheint mir, infolge ihres etwas zu wortreichen Pathos' die Besprechung der Gretchenszenen; wie übrigens auch die Schilderungen von Goethes Geliebten und Liebschaften nicht immer glücklich sind. Aus dem, was Kühnemann über die anderen Hauptwerke Goethes sagt, seien zu näherer Betrachtung empfohlen die Ausführungen über „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“, den „Tasso“, die „Wahlverwandtschaften“, die „Farbenlehre“ und „Dichtung und Wahrheit“, das er sehr fein als „Hauptwerk von Goethes Morphologie“ würdigt. Auch wird die Art, wie er die drei monographischen Schriften Goethes (über Cellini, über Rameaus Neffen und über Winckelmann) benutzt, um Goethe als „den großen Lehrer von den Gestalten des Lebendigen“ darzutun, sicher vielen Lesern wertvolle Anregungen zu eigenem Weiterdenken und -lesen geben können. Alles in allem: ein Werk fleißiger Begeisterung für Goethes Schaffen, zuweilen ermüdend durch seine unablässige rhetorische Volltönigkeit, fast immer lehrreich für den, der sich vorher (oder nebenher) gründlich mit den Goetheschen Hauptwerken selbst beschäftigt hat. — Für größere Büchereien, aber nicht für „Anfänger“ und nicht für Leser, die vor allem auf eine eigentliche Lebensgeschichte Goethes aus sind. E. Ackerknecht.

Matthias, Theodor: Sprachleben und Sprachschäden. Ein Führer durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauchs. 6. verb. und verm. Aufl. Leipzig: Brandstetter 1930. XII, 479 S. 12,50; Lw. 14,—.

Im Vergleich zu dem S. 135 dieses Jahrgangs besprochenen Buch von K. P. Schneider „Was ist gutes Deutsch?“ ist das vorliegende, schon seit den neunziger Jahren bewährte Werk in Anlage und Darstellungsweise strenger an die schulmäßige Grammatik gebunden. Es kommt daher, zumal auch sein Preis den des Schneiderschen Buches um mehr als das Doppelte übersteigt, nur für große Volksbüchereien und für Studienbüchereien (besonders auch Landeswanderbüchereien) in Betracht. Dort freilich wird es den Spezialinteressenten für Sprachpflege gute Dienste leisten können und auch zu Nachschlagezwecken willkommen sein. Denn es läßt den, der über irgend eine Frage der Sprachrichtigkeit Auskunft sucht, fast nie im Stiche, und auch Fragen der Stilschönheit werden am Schlusse noch eindringlich erörtert. Für die Beispiele (und Gegenbeispiele) sind, außer dem Tagesschrifttum, die klassischen und nachklassischen Autoren (erfreulicherweise ziemlich reichlich auch Gottfried Keller), gelegentlich auch Schriftsteller der Gegenwart ausgewertet worden. Bei diesen wäre freilich mehr Beispielhaftes zu holen gewesen. Wie konnte sich der Verfasser Wilhelm Busch (als Prosaisten), Hermann Hesse, Friedrich Huch, Ludwig Klages, Wilhelm Schäfer, Kolbenheyer, Ina Seidel — um nur einige zu nennen — ganz entgehen lassen? E. Ackerknecht.

Unger, Rudolf: Gesammelte Studien. Bd 1: Aufsätze zur Prinzipienlehre der Literaturgeschichte. 231 S. Bd 2: Aufsätze zur Literatur und

Geistesgeschichte. 237 S. Berlin: Junker & Dünnhaupt 1929. Geh. 22,—; geb. 26,—.

Philosophie der Literaturwissenschaft, hrsg. von Emil Ermatinger. Ebenda 1930. 478 S. Geh. 26,—; geb. 30,—.

Melzer, Friso: Im Ringen um den Geist. Der neue Weg der Literaturwissenschaft. Berlin: Furche-Verlag 1931. 191 S. Geb. 7,80.

Rudolf Unger hat unter den deutschen Literaturhistorikern als erster an Diltheys bahnbrechende Leistung angeknüpft und in prinzipiengeschichtlichen und prinzipienwissenschaftlichen Arbeiten die neue Forschung weitgehend beeinflußt. Hierbei hat er immer wieder versucht, über seine Ausgangsstellung hinaus zu kommen und dringt dabei vor zu einer „zugleich phänomenologisch und psychologisch orientierten problemgeschichtlichen Richtung" als einer „im engeren Sinne geisteshistorischen", d. h .mit schlichteren Worten ausgedrückt, die Literaturgeschichte soll in der Dichtung die Entfaltung der „großen, ewigen Rätsel- und Schicksalfragen des Daseins" wie Schicksal, Liebe, Tod, religiöses Problem, Mensch und Natur aufsuchen, wie sie der Dichter aus dem konkreten Leben vor und jenseits aller abstrakten und philosophischen Verallgemeinerung aufgreift. Bringt der erste Band nun übersichtlich die hierhingehörigen, bisher verstreuten theoretischen und wissenschaftsgeschichtlichen Arbeiten, so enthält der 2. Band dazu gewissermaßen die praktische Anwendung der Lehre. Für jeden, der tiefer in die Problematik der neueren Literaturwissenschaft eindringen will, ist die Sammlung unentbehrlich. Sie zeigt allenthalben die saubere, begriffliche Arbeit, die Fülle von Kenntnissen und die handwerkliche Sicherheit, die man heute so oft schmerzlich vermissen muß, allerdings auch eine gewisse Dünnblütigkeit und Blässe, die zur Grenze nicht nur der Darstellungsweise sondern auch der Deutung der Dichterwerke und ihrer Schöpfer wird. — Was Dilthey einsam begann und Unger fortführend durchsetzte, ist soweit Allgemeingut geworden, daß Ermatinger in einem Sammelwerk eine „Philosophie der Literaturgeschichte" vorlegen kann, in die nun freilich auch andere Ströme münden, wenngleich die Hauptrichtung von Dilthey her sich nicht verleugnet. Aus den einzelnen Abschnitten möchte ich als besonders wichtig den Aufsatz von Franz Schultz über „die philosophisch-weltanschauliche Entwicklung der literarhistorischen Methode" hervorheben, der Scherer gerechter wird, als dies jetzt meist üblich ist, die kluge Zusammenfassung von Julius Petersen über „die literarischen Generationen" und den für den Volksbildner wichtigen Beitrag von Sarnetzki über „Literaturwissenschaft und die Dichtung und Kritik des Tages". Als Ganzes überzeugt das Werk nicht ganz, und das liegt nicht nur an der verworrenen Lage der heutigen Literaturwissenschaft, wie der Herausgeber meint. Grade der Volksbildner wird auf manche Fragen gar keine oder unzulängliche Antwort finden: das Verhältnis von Soziologie, von Wirtschaftsgeschichte und Literaturwissenschaft, das Verhältnis von Volksliteratur und Kunstliteratur, von Verbreitung und Bedeutung des Kunstwerkes, der Geschmackswandel, der Gestaltwandel der Persönlichkeiten und ihrer Werke, die Bedeutung der Motivgeschichte und die hierarchische Schichtung der Motive nach ihrer Verankerung im Lebensgrunde u. a. m. Trotzdem werden große Büchereien sich das Werk um seiner mannigfaltigen Anregungen wegen anzuschaffen suchen. — Einen sehr interessanten Versuch zur theoretischen Grundlegung einer protestantischen Literaturwissenschaft aus dem Geiste der neuen Barth-Gogartenschen Theologie legt Fr. Melzer vor. Er setzt sich zunächst mit Scherer, Dilthey, Ermatinger, Gundolf, Unger auseinander, dann auch mit der katholischen Literaturwissenschaft, der er nicht gerecht wird. So sehr wir es nun grade als Volksbildner begrüßen, daß sich der katholischen nun eine evangelische Literaturgeschichte an die Seite stellen will, wohin der Kreis um den Eckart seit einigen Jahren zielt, so können wir bei der Lektüre die Befürchtung nicht unterdrücken, daß diese neue protestantische Arbeit sehr viel kunstfremder und lebensferner nach diesem Schema ausfallen könnte, als etwa die katholische es heute ist. Das zeigt u. a. auch die Haltung, die Melzer dem Buche von Spoerri „Präludium zur Poesie" gegenüber einnimmt. Wenn dem Programme Taten folgen sollten (eigentlich sollten Taten einer so anspruchsvollen Kritik vorangehen oder zum mindesten auf dem Fuße folgen), dann wird es an der Zeit sein, sich in dieser Zeitschrift ein-

mal ausführlicher mit dieser jüngsten „Richtung" auseinanderzusetzen, die volksbildnerisch von Bedeutung werden kann. W. Schuster.

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Deckert, Hermann: Deutsche Kunst. Bd 1: Von den Anfängen bis zum Ende des romanischen Stils. Breslau: Hirt 1931. 140 S. Ill. Geb. 2,85. (= Jedermanns Bücherei.)

Schreyer, Lothar: Die bildende Kunst der Deutschen. Geschichte und Betrachtung. Mit 49 Abb. deutscher Kunstwerke. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1931. 406 S. Lw. 6,80.

Der erste Band dieser Darstellung deutscher Kunst in der „Jedermanns Bücherei" bietet eine vorzüglich fundierte und an Dehio orientierte Kunstgeschichte der Frühzeit; er läßt das Beste für die weiteren geplanten sieben Bände erhoffen, so daß damit endlich eine sehr fühlbare Lücke ausgefüllt werden wird, die infolge des hohen Preises des Dehioschen Meisterwerkes in der Volksbücherei immer noch besteht. Es ist Deckert gelungen, die Sprödigkeit des schwierigen Stoffes zu meistern und dem geschichtlich interessierten Laien ein klares und wissenschaftlich einwandfreies Bild zu bieten. Leicht lesbar ist das Buch allerdings nicht; und kann es nicht sein, da es alles andere als oberflächlich ist. — Ein ganz anderes Gesicht hat das Buch von Schreyer, der Künstler ist und von einer völkischen Einstellung her Begeisterung für die Werke deutscher Kunst wecken will. Das ergibt selbstverständlich keine systematische Darstellung in wissenschaftlichem Sinne, es reicht daher auch nicht heran an die Sicherheit und Sauberkeit der Definitionen etwa von Wölfflin oder Hagen (vgl. B. u. B. 1921, S. 182). Aber es ist ein mit dem Herzen geschriebenes Buch, das gerade dem Laien viel geben kann, wobei die etwas gesuchten Ausführungen „Von der Betrachtung des Kunstwerkes" viel weniger ins Gewicht fallen als die drei großen Kapitel „Von deutscher Bildkunst", „Von deutscher Baukunst", „Von deutscher Bildhauerkunst". Gerade diese Abfolge zeigt die methodisch geschickte Form der Darbietung, deren besondere Lebensnähe alles abstrakte Gerede vermeidet. Ein gutes Register erleichtert die rein stoffliche Erschließung. Die Einstellung des Buches ist trotz manchen schiefen Urteils durchaus anzuraten. J. Beer.

Hahm, Konrad: Deutsche Volkskunst. Breslau: Hirt 1932. 120 S. Ill. Geb. 2,85. (= Jedermanns Bücherei.)

Der Leiter der Staatlichen Sammlung für deutsche Volkskunde in Berlin bietet in diesem knappen Buch eine gut lesbare, stofflich nicht überlastete, bei aller Sachlichkeit und Sachverständigkeit begeisternde Übersicht über das Gesamtgebiet der deutschen Volkskunst. Er sucht zunächst den Begriff „Volkskunst" eindeutig zu klären und behandelt dann einzelne Kunstarten (Holzverarbeitung, Gewebe, Keramik, Glas, Metalle usw.), d. h. er stellt den Landschaftsbegriff nicht obenan (vgl. dazu B. u. B. 1931, S. 52 f.), ohne ihn jedoch zu übersehen. Neben einem sorgfältigen Schriftennachweis und Register ist besonders rühmenswert der reichhaltige Abbildungsteil mit vorzüglichen Reproduktionen. — Für alle Büchereien geeignet. J. Beer.

Nolde, Emil: Das eigene Leben. Berlin: Bard 1931. 204 S. Ill. Lw. 5,50.

Kubin, Alfred: Mein Werk. Dämonen und Nachtgesichte. 130 Bildtaf. mit einer Autobiographie, fortgeführt bis 1931. Dresden: Reißner 1931. 62, 128 S. Geb. 4,80.

Carls, Carl Dietrich: Ernst Barlach. Das plastische, graphische und dichterische Werk. Mit 85 Abb. Berlin: Rembrandt-Verlag 1931. 78 S. Geb. 6,—.

Was schon der Briefschreiber Nolde (geb. 1867) ahnen ließ, das beweist seine Autobiographie: Er vermag die Dichte und Kraft seiner Vorstellungen, die Intensität seines Erlebens und die Ehrlichkeit und Stärke seines Wollens nicht nur

im Bild, sondern auch im eigenwüchsigen Wort überzeugend und mitreißend zum Ausdruck zu bringen. Dieses wirklich bis ins Letzte lebendige Künstlerleben unserer Tage, begonnen in der Einsamkeit Schleswig-Holsteins, gereift in München, Karlsruhe, Berlin, in der Schweiz, in Paris und wieder in der nördlichen Heimat steht vor uns, und seine Darstellung greift über den Bezirk der Kunst hinaus ins allgemein Menschliche. Die Darstellung bricht bewußt da ab, wo die folgerichtige Entwicklung des Künstlers und Menschen zunächst abgeschlossen ist, bei der Heirat und Niederlassung in Berlin im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts. Dies Buch hat, bei aller Andersartigkeit, die gleiche seelische Gewalt wie die Äußerungen Thomas; es ist damit von besonderer Bedeutung für die Volksbücherei. Die schönen Bildbeigaben wollen nur eine gute Illustration des Textes sein (größtenteils Wiedergaben graphischer Gelegenheitsarbeiten, nicht der Hauptwerke). — In dem Kubinwerk ist dagegen die in Anbetracht des niedrigen Preises erstaunlich gute Wiedergabe einer geschickten Auswahl aus seinem gesamten graphischen Werk die Hauptsache (zunächst Lithographien und Illustrationen, dann Entwürfe in annähernd chronologischer Reihenfolge). Die betont anspruchslose, aber sehr aufschlußreiche autobiographische Einleitung (teilweise schon enthalten in Kubins phantastischen Roman „Die andere Seite", München: Georg Müller), trägt vieles zum Verständnis der grausig-tiefsinnigen, ergreifenden Bilder bei. Doch überschreitet auch im Text die frei schweifende Phantasie jede logische Grenze: Der abstrusen Überschätzung Nietzsches (S. 41) folgt schon S. 45 ein Bekenntnis zu Barth-Gogartenscher Gedankenwelt. — Neben diese beiden großen „Unzeitgemäßen" stellt Carls in schlichter Redeweise (doppelt dankbar zu begrüßen gegenüber dem Buch von R. von Walter, vgl .B. u. B. 1930, S. 194) als dritten Barlach, methodisch geschickt ausgehend von der Problematik der Zeitkunst. Es ist gerade für die Volksbücherei wichtig, daß er Barlachs Dramen in die Betrachtung einbezieht. Zumal bei der Fülle vorzüglicher Abbildungen ist dies Buch das gegebene Werk über Barlach für die Volksbücherei, wie wir es in ähnlicher Güte nur für wenige Künstler besitzen. J. Beer.

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Madariaga, Salvador de: Spanien. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1930. 536 S. Geb. 12,—.

Das Werk dieses an der Universität Oxford wirkenden spanischen Gelehrten erschien zuerst in englischer Sprache, ist also vornehmlich für Nicht-Spanier bestimmt. Es entwickelt in gründlicher Darstellung eine Geschichte der politischen, wirtschaftlichen und geistigen Vorgänge seit etwa 1880, nach einem kurzen Überblick über die frühere Geschichte Spaniens. Zugleich gibt Madariaga eine breite und sehr sachlich gehaltene Kritik der Regierungszeit des letzten Königs Alfons XIII., von einem ausgesprochen liberalen Standpunkte aus. Madariaga ist traditionsfeindlich, antiklerikal, fortschrittsgläubig; demgemäß erfahren die Regierung Alfons' und die Diktatur Riveras (des „sublimierten Feldwebels") eine glatte Ablehnung ihrer Ergebnisse. Wenn dieses Resultat auch schon historisch geworden ist, so verdanken wir doch der großen Gewissenhaftigkeit des Autors ein erschöpfendes Bild der verflossenen spanischen Monarchie sowohl wie des modernen Spaniens überhaupt, dem England-Buch von Dibelius etwa entsprechend. So geht der Verfasser auf viele Einzelheiten wie: Agrarfrage, Arbeiterbewegung, Armee, Kirche, katalanische Frage, Marokko-Politik u. a. ausführlich ein. Ein Register und eine kritisch ausgewählte Bibliographie (allerdings fast ausschließlich spanischer Autoren) vervollständigen den Wert des Buches als einer grundlegenden Arbeit. — Für große Büchereien. H. Stresau (Berlin-Spandau).

Maerz, Josef: Die Ozeane in der Politik und Staatenbildung. Breslau: Hirt 1931. 120 S. Geb. 2,85. (= Jedermanns Bücherei.)

Das schmale Bändchen will die gesicherten Ergebnisse der Geographie des Meeres und der gesetzmäßigen Einwirkungen des Meeres und der Meeresteile auf die Gestalt der politischen und staatlichen Verhältnisse darlegen. In dem ersten Teil — Statik — beschreibt es die natürlichen Grundlagen (Lage, Küstenbildung, Meeresengen, Halbinseln usw.), im zweiten Teil — Dynamik — die Wachstums-

erscheinungen der Staaten und Völker (das Streben zum Meer, nach der Gegenküste, nach Umrandung des Meeres und Erlangung von Etappen und Stützpunkten). Ein kurzes Schlußkapitel behandelt dann noch das Meer im Völkerrecht. Der anschaulich gehaltene Text wird von vielen lehrreichen Skizzen begleitet. Das Buch ist eine gute Einführung in politisch-geographisches Denken, das bei den Deutschen zumeist nur binnenländisch orientiert zu sein pflegt. — Für die Volksbüchereiarbeit gut verwendbar. H. Horstmann (Gleiwitz).

Pastor, José Francisco: Weltanschauung und geistiges Leben in Spanien. Eine Einführung. Breslau: Neuer Breslauer Verlag 1931. 89 S. Geh. 1,50. („Völker von Heute". Hrsg. von P. Bovet und H. Gebhardt. Heft 2.)

Dem Grundsatz der Sammlung „Völker von Heute" entsprechend bietet dieses Heft einen nach „sachlichen Gesichtspunkten gelegten Querschnitt" Spaniens, und soweit sich auf so engem Raum eine klar übersichtliche und zugleich alles Wesentliche erfassende Darstellung geben läßt, ist es hier in anerkennenswerter Weise geschehen. Pastor scheidet das alte Spanien mit seiner mittelalterlichen Tradition des Universalismus (Karl V., Ignatius von Loyola, Don Quixote) von den modernen Strömungen, die vom Ende des 19. Jahrhunderts an das moderne Spanien einleiten. Hervorgehoben werden die kulturphilosophische Kritik Unamunos und Ortega y Gassets, der aristokratische Individualismus (Anarchismus) Barojas und Azorins Landschaftsgefühl, der Traditionalismus Pelayos und die einem europäisch-technischen und organisatorischen Fortschritt geneigte katalanische Bewegung. Ein Epilog über die heutige Jugend und ein Anhang über das Bildungswesen ergänzen das heute noch zwiespältige Bild der spanischen Erneuerung, die wenigstens zwei Jahrhunderte geistigen und nationalen Stillstands zu überwinden hat. Als Einführung in die geistigen Probleme, bei Voraussetzung einiger historischer und geistesgeschichtlicher Kenntnisse, gut geeignet.

H. Stresau (Berlin-Spandau).

Seydlitz, E. von: Geographie. Hundertjahrausgabe. Bd 2: Europa (ohne Deutschland). Bearb. von G. Braun, H. Grothe, A. Jentsch u. a. Mit 831 Abb., 1 farb. Kt., 400 Bildern u. 8 farb. Taf. Breslau: Hirt 1931. XII, 1196 S. Lw. 48,—.

Mit dem vorliegenden Band ist im Rahmen der neuen Hundert-Jahrausgabe der E. v. Seydlitzschen Geographie die Länderkunde abgeschlossen (vgl. B. u. B. 1931, S. 201). Durch die Zusammenarbeit deutscher und österreichischer Geographen ist hier ein Werk entstanden, das bei aller Eigenart der einzelnen Bearbeiter doch die vom Verlage erstrebte Einheitlichkeit in Methode und Darstellung aufweist und für Studienzwecke und ganz besonders auch für den praktischen Gebrauch in straffer Darstellung alle wesentlichen Tatsachen enthält, die für eine gründliche Kenntnis der europäischen Länder und für eine selbständige Beurteilung ihrer wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Verhältnisse von Bedeutung sind. Nach einem Gesamtüberblick über das geographische Antlitz Europas werden die einzelnen natürlichen Erdräume charakterisiert, wobei die kausale Verknüpfung zwischen Erde und Mensch deutlich gemacht wird. Der Schlußteil enthält wertvolle tabellarische und statistische Übersichten sowie ein umfassendes Register. Eine Fülle trefflich ausgewählter Landschaftsaufnahmen und ausgezeichnet durchgearbeitete kartographische Skizzen beleben den gut lesbaren Text. Inhalt, Formgebung und Ausstattung machen auch diesen Band der neuen Ausgabe zu einem unentbehrlichen Hand- und Nachschlagewerk für alle Volksbüchereien. Es wird in den Hand- und Studienbüchereien von größtem Nutzen sein. Dem Verlag gebührt für dieses Werk Anerkennung und Dank.

H. Horstmann (Gleiwitz).

Sölch, Johann: Die Ostalpen. Breslau: Hirt 1930. 116, 20 S. Ill. Geb. 2,85. (= Jedermanns Bücherei.)

Das Bändchen faßt alles das zusammen, was dem Verfasser über Natur und Mensch in den österreichischen Ostalpen wichtig erscheint. Seine Darstellung ist das Ergebnis vieljähriger Wanderungen und Studien und aus Liebe zu dieser Landschaft geschrieben. Es ist denen zur Lektüre zu empfehlen, die in den Ostalpen mit

offenen Augen wandern und dabei über viele Fragen des Daseins nachdenken, das große Gebiet der Natur und ihre Verknüpfung mit dem menschlichen Dasein verstehen wollen. H. Horstmann (Gleiwitz).

Bernatzik, Hugo Adolf: Europas vergessenes Land. Wien: Seidel 1930. 62 S., 105 Abb. 10,—; Lw. 12,50.

Eine volkstümliche Länderkunde, wie wir sie uns wünschen: ein knapper Text, der doch alles Wesentliche gibt: Landschaft, Naturleben, Menschen, ihre Siedlungs- und Lebensformen, einen Blick auf Geschichte und gegenwärtige wirtschaftliche und politische Probleme des Landes. Es ist wirklich erstaunlich, wieviel an Unbekanntem und doch Wissenswertem hier Bernatzik in leichtem Plauderton, eigentlich nur von seinen Reiseerlebnissen berichtend, von Europas vergessenem Lande Albanien berichten kann. Hinzu tritt ein sehr reiches Abbildungsmaterial nach eigenen Aufnahmen des Verfassers, die in jeder Beziehung mustergültig sind, nicht zuletzt durch eine Betextung, die den Leser zum nachdenklichen Betrachten anregt. Wir empfehlen das Buch allen größeren Büchereien zur Anschaffung; auf das andere Buch, das Bernatzik von dieser Albanienreise noch mitbrachte, über die letzten Brutstätten der Riesenpelikane, ist in unserer Zeitschrift (Jg. 1931, S. 287) schon hingewiesen worden. K. Schulz (Gera).

Edschmid, Kasimir: Glanz und Elend Südamerikas. Roman eines Erdteils. Frankfurt a. M.: Societäts-Verlag 1931. 479 S. Ill. 6,—; Lw. 8,50.

Das neue Werk ist dem über Afrika (vgl. B. u. B. 1930, S. 198) in vielem ähnlich. Der Verfasser ist zwar aus der Ichform in die dritte Person zurückgetreten, trotzdem ist der Reiz einer subjektiven Betrachtungsweise geblieben. Das Amerikabuch ist, eben auf der Erfahrung des früheren Versuchs fußend, abgerundeter, vollständiger geworden; allerdings ist darin gelegentlich ein gewisser Zwang zu spüren, in der ganzen Komposition dieses „Romans eines Erdteils" ebenso wie in der Überwertung einzelner vorgeblich typischer Erscheinungen. Das Charakteristische dieses Buches ist die erstaunliche Vielseitigkeit: die Geschichte des Landes in Vergangenheit und Gegenwart ist in die Betrachtungsweise ebenso einbezogen wie wirtschaftspolitische, kulturelle Fragen aller Art, immer in Begleitung sehr anschaulicher Beschreibungen von Natur, Land und Leuten. So ersteht dieser ganze Wirrwarr Südamerikas leibhaftig vor den Augen des Lesers. „Man kann tatsächlich fast nichts auf diesem Kontinent miteinander vergleichen ... Als ob zwischen Bolivien und Argentinien nicht mehr an fremder Welt läge wie (!) zwischen Australien und China. Hier ist Viehzucht, Getreide, weißes Land — dort sind Indianer, Hochgebirge und Minen ..." Es ist ein buntes Bild des Erdteils, das in unzähligen Einzelzügen hier aufgerollt wird; eine Fülle höchst schwieriger Fragen wird geistreich gestellt. — Die Treffsicherheit des Wortes, die Edschmid besitzt, verleitet ihn leider gelegentlich zu einer sprachlichen Unbekümmertheit, die gerade bei ihm peinlich wirkt (S. 69: geschichtshistorisch!; S. 140: als wie! usw.). Im ganzen besitzt das Buch einen bedeutenden Anregungswert und wird in jeder größeren Bücherei für erfahrenere Leser willkommen sein. J. Beer.

Huber, Armin O.: Auf wilden Pfaden im Neuen Kanada. Erlebnisse unter Farmern, Trappern, Vagabunden und Verbrechern des kanadischen Westens. Stuttgart: Strecker & Schröder 1931. 239 S. 4,80; Lw. 6,40.

Ohne besondere literarische Qualitäten, einfach, zuweilen etwas selbstgefällig, erzählt hier ein ehrlicher sympathischer Mensch seine Erlebnisse in Kanada, wohin er 1924 abenteuerlustig auswanderte. Farmerleben im kanadischen Westen, Pelzjägerei in der Einsamkeit der nördlichen Urwälder, Vagabundendasein mit den üblichen Trampfahrten wird aufschlußreich geschildert. Wie in anderen ähnlichen Werken wird mit falschen Vorstellungen vom Trapperleben aufgeräumt. Die neueren, wenn auch nicht jüngsten Verhältnisse in der kanadischen Landwirtschaft dürften manchen Leser interessieren. Sachlich Wesentliches bringen derartige subjektiv geschriebene Erlebnisbücher ja in der Regel nicht. Als Abenteuerliteratur wird sie jedoch die Volksbücherei ihres Wahrheitsgehaltes wegen gern verwenden. H. Hugelmann (Nürnberg).

Jacobsen, Adrian: Die weiße Grenze. Abenteuer eines alten Seebären rund um den Polarkreis. Hrsg. von Albrecht Janssen. Leipzig: Brockhaus 1931. 159 S. Hlw. 2,80; Lw. 3,50. (= Reisen und Abenteuer. 52.)

Jacobsen hat als norwegischer Fischersohn schon in seiner Jugend allerlei Seeabenteuer erlebt. Später ist er für Hagenbeck und andere Auftraggeber nach verschiedenen Polargegenden wie Grönland, Alaska, Sibirien gereist, um Eskimos oder Lappen für eine Völkerschau anzuwerben, völkerkundliche Gegenstände zu sammeln und die Lebensgewohnheiten der betreffenden Eingeborenen zu studieren. Sein schlichter und fesselnder Bericht mischt in buntem Wechsel ethnographische Beobachtungen und abenteuerliche Reiseerlebnisse. Anschauliche Bilder unterstützen den Text. Das Buch eignet sich schon für Jugendliche von etwa 14 Jahren an und auch für ländliche Büchereien. E. Holtz (Stettin).

Matthias, Leo: Griff in den Orient. Eine Reise und etwas mehr. Mit vielen Abb. Leipzig: Bibliographisches Institut 1931. 318 S. Geh. 9,—; Lw. 12,—.

Zwischen Mittelmeer und Indien, zwischen der Türkei und der arabischen Wüste hat sich einer umgesehen mit klugem Auge, offenem Sinn und seltenem Instinkt und ein ausgezeichnetes Buch hier mitgebracht. Kein eigentlicher Reisebericht, sondern ein paar Hauptlinien aus dem gärenden Beieinander von Völkern, Religionen, Kulturen, Stämmen, Klassen, nicht zuletzt Landschaften, die nach dem Kriege schon mehrmals blitzartig in unser Blickfeld eintraten, von den verschiedensten Besuchern betrachtet, und die ebenso schnell wieder vergessen wurden. Das rätselhafte „Vorderasien" bekommt Umriß, Binnenzeichnung und Schattierung von den Gegensätzen seiner Landschaft aus Garten und Wüste, seiner Menschen aus Tradition und Befreiung, seiner kollektiven Größen aus religiösen und nationalen Spannungen. Wie die uralten Bedingungen mit modernem Aufbruch zusammengesehen werden, wie die einzelnen Bilder, Vorfälle, Begegnungen auf das Gedankliche, die Deutung gehen, das gibt dem Buch seine starke Wirkung und läßt es mit Paquet, Edschmid, Huelsenbeck u. a. in eine Reihe treten. In der Ausleihe wird es bei etwas differenzierteren männlichen Lesern gut zu brauchen sein. — Besonders sei auf den schönen selbständigen Bilderteil hingewiesen, der von einem sehr sinnvollen Kommentar begleitet wird. K. Berger (Berlin).

Nansen, Fridtjof: Durch den Kaukasus zur Wolga. Mit 42 Abb. u. 4 Ktn. Leipzig: Brockhaus 1930. 173 S. 8,50; Lw. 10,—.

Das Buch ist eine Fortsetzung jener in: „Ein betrogenes Volk" geschilderten Reise durch Armenien (vom Sommer 1925). Wie dort so wird auch hier Geschautes und Erlebtes vertieft und verbreitert durch Hinzufügung von Historischem, Völkerkundlichem, Geographischem und Wirtschaftspolitischem, ohne daß hieraus eine gelehrte Abhandlung würde. Auch ein Leser aus dem Volke dürfte interessiert dem zu folgen imstande sein, was Nansen über vermutliche Zusammenhänge zwischen Osseten (Alanen) und Skandinaviern erwähnt, was er erzählt vom Freiheitskampf der Muridenbewegung in Dagestan unter Schamyl und Chadschi Murat gegen die Russen, oder von der Wolga und der Großfischerei im Delta. Die große Menschlichkeit und Vorurteilslosigkeit des von einer Welt geliebten und das Vertrauen, die Achtung einer Welt genießenden Forschers und Nothelfers spricht durch die sachliche Objektivität zum Herzen des Lesers. — Für alle Büchereien geeignet.

O. Kratz (Stettin).

Quiroga, Horacio: Auswanderer. Menschenschicksale im argentinischen Urwald. Berlin: Safari-Verlag 1931. 207 S. Lw. 4,50.

Was dieser Argentinier, aus jenem Lande unter 27° südl. Br., der am Rio Parana gelegenen Provinz Missiones, erzählt, ist so eigenartig, so grell phantastisch, so voll unheimlicher Schrecknisse und teuflischer Explosivität, daß es beim Leser einen tieferen Eindruck vom Lande und seines Menschengemisches hervorbringt als dies sachliche Reisebeschreibungen vermöchten. Alles ist realistisch scharf umrissen, Charaktere sowohl als das Tier und die landschaftliche Situation. Zwischen Teil-

nahme und Ironie erzählt Quiroga von Dingen, die an Sensation des Schauerlichen kaum zu übertreffen sind. — Breiteste Verwendungsmöglichkeit für alle Büchereien. O. Kratz (Stettin).

7. Naturwissenschaft, Technik.

Eipper, Paul: Freundschaft mit Katzen. Mit 32 Bildnisstudien nach Originalaufnahmen von Hedda Walther. Berlin: Reimer 1931. 66 S. Lw. 5,50.

Walther, Hedda: Mein Hundebuch. 48 Bildnisstudien. Mit einl. Worten von Manfred Georg. Ebenda 1931. 14, 48 S. Lw. 5,50.

Mit diesen beiden neuen Tierbüchern kann die Volksbücherei allen Tier- und Photofreunden eine Freude bereiten, weil die ungewöhnlich schönen Aufnahmen Hedda Walthers ihren Hauptinhalt darstellen. Eine Notwendigkeit der Anschaffung besteht nicht, da sie bis zu einem gewissen Grade ein Luxus ist. — Eipper faßt in dem Katzenbuch eine Fülle täglicher liebevoller Tierbeobachtung in einem längeren Text zusammen, der das Tier reichlich anspruchsvoll als Hauptakteur in das Familienleben stellt, während Georg sich darauf beschränkt, in einem klugen Vorwort die richtige Einstimmung auf die Bilder zu geben.
J. Beer.

Jeans, Sir J.: Sterne, Welten und Atome. Mit 24 Bildtaf. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1931. 384 S. Lw. 10,—.

—: Der Weltenraum und seine Rätsel. Mit 2 Bildtaf. Ebenda 1931. 215 S. Lw. 5,50.

Der bekannte englische Wissenschaftler, der mit seinen auf mathematischer Entwicklung beruhenden Arbeiten der Sternforschung neue Wege zeigte, gibt in diesen beiden Büchern einen sehr gut verständlichen, dabei recht eingehenden Überblick über die Hauptfragen der neuzeitlichsten Sternkunde. Den breitesten Raum nehmen im ersten Werk die Überlegungen über die mutmaßliche Entwicklung des Weltalls und der einzelnen Sterne ein, bei denen zuvor auch die physikalischen oder manchmal mathematischen Grundlagen, aber ohne Anwendung von Rechnungen, geklärt werden. Die Folgerungen der jüngsten Forschungen stützen sich in ganz erheblichem Maße auf die letzten Ergebnisse der neuzeitlichen Atomtheorie und Strahlungsforschung, wodurch sich an mancher Weggabelung des Denkens überhaupt erst eine Entscheidung über den einzuschlagenden Überlegungsgang fällen läßt. Aus diesem Grunde unternimmt es der Verfasser, auch noch diese neuen Wissenszweige, soweit sie gebraucht werden, darzustellen, und das gelingt ihm in vorbildlicher Weise. Den Abschluß des ersten Buches bilden die manchmal auf etwas sehr schmaler Grundlage errichteten Gedanken- und Hypothesengebäude über Anfang und Ende des gesamten Weltalls. Im zweiten Werke werden im besonderen noch die Auswirkungen der Relativitätstheorie auf die Bildung einer einheitlichen und allgemein gehaltenen Weltbildbeschreibung dargestellt. — Der Verfasser ist nicht nur ein verdienter Forscher, sondern, wie die Darbietungsform zeigt, ein äußerst geschickter Methodiker, der auch schwierigere Zusammenhänge mit glänzend ausgewählten Gleichnissen aufhellt. Bei einer Neuauflage müßten im ersten Buche einige bei der Durchsicht der deutschen Ausgabe stehengebliebene Druckfehler in Zahlenangaben und Benennungen berücksichtigt werden. — Die beiden Werke sind höchst begrüßenswerte Neuerscheinungen des Sternkundeschrifttumes; sie sollten solchen Lesern in die Hand gegeben werden, die schon ein grundlegendes Werk durchgearbeitet haben. Für mittlere und größere Volksbüchereien und die Schülerbüchereien der Oberklassen höherer Schulen. C. Barth (Stettin).

Krumbach, G.: Erdbebenkunde. Mit 39 Textbildern. Berlin: Salle 1929. 74 S. Geb. 3,—.

Das Werk stammt aus der Sammlung „Mathematisch-Naturwissenschaftlich-Technische Bücherei" und behandelt in kurzem und klarem Aufbau zunächst die Erdbebenerscheinungen im Herdgebiet und ihre Ursachen, wendet sich dann zu den Untersuchungsweisen, die sich auf die entwickelten Pendelgeräte stützen, und bringt

abschließend die Folgerungen, die sich aus der Form der Aufzeichnungen über den Ort der Beben, über den Aufbau des Erdkörpers und die Anwendung dieser Forschungsart für Bodenuntersuchungen machen lassen. — Die Darstellung ist so gehalten, daß ohne weitergehende mathematische oder physikalische Vorkenntnisse das Buch verstanden werden kann, doch wird auf die etwas begrifflich und kalt berichtende Form nur der mehr wissenschaftlich eingestellte Leser ansprechen. Die Abbildungen sind teilweise sehr anschaulich und eindringlich. Für mittlere und größere Büchereien. C. Barth (Stettin).

8. Verschiedenes.

Grimm, Hans: Der Schriftsteller und die Zeit. Bekenntnis. München: Langen 1931. 187 S. 4,50; Lw. 6,50.

„Ich habe das schwere Glück, Schriftsteller im deutschen Volke sein zu dürfen, da es am tiefsten gesunken war und zugleich die am meisten bereite Jugend hatte. Und wo gehört der Schriftsteller hin als dahin, wo die wesentlichen Fragen seines Volkes sind?" — von diesem Standort aus legt Hans Grimm Bekenntnis ab: Bekenntnis zu „Heimat und Ahnen", zur eigenen schriftstellerischen Aufgabe, zu Deutschland in seiner Not, zu unserem „Anrecht an Südwest". Damit sind die vier Stoffkreise angedeutet, in die die 34 Aufsätze ungleichen Wertes sich ordnen. Grimm hat seine weltanschaulich „altnationale" Position in dieser Zeitschrift schon so klar bekannt (Jg. 1924, S. 215), daß es genügt, auf die besondere Enge und den auch für Gleichgesinnte nicht immer verpflichtenden Charakter des neuen Buches nur hinzuweisen. Mag seine Stimme noch so parteilich sein — stets ist sie eigenen gläubigen Klangs von starkem Erleben bestimmt, daß sie eben so dankbar vernommen werden wird, wie von der anderen Seite etwa Andersen Nexös Hohes Lied auf Rußland. Beides fügt sich dem Grundakkord nicht nur der heutigen Büchereiarbeit ein. Da, wo auch die Nebenwerke Grimms ausgeliehen werden, wird sein „Bekenntnis" bereite Leser nicht bloß seiner Weltanschauung wegen finden.
H. W. Herrmann (Stettin).

Hoffmann, P. F. L.: Gedrängtes vollständiges Fremdwörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung aller in der Wissenschaft, Schrift und Umgangssprache, in den Zeitungen sowie in den verschiedensten bürgerlichen und geschäftlichen Verhältnissen gebräuchlichen fremden Wörter und Redensarten. Mit Angabe der Aussprache, Betonung und Fallbiegung der Wörter. Völlig neu bearbeitet von Theodor Matthias. 27. Aufl. Leipzig: Brandstetter 1930. V, 489 S. 3,—; Hlw. 4,—.

Dieses wohlfeile Fremdwörterbuch wird sehr weitgehenden Ansprüchen gerecht. Die Versprechungen seines langatmigen Titels sind nicht übertrieben. Bei den zahlreichen Stichproben, die ich im Lauf der Zeit gemacht habe, bin ich nur einmal auf eine Lücke gestoßen, nämlich beim Saxophon (während z. B. Akkordion und alle anderen Musikinstrumente, die ich nachschlug, aufgeführt sind). Die Erklärungen sind fast immer, bei aller gebotenen Knappheit, anschaulich und ausreichend. Besonders dankenswert ist ein kurzer Anhang, der die „gebräuchlichsten Abkürzungen" enthält. Vielleicht läßt sich bei einer neuen Auflage auch hier noch manche fremdsprachliche Wendung, die vorerst ohne Übersetzung gegeben wird (z. B. manu propia, vice versa, pour prendre congé), verdeutschen. — Für alle Lesezimmer und Handbüchereien. E. Ackerknecht.

Jahrbuch der deutschen Volksbüchereien. Bd IV. 1928/29, 1929/30. Hrsg. vom Verband Deutscher Volksbibliothekare E. V. Leipzig: Harrassowitz 1931. VIII, 244 S. Lw. 10,—.

Über diese wichtige Publikation unseres Verbandes ist früher bereits ausführlich berichtet worden (vgl. B. u. B. 1928, S. 21ff.). Auf den neuen Jahrgang sei hier, sofort nach Erscheinen, mit besonderem Nachdruck hingewiesen, weil er reiches Material zur Unterstützung in unserem Kampf um die Erhaltung des Volksbüchereiwesens liefert. Er enthält, im Unterschied zu dem vorigen Jahrgang, wiederum das unverkürzte Verzeichnis der Büchereien nach dem Stande von An-

fang 1931; allerdings mußten aus Raummangel die außerreichsdeutschen Büchereien diesmal unberücksichtigt bleiben. Das große Kapitel der Statistik der Gemeindebüchereien zerfällt in drei Abteilungen: Bücherbestand, Ausleihe und Öffnungsstunden; Aktive Leser, Leihgebühren; Aufwand. Diese Tabellen haben gegenüber den Vorjahren sehr an Übersichtlichkeit und Vollständigkeit gewonnen. Neben diesen beiden Hauptabschnitten sind die Büchereiberatungsstellen, die Bibliotheksschulen (mit Angabe des Lehrplans), die Prüfungsbestimmungen und die Volksbibliothekarischen Vereine in besonderen Kapiteln aufgeführt. Dazu tritt das alphabetische Namenregister und die Liste der Verstorbenen. Der Stoff ist im ganzen stark angewachsen, so daß der Wegfall eines besonderen Verzeichnisses der Musikbüchereien, der Kinderlesehallen, sowie des Nachweises der geographischen Verteilung der Büchereien in Kauf genommen werden muß. — Die Einleitung weist mit Recht darauf hin, daß zur Erreichung einer fehlerfreien Vergleichbarkeit die Einführung einer allgemein verbindlichen Dachstatistik dringend erwünscht sei. Doch ist auch ohnedies das dargebotene Material für die Praxis von so elementarer Bedeutung, daß wir der Redaktion, insbesondere dem Bearbeiter Dr. Engelhardt, für die enorme Arbeitsleistung nicht dankbar genug sein können. Das Jahrbuch gehört jetzt zum Handwerkszeug des Volksbibliothekars. J. Beer.

Moderne Volksbildung. Sonderheft der Zeitschrift „Das Neue Frankfurt. Internationale Monatsschrift für die Probleme kultureller Neugestaltung". 5. Jg., Augustheft. Bearb. von Waas, Beer und Pappenheim. Frankfurt a. M.: Englert & Schlosser 1931. 1,20.

Es geht weit über die Bedeutung eines Einzelfalles hinaus, wenn sich in dieser Notzeit ein Gemeinwesen von der Größe und kulturellen Tradition Frankfurts am Main entschließt, sich öffentlich zu den Aufgaben neuzeitlicher Volksbildung zu bekennen, obwohl für den Augenblick alle weitreichenden Pläne zurückgestellt werden mußten. In seinem einleitenden Aufsatz sagt Stadtrat Dr. Michel: „Die Auflockerung der zusammengeballten Großstadt hat auch im kulturellen Bereich zu erfolgen. Wenn erst einmal in dem neuen Frankfurt neben den neuen Schulen die neuen Volkshäuser stehen werden, wirkliche Heime für intensive, kulturelle Arbeit, dann wird in dieser Stadt nicht nur ein gesundes, sondern auch ein denkendes und zukunftfrohes Geschlecht heranwachsen, das Achtung vor der Leistung und Anschauung des Nächsten hat und sie zu ertragen imstande ist." — Im Einzelnen behandeln dann Waas: Bildung als Kraft im Lebenskampf; Weltanschauung; Politische und unpolitische Typen; Arbeitslosigkeit; Zentralisation und Dezentralisation; Kunst und Volksbildung. Beer: Kinder lesen; Buch und Bücherei; Wer liest und was wird gelesen. Pappenheim: Arbeitsgemeinschaft und Wochenendkurs; Betriebsräteschule des Frankfurter Bundes für Volksbildung und der freien Gewerkschaften. Das mit sehr schönen Abbildungen geschmückte Heft enthält auch die Baupläne für das projektierte Volkshaus West, das auch eine große Volksbücherei haben wird. — Die einzelnen Beiträge sind mit großem Geschick auf den Laien zugeschnitten, und so eignet dem Heft gerade jetzt ein Propagandawert, den sich Bücherei und Volksbildung allgemein zu Nutze machen können, so wie ich das Heft den maßgebenden Hamburger Stellen auch mit einem geeigneten Anschreiben zustellen werde.

W. Schuster.

Das Werk. Technische Lichtbildstudien. Mit Vorbemerkung von Eugen Diesel. Über 70 große Bildseiten. Königstein i. T.: K. R. Langewiesche 1931. 78 S. Kart. 2,20. (= Die Blauen Bücher.)

Kollmann, Franz: Schönheit der Technik. München: Langen 1928. 251 S. Ill. 11,50; Lw. 15,—.

In diesem „Blauen Buch" ist im wesentlichen verwirklicht, was bei dem bei Ullstein erschienenen Werk von E. O. Hoppé „Deutsche Arbeit" sehr viel weniger rein zum Ausdruck kommt: Die Maschinen werden, wie Diesel es formuliert, „zum Symbol des neuen Schicksalsraumes", nicht als „Waren- oder Kraft- oder Geschwindigkeit spendende Automaten, sondern als Erscheinungen, die im verheißungsvollen wie gefährlichen Sinne einen neuen Lebensraum gestalten". Die

modernen Verkehrsmittel (Luftfahrzeuge, Dampfer, Auto, Eisenbahn) stehen sinnvoll im Vordergrunde, daneben die Brücken, die Krähne, die großen Wasserkraftwerke, Funkturm und Hochspannungsmast. Ein sehr instruktives, dabei schönes Bilderbuch für den Volksbüchereilesesaal! — „Das Werk“ ist gleichsam anzusprechen als eine Frucht und ein Beweis der eingehenden Überlegungen, die Kollmann in seinem früher erschienenen Buch anstellt, das eine lebendige Streitschrift im Kampf um die neue Form ist. An den gleichen Beispielen wird ihr Wesen sorgfältig und einleuchtend analysiert. Das wichtige Buch gehört in jede größere Bücherei.

J. Beer.

C. Schöne Literatur.

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

Grimm, Hans: Volk ohne Raum. Ungekürzte Ausgabe in 1 Bd. München: Langen 1931. 1352 S. Lw. 8,50.

In der ersten Anzeige dieses Buches (vgl. B. u. B. 1926, S. 230f.) ist der hohe Preis der zweibändigen Ausgabe mit Bedauern konstatiert worden. Trotzdem hat das bedeutende Werk in der Volksbücherei schon seinen festen Platz errungen als eines der (wenigen!) ganz wesentlichen Bücher völkischer Haltung. Gerade im Augenblick brauchen wir diese Vertiefung und Stärkung des Verantwortungsgefühls ganz besonders dringend. Da ist es eine Freude, auf die neue einbändige Ausgabe alle Büchereien hinweisen zu können, die das Buch bisher nicht haben beschaffen können oder die eine Erhöhung ihrer Exemplarzahl anstreben. Der Verlag hat leider ein verhältnismäßig dünnes und durchsichtiges Papier gewählt, doch ist es widerstandsfähig und der Druck gut lesbar. Die billige Ausgabe kann daher nur begrüßt werden.

J. Beer.

Hesse, Hermann: Weg nach Innen. Vier Erzählungen. Berlin: S. Fischer 1931. 434 S. Lw. 2,85.

Nun sind also auch einige der bedeutendsten und charakteristischsten Werke von Hermann Hesse in wunderschöner Ausgabe (und bereichert um ein Nachwort des Dichters, das von der Entstehung der einzelnen Stücke des Bandes handelt) billig zu haben. Denn sie enthält den „Siddhartha“, der 1922 als besonderes Buch erschien (vgl. Jg. 1923 d. Z. S. 170), und die drei Erzählungen „Kinderseele“, „Klein und Wagner“ und „Klingsors letzter Sommer“, die 1920 unter dem Titel der letzten herauskamen. Der Titel, unter dem nunmehr alle vier zusammengefaßt sind, würde für alle Hauptwerke Hesses, vom Camenzind an, passen. Denn in allen kommt es entscheidend auf den Weg nach innen an, auf die Art und die Kraft des jeweiligen Helden, ihn zu gehen. Ausgesprochen „introvertiert“ — um eine zeitgemäße Vokabel zu Hilfe zu nehmen — erweist sich das Schaffen Hesses dann allerdings vollends von jener Krise an, die mit der „Roßhalde“ beginnt und ihre ersten dichterischen Höhepunkte in den beiden äußerlich so grundverschiedenen Erzählungen „Siddhartha“ und „Klingsors letzter Sommer“ erreicht hat. Es ist erfreulich, daß auch die kleineren Volksbüchereien nun in die Lage versetzt worden sind, sie ihren ernstesten Lesern darzubieten. Wobei allerdings die besondere Aufgabe entsteht, solchen Lesern des „Siddhartha“, die bisher ganz ohne Kenntnis der Grundbegriffe indischer Weltanschauung sind, die Wege zu weisen, wie sie sich damit vertraut machen können. Beide Werke fordern geradezu heraus zur Behandlung in literarischen Übungen, in denen dann auch die Bedeutung der Klingsor-Novelle, zweifellos der bedeutendsten und reinsten Prosadichtung, die der deutsche Expressionismus hervorgebracht hat, gebührend erwiesen werden kann.

E. Ackerknecht.

Rolland, Romain: Johann Christofs Jugend. 785 S.

—: Johann Christof in Paris. 563 S.

—: Johann Christof am Ziel. 628 S.
Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1931. Sonderausgabe. 3 Bde. Lw. je 3,75.

Der große Lebens- und Bildungsroman aus dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts vom Franzosen Rolland, der uns Deutschen so nahesteht, hat, vornehmlich in den Großstadtbüchereien, von Jahr zu Jahr einen größeren Leserkreis gefunden. Es ist daher sehr willkommen, daß der Verlag durch diese erstaunlich billige Neuauflage den großen Büchereien die Beschaffung weiterer Exemplare erleichtert und auch den kleineren die Anschaffung ermöglicht. Trotz des niedrigen Preises zeichnet sie sich durch ein haltbares Papier und klaren Druck aus. Die Ausgabe ist daher auch für Büchereizwecke in jeder Hinsicht sehr geeignet.

J. Beer.

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Bojer, Johan: Volk am Meer. Roman. Hrsg. von J. Sandmeier. München: Beck 1930. 347 S. 5,25; Lw. 7,—.

Die verschiedenartigen und oft harten Geschicke einer armen Häuslerfamilie an einem Fjord im nördlichen Norwegen werden in der an Bojer bekannten schlichten und eindringlichen Art in diesem Roman lebendig gemacht. Wir kennen diese vom Klima, von der Mühsal des Brotverdienens durch Fischfang und auf dem kargen Lande hart gewordenen Menschen mit der von den Vätern überkommenen Religiosität, denen trotz aller Armut nichts über ihr kleines Heim geht, zu dem es sie immer wieder hinzieht. Wir kennen sie aus Büchern wie „Die Lofotfischer" (vgl. B. u. B. 1929, S. 174) oder „Die Auswanderer" (vgl. B. u. B. 1928, S. 140). Weil der neue Roman eine Vertiefung und Erweiterung des von Bojer früher bereits angeschlagenen Themas nicht bedeutet, muß er, obwohl gut verwendbar, zur Zeit hinter wichtigeren Büchern zurückstehen.

Dorothea Beer.

Dabit, Eugène: Hotel du Nord. Paris. Mit einem Vorw. von Felix Bertaux und mit 16 Zeichn. des Verf. Dresden: Kaden 1931. 223 S. Lw. 4,—.

Dieser Roman ist — eine Seltenheit in der französischen Literatur, wie Bertaux betont — wirklich echte, volkstümliche Kunst, ohne aufdringliche Tendenz, ohne ein künstlerisches oder parteipolitisches Dogma. Eine Zustandsschilderung von einer Einfachheit und Phrasenlosigkeit, wie sie uns ganz selten begegnet. Dabei von einer außerordentlichen Eindringlichkeit in der Charakterisierung der einzelnen Personen. Es ist die Geschichte eines kleinen Hotels in der Pariser Altstadt, am Kanal gelegen, und der Geschicke seiner Inhaber und Gäste, die, ein buntes Gemisch aus Laster und Gutmütigkeit, Schuld und Leichtsinn, Opfer und Außenseiter der Gesellschaft, hier am Rande der Heimatlosigkeit noch einmal Heimat erleben, bis die unerbittlich vorschreitende Zeit an die Stelle des „alten Kastens" den Neubau der „Modernen Lederwerke" setzt. — Ein vielseitig verwendbarer Lesestoff für alle städtischen Büchereien.

J. Beer.

Fallada, Hans: Bauern, Bonzen, Bomben. Roman. Berlin: Rowohlt 1931. 565 S. Geh. 6,—; Lw. 8,50.

Unter Veränderung des Ortes und der Namen, aber mit umso deutlicherer Verwertung der übrigen Details werden in einem figurenreichen und spannenden Reportageroman die Vorgänge in Neumünster im Sommer 1929 festgehalten. Pommersche (lies: holsteinische) Bauern sind in Not und wollen demonstrieren. Es gibt Zusammenstöße und Blut. Man verhängt den Wirtschaftsboykott über die Kreisstadt. An dem politischen Prozeß, der weit ausladend den Abschluß bildet, entscheiden sich die menschlichen Einzelschicksale: der „Bonze", ein kluger und volkstümlicher linker Bürgermeister, wird Parteibelangen geopfert, kleinere Existenzen werden völlig zerstört. Fallada versteht sich weniger auf die Landvolkbewegung selbst in ihrem Antrieb und Ausmaß (vgl. Walter Luetgebrune: Neupreußens Bauernkrieg. 1931), er zeichnet vielmehr den Apparat, mit dem sie zusammenprallt,

also, in der Sprache der Bauern, „das System", beherrscht und illusionslos. Die Elite einer Kreisstadt, die politischen Führer, die Welt der Amtsstuben und Redaktionen, die Polizei: dieser ganze Kosmos gerät durch die Ereignisse von oben bis unten in ein fatales Durcheinander. Die Entlarvung der Presse ist dankenswert gerade im Sinne unserer eigenen Arbeit. Doch wenn auch (zum Vorteil des Romanciers) Fassaden bröckeln: gegenüber den Kräften, die hier wie dort den Apparat bewegen, verhält Fallada sich naiv. Seine letzte Weisheit und damit seine beste Gestaltungskraft liegt im Psychologischen, im „menschlichen Verstehen". Aber schon damit vermag er auf reife Leser aller Schichten aufrüttelnd zu wirken.

R. Keller (Berlin).

Heuser, Kurt: Die Reise ins Innere. Roman. Berlin: S. Fischer 1931. 297 S. 4,50; Lw. 6,50.

Das Afrikaerlebnis eines jungen Deutschen mit gesunden Sinnen und einem aufrichtigen tapferen Herzen. Krieg und Umsturz haben ihn aus dem heimatlichen Baltenlande vertrieben. Das Blut seiner portugiesischen Mutter treibt ihn zu abenteuerlicher Reise in eine südafrikanische Kolonie. Als Feldmesser überblickt er auf einer Reise ins Innere so recht den Tiefstand des Kolonisationswerkes. Wohlgemeinte Kritik beantwortet der gewalttätige Gouverneur mit einem Haftbefehl. Ein paar Schwarze bewachen ihn an einem einsamen Orte. Schweres, doch wunderbares Erlebnis unendlicher Einsamkeit! Des Gouverneurs Sekretär, ein tückischer Sadist mit ehrgeizigen Eigenplänen, trifft Anstalten, den Deutschen kalt aus dem Wege zu räumen. Dieser entrinnt jedoch, während der Sekretär einem Racheakt zum Opfer fällt. Der Gouverneur, durch eine Frau zur Menschlichkeit bekehrt, zeigt endlich den ernsten Willen zum Aufbau. — Schicksale von weißen und schwarzen Menschen ziehen vorüber, oft in seltsamer Verstrickung. Die einsame Welt der Seele wird mit gleicher Erlebnisbereitschaft durchwandert wie die einsame afrikanische Landschaft. Daher kein Abenteuerbuch. Stil und Gehalt erfordern anspruchsvollere Leser. E. W. Saltzwedel (Stettin).

Keun, Irmgard: Gilgi, eine von uns. Roman. Berlin: Universitas 1931. 239 S. Lw. 4,80.

Gilgi, zwanzig Jahre alt, Stenotypistin in Köln, ist eine bewußte Vertreterin der jungen Generation, begegnet der Wirklichkeit ohne Illusion mit der temperamentvollen Frische und Sachlichkeit ihres tatkräftigen Wesens, ist von dem zielsicheren Willen besessen, weiterzukommen im Leben durch eigene Kraft. Aus dieser vorgezeichneten Bahn wirft sie die Liebe zu einem völlig anders gearteten Manne, die sie mit nie geahnter Macht überwältigt und ihr Eigenstes zu ersticken droht. Aus der verzweifelten Zerrissenheit ihres Zustandes ringt sie sich schließlich zu dem Entschluß durch, ihren Geliebten freiwillig zu verlassen, damit ihn nicht die Gewißheit ihrer Mutterschaft zu einer überstürzten Ehe bewege. Mit eigener Verantwortung will sie ihr Leben neu aufbauen in der Hoffnung, später als wirklich selbständiger und innerlich gereifter Mensch mit dem Kinde zu ihm zurückkehren zu dürfen. — Eine mutige kleine Person ist Gilgi, die man liebt um ihrer Ehrlichkeit willen, die instinktsicher zu tiefen weiblichen Erkenntnissen vordringt und die sich vorurteilslos zu ihrer Zeit bekennt: „Es ist so gemein, über seine Zeit zu schimpfen! — Meine Zeit! Die einzige, in der ich lebe. Vorher die Zeit, nachher die Zeit — furchtbar egal. Jetzt die Zeit ist mir wichtig, die gehört mir ... es genügt nicht, sich mit ihr abzufinden — man hat zu ihr zu halten." — Ein wesentliches Zeit- und Frauenbuch für alle Büchereien, in denen junge Menschen lesen.

Frida Endell (Stettin).

Lukasch, Iwan: Moskau in Flammen. Berlin: Reimer 1931. 321 S. Kart. 4,80; Lw. 6,—.

Dieser Roman des anscheinend im Exil lebenden Russen (er wurde aus dem Französischen übersetzt) gibt eine neue Sicht historischer Ereignisse, die im übrigen (bei Tolstoi, Mereschkowski, A. Neumann u. a.) bereits eine dichterische Formung gefunden haben. Der Brand Moskaus nach dem Einzuge Napoleons im Jahre 1812 wird hier Symbol des späteren revolutionären Brandes ganz Rußlands, den wir miterlebten. Die Ermordung des Zaren Paul II., die im Vorspiel geschildert

wird, der Untergang der russischen Hauptstadt und der Dekabristenaufstand (Nachspiel) erscheinen als Etappen im unglücklichen Ringen Rußlands um innere Freiheit, um Aufhebung der Leibeigenschaft und um Lösung alter, unter dem Einfluß westlicher Demokratie und Aufklärung immer unerträglicher werdender Bindungen. Der Russenfeldzug Napoleons ist nur eine Episode in der Auseinandersetzung zwischen Ost und West, die im Dekabristenaufstand vorläufig unglücklich zu Ende geht, nachdem der Besieger Napoleons, Alexander I., den psychologischen Moment verpaßt hatte, seinem Land die Freiheit zu geben. — Das Buch, das zweifellos auch als politisches Bekenntnis gewertet werden darf, zeigt dichterische Qualitäten von beachtlicher Höhe. Allerdings gerade der literarischen Form wegen wird es zugleich weniger das Interesse der großen Masse finden. Die realistische Breite und die stoffliche Fülle des „großen historischen Romans" gehen ihm ab. Im Rahmen des geschichtlichen Miniaturbildes und Interieurs treten die historischen Persönlichkeiten auf und entwickeln sich die Ereignisse. Echte Gestaltung läßt aber in Einzelschicksalen und in knapp umrissenen Episoden und Dialogen die Größe des hinter den äußeren Geschehnissen sich vollziehenden geistigen Ringens deutlich sichtbar werden. — Für unsere Büchereien, in denen das Rußland von gestern wie von heute dauernd gleichbleibendes Interesse findet, und für Leser mit literarischer Schulung und Gefühl für dichterische Qualität. J. Peters (Düsseldorf).

de Man, Herman: Die steigende Flut. Roman. Aus dem Holl. übertr. von Franz Dülberg. Tübingen: Wunderlich 1930. 273 S. Lw. 7,—.

Ein holländischer Bauernroman aus der fruchtbaren, stets vom Wasser gefährdeten Polderlandschaft. In alttestamentarischer Größe und Härte überschattet die Gestalt der Witwe Beijen das Leben ihrer drei erwachsenen, arbeitstüchtigen Söhne. Nur Gieljan lehnt sich nach bitterer Lebenserfahrung gegen die mütterliche Gewalt auf und kehrt doch — älter geworden — wieder zu ihr und dem väterlichen Hof zurück. Dort widmet er, ein Einsamer, seine ganze zähe Tatkraft dem Gemeinwohl und wird schließlich stellvertretender Deichgraf. Durch seinen Opfermut gelingt es ihm, Holland vor einer furchtbaren Überschwemmung zu retten; immer aber bleibt er der erdgebundene grüblerische Bauer mit einem großen Herzen voll Liebe, die sich nicht verströmen kann. — Der vorzüglich übersetzte, kraftvoll gestaltete Heimatroman eignet sich für alle Büchereien. Wegen seiner epischen Breite und der namentlich in der zweiten Hälfte breiteren Raum einnehmenden religiösen Grübeleien (im Sinne eines praktischen, unkirchlichen Tat-Christentums) werden vornehmlich besinnliche Leser an ihm Gefallen finden.

Frida Endell (Stettin).

Mechow, Karl Benno v.: Das Abenteuer. Ein Reiterroman aus dem großen Krieg. München: Langen 1930. 253 S. Brosch. 4,50; Lw. 6,—.

Das ist einmal ein Kriegsbuch anderer Art, als man es gemeinhin gewohnt ist. Der Verfasser läßt sich von der Gewalt der Kriegsereignisse und vom Mechanistischen des Krieges nicht soweit überwältigen, daß er den Blick für alles andere verlöre. Im Osten, im Sommer 1915, bei einer Kavallerieschwadron war die Kampfhandlung selbst anders, befreiter, gelöster und nicht so quälend wie der Stellungskampf der Infanterie im Westen. Und dieses Befreitere, dieses Abenteuerliche, Zigeunerhafte hat es Mechow angetan, dieses Schwanken „am äußersten Rande der Ordnung". Seine Gestalten ahnen, „daß die freie Gegenwart das Beste sei am Leben, daß Leben überhaupt Gegenwart hieße und in der Gegenwart geachtet und geliebt werden müßte". In diesem Nur-in-der-Gegenwart-leben werden sie alle, Führer und Geführte, zu Abenteurern, die, scheinbar ohne Zweck und Ziel, Tage und Wochen hindurch reiten und reiten. Zwar leitet sie übergeordneter Wille, aber niemand weiß, wozu und wohin. Die Eisenbahnfahrt wird Symbol ihres Lebens: „Sie fahren ins Dunkel. Keiner wußte etwas, nicht einmal der Führer auf der Lokomotive. Der fuhr, wie die Weichen gestellt waren. — Wie waren die Weichen gestellt? Wer stellte die Weichen?..." Mit Reiten und Kämpfen vergeht ein Tag wie der andere, gleichviel, ob man in Russisch-Polen dem weichenden Feinde nachsetzt oder, Wochen später, die Stadt Wilna durch Umfassung von Norden her zu fällen versucht. Nicht jeder, der da ohne eigenen Willen, vielleicht sogar wider eigenen Willen durch den Osten ritt, konnte allein durch dieses Leben

finden. „Gut ist es, hinter Führern zu reiten im Abenteuer", und der Verfasser erzählt von diesen Führern, von Lux, Plön, Kestenberg, den Offizieren, von ihrer besonderen Männlichkeit und von ihrem Wert. Und dabei tritt etwas sehr Eigenartiges zutage, was dem Buch eine große Stille gibt, obwohl es ein Kriegsbuch ist: Diese Offiziere wissen (und der Verfasser weiß es), daß sie mit ihrer besonderen Art, den Krieg als Abenteuer zu empfinden, einen aussterbenden Menschenschlag darstellen. „Wir sterben, auch wenn wir am Leben bleiben, was sollen wir machen? Unsere Art zu leben hat nirgends mehr Raum." — Diese eigenartige Haltung, jenseits aller Sensation, beschränkt die Verwendbarkeit des Buches auf einen kleinen Leserkreis. B. Schliep (Stettin).

Rainalter, Erwin H.: Heimkehr. Roman. Leipzig: Staackmann 1931. 253 S. Brosch. 3,50; Lw. 5,—.

Knapp und anschaulich wird hier von einem guten Erzähler die alte Tragödie von dem Bauern gestaltet, der, dem heimatlichen Boden entfremdet, sich in der Stadt nicht zurecht finden kann. Es sind Menschen des Vorarlberg, die vor uns stehen, Bergbauern, die in Bludenz vergeblich als Fabrikarbeiter ein Unterkommen suchen und schließlich keinen andern Weg wissen, als reumütig auf kärglichsten Besitz zurückzukehren, oder auch ein Streckenwächter, den seine Sehnsucht nach einem eigenen Stück Land um Brot und Leben bringt. Ungemein scharf und treffend kommt dabei der Gegensatz zwischen ländlichem und städtischem Menschentum zum Ausdruck, klar sind die Charaktere gezeichnet, einfach und erschütternd die Schicksale durchgeführt. Die Absicht, für das Festhalten am Landleben oder für die „Heimkehr" dorthin (die hier allerdings nur durch einen „Deus ex machina" möglich wird) zu werben, wird ohne aufdringliche Betonung doch erkennbar. — Das Buch mit seiner klaren, schön erzählten Handlung sollte auch in der kleinsten Bücherei eingestellt werden und wird auf keinen Leser seinen Eindruck verfehlen. Besonders wichtig wird es für die Dorfbüchereiarbeit sein. K. Schulz (Gera).

Reger, Erik: Union der festen Hand. Roman einer Entwicklung. Berlin: Rowohlt 1931. 587 S. Lw. 8,50.

Die Entwicklung des Ruhrgebietes seit 1918. Der denkwürdige Besuch Wilhelms II. in den Krupp-Werken (hier heißen sie Risch-Zander), Kriegsende, Zusammenbruch, Ruhrbesetzung, Inflation, Rationalisierung, Massenarbeitslosigkeit. Die „Union" ist ein Verband von Industriellen, der, nach den ersten Beunruhigungen durch den Umsturz gegründet, bald unumschränkter herrscht als je, der die Außenpolitik des Staates ebenso „macht" wie die Währungspolitik, für den der Gesetzgebungsapparat eine Schachfigur ist wie Betriebsräte, Presse und Wissenschaft. Trotz aller Geschlossenheit nach außen besteht die Rivalität unter den Unternehmern, geht der Kampf der Großen gegen die Kleinen weiter. Dahinter das ungeheuere Panorama der Arbeiterschaft, deren revolutionäres Feuer sich überraschend schnell selbst verzehrt. Man lese die Schilderungen der Zechenkolonie, in der „das Elend den Menschen zu einer lieben Gewohnheit wird", man erfasse die beängstigende Substanzlosigkeit der politischen Gespräche dieser Arbeiter und Angestellten, man begreife die starke, vom Unternehmertum sorgsam gepflegte Differenzierung innerhalb des Proletariats, man sehe die völlige Unzulänglichkeit dieser Arbeiterführer, die hier ohne Voreingenommenheit für oder gegen eine Partei gezeichnet wird, und man wird plötzlich die politische Entwicklung Deutschlands seit 1918 in einem klareren Lichte sehen. Dabei überläßt es der Verfasser ganz bewußt dem Leser, seinen Pessimismus zu teilen oder nicht. Die Schicksale einzelner Menschen gehen im Roman genau so unter, wie sie im Kampf der wirtschaftlichen und politischen Mächte unwichtig werden. Durch äußerste Sachlichkeit, durch teilweise Überladung mit Berichten von wirtschaftlichen Transaktionen wird die Darstellung mitunter etwas spröde. Das schränkt die Verwendungsmöglichkeit dieses außerordentlich bedeutenden Romans leider ein. — Schon für mittlere Büchereien. G. Maiwald (Breslau).

Reinacher, Eduard: Bohème in Kustenz. Ein komischer Roman. München: Müller 1929. 255 S. 4,—; Lw. 6,—.

In vorzüglicher, gepflegter Sprache werden die Abenteuer eines verbummelten

„gotischen" Universalkünstlers, Malers, Dichters und Tanzkompositeurs, gleichzeitig ausgezeichneten Pumpgenies in der Spießerstadt Konstanz geschildert. Aber so oft er auch über die Spießer triumphiert, sie behalten im Grunde in den Augen des Lesers doch immer Recht. Und so muß auch nach vielen Siegen endlich die Niederlage des Helden kommen: er macht sich in Konstanz endgültig unmöglich, selbst vor seiner lieben, treuen Frau, die alle seine Narrheiten mitmacht, bis es ihr zu dumm wird und sie im Interesse des Kindes den Mann fortjagt. Aber nochmal hat der Held Glück; er ist ja im Grunde dichterisch nicht unbegabt und erhält durch einen deus ex machina (den wir dem Autor gern verzeihen) Gelegenheit zu neuer Entfaltung seiner Gaben auf anderem Felde. — Einer der besten neueren humoristischen (nicht eigentlich „komischen") Romane mit gelegentlichem Einschuß von nicht verletzender Satire; nur für etwas geförderte Leser. Fr. Bock (Nürnberg).

Rendl, Georg: Der Bienenroman. Leipzig: Insel-Verlag 1931. 236 S. 4,—; Lw. 5,—.

Ein junger Autor stellt sich hier mit einem Buch vor, dessen sich mit Recht ein führender deutscher Verlag angenommen hat, der Lebensgeschichte eines Bienenvolkes während eines Jahres von der Winterruhe zum lenzlichen Erwachen und in die Hoch-Zeit der Tracht und des Schwärmens hinein bis zum neuerlichen Einschlafen des Volks. Auf jeder Seite ist dabei die intime Kenntnis des Bienenlebens spürbar, aber all das Wissen um die Tatsachen ist ins Dichterische (einigemal auch leider ins „Poetische") gehoben, und so wird in einer Form, die auch den verwöhnten Leser befriedigt, ein Stück Natur verlebendigt, das uns täglich in vielen Einzelheiten vor Augen ist und doch von viel zu wenigen Menschen gekannt wird. Das Buch ist in städtischen Büchereien für alle solcher Literatur zugänglichen Leser gut verwendbar, der Bibliothekar sollte allerdings nicht verfehlen, von hier aus auch auf Maeterlincks ähnliches, aber philosophisch spekulierendes Buch „Das Leben der Bienen" und K. von Frischs ausgezeichnete wissenschaftliche Darstellung „Aus dem Leben der Bienen" (B. u .B. 1928, S. 265) hinzuleiten.

K. Schulz (Gera).

Smith, Helen Zenna: Mrs. Biest pfeift. Frauen an der Front. Aus dem Engl. von H. Reisiger. Berlin: S. Fischer 1930. 279 S. 4,50; Lw. 7,—.

Ein Mädchen aus der guten bürgerlichen Gesellschaft Englands, das freiwillig in eine der Autofahrkolonnen eingetreten ist, die England zur Verwendung hinter der Front aufgestellt hat, schildert seine Erlebnisse bei einer solchen Kolonne, die Verwundete aus den Zügen zu den Feldlazaretten zu befördern hat. Eine unerträgliche Vorgesetzte, „Mrs. Biest", schindet diese jungen Mädchen Tag und Nacht, der Schlaf zählt nach Halbstunden, das Essen ist unzulänglich, der Dienst nervenzerrüttend. Und doch geht keines dieser Mädchen nach England zurück. Warum? „Es braucht Nerven, hier durchzuhalten, aber zweimal soviel, wieder nach Hause zu gehen zu flaggentollen Müttern und Vätern . . ." Sie „tun weiter ihr Teil für die teure, angestammte Flagge", wie die Phrase lautet, die tödlich oft in dem Buch wiederholt wird. Sie „tun ihr Teil" für eine Generation, die ihre blutigen Geschäfte von der Jugend, die es eigentlich nichts angeht, besorgen läßt, für eine Generation, deren Mütter ihre Söhne „opfern". Und die Mädchen, die nach dem Furchtbaren, das sie sahen, nie wieder jung sein werden in ihrem Leben, sie geben sich in Gier, Angst und Mitleid dem nächsten Offizier, der morgen schon von Granaten zerfetzt ist. Die Gedankenlosen, die „Gänse" kehren zurück und schnattern die alten Phrasen; jene anderen aber, die hinter die Dinge gesehen haben, sind im Innersten vergiftet und sterben hoffnungslos. — Ein starkes Buch in jeder Hinsicht, besonders wirksam, weil die brutalsten Wahrheiten, die ungeheuerlichsten Anklagen hinter einem kalten ironischen Ton verborgen sind. Für mittlere und große Büchereien. Auch für Frauen, gerade für Frauen. B. Schliep (Stettin).

Söiberg, Harry: Der letzte Weg. Roman. Köln: Schaffstein 1931. 286 S. 4,40; Lw. 6,50.

Mit dem „Seekönig" (vgl. B. u. B. 1930, S. 232) und der „Tochter" (vgl. B. u .B. 1930, S. 459) gibt dieser abschließende Roman das Bild eines dänischen

Fischerdorfes unserer Zeit mit seinem starken Beharren im Gewohnten und Gewachsenen. „Der letzte Weg“ schildert den Ausgang Ole Skärpes, der, ein gebrechlicher Mann, noch nichts von seinem Ende wissen will. Das Schicksal setzt seiner stolzen Härte arg zu. Sein trotziger Sinn überwindet alles, und als sein Ende naht, stirbt er ungebrochen, aber vom Leben geschlagen. Die Tochter bringt ihm den Mann ans Sterbebett, den er ihr viele Jahre verwehrte. — Sparsam im Ausdruck, ist die Kunst Söibergs von ruhiger Klarheit und Sicherheit. In einfachen Fischernaturen wird hier ewig Menschliches verkörpert. Neben sturmdurchbrauster äußerer Handlung ist das Buch voll innerer Spannung und tief-ernster Haltung zum Leben. — Diese drei Romane sind echte Volkskunst, und jede Bücherei sollte sie für ihre reiferen Leser bereitstellen. H. Hugelmann (Nürnberg).

Wassermann, Jakob: Etzel Andergast. Roman. Berlin: S. Fischer 1931. 661 S. Lw. 10,50.

Wenn Wassermann nach eigenen Worten in diesem Roman das Generationsproblem, die Situation des jungen Mannes im Anfang des dritten Lebensjahrzehntes und sein Verhältnis zum Führer zeichnen wollte, so ist ihm das kaum gelungen, denn dies Bild zerflattert im ganzen, wie die zerredeten Gestalten, aus psychologischen Einzelzügen aufmontiert, der Lebensmitte entbehren. Über den jungen Etzel weit hinaus beschäftigt den Dichter die Gestalt seines Führers, des Seelenarztes Joseph Kerkhoven, in dem sich verzerrt Wesenszüge und Wunschträume des Autors selbst zu spiegeln scheinen. Dieser Arzt Joseph Kerkhoven wird aus verkrampfter Wirrnis erlöst durch den merkwürdigen Irlen, einen schon sterbenden Willens- und Geistesgewaltigen, zusammengeklebt nach einem heute leidig bekannten Literatenideal. Ein wenig erlöst auch durch dessen Nichte, die eigentlich den viel älteren Onkel Irlen liebt, aber mit einem Privatdozenten in schwesterlicher Zuneigung ehelich verbunden ist, diesen jedoch mit einem fünfzigjährigen Wüstling betrügt, dem sie verfällt, weil er „physisch keine Schranken kennt“! Der Seelenarzt Kerkhoven erlöst die verfallene Schöne durch seine seelenärztliche Kraft (zweites Eingreifen der Tiefenpsychologie, die in dem ganzen Buche eine schaurig-okkulte, gelegentlich zu blühendem Unsinn sich steigernde Rolle spielt), die ihn aber merkwürdigerweise ganz übersehen läßt, daß er durch diesen Heilungsprozeß seine bisherige Frau tötet, die instinktiv den Gatten dabei sich entgleiten fühlt. Natürlich fällt die gerettete Schöne, Maria heißt sie, nun dem Seelenarzt zu, der Privatdozent verschwindet in der Versenkung und der moderne Magier erklimmt den Gipfel seiner Kunst, als endlich Etzel Andergast auftritt (nach der 250. Seite). Mit dem Etzel Andergast aus dem Fall Maurizius verbindet ihn nur der Name (unser Roman steht in ganz äußerlicher Verbindung zu dem vorhergehenden), aber uns ist dieser Jüngling gut bekannt, denn er ist zusammengeflickt aus allen Zügen und Eigenschaften, die so ein interessanter junger Mann von heutzutage unumgänglich nötig hat: durchtrainierten Körper, überlegenen Intellekt, eiskalte Sachlichkeit, Unbedingtheit, schrankenlosen aristokratischen Individualismus verbunden mit sublimstem sozialem Gefühl, erotische Bedenkenlosigkeit (gebändigt durch die eiskalte Sachlichkeit) usw. usw. Der bei all diesen schönen Eigenschaften doch irrende und gärende Jüngling sucht den Führer, gewinnt ihn in Kerkhoven und benützt dies beglückende Ereignis, um mit dessen Frau ein Verhältnis anzufangen. Freilich diesmal bekommt es der Frau Maria schlecht. Als Kerkhoven es merkt — sehr spät, denn sein tiefbohrender Spürsinn ist wieder anderweitig beschäftigt —, da gibt es drei zerschmetterte Menschen, von denen sich in diesem Bande nur Etzel kraft seiner Jugend und natürlich erheblich gereift erholt, während wir für die Ehegatten als einzigen Trost auf den nächsten Band hoffen dürfen. — Man wird dieser kurzen Inhaltsangabe der 661 Seiten nicht angemerkt haben, daß es sich bei Frau Maria um eine moderne Diotima, Iphigenie und Natalie in einer Person, kurz um ein Frauenideal handelt, dessen geistige und seelische Vorzüge der Autor nicht müde wird zu preisen. Das ist vielleicht das Bezeichnendste für diesen intellektuellen Literaten, der jeden Boden unter den Füßen verloren hat, für die Psychologie aus lauter einzelnen, disparaten Zügen, die bedenkenlos auf einen Namen zusammengehäuft werden, weil der Mensch und seine Ganzheit längst dahinter verschwunden ist, für dieses Losgelöstsein von der Gesellschaft, deren Kräftespiel in diesem leeren Raume (wie alles andere) durch ein phantastisches Spiel mit abge-

zogenen Wort- und Gedankenhülsen ersetzt wird. Den Abstieg des Autors in diesem Werk spiegelt die hilflose Zerflossenheit des äußeren Aufbaus, der gänzliche Mangel an Konzentration. Nur in einzelnen Partien bewundert man noch die schriftstellerische Gewandtheit der Mache. W. Schuster.

Wehner, Josef Magnus: Sieben vor Verdun. Ein Kriegsroman. München: Müller 1930. 306 S. Lw. 6,50.

Verdun ist zum Wendepunkt des deutschen Schicksals geworden. Hier brannte das deutsche Feldheer zu Schlacke, hier begrub man endgültig den Sieg. Die Geschichte der neun Monate währenden Schlacht schreibt Wehner in seinem Buch. Die Darstellung wird überschattet von dem dunklen Bewußtsein eines kommenden Unheils, das erschütternd bestätigt wird, als in wenigen Herbstwochen der blutige Gewinn des Frühlings und Sommers wieder verloren geht. Damit erlischt das Bewußtsein der Kraft im deutschen Soldaten. Neben dieser Schilderung der fast ins Mythische erhobenen kämpferischen Handlung verblaßt die Darstellung der Menschen, die wenig mehr als Ventile für die Meinung des Dichters sind. Sie haben Blick und Gebärde alter Sagenhelden und werden faßbar nur durch den Geist, der sich in ihnen offenbart. Den Sinn ihres Unterganges finden sie „in dem Beispiel eines Opfers, vor dem jeder Zweck zuschanden wird". Das Opfer aber erfolgt für ein unbekanntes kommendes Gesetz. „Es offenbart sich nicht im Schlachtsturm, es kommt wie der Geist im Pfingstwind zu dem, den es erwählte. Und der wird dann der Welt den Frieden, die Gerechtigkeit und die Liebe bringen und den Sinn des Krieges erfüllen." Das Werk hat ganz starke Stellen, wie z. B. die Erzählung vom Tod des Unteroffiziers Junne. (Vorlesen!) Es ist in gehobener Sprache, jenseits aller realistischen Absichten geschrieben. Die Beschäftigung mit ihm lohnt durchaus, auch für jene, die dem Verfasser bei der Sinngebung des Krieges nicht zu folgen vermögen. — Für große und mittlere Büchereien.

B. Schliep (Stettin).

D. Jugendschriften.

2. Märchen, Sagen.

L'Aigle, Alma de: Häsi und anderes geliebtes Getier. Mit 4 farb. Bildern von Else Wenz-Viëtor. Stuttgart: Thienemann o. J. Hlw. 2,—.

Die meisten dieser Geschichten, die von Erlebnissen mit Tieren und Pflanzen berichten, sind schlicht und anspruchslos erzählt und wollen beim Kinde Liebe zur Kreatur erwecken. Diese gewiß erfreuliche Tendenz übersteigert sich in einer Geschichte zu unnatürlicher Sentimentalität — eine Zwiebel sehnt sich im Küchenschrank nach Sonne und wird aus Mitleid wieder in die Erde gesteckt —, und artet in einer anderen in vollkommen unkindliche Symbolik aus. Das Buch hat die übliche Ausstattung von Thienemanns Zwei-Mark-Bänden und mag um der vier guten Erzählungen willen für die Sieben- bis Neunjährigen in Kinderlesehallen eingestellt werden. Rita Demme (Dessau).

Eltz, Sophie zu: Schutzengelstunde. Geschichten von den lieben Heiligen. Den Kindern erzählt. Mit 67 Scherenschnitten von Josefine Allmayer. München: Kösel & Pustet 1931. 163 S. Lw. 5,—.

„Viele Stunden, vielerlei Stunden hat unser Tag. Schulstunden und Essensstunden, Spielstunden und Schlafstunden . . . Eine stille, leise Stunde. Die zählt wohl selten sechzig ganze Minuten — viel eher fünfzehn, zehn oder fünf." — Für solche stille Stunden erzählt Sophie zu Eltz lebendig und mit einfachen Worten für Kinder verständliche Begebenheiten aus dem Leben von 13 Heiligen — trotz des heiligen Stoffes mit Humor. Jedes Kind wird verstehen, daß Maurus und Placidus unzertrennliche Freunde werden mußten. Es wird auch mit der Mutter Barat die spannenden Ereignisse erleben, die in einem Internat vorkommen. — Die zum Teil sehr feinen Scherenschnitte passen sich dem Text an und illustrieren, ohne der kindlichen Phantasie zu viel vorweg zu nehmen. — Für katholische Kinder von acht bis zwölf Jahren. Ruth v. Carlowitz (Stettin).

Fleckes, Hubert: Marienkäferchens Reise ins Menschenland. Mit farbigen Bildern von Else Wenz-Viëtor. Freiburg i. Br.: Herder 1931. 88 S. Lw. 4,80.

Es ist ein guter Gedanke, diese abenteuerliche Reise den Marienkäfer erleben zu lassen, den Kinder besonders lieben. Die Reise geht in die Welt der Insekten, Käfer und Vögel, der Wiesen- und Teichblumen. Erst im letzten Kapitel kommt der Marienkäfer in einer abgepflückten Seerose bei den Menschen an. Tiere und Blumen sprechen, handeln und kämpfen hier nicht auf unnatürlich menschliche Weise. Die Erlebnisse halten sich an die Naturwissenschaft und können von Kindern, die dazu Gelegenheit haben, selbst beobachtet werden; für Stadtkinder werden sie im allgemeinen etwas Märchenhaftes haben. — Die Schwarz-Weiß-Bilder, die mit einigen roten Strichen belebt werden, wirken anfangs sehr apart, auf die Dauer wiederholen sich rote Augen, Flügel und Blätter reichlich oft. Für 9—12jährige Kinder, die Sinn für Natur haben. Ruth v. Carlowitz (Stettin).

Ilgerd, N. M.: Das Schmetterlingswunder. Ein Märchen vom Werden der Falter, von lichten und dunklen Geistern. Mit 6 farb. Bildern von Ernst Kreidolf. Stuttgart: Thienemann 1931. 110 S. Hlw. 3,80.

Die Gedanken des Prinzen Orbin, des Herrschers der Licht- und Luftgeister, nehmen Gestalt an und es entstehen so die ersten Schmetterlinge, die er als Liebesboten der Feenkönigin Aurinia sendet. Nach vielen Hindernissen und trotz der Nebenbuhlerschaft des finsteren aber klugen Analytes erringt er die Geliebte. Durch geschickte Zauberei wird die gefährliche Rache des verschmähten Analytes abgewendet, es kommt sogar zur Versöhnung, denn im Interesse seiner Schmetterlinge muß Orbin in Selbstüberwindung sich an Analytes wenden, der, um den zarten Gebilden eine Lebensdauer zu verleihen, Möglichkeiten und Wege zur Überwinterung findet. — Das Märchen ist gut und mit feinem Humor erzählt. Harmonisch fügen sich die zarten Bilder von Kreidolf in die vorhandene Märchenstimmung ein. Für Mädchen vom 10. Jahre an. Elisabeth Hackbarth (Berlin).

Matthiessen, Wilhelm: Die alte Gasse. Ein Märchenbuch für die Kleinen. Mit 6 farb. Bildern von Else Wenz-Viëtor. Stuttgart: Thienemann 1931. 111 S. Hlw. 3,80.

Unerschöpflich scheint die bunte Märchenwelt, in die 12 einzelne Geschichten führen, die in der Erzählung vom „armen Kind" ihren Zusammenhang finden. Sie sind viel mehr erzählt als geschrieben und darum auch schon für kleine Kinder von fünf Jahren an geeignet; vor allem, weil Gegenstände ihrer nächsten Umwelt eine große Rolle spielen, wie im Märchen vom alten Koffer, vom Regenschirm, vom Hütchen usw. Die wenigen, fein ausgeführten Bilder werden eine Quelle von Fragen sein und können lange angesehen werden.
Ruth v. Carlowitz (Stettin).

Zur Mühlen, Hermynia: Es war einmal und es wird sein. Märchen. Ill. von Heinrich Vogeler. Berlin: Verlag der Jugendinternationale 1930. 64 S. 4⁰. Hlw. 2,50.

Unter diesen elf Märchen ist nur eins — „Der Knecht" —, das Wesen und Ursache des Kapitalismus und des Kommunismus in einem guten Gleichnis von der Erfindung der Maschine und ihrer verschiedenen Bedeutung im Dienst des Einzelnen, beziehungsweise der Gesamtheit klar zu machen versucht. Alle anderen stellen in völlig einseitiger Betrachtung der Dinge die gleiche Behauptung auf: daß nämlich alle arbeitenden Menschen in der bittersten Armut leben und alle reichen Leute keinen Finger zu rühren brauchen und ihr Leben lang prassen können. Ein drittes gibt es für die Verfasserin scheinbar nicht. So wichtig und lebensnotwendig die frühzeitige Erziehung des Jugendlichen zum klassenbewußten Proletarier sein mag, so falsch und lediglich verhetzend ist der hier gewählte Weg. Nicht für Büchereien. Elisabeth Joerden-Wernecke (Altona).

3. Erzählungen.

Berbig, Hans: Das Falschmünzerschiff. Ein Jugendroman. Ill. Langensalza: Beltz o. J. 240 S. Lw. 2,85.

Zwei fanatische Anhänger der irischen Freiheitsbewegung suchen in den Jahren nach dem Weltkriege dem verhaßten englischen Staat durch erfolgreiche Herstellung und Einwechselung falscher 5 Pfund-Noten zu schaden. Angesichts drohender Entdeckung versenken sie ihre Werkstatt, einen alten Passagierdampfer, und finden dabei den Tod, ohne erst der englischen Justiz in die Hände gefallen zu sein. — Um diesen Handlungskern ranken sich verschiedene Episoden, welche die Sympathie zwischen Deutschland und Irland bekräftigen sollen, und viele tiefsinnige Betrachtungen über den Sinn des Lebens, den Volkscharakter der Iren, die Sendung der jüdischen Rasse u. a., die leider oft dazu beitragen, die Klarheit des an sich wertvollen Buches zu beeinträchtigen und es für Jugendliche nicht leicht lesbar zu machen. Etwa vom 17. Jahre an.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Altona).

Binding, Rudolf G.: Das Peitschchen. Eine Weihnachtsgeschichte. Drei Kindern erzählt. Ill. von Fritz Franke. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1930. 22 S. Geb. 1,20.

Bindings gemütvolle kleine Weihnachtsgeschichte von dem Peitschchen, welches das Christkind drei flandrischen Kindern aus dem mütterlichen Verkaufsstand auf dem Weihnachtsmarkt fröhlich entwendet, um es ihnen am Heiligabend als ersehnte und schon nicht mehr erhoffte Weihnachtsfreude wiederzuschicken, kennen wir schon aus den 1920 erschienenen „Legenden der Zeit". Hier ist sie nun, groß gedruckt und mit einigen schönen (mit Ausnahme des allzu „jungmädchenhaften" Muttergottesbildes auf S. 21) fröhlichen farbigen Bildern geziert, als Kinderbuch erschienen und sollte in alle Kinderlesehallen für 7—13 jährige Kinder eingestellt werden.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Altona).

Fritzsche, Eva: Kita und Trixi. Eine Kinderfreundschaft. Ill. Leipzig: F. Schneider 1931. 107 S. Hlw. 2,50.

Eine nette kleine Siebenjährige faßt zärtliche Zuneigung zu einer von allen geliebten fröhlichen und anmutigen Schulkameradin und macht alle Leiden und Freuden einer solchen Kinderfreundschaft durch. Über den schmerzlichen Abschied von der Schule und Stadt bald wieder verlassenden Gefährtin tröstet sie sich mit dem Eintritt in einen Jugendwanderbund. — Wegen ihrer einsichtigen Darstellung charakteristischer gescheiter und törichter Kindereinfälle eignet sich die kleine einfache Geschichte schon für 7—9 jährige Mädchen.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Altona).

Gaudecker, Rita von: Vom Fischerdorf zur Otternburg. Ferienerlebnisse zweier Großstadtjungen. Mit vielen Bildern von Grete Schmedes. Potsdam: Stiftungsverlag 1931. 121 S. Lw. 3,30.

Eine Jugendführerin und Gründerin mehrerer Kinderheime erzählt, was Kinder gern lesen: von Streichen, Freundschaften, Ängsten und Gefahren, gruseligen, frohen und einmal auch ein wenig rührenden Erlebnissen. — Zwei Berliner Jungens von 11 und 13 Jahren sind in den Sommerferien an der See unter der Obhut eines alten Kapitäns, der sie mit aufs Wasser nimmt und ihnen Geschichten erzählt, und im Herbst und zu Weihnachten auf einer westfälischen Burg bei einem bärbeißigen, aber gutmütigen Onkel, der ihnen volle Freiheit läßt. Es wird so lebendig und spannend erzählt, daß man oft erleichtert aufatmet, wenn es „wieder gut wird". Die Schwarz-Weiß-Bilder passen sich dem Text geschickt an.

Ruth v. Carlowitz (Stettin).

Gredsted, Torry: Paw der Indianerjunge. Berechtigte Übers. aus dem Dän. von Georg Bachmann. Bilder von G. W. Rößner. Köln: Schaffstein 1931. 216 S. Lw. 4,80.

Paw ist der Sohn einer südamerikanischen Indianerin und eines Matrosen, den der Urwald nicht wieder losgelassen hat. Der kranke Vater sorgt dafür, daß der

Knabe nach Europa kommt. Nach dieser etwas romanhaften Einleitung beginnt eine ausgezeichnete Erzählung: Paw, um den sich die Pflegeeltern in Dänemark kaum kümmern, lernt von den Tieren des Waldes und des Dorfes kämpfen und schwimmen und seine Fähigkeiten vorteilhaft gebrauchen. Urwaldinstinkte erwachen in ihm und befähigen ihn zu staunenswerten Leistungen, aber dieselben Instinkte treiben ihn immer tiefer in den Gegensatz zu der sogenannten Zivilisation hinein: Den glücklichen Tagen bei einer Wandervogelgruppe, dem herrlichen Leben mit dem Wilddieb Kluck-Anders folgt die grausame Härte der Erziehungsanstalt. Nach vielen vergeblichen Versuchen glückt Paw die Flucht. Acht Monate lang führt er ein selbständiges Räuberleben im Wald. Aber endlich bringen ihn die Menschen zur Strecke, den kleinen Paw, der sich mit vorsintflutlichen Waffen wie ein echter Indianer und gleichzeitig wie ein homerischer Held verteidigt. Durch Vermittlung eines Wandervogels kommt er wieder in den Urwald zurück. Die Spannung zwischen Kultur und Wildnis, die ganze Naturentfremdung des Mitteleuropäers ist mit einer solchen Verdichtung gegeben, daß „Paw" mehr ist als ein stofflich spannendes und gut erzähltes Jugendbuch. Für alle Volks- und Schülerbüchereien!

E. Sielaff (Stettin).

Heinen, Werner: Der braune Tod. Der Roman eines Wiesels. Ill. Köln: Bachem 1931. 237 S. Brosch. 3,90; geb. 4,90 (Abenteuer, Länder, Helden 2.)

Eine Tiergeschichte in der Art Fleurons, auf sorgfältigen Naturbeobachtungen beruhend. Wenn auch durchaus eine beachtliche Leistung, so doch nicht an Fleuron heranreichend. Zuweilen etwas stark vermenschlichend, so besonders in einem Gespräch zwischen Wiesel und Häher oder in der Darstellung der „Eismänner". Auch in der Komposition noch locker und unverbindlich. Dennoch in der Bücherei sehr gut brauchbar. Der angehängte Bilderteil, z. T. nach ausgestopften Tieren (!), könnte besser sein.

J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

Hildenbrandt, Fred: Fritz Freemann wird Reporter. Erzählung. Ill. Leipzig: F. Schneider 1931. 166 S. Hlw. 3,80.

Fritz Freemann, wegen der häuslichen Notlage frühzeitig aus der Obersekunda der Realschule abgegangen, ist Botenjunge in einem großen Berliner Zeitungsverlag. Einer der Redakteure entdeckt die gute Beobachtungs- und Erzählergabe des Jungen, und damit ist sein Glück gemacht. Er wird probeweise als Mitarbeiter in der Lokalredaktion beschäftigt, und da er außer guten Fähigkeiten auch noch einen anständigen Charakter hat, bewährt er sich nach einigen unvermeidlichen Fehlschlägen und wird bald fest angestellt. — Die flotte, einfallreiche Erzählung gibt ein anschauliches Bild von der journalistischen Berufstätigkeit. Daß es mit dem Vorwärtskommen und der Gehaltserhöhung auch bei der Presse nicht mehr so schnell geht, werden in dieser Zeit des Mangels aufwachsende Jungen schon selbst merken. Deshalb sollten großstädtische Jugendbüchereien das Buch für 12—15jährige Jungen ohne Bedenken einstellen. Die Bilder sind farblos.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Altona).

Mattheus, Peter: Vier Jungen wissen sich zu helfen. Mit zahlr. Textzeichn. u. farb. Titelbild von Wolfgang Hamburger. Stuttgart: Union 1931. 96 S. Hlw. 2,50.

Drei Jungen schließen einen Bund, um der kranken Schwester ihres Kameraden zu helfen. Das Mädchen könnte in einer Heilanstalt wieder gesund werden, aber die Eltern haben kein Geld. Da suchen sich die Jungen Beschäftigung für ihre freie Zeit und geben den Verdienst restlos für die gute Sache hin. Sie würden es aber doch nicht schaffen, wenn ihnen nicht ein glücklicher Zufall zu Hilfe käme. Die Geschichte ist frisch und flott erzählt. Der Verfasser ist allerdings um die gefährliche Klippe, die Hilfsbereitschaft und das gute Herz der Jungen zu stark zu betonen und sie dadurch zu Wunschwesen seiner moralischen Absicht zu machen, nicht ganz herumgekommen. Zwölf- bis fünfzehnjährige Jungen werden die Geschichte zweifellos sehr gern lesen und auch ihren Spaß haben an den Zeichnungen des 14jährigen Wolfgang Hamburger, der bereits eine erstaunlich leichte Hand als Illustrator verrät. Für Schüler- und Jugendbüchereien.

E. Sielaff (Stettin).

Matthiessen, Wilhelm: Sankt Martin. Den Kindern erzählt. Bilder von August Braun. Freiburg i. Br.: Herder 1931. 73 S. Hlw. 3,20; Lw. 3,80.

Weder Erzählung, noch Lebensbeschreibung, noch Legende — so können Volksbüchereien wenig mit dem Buch anfangen. Dazu kommt, daß Matthiessens Sprache hier geschraubt wirkt und Kinder der lehrhafte Stil stören wird. Schade, denn die drucktechnische Ausstattung ist hervorragend; die Bilder unterschiedlich. Am Rhein, in den Gegenden zwischen Mosel und Maas, wo am St. Martinstag Martinsfeuer gebrannt werden, wird man das Buch am meisten lesen. Von 12 Jahren an.

Ruth v. Carlowitz (Stettin).

Miethe, Käthe: So ist Lieselotte. Die Geschichte einer Primanerin. Köln: Schaffstein 1931. 223 S. Lw. 5,50.

Lieselotte Lieber ringt in ihrer durch die Wirtschaftsnot gehemmten Berufsentscheidung um einen Lebenssinn, „der eines vollen Einsatzes wert ist". „Ihr war die Welt und das Leben so erfüllt von Möglichkeiten geworden, so überreich an Aufgaben, daß es ihr am wichtigsten erschien, erst einmal ihre Kräfte zu sammeln". Das Jahr vor dem Abitur fordert von ihr aber zu der doppelten Anspannung in der Schule noch schwere häusliche Pflichten, in die sie sich mit Mühe schickt. Sie erlebt zum ersten Mal die Spannung zwischen zwei unaufschiebbaren Aufgaben und zugleich den Konflikt zwischen individueller Lebensgestaltung und selbstloser Aufopferung. Aber sie bringt die Kraft auf, diese seelischen Spannungen auszuhalten. Dadurch und durch die Freundschaft mit einem Altersgenossen, der noch härter als sie um die bloße Existenz kämpfen muß, kommt sie zu der Einsicht, „daß sie aus der Fülle des Lebens nicht nur schöpfen und gewinnen, sondern auch verschenken darf". Erst jetzt findet sie ein Ziel im juristischen Studium, das für sie seinen Sinn nicht aus sich selbst erhält, sondern als Dienst für andere, als eine Möglichkeit, den Freund in gemeinsamer Arbeit der Verwirklichung seiner Lebensbestimmung näher zu bringen. Lieselotte ist der Typ eines heutigen, tapferen und kameradschaftlichen Jungmädchens. Die Nebenfiguren sind nicht immer ganz durchgezeichnet. Trotzdem gehört die Geschichte, der alle peinlichen Züge des üblichen „Backfischromans" fehlen, zu den erfreulichsten Jungmädchenbüchern, die in den letzten Jahren erschienen sind.

Irmgard Irmler (Frankfurt a. M.).

Miltschinsky, Margarethe: Puppe Liesels Abenteuer. Mit vier farb. Bildern von Valerie May-Hülsmann. Stuttgart: Thienemann 1931. 156 S. Hlw. 4,80.

Die Verfasserin erzählt von den Schicksalen der Puppe Liesel, die nacheinander von fünf Müttern betreut wird. Die Kinder, Traudel, Reserl, Susi, Marie und Annerl sind ganz geschickt charakterisiert. Auch die gelegentlich eingeflochtenen Belehrungen über die Umwelt, in der die einzelnen Mädchen leben, sind nicht ohne Reiz in der Darstellung auch für jugendliche Leser. Aber: Die Verfasserin schildert die Puppe Liesel als ein Wesen mit Bewußtsein und — es läßt sich gar nicht anders ausdrücken — geradezu persönlicher Stellungnahme zu den einzelnen Mädchen. Eine solche Auffassung des kindertümlichen Elements in der Darstellung muß entschieden abgelehnt werden. Die Kinder sehen in ihren Puppen, wenn sie mit ihnen spielen, sicher so etwas wie lebende Wesen. Aber es ist schlechterdings unvorstellbar, daß die Kinder in ihren Puppen lebende Wesen mit Denktätigkeit sehen sollen, denen eben nur die Eigenbeweglichkeit fehlt. Bei aller Berücksichtigung des naiven Elements im Kinde heißt diese Form der Darstellung die Phantasietätigkeit der Kinder nach einer Seite verbiegen, über die wir in unserer Kulturentwicklung vollkommen hinaus sind. Wenn in einem Buch die Verfasserin den Kindern so Gelegenheit gibt, über ihnen unmöglich Erscheinendes zu lachen, dann ist ein solches Buch für die Kinder einfach verloren. Auch die Landschaftsschilderungen sind alles andere als kindertümlich.

E. Sielaff (Stettin).

Morstatt, Else: „Kiboko". Die Geschichte eines kleinen Negerjungen, der die Welt sehen wollte. Stuttgart: Gundert 1931. 62 S. (Sammlung „Sonne und Regen im Kinderland".)

Kiboko, ein elternloser kleiner Negerjunge auf einer Insel im Indischen Ozean,

möchte gern das naheliegende Festland mit seinen Wundern kennen lernen. Wie seine Sehnsucht sich erfüllt, wie er den Urwald mit seinen Lockungen, aber auch seinen Schrecken kennen lernt, wie er daraus erlöst wird und ganz bei den bewunderten Weißen bleiben darf, das wird in frischem, kindlichem Ton erzählt, schon für Kleine verständlich und amüsant. Das letzte Kapitel zerreißt etwas die Geschlossenheit des Ganzen und hätte wegbleiben können. Die lebensvollen, lustigen Kreidezeichnungen geben dem Büchlein einen besonderen Reiz.

Hanna Boeckers (Berlin).

Naumann, Gustav: Die zwölf Abenteuer des Friedel Hoppe. 2. Aufl. Plauen i. V.: Verlag Das junge Volk 1930. 160 S. Brosch. 1,80. geb. 2,60.

Ein Wandervogeljunge, der auf Fahrt in den Harz in das Veckenstedter Waisenhaus gerät, hier drei genußvolle Knabensommerferienwochen verbringt, erzählt von den besonders eindrucksvollen Erlebnissen dieser Zeit. Gustav Naumann kennt die Jungens und ihre Lebenswelt. Das gut geschriebene Büchlein eignet sich gut für Jungens, die gern lachen und selbst gern Abenteuer jungenhafter Art bestehen. Gut zum Vorlesen geeignet. Hanna Boeckers (Berlin).

Pantelejew, L.: Die Uhr. Erzählung. Aus dem Russ. übers. von M. Einstein. Ill. Berlin: Verlag der Jugendinternationale 1930. 70 S. Hlw. 1,70.

Petjka, eines der seit der russischen Revolution elternlos umherstrolchenden Kinder, ist auf dem besten Wege, ein kleiner Verbrecher zu werden. In der Klara-Zetkin-Anstalt für defekte Jugendliche wird er langsam und unmerklich vom Geist freiwilliger gemeinschaftlicher Arbeit und frohem Kameradschaftssinn erfaßt, so daß er, als sich endlich die anfangs so ersehnte Gelegenheit zum Entweichen zeigt, gar nicht mehr weiß, warum er Gebrauch davon machen sollte. Er hat sein gesundes Gleichgewicht wiedergefunden. Unsentimental und ohne rühmende Hinweise auf den guten Geist dieser Anstalt, dabei spannend und russische Verhältnisse klar veranschaulichend ist diese kleine Erzählung. Das propagandistische Nachwort des Verfassers über Sowjetrußland würde man gern missen, da die Geschichte für sich selbst spricht und nun erst einen tendenziösen Hintergrund bekommt. Die Bilder sind, offenbar absichtlich, sehr grob gezeichnet. Für 9—11jährige Jungen und Mädchen. Elisabeth Joerden-Wernecke (Altona).

Richter, Hans: Das Mädel mit dem Steuerknüppel. Roman. Hannover: Sponholtz 1930. 220 S. Lw. 4,80.

Synnöve Heidecker, die Tochter eines Warnemünder Schiffbauers, Medizinstudentin im ersten Semester und nebenbei begeisterte und zuverlässige Seglerin, rettet auf der Rückkehr von einem mit ihren drei Freundinnen in den Stockholmer Schären verbrachten Ferienaufenthalt nachts den Führer eines verunglückten Wasserflugzeuges. Der, ein begabter junger Ingenieur und erfolgreicher Segelflieger, führt sie in die Kunst des Segelfluges ein, die sie in tüchtiger sportlicher Arbeit bald ebenso beherrscht wie das Segeln. — Der routiniert geschriebene, überaus spannende Roman zeigt in den vier so verschieden gearteten Mädchentypen und ihrem ebenso von einander abweichenden Eingehen auf die Werbungen ihrer jungen Freunde ein wahrheitsgetreues Bild der sportinteressierten und unsentimentalen Jugend unserer Tage. Er ist deshalb nicht nur ein brauchbares — freilich etwas oberflächliches — Unterhaltungsbuch für bürgerliche junge Mädchen vom 16. Jahre an, sondern auch ein beachtlicher Wegweiser für besorgte Mütter zum besseren Verständnis der ihnen rätselhaften seelischen Entwicklung ihrer Töchter. Für städtische Volks- und Jugendbüchereien.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Altona).

Scott, Gabriel: Jonas sorgt für drei. Eine Jungengeschichte. Berechtigte Übers. aus dem Norweg. Kon Käthe Miethe. Mit Zeichn. von Fritz Loehr. Köln: Schaffstein 1931. 160 S. Lw. 4,80.

Seitdem der kleine Jonas auf Sandholm, wo er mit Mutter und Großvater wohnt, eines Tages von seinen Schulkameraden seines Ungeschicks wegen weidlich

verspottet wurde, setzt er seinen ganzen Knabenehrgeiz daran, die Scharte wieder auszuwetzen. Freilich genügen seine bescheidenen Taten nicht, um ihn vor den andern Jungen als Held erscheinen zu lassen. Da hilft er mit unerschöpflicher Phantasie nach und erreicht es auf diese Weise, daß er als kühner Entdecker und tapferer Held bestaunt wird. Bald aber hat er keine Zeit mehr zu solchen kindischen Phantastereien. Das wirkliche Leben verlangt den Einsatz seiner ganzen Kraft, da er einen schiffbrüchigen Hund und einen Ferienjungen miternähren muß. Ausgezeichnet sind auch die Erwachsenen und ihr Verhältnis zu dem kleinen Jonas dargestellt. „Jonas sorgt für drei" muß zu den wenigen Kinderbüchern gerechnet werden, die von Kindern und Erwachsenen mit gleicher Freude gelesen werden. An diesem Urteil kann auch der matte Schluß der Geschichte nichts ändern. Es ist daher in allen Volks- und Jugendbüchereien am rechten Ort.

E. Sielaff (Stettin).

Tetzner, Lisa: Hans Urian. Die Geschichte einer Weltreise. Stuttgart: Gundert 1931. 156 S. Lw. 3,80.

Hans Urian ist ein armer neunjähriger Junge. Um seiner kranken Mutter und den kleinen Geschwistern Brot zu verschaffen, fliegt er mit dem Hasen Trillewipp, der seine Ohren abnehmen und als Propeller benützen kann, über den Ozean. Er kommt zu den Eskimos, zu Negern und Chinesen, erlebt zugleich die Buntheit und die Wirklichkeit der Welt und spürt vor allem den harten Zusammenhang von Arbeit, Geld und Brot. — Lisa Tetzner, die erfreulich frisch, einfach und kindertümlich erzählt, versucht bewußt eine „Mischung von Märchen, Abenteuer und Weltvagantentum aus der sozialen Struktur unserer Zeit heraus". Leider begnügt sie sich nicht durchweg mit Geschichtenerzählen. Sie fügt ganz unnötigerweise tendenziöse pazifistische und kommunistische — natürlich in die Kindersprache übertragene — Thesen ein, die den bildungspfleglichen Wert des Buches, das seiner übrigen Qualitäten wegen weiteste Verbreitung verdiente, leider erheblich herabsetzen. Für Neun- bis Zwölfjährige.

Irmgard Irmler (Frankfurt a. M.).

4. Belehrende Schriften.

Berdrow, Hermann: Vor 1813. Europas Franzosenzeit von Mitkämpfern geschildert. Mit Bildern von G. Adolf Closs. Leipzig: Hegel & Schade 1931. 180 S. Lw. 2,50.

Der Herausgeber hat aus der umfangreichen Memoirenliteratur der napoleonischen Zeit eine Anzahl Kapitel sehr geschickt und zweckmäßig ausgewählt und sie zu vier Abschnitten zusammengestellt: Die Seeschlacht bei Trafalgar — Preußens Unglücksjahre — Das Volk steht auf — Der russische Feldzug. Auf diese Weise kommt ein eindrucksvolles und lebendiges Bild jener bewegten Jahre zustande. Das Buch kann nicht nur im Geschichtsunterricht der höheren Schulen mit Vorteil verwendet werden, sondern wird auch in Jugend- und Volksbüchereien seinen Platz behaupten, weil nicht nur die heranwachsende Jugend, sondern auch der historisch interessierte Leser durch die z. T. recht lebhaften Darstellungen angezogen wird.

E. Sielaff (Stettin).

Velter, Joseph M.: Australien kreuz und quer. Fahrten durch Busch und Wüste. Ill. 183 S. Köln: Bachem 1931.

—: Wölfe, Bären und Banditen. Drei Jahre in sibirischer Wildnis. Ill. 156 S. Ebenda 1931. (Abenteuer, Länder, Helden 3 u. 1.) Je 2,90; geb. 3,90.

Die beiden Bücher Velters sind nicht ganz gleichwertig. Das erste gibt einen trefflichen Eindruck von Australien, das der Autor mit einem Kameraden in überaus strapazenreicher Wanderung in mehreren Richtungen durchquert. Es ist im Detail reizvoll, ist straff erzählt und höchst abenteuerlich. Für Jugendliche noch deshalb besonders zu empfehlen, weil es eine nachdrückliche Warnung vor allzu unüberlegten, nur der Abenteuerlust entsprungenen Unternehmungen ist. Bedauerlich ist, daß es keine festen Daten enthält und, daß der angehängte Bilderteil so unpersönlich wirkt. — Das sibirische Buch ist nicht so gut. Die vornehmlich zu

vogelkundlichen Zwecken unternommene „Expedition" erstreckt sich über mehrere Jahre, darum ist das Erzählte nicht durch das feste Band unmittelbarer zeitlicher Folge gebunden, es wird locker und ohne rechte Zucht eine Auswahl von Einzelerlebnissen gegeben, die wohl abenteuerlich, z. T. auch charakteristisch für das Land ist, die aber als Ganzes torsohaft wirkt. Von den Bildern gilt das gleiche wie oben. Knaben am Ende des Indianeralters werden die Bücher gerne lesen, doch sind sie auch für Erwachsene gut verwendbar.

J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

With, Cläre: Länder und Völker. Ein Bilderatlas in Einzelheften. Potsdam: Müller & Kiepenheuer 1930/31. — Ägypten, Australien, Indien, Mexiko, Japan je 1,50; Mittel- und Südamerika 2,—; Nordamerika 2,80; Buchausgabe Amerika (Nordamerika, Mexiko, Mittel- und Südamerika) kart. 5,—; Lw. 6,50.

Das Sammelwerk, von dem bis jetzt sieben Hefte vorliegen, will einen bildhaften Eindruck geben vom Antlitz der Erde. Geographie, Geschichte, Politik werden in die zweidimensionale Zeichenebene projiziert und durch eine schematisch-kindhafte Bildersprache veranschaulicht. Kurze, prägnante, in einer klaren Antiqua geschriebene Texte unterstreichen und verdeutlichen den Sinn der einzelnen Zeichnungen. Natürlich müssen die Verfasserin und ihr Zeichner Walter von Dresen die oft sehr komplizierten Zusammenhänge stark vereinfachen. Diese Vereinfachung führt aber nur an den wenigen Stellen zu einer einseitigen Darstellung, in denen durch die Bildersprache mehr gezeigt werden soll als Tatsachen und Ereignisse, in denen sie etwa — andeutungsweise nur — sich um die geistigen und politischen Hintergründe einer Entwicklung bemüht. Im allgemeinen muß der Beschauer selbst die Folgerungen ziehen, die in den Tafeln selbst nicht gegeben werden können. Die leicht faßlichen Skizzen werden Kinder und Erwachsene zu vielen Fragen anregen. Sie können damit an ihrem Teil zur Schulung des politischen und wirtschaftlichen Denkens beitragen. Darum sollten die Hefte in keiner Jugend- und Schülerbücherei, aber auch in keiner Erwachsenenbücherei fehlen. Kinder werden freilich ohne mündliche Anleitung nicht immer mit den Bildern fertig werden.

G. A. Narciß (Breslau).

Gail, O. W.: Wir plaudern uns durch die Physik. Mit 104 Zeichn. von Hermann Blank. Stuttgart: Thienemann 1931. 67 S. Hlw. 2,—.

Ein unterhaltsamer Streifzug durch das Reich der Physik, der sich jeweils den fesselndsten Gebieten zuwendet; durchweg frisch und lustig in allem, was angerührt wird. Bemerkenswert ist die kindertümliche Sprache, die alle unübersichtlichen Wendungen vermeidet. Dabei werden auch Dinge behandelt, die für manchen Erwachsenen eine harte Nuß sein würden. Besonders zu loben sind die Zeichnungen, die so gar nichts mit den steifen Physikbuchbildern alter Tage zu tun haben. Köstlich auch die Schlußüberlegung, was alles geschehen würde, wenn die Erde sich schneller drehte. — Ein ungemein zum Denken anregendes Buch für Knaben von etwa 10 Jahren ab (und auch für Erwachsene, die den Reiz einer lustig-nachdenklichen Stunde zu schätzen wissen), dem weiteste Verbreitung zu wünschen ist.

C. Barth (Stettin).

Hager, E.: Wir lernen installieren. Mit 2 Modellbogen. Ravensburg: Maier 1931. 72 S. Kart. 2,25.

Ein Bastelbuch aus der Sammlung „Spiel und Arbeit", das dem jugendlichen „Elektriker" zur Hand geht, wenn er selbst einfache Klingel- und Meldeanlagen im Hause einrichten will. Die elektrischen Läutewerke, die verschiedensten Kontakte, die Stromquellen und die Schaltungen werden klar und verständlich besprochen, die Arbeitsweisen für das Installieren so geschildert, daß auch der Anfänger mit Aussicht auf Erfolg an die Arbeit gehen kann. Die beiden Modellbogen geben eine Fülle von Einzelaustragungen und Schaltschemen. — Für Jugendliche von etwa 14 Jahren ab geeignet. Wegen der Modellbogen kommt das Buch mehr für den Eigenbesitz in Frage. C. Barth (Stettin).

Kloß, Erich: Auf Leben und Tod im deutschen Walde. Ill. von Moritz Pathé. Leipzig: F. Schneider 1930. 103 S. Hlw. 2,50.

In spannenden skizzenartigen Geschichten werden die bekanntesten Tiere des deutschen Waldes — Hasen und Füchse, Rehe und Kaninchen, Eichhörnchen und Ringeltauben, Spechte und Zaunkönige, zum Schluß der Maikäfer — so vorgeführt, daß in jeder die Lebenseigentümlichkeiten eines bestimmten Tieres, seine Stellung zu den anderen, besonders zu seinen Feinden, unauffällig belehrend deutlich werden. Die Bilder (zwei bunte) und einige Zeichnungen sind gut und ausdrucksvoll. Schon für 8—10jährige Jungen und Mädchen.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Altona).

Meyer, A.: Knips das Licht an! Langensalza: Beltz 1931. 80 S. Kart. 1,50.

Meyer plaudert über die Erzeugung und Fortleitung des elektrischen Stromes, über seine Besonderheiten, die sich aus der Stromstärke und Spannung ergeben, über Kurzschluß, Umformung, elektrische Arbeit und Leistung. Die Darstellung ist gut verständlich, durch Gleichnisse aus dem täglichen Lebenskreis unterstützt. Eine ganze Menge Abbildungen, teils von Druckstöcken bekannter Elektrofirmen, sind beigegeben. — Das Buch kommt für interessierte Schüler allgemeinbildender Schulen von etwa 14 Jahren ab in Frage. C. Barth (Stettin).

Naturbuch für die Jugend. Hrsg. von Hanns Günther. Zürich: Rascher & Cie. 1931. 208 S. Lw. 4,80.

Eine Sammlung von Aufsätzen verschiedener Verfasser, die Einzelgebiete aus der Sternkunde, der Körperbaulehre, der Heilkunde, der Tierkunde und der Pflanzenzüchtung in leichtverständlicher und fesselnder Form dem jugendlichen Leser nahebringen. Eine Reihe von Textbildern und Tafeln sorgen für die anschauliche Verdeutlichung. — Jugendliche von etwa 12 Jahren ab, die Natursinn haben, werden mit Gewinn und Freude die hübschen Darstellungen lesen. Für Jugendbüchereien aller Art geeignet. C. Barth (Stettin).

Hensel, Walther: Strampedemi. Mit Holzschn. von A. Niemann. Kassel: Bärenreiter-Verlag 1929. 175 S. Kart. 1,80. Lw. 2,80.

„Ein Liederbuch von Jungen-Trutz und -Art" wendet sich an singende Jungenkreise mit einer reichen Auswahl namentlich alter Marschier- und Wanderlieder. Von größter Schlichtheit und Formenstrenge, meist zweistimmig gesetzt, z. T. mit Hensels eigenen Weisen. Das Buch mit seinen leicht gesetzten und meist mit Begleitbuchstaben versehenen Sätzen füllt eine fühlbare Lücke aus.

Margarete Lülmann (Berlin).

Der Jungbrunnen. Hrsg. von Adolf Seifert. Kassel: Bärenreiter-Verlag 1930. 112 S.

Dieses „Liederbuch für die Schule" enthält eine gute Auswahl aus dem Liedgut der Singbewegung: neuere und ältere Volkslieder in ein-, zwei- und dreistimmiger Fassung, teilweise mit Instrumentalstimmen; ferner leichte Kanons sowie neuere Weisen von Hensel, Knab u. a. Die mehrstimmigen Sätze sind leicht auszuführen und sehr sangbar, so daß das Bändchen auch für Kreise außerhalb der Schule zu empfehlen ist. Margarete Lülmann (Berlin).

Koch, Rudolf: Das Schreibbüchlein. Eine Anleitung zum Schreiben. Mit Holzschn. von Fritz Kredel. Kassel-Wilhelmshöhe: Bärenreiter-Verlag 1930. 48 S. Brosch. 2,80.

Das vornehm gedruckte Büchlein ist nicht etwa mit einer Vorlage zum Schönschreiben zu verwechseln. Es will den Formenreichtum der lateinischen und deutschen Druckschrift zeigen und für die Schriftkultur auswerten. Es gibt in ganz einfacher Form Anweisung, wie man allmählich auch die schwierigen Formen beherrschen lernt. Bei den zahlreichen Schriftbeispielen ist überall Wert darauf ge-

legt, den Benutzer zur Einsicht in die ästhetische Wirkung des Schriftbildes zu führen. Wer Wert darauf legt, ein Hausbuch oder eine Familienchronik zu führen und dabei auch äußerlich mehr als das rein Stoffliche haben will, wird die Anweisungen des Büchleins mit Vorteil benutzen. E. Sielaff (Stettin).

Kleine Mitteilungen.

Die „Deutsche Buchgemeinschaft" stiftet! Daß es unter den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen auch den Buchgemeinschaften schlecht geht, kann nicht geleugnet werden. Auch hier stockt der Absatz wie allenthalben. Wie er wieder in Fluß gebracht werden könne, darüber zerbrechen sich seit geraumer Zeit mit wenig Erfolg die genialsten Wirtschaftspolitiker den Kopf. Und doch ist die Sache recht einfach, wenn man sie nur geschickt genug anfaßt, wie es die „Deutsche Buchgemeinschaft G. m. b. H." jetzt tut. Um es gleich zu sagen: Sie kommt daher in der Verkleidung des hilfsbereiten Biedermannes. Sie will der deutschen Jugend helfen und findet sofort geöffnete Ohren, wo sonst die Taubheit in Permanenz herrscht; denn Deutschlands Hoffnung ist Deutschlands Jugend. Körperliche Ertüchtigung der Jugend, Sport und Jugendwandern ist heute große Mode. Zum Jugendwandern gehören Jugendherbergen und selbstverständlich gibt es auch dafür wie für alles eine sogenannte „Dachorganisation", den „Reichsverband für deutsche Jugendherbergen". An ihn muß man nun herantreten und ihm klarmachen, daß in den Jugendherbergen zunächst einmal Bücher fehlen — (von denen die „Deutsche Buchgemeinschaft G. m. b. H." zu viel hat). Schleunigst schafft man Abhilfe durch ein „Bücherstiftungswerk zugunsten von Jugendherbergen, Jugendheimen und Jugendbüchereien". Das „Stiftungswerk" sieht aber so aus: „Für jedes ihr neu zugeführte Mitglied stiftet die Buchgemeinschaft ein Buch aus ihrer Auswahlreihe in Ganzleinen im Werte von 5,— RM (für ihre Mitglieder kostet es in Halbleder 4,20 RM und im öffentlichen Handel zum Teil in Leinen nur 2,85 RM) kostenlos in einen Bücherstock, aus dem die Verteilung an die Jugendherbergen erfolgt. Die Jugendbüchereien werden um soviele Bände bereichert, wie der „Deutschen Buchgemeinschaft G. m. b. H. neue Mitglieder zugeführt werden". Es wird also gestiftet nach dem Grundsatz: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Der Werber erhält kostenlos Drostes „Judenbuche" oder Hauffs „Karawane", die er hoffentlich noch nicht kennt und die er in jedem Buchladen für ein paar Groschen kaufen kann. Nach den Ratschlägen der „Buchgemeinschaft" geht man bei der Werbung so vor: Man wirbt 1. „im eigenen Kreise. Ich halte Umschau. Jeder Freund, jede bekannte Familie soll für die Buchgemeinschaft gewonnen werden". Man wirbt 2. „im Kreise der Freunde der Jugend, überall, wo Frauen und Männer zusammenkommen, denen das Wohl der Jugend am Herzen liegt" (und denen nun auch das Wohl der Buchgemeinschaft daran gelegt werden soll). 3. „das Wichtigste: Jugend hilft der Jugend!", denn „Jugend ist so leicht für wahrhaft Gutes zu begeistern". Das Stiftungswerk entpuppt sich also so allmählich als Selbsthilfe der Jugend. Der Jugendliche, der dazu in der Lage ist, könnte zwar ebenso gut der Herberge oder der Bücherei seines Bezirkes ein aus dem freien Handel bezogenes Buch eigener Wahl stiften, aber was hätte dann die Buchgemeinschaft davon. 4. „Bist du selbst, ist dein Ortsausschuß für Jugendpflege, dein Verein, deine Gruppe schon Mitglied?" Man sieht's, das ganze Deutschland soll es sein, nämlich Mitglied der „Deutschen Buchgemeinschaft G. m. b. H."; denn „unser Ziel ist: 50 000 Bände besten Lesestoffes der Jugend zuzuführen" — (und 50 000 neue Mitglieder zu erhalten). Für diese 50 000 Stiftungsbände stehen in der Auswahlreihe der Buchgemeinschaft aus dem überreichen deutschen Schrifttum nur 157 Werke Schönliteratur, 67 Werke populärer Belehrung und 11 Jugendschriften zur Auswahl bereit, wozu noch bemerkt werden muß, daß sich bei vorsichtiger Schätzung etwa die Hälfte dieser Produktion nicht für die Jugend eignet. Bei dieser geringen Auswahl wird es sich also ereignen, daß gegebenenfalls jede Jugendherberge mit Hilfe der Buchgemeinschaft so ziemlich den selben Bestand erhält, und der wandernde Jugendliche hat wenigstens den Vorteil, daß er die in der Herberge A begonnene Lektüre in der Herberge B und C fortsetzen kann. Ob die deutsche Jugend von Rolland „Meister Breugnon", von Lewis „Sam Dodsworth", von Heinrich Mann

„Mutter Marie", Pontens „Babylonischen Turm", Gerhart Hauptmanns „Buch der Leidenschaft" braucht, wie es die von aller Literaturpädagogik unbeschwerten Geschäftemacher der „G. m. b. H." in ihrer Ankündigung behaupten (sie nennen darin mit großer Geste summarisch die Autorennamen, ohne das in der Auswahlreihe vorhandene Einzelwerk anzugeben), das kann wohl ohne weiteres verneint werden, und besonders verneint werden im Hinblick darauf, daß der deutsche Jugendschriftenverlag in seiner Mehrheit es gerade in den letzten Jahren an vielfacher Qualitätsleistung nicht hat fehlen lassen. Mit besonderem Bedauern sei schließlich noch die Tatsache von entscheidender Bedeutung vermerkt, daß neben einigen Volksbildnern, die in dem recht umfänglichen und üblichen Ehrenausschuß ihre Namen verzeichnet haben, nicht weniger als fünf Länderministerien sich als Vorspann für dieses „Stiftungs"werk haben benützen lassen und daß auch der Herr Reichspräsident bona fide dem „nützlichen Beitrag zur Jugenderziehung einen guten Erfolg" wünscht, woran bei so viel Unterstützung durch leichtgläubige Prominenz leider nicht zu zweifeln ist. H. R.

Bekanntmachung betr. Preußische Prüfungen für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken und für den Dienst an volkstümlichen Büchereien. Im Frühjahr 1932 finden statt: 1. eine Prüfung für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken und für den Dienst an volkstümlichen Büchereien nach der Prüfungsordnung vom 24. September 1916 vor der bisherigen Prüfungskommission, 2. eine Prüfung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien und 3. im Bedarfsfall eine Prüfung für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken, beide auf der Grundlage der Prüfungsordnung vom 24. September 1930. Die Prüfung nach der Ordnung von 1916 beginnt voraussichtlich Mittwoch, den 24. Februar. Wenn zwei Einzeltermine nötig sind, beginnt der zweite voraussichtlich Mittwoch, den 9. März; in diesem Fall bleibt die Verteilung der Anwärter auf die beiden Termine vorbehalten. Die Prüfung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien beginnt Dienstag, den 12. April, im Bedarfsfall die Prüfung für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken voraussichtlich Dienstag, den 5. April. Sämtliche Prüfungen finden in der Staatsbibliothek in Berlin statt. Gesuche um Zulassung nebst den erforderlichen Unterlagen sind für die Prüfungen nach der Ordnung von 1930 bis zum 5. Januar 1932, für die Prüfung nach der Ordnung von 1916 bis zum 26. Januar 1932 an den Vorsitzenden des Staatlichen Prüfungsausschusses für das Bibliothekswesen in Berlin NW 7, Unter den Linden 38, einzureichen. Für die Stenotypieprüfung hat jeder Prüfling sich die Maschine selbst und auf seine Kosten zu beschaffen. — Berlin, im September 1931. Der Vorsitzende des Prüfungsausschusses: Dr. Krüß.

Die sächsischen Prüfungen I. für den höheren, II. für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken finden in Leipzig statt: I. für den höheren Dienst am Donnerstag, den 25. Februar 1932, und den folgenden Tagen, II. für den mittleren Dienst am Montag, den 22. Februar 1932, und den folgenden Tagen. Gesuche um Zulassung sind nebst den erforderlichen Nachweisen [Bekanntmachung vom 24. September 1917 und vom 20. August 1919 im Jahrbuch der Deutschen Bibliotheken 14 (1920) S. 202 und 193] für die unter I genannte Prüfung bis spätestens Donnerstag, den 14. Januar 1932, für die unter II genannte Prüfung bis spätestens Montag, den 11. Januar 1932, an den Vorsitzenden des Prüfungsamtes, Bibliotheksdirektor Professor Dr. Glauning, Leipzig C 1, Universitäts-Bibliothek, Beethovenstr. 6, einzureichen. — Sächsisches Prüfungsamt für Bibliothekswesen.

Congrès international de la lecture publique. Zu Beginn dieses Jahrganges (S. 79) teilten wir unseren Lesern die Einladung des „Vereins französischer Bibliothekare" zu einem internationalen Volksbüchereikongreß in Algier mit. Soeben ist nun unter dem Titel „La lecture publique" (Memoires et voeux du congrès international d'Alger") im Verlag von E. Groz in Paris ein 505 Seiten starker, mit einigen Abbildungen geschmückter Sammelband erschienen, der die auf dem Kongreß gehaltenen Vorträge, vermehrt um einige Referate aus solchen Ländern,

die keine Kongreßteilnehmer hatten schicken können, enthält. Als Herausgeber zeichnet der Sekretär des Kongresses und des Vereins französischer Bibliothekare Henri Lemaître, dessen Ansprache auch den Band eröffnet und den Leser von vornherein darüber orientiert, warum der Verein einen solchen Kongreß nach Algier einberufen habe. Besonders charakteristisch ist ferner der von echt französischem Temperament und Esprit aufs liebenswürdigste belebte „Discours“ des derzeitigen Unterrichtsministers Mario Roustan, der keinen Zweifel darüber läßt, wieviel in Frankreich auf dem Gebiet des Volksbüchereiwesens nachzuholen ist, und der einige Andeutungen macht über die Pläne zu einem Büchereigesetz. Von den übrigen Beiträgen (es sind gegen 40) werden den deutschen Fachmann am meisten interessieren die Referate von Gabriel Henriot über die städtischen Büchereien von Paris, von Marguerite Gruny über „L'Heure Joyeuse“, eine Pariser Kinderbücherei mit Lesesaal nach amerikanischem Muster (Freihand, Dezimalklassifikation, Erzähl- und Vorlesestunden), von Charles Depasse über die öffentlichen Büchereien in Belgien, von Robert L. Hansen über dänische Zentralbüchereien, von Ettore Apollini über die Volksbüchereien in Italien und von F. Koßmann über die Volksbüchereien der Niederlande. Der Unterzeichnete hat auf Wunsch der Kongreßleitung einen kurzen Überblick über die Büchereifragen, die uns in Deutschland während der letzten Jahre am meisten beschäftigt haben, (in der Übersetzung von Lemaître) beigesteuert. Er sollte vor allem auch manchen Mißverständnissen begegnen, denen die spezifisch pädagogische Einstellung unserer deutschen Büchereiarbeit erfahrungsgemäß im Auslande immer wieder ausgesetzt ist. — Zur Ergänzung unseres Wissens über das Büchereiwesen der nicht angelsächsischen Länder wird der vorliegende Band sicher manchem deutschen Kollegen willkommen sein.

E. Ackerknecht.

Lesefrüchte.

Neue amerikanische Büchereigebäude. Im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ hat kürzlich (in Nr. 99) Prof. Dr. Richard Oehler auf Grund einer vierwöchentlichen Büchereireise durch Nordamerika mitgeteilt, wie außerordentlich rasch dort seit dem Weltkriege die äußere Entwicklung des Büchereiwesens fortgeschritten sei. Insbesondere seien eine Unmenge neue Büchereigebäude „wie Pilze aus der Erde geschossen“. Unter ihnen scheinen wiederum am interessantesten die Hochhaus- oder Turmbauten zu sein, die offenbar die große Mode der letzten zehn Jahre waren. Als einen vollkommenen Typ dieser Gattung rühmt Oehler die in modernem Stil erbaute Bibliothek der Yale-Universität in New Haven (Connecticut). Er sagt von ihr:

„Das Büchermagazin erhebt sich in der Mitte eines Komplexes von Gebäuden, Höfen, Vorräumen, Hallen, ist etwa 50 m hoch, etwa 45 m tief und etwa 35 m breit. Diese mit einem fabelhaften Aufwand im Äußeren und für die Ausstattung im Innern errichtete Großbibliothek hat nicht weniger als rund 8 Millionen Dollar gekostet! Glückliche Bibliothekare in Amerika! Das Bücherhochhaus kann 3 Millionen Bände fassen. Dazu besteht noch organische Erweiterungsmöglichkeit. 2000 Leser können gleichzeitig im Gebäude Platz finden. Vom fachmännischen Gesichtspunkt aus ist die Bibliothek ausgezeichnet konstruiert: Die Räume liegen so günstig zueinander, daß der Organismus sehr gut funktionieren kann. Das konnte im Herbst letzten Jahres schon festgestellt werden, als die Bibliothek schon bezogen war und arbeitete, obwohl der Hauptlesesaal und einige andere Räume baulich nicht fertig waren. Wenn nun der Vermehrungsetat auch noch der äußeren Größe und Pracht entspricht — es scheint so —, dann wird diese Bibliothek einmal nicht nur weit über Amerika, sondern auch nach Europa hin leuchten.“

Auch von einer Public Library mit Turm weiß Oehler zu berichten, nämlich von der neuen Public Library in Los Angeles. Ihr 60 m hoher Turm, der in der Mitte des ganzen (natürlich niedrigeren) Gebäudekomplexes liegt, enthalte jedoch keine Bücher, sondern bilde als riesige Rotunda eine Art Verkehrszentrum, um das herum die Büchermagazine nebst den jeweils sachlich zu ihnen gehörenden Lesesälen liegen.

Drei große Büchereien der Nachkriegszeit, nämlich die Neubauten der Public Libraries von Detroit (1921), Cleveland (1925) und Philadelphia (1927) seien aber nach dem alten Typ der bekannten Public Libraries in New York und Boston gebaut.

Im übrigen rechnet Oehler die Public Libraries als solche „durchaus" zu den wissenschaftlichen Bibliotheken; sie seien aber zugleich „die Zentren des Volksbüchereiwesens", da „von ihnen aus die zahlreichen Branch Libraries in den großen Städten organisiert werden". Hoffentlich wird Oehler bald an anderer Stelle ausführlicher mitteilen, welche Wahrnehmungen über die organisatorischen Innenverhältnisse der amerikanischen Public Libraries und über deren pädagogische und wissenschaftliche Ziele er bei seiner Studienreise gemacht hat.

Übrigens sagt er am Schluß, man höre in Deutschland häufig die Meinung: „Schon gut, sie haben in Amerika schönere und reichhaltigere Bibliotheken als wir, mit herrlichen Inneneinrichtungen; aber sie wissen noch nichts damit anzufangen" und bemerkt dagegen: „Nach meinen Erfahrungen ist das grundfalsch! Noch lebhaftere Bewegung in der Benutzung als z. B. in der Public Library in New York, selbst am hellen Vormittag inmitten des wildesten Geschäftstrubels, kann ich mir kaum vorstellen. Und ungefähr so war es überall da, wo ich Beobachtungen anstellen konnte. Die entsprechenden Leistungen werden sich als Ergebnisse dieses Lerneifers vielleicht schneller einstellen, als wir in Europa ahnen." Liegt hier nicht ein Mißverständnis bezüglich der kritischen Einstellung deutscher Kollegen gegen die amerikanischen Büchereiverhältnisse vor? Die Stärke der Benutzung der amerikanischen „Großbibliotheken" (wie Oehler sie treffend nennt) ist doch wohl nirgends von einigermaßen sachkundigen deutschen Bibliothekaren in Zweifel gezogen worden, und auch den „Lerneifer" sehr weiter Kreise der Bevölkerung amerikanischer Städte wird keiner von uns bezweifeln. Vielmehr geht es uns um die Frage, ob mit den ungeheuren Mitteln, die in Amerika dem öffentlichen Büchereiwesen zur Verfügung stehen, entsprechende volksbildnerische Wirkungen *im Sinn der Ideale unserer deutschen Bildungspflege* erzielt werden. Wobei wir übrigens gut daran tun, das was wir in dieser Richtung — mit unseren freilich sehr bescheidenen Mitteln — wirklich erreicht haben, nicht zu überschätzen: Je strenger wir gegen alle selbstgefälligen Illusionen bezüglich der Tiefenwirkung unserer eigenen Arbeit sind, desto berechtigter ist unsere achtungsvoll *kritische* Einstellung gegen die bibliothekarischen Rekordleistungen Amerikas. A.

Rundfunkeinnahmen als Nothilfe für gemeindliche Bildungspflege. Wie aus einem Aufsatz des Breslauer Büchereidirektors Lic. Moering in der Vossischen Zeitung vom 3. November hervorgeht, hat der Kulturbeirat der Schlesischen Funkstunde einstimmig beschlossen, den Reichsinnenminister zu bitten, „die Erträge der Sendegesellschaften ausschließlich für kulturelle Zwecke zu verwenden". Erfreulicherweise denkt der Verfasser (und hoffentlich also auch der Kulturbeirat) bei diesem Beschlusse vor allem auch an die Einrichtungen gemeindlicher Bildungspflege, die jetzt in Gefahr sind, der brutalen Zwangsläufigkeit des auf den Punkt des geringsten Widerstandes gerichteten Sparsystems zum Opfer zu fallen. Er sagt dort unter anderem: „Es hat keinen Zweck, wenn der Reichsinnenminister z. B. einen Erlaß herausgibt, welcher die Städte ermuntert, Volksbüchereien und Volkshochschulen nicht abzubauen, sondern weiter zu unterhalten. Ein solcher Erlaß ermuntert nicht, sondern verbittert. Die belasteten Städte sind am Ende ihrer Kraft. Forderungen zu stellen, ist leicht, ihre Erfüllung aber ist unmöglich. Fraglos wird das Reich dasselbe erwidern, wenn man finanzielle Forderungen an die Adresse der Reichsregierung richtet. In der Tat müssen die Leistungen des Reiches begrenzt werden, nach irgendeinem Maße müssen sie sich richten. Hierfür bieten sich aufs glücklichste die Rundfunkerträge an. *Soviel das Reich durch die Sender einnimmt, soviel weise es kulturellen Einrichtungen zu.*" — Hoffentlich hat die Anregung Erfolg, trotzdem der Reichspostminister begreiflicherweise alles aufbieten wird, um die Einnahmen seines Ressorts nicht in andere Kanäle leiten zu lassen.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. J. Beer, Frankfurt a. M., Stoltzestr. 18/24. Direktion der Städt. Volksbüchereien. — Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei.
Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin.

Die Dorfbücherei

Beilage zur „Bücherei und Bildungspflege"

Missionsbücher.

Die vorliegenden neueren Missionsbücher, die sowohl die katholische wie die evangelische Heidenmission berücksichtigen und, von verschiedenen Lebensgebieten ausgehend, naturgemäß die verschieden geartete Lebensarbeit und Gesinnung ihrer Verfasser — Missionare und Ärzte — widerspiegeln, erreichen in der Darstellung dennoch vollkommen das gleichgesetzte Ziel: dem gläubigen, unbefangenen oder kritisch eingestellten Leser der europäischen Kulturwelt einen Begriff von dem Wesen der Mission zu vermitteln, jener großen zündenden und treibenden Glaubenskraft im Menschen, die sich im Tatchristentum, in der großen Liebesarbeit zum Wohle des Nächsten, und in jener steten, lauteren Verkündigung des Gotteswortes auswirkt, die auch bei den unwissenden, primitiven Kulturvölkern der Erde Achtung und Ehrfurcht auslöst. Das Ziel aller Heidenmissionsarbeit, das in unzähligen Erlebnissen und Ereignissen aus allen Teilen der Missionsbezirke sichtbar wird, ist: „das Licht der Welt" in die Nacht des Heidentums zu tragen in jenem doppelten Sinne: durch Lehre und geistige Erziehung die lebenslang drückende Furcht vor Aberglaube, Zauberei und Gespensterwesen zu zerstreuen und die Seelen für jene reine, aller Dämonie baren Gläubigkeit zu gewinnen, wie sie unter den Religionen der Erde allein vom Christentum gelehrt wird; fremde Völker auf eine bessere, gesündere und auch freiere Kulturstufe zu heben, ohne das Leben, zu dem sie durch Landschaft und Klima bestimmt sind, zu verändern.

Die gute Missionserzählung ist nicht nur der Ertrag schöpferischer Arbeit, die von einer Persönlichkeit durchlebt und durchdrungen ist, nicht nur Vermittlerin ethischer Werte; durch ihre besondere Art der Darstellung erschließt sie auch Kindern und Jugendlichen ihre religiösen Inhalte und führt und festigt sie im Sinne dieser Inhalte. Sie bringt ihnen die Grundzüge christlicher Erkenntnis in dogmenfreier Form, befriedigt in hohem Maße die kindliche Phantasie, da sie Gegenwärtiges und Aktuelles mit der Vorliebe des Kindes für Bewegung und Betätigung verbindet; sie führt es zu einer bestimmten, aufs Wesentliche gerichteten Wertung der Dinge, die ihm umso mehr einleuchten, als die Welt der primitiven Völker seinem Verständnis näher liegt, denn die komplizierte Welt der Erwachsenen.

Genz-Vetter, Chr.: Helden und Pfadfinder. Der Jugend Missionsbuch. Dresden-Klotzsche: Oskar Günther Verlag 1926. 187 S. Lw. 4.50.

Für jugendliche und erwachsene Leser der Dorfbücherei geeignet, weil schlicht, anschaulich und recht ansprechend erzählt; in der Weise, daß auch dem einfachen Menschen sich die unmittelbare Erkenntnis einprägt, welche Summe von zündender und wirksamer Menschenliebe, von Glaubenskraft und Sieghaftigkeit dem Leben gegenüber die ersten Missionspioniere — oft schlichte Bauernsöhne — in Indien, China, Südseeinseln, Afrika und Amerika im 18.—19. Jahrhundert aufbrachten, um die farbigen Völker für den christlichen Glauben zu gewinnen. An 16 kurzen Geschichten, die den Leser mitten in das Leben des jeweiligen Missionars hineinstellen und von den realen Lebensverhältnissen in seinem Missionsgebiet berichten, sieht er immer wieder, wie die Kraft einer gewaltigen geistigen und geistlichen Idee allen Widerstand von dumpfem Aberglauben und menschlicher Feindseligkeit zu überwinden vermag. Elisabeth Rall (Schneidemühl).

Boxler, Karl: Ruinen und Urwälder. Erlebnisse eines Indianermissionars. Mit Abb. Köln-Einsiedeln: Benziger & Co. 1928. 194 S. Lw. 6.—.

Ausschließlich für katholische Dorfbüchereien, allen Leserkreisen, auch Jugendlichen zugänglich. Einfach und spannend erzählt der Verfasser, ein Schweizer, aus seiner Missionstätigkeit: Wie er im Dezember 1923 Augenzeuge gewaltiger Erdbeben in südkolumbianischen Hochlanddörfern war, das tiefe geistige und körperliche Elend seiner betroffenen Gemeinden miterleben mußte und, selbst tief erschüttert,

in dieser schweren Naturkatastrophe göttliches Walten und Wesen erkennt. An diese, von starker katholischer Religiosität getragene Erzählung schließt sich eine zweite an, die von einer gewagten Missionsexpedition berichtet, die der Verfasser im gleichen Jahre in die noch unbekannten Urwälder am Stillen Ozean unternehmen mußte, um Neger- und Indianerdörfer zu suchen, die noch nie einen Priester gesehen hatten. — Das Buch ist als volkstümlich gehaltene Missionserzählung durchaus zu empfehlen. Elisabeth Rall (Schneidemühl).

Fräßle, Joseph: Meine Urwaldneger. Freiburg: Herder 1928. 244 S. Lw. 6,—.

Sehr wohlgelungen, mit der Gabe des schlichten, klaren und beredten Erzählers, der den Ton echter Volkstümlichkeit zu treffen weiß, berichtet der Verfasser, ein katholischer Pater, von seiner erlebnisreichen Missionsarbeit bei den Negerstämmen am oberen Kongo. Ausgerüstet nur mit den geistigen Waffen seines Berufes durchzieht er den Urwald, durchquert die Flüsse im Einbaum und lernt die erhabene Großartigkeit der Wildnis kennen. Der Leser hört seine Zwiegespräche mit den Eingeborenen, sieht ihre Dörfer, erlebt ihre räuberischen Kleinkriege und langatmigen Gerichtssitzungen, hört das dumpfe Dröhnen der Baumtrommeln und den nächtlichen Gesang der Urwaldkinder. In plastischen und doch tief erfaßten Bildern schildert der Missionar, wie der christliche Glaube als höhere seelische Haltung allmählich erkannt und angenommen wird, wie auf den Glauben die ersten Anfänge des Tatchristentums folgen, ohne die gegebene Eingeborenenkultur zu verletzen. Das Buch ist von köstlichem Humor gewürzt und jedem Leser der Dorfbücherei, auch Jugendlichen, verständlich. Elisabeth Rall (Schneidemühl).

Rouquette, Louis F.: Der Geist über den Einöden. Pioniere im Norden Kanadas. Freiburg: Herder 1929. 164 S. Lw. 4,—.

Bilder aus dem Leben französischer Missionare, die im hohen Norden Kanadas, von Alaska bis Labrador und über den nördlichen Polarkreis hinaus unter kanadischen Ansiedlern, nomadisierenden Indianerstämmen und heidnischen Eskimos (seit Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zur Gegenwart) ihre Missionstätigkeit ausüben. Wunderbar klar und stark zeigt sich in den vorliegenden kleinen Skizzen die tiefe und anhaltende Glaubenskraft französischer Bauern, Winzer und Fischer, die ein bodenständiges, heimatverbundenes Dasein gegen Öde, Einsamkeit, Verzweiflung und Kälte der monatelangen Polarnächte eintauschen, auf rastlosen Wanderungen Indianer- und Eskimostämmen folgen, um ihnen das Christentum zu bringen, oder erste Ansiedler in die weiten Ebenen des Westens begleiten, um ihnen das mühselige Leben als Auswanderer zu erleichtern. Durch beispiellose Selbstverleugnung, Opferbereitschaft und Barmherzigkeit mit dem Ärmsten und Verkommensten der spärlichen Bewohner jener Gegenden, durch unentwegte Verkündigung des Gotteswortes haben jene unbekannten Priester und Laienbrüder dem Christentum ein neues Gebiet erschlossen. Sie bezeugen Geist und Gesinnung eines alten Volkes von hoher Kultur. — Das Buch wendet sich in erster Linie an katholische Leser, ist seiner Einfachheit wegen jedoch jedermann zugänglich.

Elisabeth Rall (Schneidemühl).

* *
*

Baierlein, F. R.: Bei den roten Indianern. Aufzeichnungen eines Missionars. Mit einigen Bildern. Dresden: Ungelenk. 139 S. Hlw. 2,40.

Der schmucklose Bericht eines Missionars, der um 1850 die Urwaldindianer des nordamerikanischen Staates Michigan im Christentum und zugleich im Schulunterricht, im Blockhausbau und in der Feldbestellung vorwärtsgebracht hat. Besonders sympathisch berührt des Verfassers warmes Eintreten für die Indianer, deren Sitte und Lebensweise er schildert, und die Verurteilung der brutalen Ungerechtigkeit der weißen Eindringlinge. Für Alt und Jung ein aufschlußreiches interessantes Buch über Indianerwesen ohne Abenteuerromantik.

E. Holtz (Stettin).

Geyser, Paul: Mit eisernem Willen. Eine Erzählung aus dem Leben des Indianermissionars Joh. Meyer. Stuttgart: Evangelischer Missionsverlag. 181 S. Lw. 3,—.

Das Buch bietet in gedrängter Form einen Ausschnitt aus dem Werdegang und der Betätigung eines Missionars, der einer inneren Berufung folgend, seinen Lehrerberuf aufgibt und nach Besuch der Baseler Missionsschule mit eisernem Willen und nie erlahmendem Eifer unter den Indianern Nordamerikas seine Missionsarbeit betreibt. Die Lektüre des Buches bietet keinerlei Schwierigkeiten. Auch Jugendlichen wird man sie empfehlen können, da die Darstellung reich ist an äußeren spannenden Erlebnissen. R. Kock.

Keyßer, Christian: Ajo! Ein Missionsbuch für deutsche Jugend. Nürnberg: Glocken-Verlag 1926. 239 S. Hlw. 5,—.

Diese Erzählungen eines evangelischen Missionars, der 21 Jahre lang auf der Bergstation Sattelberg in Neuguinea gewirkt hat, geben Einblick in das papuanische Volksleben, wie es sich unter dem Einfluß des Christentums seelisch zu wandeln beginnt. Die Erzählungen sind anregend, klar und verständlich geschrieben, setzen aber eine recht bedeutende geistige Mitarbeit und geübte Lesefertigkeit voraus, da der Verfasser den dargestellten Erlebnissen, seinen Erfahrungen und Arbeitsergebnissen die Kernfrage evangelischer Missionsarbeit zu Grunde legt: Wie kann die Lebensnot fremder Völker, die durch Kannibalismus und Zauberei geistig und körperlich verkommen sind, behoben werden, ohne dem einzelnen eine neue geistige Kultur aufzuzwingen, in der er, sich selbst überlassen, infolge seiner geringeren seelischen Fähigkeiten sich nicht zu halten vermag? — Die Neuguinea-Mission sucht durch genaue Landeskenntnis das Wertvolle der papuanischen Eingeborenenkultur bei ihren heranwachsenden Zöglingen und Missionsschülern zu erhalten und mit einer Erziehung zu schlichter Gläubigkeit, wie sie das Urchristentum lehrte, zu verbinden. — Das Buch verdient trotz einiger Schwierigkeiten Beachtung, weil es das Wesentliche der Aufgaben der Heidenmission deutlich erkennen läßt. Für erwachsene, in erster Linie männliche Leser der Dorfbücherei.

Elisabeth Rall (Schneidemühl).

Zum Schluß ist auf das durch seine ethische Gesinnung ausgezeichnete Missionsbuch von A. Schweitzer: Zwischen Wasser und Urwald hinzuweisen, das in dem Heft 5, Jahrgang 1931, Seite 384 der B. u. B. besprochen ist.

Elisabeth Rall (Schneidemühl).

Liebes- und Ehegeschichten.

Antonsen, Herman: Das höchste Gebot. Eine Dorfgeschichte. Aus dem Holl. übers. Amersfoort (Holland): Veen. 256 S. Brosch. 4,—. Lw. 5,50 .

In der Hauptsache geht es dem Verfasser darum, sich im Sinne katholischer Anschauung mit den Problemen der Liebe und Ehe auseinanderzusetzen, wie sie sich aus dem dörflichen Zusammenleben einer holländischen Bauerngemeinde ergeben. Im Mittelpunkt der recht lebendigen und durchaus nicht tendenziösen Handlung steht die frische, liebenswerte Gestalt eines katholischen Kaplans, der in aufrichtiger, aufopfernder Weise seelsorglich um seine Gemeinde und um ihre inneren und äußeren Nöte bemüht ist. Ein ernstes Buch, das ernsten Lesern katholischer Weltanschauung vieles zu sagen haben wird. Der unreifen Jugend wird man das Buch noch vorenthalten. R. Kock.

Gotthelf, Jeremias: Elsi, die seltsame Magd. Breslau: Hirt. Lw. 0,60. (Hirts Deutsche Sammlung Bd 23.)

Die rührende und leidvolle Liebesgeschichte eines stolzen Schweizer Mädchens, das sich trotz seiner Abkunft aus reichem Bauernhause unerkannt als Magd verdingt hat, findet ihre tragische Erfüllung erst bei einem Franzoseneinfall auf dem Schlachtfeld. Die edle und starke Mädchengestalt vermag das Gemüt nachdenklicher Leserinnen tief zu bewegen. E. Holtz (Stettin).

Höfer, Anton: Peter Zwiesewind. Ein Dorfroman. Freiburg: Herder. 145 S. Lw. 3,40.

Ein dörflicher Liebesroman, ganz anspruchslos und schlicht in Sprache und Darstellung. Der schließlich glückliche Ausgang und die Bestrafung des Bösen entspricht dem Rechtsgefühl einer naiven Leserschaft. Man wird das Buch daher mehr für einfache als für anspruchsvolle Leser, in der Hauptsache für Frauen, einstellen.

R. Kock.

Holst, Berta: Jugendlieben. Ein Roman für junge Menschen. Köln: Schaffstein 1930. 255 S. Brosch. 3,80; Lw. 5,50.

Vier Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen aus verschiedenen sozialen Schichten, verleben in demselben Hause zusammen ihre Kindheit. Nach der Einsegnung trennen sich ihre Wege, um sich später ganz wiederzutreffen. Die tüchtige lebensprühende Hulda vom Hausverwalter heiratet den stillen willensstarken, schöpferisch begabten Bertel Rosenörn und die feine, zu wohlerzogene Ingrid vom Ministerialdirektor, „eine schöne Bildsäule", gibt fast gegen ihren Willen ihrer beinahe unbewußten Neigung für den frohen, zupackenden Jens Kristian nach und wird schließlich ihm und seiner Umgebung ein verständnisvoller Kamerad. — Der Roman wendet sich in erster Linie an geistig rührige, aufgeschlossene junge Mädchen, ist aber durchaus auch als Lektüre für ältere Leser, besonders natürlich für Frauen, verwendbar.

R. Kock.

Holzamer, Wilhelm: Vor Jahr und Tag. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt. 293 S. Lw. 6,50.

Die Handlung des Romans spielt in den sechziger bis siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Die neue Zeit mit ihren technischen Errungenschaften beeinflußt stark das Leben in dem kleinen rheinhessischen Dorf, in dem die Dorth lebt, die frische Gastwirtstochter, um die sich der stille, sanfte und wenig entschlußkräftige Lehrer Vetterlein und der Jörg-Adam, der zupackende Bauernsohn, bewerben. In dem sechsundsechziger Krieg gegen Preußen müssen beide ihr Leben lassen. Jahre später erliegt Dorth der Liebe zu der willensstarken Persönlichkeit eines im Dorfe tätigen Bauingenieurs, entsagt aber dieser Liebe, da ihrer schollegebundenen Verwurzeltheit ein Leben in der Stadt unmöglich erscheint. Die dann folgende Zeit verändert viel im Angesicht des Dorfes, der Betrieb in der Gastwirtschaft geht zurück und Dorth sucht schließlich Zuflucht in einer ganz ruhigen Ehe mit einem stillen älteren Mann. — Die Lektüre des stark gefühlsbetonten Romans verlangt eine recht besinnliche Leserschaft; für ganz einfache Leser ist er schon seiner dreigegliederten, stark auf inneres Erleben abgestellten Handlung wegen zu schwierig.

R. Kock.

Meyr, Melchior: Erzählungen aus dem Ries. Auswahl. Leipzig: Voigtländer. 364 S. Lw. 3,—.

Der preiswerte Band enthält drei mit viel Humor erzählte dörfliche Liebesgeschichten, die frisch und lebendig erzählt sind und trotz ihres Alters sicher auch heute noch gern gelesen werden. Man wird die leicht lesbaren und stark gefühlsbetonten Erzählungen in erster Linie weiblichen Lesern empfehlen können.

R. Kock.

Schröer, Gustav: Der Hohlofenbauer. Roman. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt. 323 S. Lw. 6,—.

In das Problem der Überwindung der sozialen Gegensätze, die zwischen arm und reich und zwischen Stadt und Dorf bestehen, ist eine bäuerliche Liebesgeschichte verwoben, die bei allem Ernst doch recht heitere Situationen entwickelt. — Die Handlung wirkt zwar bisweilen etwas konstruiert, und die Personen sind etwas zu sehr geformt für das Problem, das sich Schröer gestellt hat. Aber trotzdem kann das Buch, das nirgends seine Absicht aufdringlich darlegt und frisch und lebendig erzählt ist, wohl empfohlen werden für Frauen, wie auch seines starken sozialen Gehalts wegen für Männer.

R. Kock.

11. Jahrgang 1931, Heft 1

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten außer-schulmäßigen Bildungsmittel
Der Blätter für Volksbibliotheken
32. Jahrgang

Herausgegeben von
E. Ackerknecht, G. Fritz, W. Schuster

Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin,
in Kommission bei Otto Harrassowitz Leipzig

Die Zeitschrift „**Bücherei und Bildungspflege**" erscheint im Jahre 1931 in 6 Heften im Gesamtumfang von 29 Bogen. Der Bezugspreis beträgt für den Jahrgang 10.— RM. Lieferung erfolgt durch jede Buchhandlung oder direkt vom Kommissionsverlage. Mitglieder des „Verbandes Deutscher Volksbibliothekare" und der Verbände, deren Organ die Zeitschrift ist, erhalten dagegen die „B. u. B." ausschließlich durch den Verlag Bücherei und Bildungspflege, Stettin, Grüne Schanze 8 — Stadtbücherei (Postscheckkonto: Stettin 9036. Verband pommerscher Büchereien) zum Vorzugspreis von 6.— RM für den ganzen Jahrgang einschließlich freier Zusendung.

Der Sitz der **Schriftleitung** ist Frankfurt a. M., Stoltzestraße 18/24, Städtische Volksbücherei (Dr. J. Beer). Dorthin sind auch alle Besprechungsstücke zu senden.

Die Zeitschrift ist Organ folgender Verbände: 1. Verband Deutscher Volksbibliothekare. 2. Freie Arbeitsgemeinschaft deutscher Volksbibliothekare. 3. Verband pommerscher Büchereien. 4. Provinzialverband brandenburgischer Büchereien. 5. Verband schleswig-holsteinischer Büchereien. 6. Verband niederrheinischer Büchereien. 7. Verband der Büchereien der Grenzmark Posen-Westpreußen. 8. Verband Deutscher Volksbüchereien Kattowitz. 9. Verband oberschlesischer Volksbüchereien.

Inhalt dieses Heftes:

Aus dem Inhalt der nächsten Hefte:

Ackerknecht, Vorlesestunden. VIII.
Fritz, Kriminalroman.
Koch, Jugendzeitschriften. II. (Schluß)
Langfeldt, Das neue dänische Büchereigesetz.
Moering, Die Arbeiterwirtschaftsschule in Peterswaldau.
Salewski, Sammelbesprechung Helene Böhlau.
Schuster, Volksbücherei und Revolutionspädagogik.

Mitteilung an unsere Leser.

Die viermal im Jahre zu unserer Zeitschrift erscheinende und von Dr. R. Kock (Schneidemühl) redigierte Beilage „Die Dorfbücherei" erscheint wie im voraufgegangenen Jahrgang so auch im diesjährigen zum ersten Mal in Heft 2.